UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1911

urn:nbn:de:hbz:466:1-81131

Visual Library

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht" 1911.

I. Gedichte.

Seite

Neujahrsgruß . . . 2
Es reitet gar schnell der Tod . . . 26
Mutter . . . 50
Das Hauskreuz . . . 57
Das Mutterherz . . . 66
Ein betend' Kind . . . 66
Palmsonntag . . . 74
Mein Glück . . . 92
Unter Marias Schutzpanier . . . 98
Im Mai . . . 113
Maria, maris stella . . . 113
Am Sonntag war's gewesen . . . 114
Emaus . . . 114
Beim Gottesmahl gewesen . . . 122
Meine Träume gehen wandern . . . 138
O Roma . . . 146
Magnifikat . . . 165
Vor dem Heiland . . . 165
Schön wie der Mond . . . 170
Sparen . . . 191
Warte nur . . . 194
Der geheimnisvolle Weinstock . . . 218
Das Lied vom Rosenkranz . . . 234
Wenn du noch eine Heimat hast . . . 242
Notre Dame de la garde . . . 258
Kindheit . . . 266
Am Wasser . . . 282
Die kleinen Schwarzen an der Krippe . . . 283

II. Missionsnachrichten.

Die Anfänge des Christentums am Kongo 64. 74. 102. 122. 148 172. 194. 224. 244. 269
Mariannhill: Neujahrswunsch . . . 3
In der neuen Heimat . . . 15
Einkleidung und Profeß . . . 77
Weihnachtsfeier . . . 90
Weihe an's göttliche Herz Jesu . . . 132
Primizfeier . . . 196
Fronleichnamsfest . . . 246
Hoher Besuch . . . 246
An unsere edlen Wohltäter . . . 283
Aloysianum (Lohr) . . . 136. 166
230. 277
St. Anna . . . 133
St. Augustin: Ein blinder Mann . . . 133
St. Bernard: Blitzschlag . . . 198
Mission am Inhlazuka-Berg . . . 231
Czenstochau: Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben 15. 26. 88
Opferleben und Opfertod . . . 44
Grundsteinlegung der neuen Kirche . . . 55
Lasset die Kleinen zu mir kommen . . . 94
Aus dem finstern Heidentum . . . 144
Unser Marienhaus . . . 176
Mein europäischer Freund . . . 199
Herzliches „Vergelt's Gott" . . . 202
Volksmission . . . 227
Kommunionfeier . . . 239
Ein taubstummes Kaffernmädchen . . . 249
Brave Kinder sind Engeln gleich . . . 250. 272
Eine grause Tat . . . 288
Citeaux: Unsere Missionskapelle . . . 226
Ausflug nach St. Hugo . . . 248
Clairvaux: Schöner Hochzeitstag . . . 103
Große Gnadentage . . . 128
Um des Glaubens willen . . . 153
Volksmission . . . 198
Einsiedeln: Origineller Streit . . . 14
Neue Mission und Katechesenstelle . . . 126
Emaus: Bilder aus dem Missionsleben 12. 38. 63. 80. 116. 134 203. 229. 252
Hardenberg: Firmung . . . 247
Heiligblut' Jubiläumsfeier . . . 220
Himmelberg: Unsere Mission . . . 98
Ein Krankenbesuch . . . 150
Besuch des H. H. Bischofs . . . 271
St. Joseph: Unsere Missionsstation . . . 32. 50
Keilands: Am großen Keilfluß . . . 8. 34
Hiobsposten . . . 199
Kevelaer: Kirchliche Feier . . . 106
Obstpflege . . . 133
Lourdes: Incupe . . . 35
Taufe eines Häuptlings . . . 178
Eine Ferienreise . . . 276
M. Linden: Taufe und Kommunion . . . 95

Seite

Maris stella: Unsere Kirche . . . 54
Eine kleine Dulderin . . . 69
Kirchweihe . . . 78
Eine neue Tagesschule und Kapelle . . . 278
Mariatal: Neujahrswünsche der Kinder . . . 2
Mariatrost: Volksmission . . . 198
Mariazell: Taufe und Kommunion . . . 95
Bar-View . . . 162
Erste hl. Kommunion . . . 247
Schnee und Winterkälte in Südafrika . . . 288
St. Michael: Neue Katechesenstelle . . . 36
Ich komme sicher in den Himmel . . . 57
Gottes Finger . . . 84
In elfter Stunde . . . 106. 206. 255
Bau einer Mädchenschule . . . 132
Gott ist gerecht . . . 179
Monte-Cassino: Unsere Mission . . . 36. 237
Eine Löwengeschichte . . . 77
Oetting: Kirchweihe . . . 52
Firmung . . . 247
Meine Wege sind nicht eure Wege . . . 251
St. Paul: Geburtsstätte . . . 41
Eröffnung . . . 146
Die ersten Tage . . . 170. 218
Weihnachtswünsche . . . 165
M. Ratschitz: Ueber Ladysmith nach Ratschitz . . . 130
Taufe und Firmung . . . 132
Triashill: St. Barbara-Schule . . . 9
St. Cassian-Schule . . . 10
Taufe und Hochzeit . . . 30
Tod eines Häuptlings . . . 58
Unsere Mission . . . 130. 197
Unsere Knaben . . . 155
Unsere Mädchen . . . 180
Notruf . . . 221
Unsere Schulen St. Bonifaz und St. Paulus . . . 274
Ankunft der ersten Missionsschwestern . . . 274
Reichenau: Ende gut, alles gut . . . 284

III. Religiöses.

Gehet zu Joseph . . . 19. 43
Hilfe vom Tabernakel her . . . 19
Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche 43. 67. 115 138. 161. 185. 211. 259. 283
Die hochheilige Eucharistie . . . 67. 91. 139. 140
Der verkleidete Königssohn . . . 68
Der hl. Joseph hilft armen Klosterfrauen . . . 91
Der selige Hermann Joseph . . . 91
Macht der Fürbitte des hl. Joseph . . . 115. 185
Der hl. Joseph Helfer in allen Anliegen . . . 115. 138
Arbeite, dulde, leide . . . 191
Maria hat geholfen . . . 211
St. Joseph als Arzt . . . 283

IV. Erzählungen.

Schein trügt . . . 17
Joh. Bapt. der Indianer . . . 18
St. Joseph hilft einem Missionspfarrer . . . 19
Chronika eines fahrenden Schülers 20. 39. 60. 85. 106. 141. 158 186. 211 234
Bete und arbeite um's tägliche Brot . . . 138
Bekämpfe den Zorn . . . 138
Eine wahre Josephsgeschichte . . . 161
Spinnerin am Kreuz . . . 189
Des Adlers Raub . . . 189
Ein ernstes Wiedersehen . . . 259
Allerseelen . . . 259
Fürbitte für die armen Seelen . . . 261
Von Köln nach Mariannhill . . . 261. 285
Die Glocken von Weyher . . . 278
Ein Christbaum im Himmel . . . 281

V. Abhandlungen.

Tod und Begräbnis bei den Kaffern . . . 11. 31
Allerlei für Naturfreunde . . . 28. 62. 92
Incupe . . . 35
Werfen des Speeres . . . 69
Fest der neuen Früchte . . . 70
Das große Erntefest . . . 83
Vorbedeutungen und Ahnungen . . . 100
Der Kaffer als Doktor . . . 104
Phrenologie der Kaffern . . . 124
Annehmlichkeiten des Tropenlebens . . . 156
Härte und Grausamkeit der Kaffern . . . 174
Termitenplage . . . 182

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seite

Charaktereigentümlichkeiten der Kaffern 205
Unterstützet die katholische Mission 218
Missionsrede auf dem Katholikentag 242. 266

VI. Verschiedenes.

Habsburger Anekdote 18
Die beiden Bilder 22
Wert der christlichen Mutter 42
Ein salomonisches Urteil 48
Ein Protestant über Oberammergau 71
Zuluprinz und Streuselkuchen 71
25jähriges Jubiläum 82
Telegraph und Tierwelt 118
Deutsche Störche in Südafrika 137

Seite

Was man erlebt, wenn man reist 160
Zu Fuß um die Welt 191
Der silberne Zaun 207
Kampf mit einer Pythonschlange 208
Ein Wort an die Herrschaften 209
Die hl. Eucharistie am Nordpol 210
Ein Prozeßkrämer 210
Regeln für den Zimmergarten 214
Von der Treue im Kleinen 215
Größtes Bauwerk der Erde 215
Rauchende Kamele 239
In der Sprache der Schwarzen 257
Aus des Teufels Notizbuch 287

Illustrationen.

I. Personen.

Seite

Bischof von Speyer 22. 267
Br. Flavian 30
Weihbischof von Gnesen 39
Prinzregent von Bayern 75. 76
Moses Chiu 89
Postulantengruppe 118
Missionspersonal von Czenstochau . . 127
Die ersten Zöglinge des Aloysianum . 137
Eine 80jährige Studentin 143
Bischof Aloys Munsch 2c. 181
P. Notker und P. Isembard . . . 193
Bischof von Münster 215
Bischof von Mainz 242
P. Kaisiepe, O. M. J. 243
Graf Friedrich Galen 243
Kaiser von Oesterreich mit Enkelkindern 251
Fürst Löwenstein 266
Kommerzienrat Hassner 267
Kardinal Fischer von Köln 288

II. Bilder aus dem Missionsleben.

Neujahrsgratulanten . . . . . 4—7
Kahnfahrt auf dem Kei 9
Sabalela-Schule 11
Immer sauber 14
Rekreation der Schwestern 16
Gute Freunde 25
Konvikt von Heiligblut 27
In Reih' und Glied 31
Jugend von Triashill 31
Bei Tisch 33
Schulmädchen aus Zigudu 35
Schule von Zigudu 35
Missionshaus St. Paul 42. 171
In der Waschküche 45
Arme Kinder 49
Schwester mit Schulmädchen 51
Missionsstation Oetting 52
Missionskirche in Oetting 53
Station Maris-Stella 54
Grundsteinlegung d. Kirche in Czenstochau 55
Missionsstation Czenstochau . . . 56
P. Erasmus mit Katechumenen . . 58
Begräbnis eines Häuptlings 59
Kinder vor der Hütte 65
Freud und Leid 74
Ankunft mit der Löwin 78
P. Leonard erteilt Gesangunterricht . 79
Missionskloster Heiligblut 83
Schwester erteilt Unterricht 84
Missionsstation St. Isidor 85
Zufriedenheit 97
Kaffernhochzeit in Himmelberg . . . 99
P. Odo nimmt Kinder auf 100
Fr. Paschalis erteilt Unterricht . . 101
Kirche in Kevelaer 107
Schwesternhaus in Kevelaer 108
Auf dem Heimweg von der Schule . 111
Missionshaus in Mariatal 112
P. Joseph bei der Lourdesgrotte . . 117
P. Ambros mit Kaffernkindern . . 121
Fronleichnamsfest in Mariannhill . . 123
Anhänger Kneipps 125
Station Einsiedeln 126
Station Clairvaux 128
P. Sales erteilt Unterricht 129
Hörst du's klingen? 131
Missionshaus in Triashill 132

Seite

Br. Fintan mit einem Grammophon . 133
Christlicher Kraal 140
Verwaist 145
Mutter, sieh deinen Sohn 147
Missionsstation Himmelberg 151
Schule in Dumisa 153. 227
Missionsschule „St. Barbara“ . . . 156
Kindergruppe 157
Schüssel Maisbrei gefällig? 169
Missionsstation Triashill 173
Christliche Kaffernwohnung 175
Marienhausmädchen 177
Missionsstation St. Michael 179
Beim Decken einer Kaffernhütte . . 180
Vorbereitung zur Schule 183
In stiller Rast 186
Mühle in Einsiedeln 187
Gottesdienst im Freien 195
Schule „St. Bernard“ 197
Im Garten von Mariannhill . 199. 250
Schwester Engelberta mit Kindern . 201
Schwierige Einkleidung 201
Schwester Seraphina mit Zöglingen . 202
Dankbare Schulkinder 202
Basuto-Wohnung 206
P. Joseph mit Kaffern 207
Heuernte in Kevelaer 209
Schwester Ludovika läutet zum Angelus 211
Ob wir etwas bekommen werden? . 217
Katechese im Freien 221
Kaffrische Hilfslehrerin 223
Station Monte-Cassino 225
Missionskapelle in Citeaux 226
Steindamm bei Mariannhill 229
Vorbereitung zur Schule 231
Gartenhaus in Mariazell 232
Am Allerseelentag 242
Kirchhof in Czenstochau 245
Wasserfall bei Reichenau 247
Schule in Bluebank 248
Missionsstation Citeaux 249
Schenk' mir ein Kleidchen 254
Schulkinder überschreiten den Lurane . 257
Klara und Luzia danken ihrer Patin 258
Knaben im Korb 265
Waldanpflanzung in Südafrika . . 269
Franz-Xaver-Schule in Mariannhill . 271
Missionsschule in Himmelberg . . . 272
Weiber verfertigen Perlenschmuck . 275
Hüttenbau in Umtali 275
Missionsstation Lourdes 277
Umhlatuzan bei Mariannhill . . . 279
Verteilung von Antoniusbrot in Mariannhill 282

III. Religiöse Darstellungen.

Kreuzigungsgruppe in Oberammergau 23
Herz Jesu 43
Nahrung der Auserwählten 91
Hermann Joseph 92
Er ist auferstanden 93
Jesus, der Kinderfreund . . . 95. 149
Ave Maria 113
Tod des hl. Franz Xaverius . . . 139
Am Marterl 155
Mater amabilis 212
Der sinkende Petrus 219
Auferweckung des Jünglings von Naim 256
Weihnachtswünsche 273

IV. Aus der Tierwelt.

Seite

Webervögel-Kolonie 29
Weise Einrichtung 37
Auf der Flucht 46
Doppelquartett 61
Wachtelfamilie 63
Glücklich entwischt 70
Jaguar auf der Affenjagd 81
Ruhende und fischende Pinguine . 109
Nashornleguan 189
Seltsames Naturschauspiel 210
Angoraziege 238
Der Samariterhund Nelson . . . 260

V. Aus der Völker- und Länderkunde.

Riesengeiser auf deutscher Erde . . . 40
Aufmerksame Zuhörer 41
Garten Gethsemane 68
Luitpoldbrunnen in Würzburg . . . 77
Farmerhaus in Südafrika 80
Das Luftschiff verläßt die Halle . . 103
Das Käppele in Würzburg 110
Hausmütterchen 116
Auf hoher See 135
Das Aloysianum in Lohr 136
Neuer Krankenwagen 159
Hohenzollernbrücke in Köln 162
Das Railephone 163
Linienschiff Kurfürst Friedrich Wilhelm 164
Bohnendreschen in Aegypten . . . 190
Die Armensuppe 204
Heimkehr von der Aehrenlese . . . 208
Dom in Mainz 213. 234
Der Kronprinz als Sieger im Hochsprung 213
Rheinbrücke bei Mainz 214
Automobil-Geschütz 235
Elektrischer Omnibus 237
Riesenfernrohr in Treptow 239
Ein Begräbnis 253
Verbreitung der Viehseuchen 255
Notre Dame in Marseille 258
Das geöffnete Grab 260
Walfischfänger auf der Heimkehr . 262
Zu Fuß von Hamburg nach Newyork 263
Festzug beim Mainzer Katholikentag . 268
Bettelkinder 278
Weihnachten bei uns zu Hause . . . 281

VI. Heiteres.

Brave Kinder 48
Ein zärtlicher Gatte 66
Verbotene Korrespondenz 72
Der appetitliche Hut 90
Vorsichtig 114
Merkwürdiges Verlangen 114
Ein besorgter Diener 115
Moderner Homer 138
Ländliche Zoologie 184

VII. Verschiedenes.

Prosit Neujahr 3. 12
Der Sonne entgegen 87
Die erste schwarze Chauffeuse . . . 89
Im Frühlingshütchen 94
Mechanisch sprechender Mensch . . . 142
Der Engel als Armenpfleger . . . 143
In Kreuzesform gewachsener Baum . 158
Petroleum in fester Form 160
Ein Mönch als Verwalter des Hühnerhofes 188
Zu Fuß um die Welt 191
Eine Lokomotive aus Aepfeln . . . 261

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

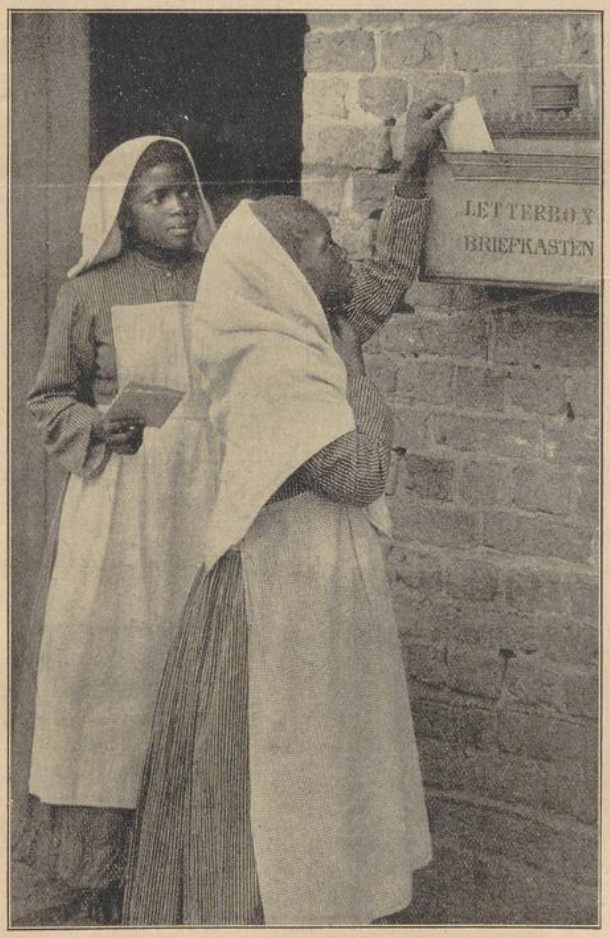
Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 1.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.
Probenummern gratis.
Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.
Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.
Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Aus ganzer Seele!

Köln a. Rh.
Januar 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Neujahrsgruß.

Aufgeschaut! Was willst du klagen?
Neues Jahr ist neuer Segen,
Ist Verläng'rung deiner Wallfahrt,
Ist ein Licht auf deinen Wegen.

Aufgeschaut! Was willst du rufen?
Neues Jahr will neue Taten;
Neue Arbeit wird gefordert,
Streuen sollst du neue Saaten.

Aufgeschaut! Was willst du fliehen?
Neues Jahr bringt neue Sorgen;
Aber dennoch ist der Fromme
Stark und treu in Gott geborgen.

Aufgeschaut! Was willst du murren?
Neues Jahr bringt neues Hoffen,
Deinem Leben steht der Hafen
Einer heil'gen Zukunft offen!

Saaten, Taten, Sorgen, Hoffen,
Sieh', das ist der Strauß der Tage,
Aber Eins mußt du bereiten,
Eins mit jedem Glockenschlage.

Und das Eine ist die Tugend,
Sie nur muß den Strauß umwinden,
Und auf Erden wirst du — vieles,
Ueber Sternen — alles finden.

„Ein gutes, neues Jahr!"

so rufen wir auch heuer all unsern geehrten Lesern, Freunden und Wohltätern zu, und diesem Segenswunsche schließen sich von ganzem Herzen auch unsere schwarzen Schulkinder, sowie alle Neubekehrten und Katechumenen an.

Bei diesem Anlasse sprechen wir auch allen unsern Gönnern und Wohltätern unsern innigsten, herzlichsten Dank aus. Ein tausendfaches „Vergelt's Gott!" sei jedem gesagt, der irgendwie, sei es in materieller, sei es in geistiger Beziehung zur Förderung unseres Missionswerkes beigetragen hat!

Das verflossene Jahr war für unsere Mission im großen und ganzen ein recht gutes, gottgesegnetes; das beweist die nebenanstehende Statistik. Fast jede Rubrik weist im Vergleiche zum Vorjahre erhöhte Ziffern auf; „St. Augustin" wurde als neue Missionsstation erworben, in der Nähe von „St. Michael" wurde zur Errichtung einer Außenstation ein Stück Land gekauft, in Oetting, Maris-Stella und Maria-Telgte eine Kirche gebaut, in Czenstochau eine solche begonnen; dazu kommen, abgesehen von manchen provisorischen Bauten, die Knabenschule in Mariazell. Daß all diese Ankäufe und Bauten große Auslagen verursachten, versteht sich von selbst. Fürs kommende Jahr aber ist der Bau eines Missionshauses in Europa für uns zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden. Woher die Mittel dazu nehmen, da wir ohnehin kaum wissen, wie wir die laufenden Ausgaben bestreiten sollen? Wohl hat unser Prokurator, der Hochw. P. Notker Vorspel in Würzburg, in der April-Nummer 1910 des Vergißmeinnicht, einen dringenden Aufruf um „Bausteine" erlassen, allein die bisher dafür eingelaufenen Beiträge genügen kaum, den Bau anzufangen, geschweige ihn zu vollenden und seinem Zweck entsprechend einzurichten. Daher sehen wir uns immer und immer wieder genötigt, an den Opfersinn und die Mildherzigkeit unserer lieben Leser und Wohltäter zu appelieren.

Bei diesem Anlasse stellen wir an alle unsere geehrten Leser und Leserinnen die ergebene Bitte, unserm Missionsblättchen treu zu bleiben, und auch in Freundeskreisen tunlichst dessen Verbreitung zu befördern. Auch fürs neue Jahr gelte daher die alte Bitte:

„Vergiß mein nicht!"

Jahres-Statistik.

Die Statistik der Mariannhiller Mission wies am 1. Juli 1910 folgende Zahlen auf:

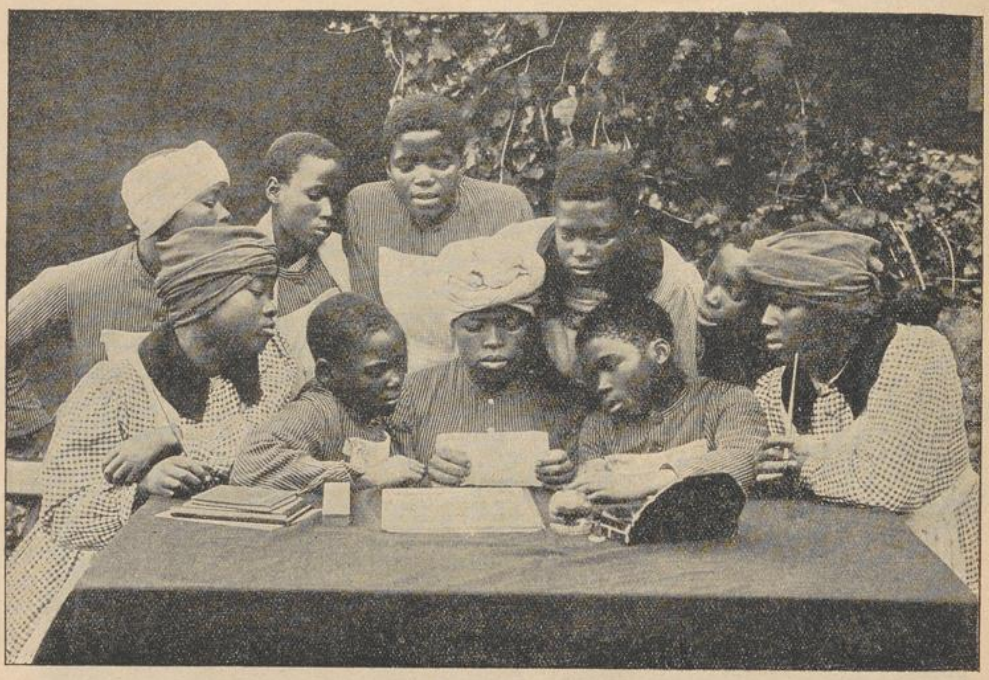
Regular-Priester	54	Firmlinge	313
Familiarpriester	4	Ehepaare:	
Schwarze Priester	3	beide Teile kathol.	1123
Sonstige Chorreligios.	25	ein Teil protestant.	77
Konversbrüder	228	ein Teil heidnisch	253
Missionsschwestern	325	Selbständ. Stationen	28
Weiße Lehrer	45	Tagesschulen	36
Schwarze Lehrer	47	Katechumenen	3029
Weiße Katecheten	4	Kirchen auf der Farm	27
Schwarze Katecheten	40	„ außerhalb	4
Knaben in den Kostschulen	909	Notkirchen a. d. Farm	13
Mädchen in den Kostschulen	903	„ außerhalb	12
Knaben in den Tagesschulen	688	Katechesenstellen auf der Farm	15
Mädchen in den Tagesschulen	603	„ mit hl. Messe	13
Josefsschüler	67	„ außerhalb d. Farm	196
Marienhausmädchen	270	„ außerhalb m. hl. Messe	43
Insassen i. Frauenasyl	107	Beichten	71597
Im Kindergarten	156	Kommunionen	189616
Letzte Taufnummer	21096	Werkstätten	82
„ Totennummer	6134	Apotheken	16
Taufen im letzten Jahre	1948	Kinder in den Werkstätten	691
Verstorbene i. letzten Jahre	648	Knaben bei der Landwirtschaft	765
Erstkommunikanten	593	Mädchen bei d. Landwirtschaft	841

Neujahrswünsche der Kafferkinder von Mariatal.

§. Die Kafferkinder der Schule in Mariathal beabsichtigen zum neuen Jahre 1911 ihren Wohltätern ihre Glückwünsche darzubringen. Um unseren Wohltätern eine Probe der Gesinnung und nebenbei der Handschriften unserer Kinder zu geben, veröffentlichen wir hiermit diese kindlich treuherzigen Briefe in Autographien mit wörtlicher Uebersetzung, andere in deutschem Text. Auch geben wir die Porträts der Kinder dazu. Den Reigen eröffne unser Melchior, Bild Nr. 1. Seine Pose ist etwas bureaukratisch, auch sein Stil ist kurz und bündig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


PROSIT
NEVJAHR
SALVE
1911



Einer für viele.

Mariathal, January 1st 1911.

Balungu abatandekayo!

Sanibona 'bantu abahle ekuqaleni kwalo nyaka. Sina abamnyama satola ukukolwa ngani. Sizabonga kakulu. Salani kahle nihlale kamnandi emhlabeni imi nyaka emi ningi. Sobonana ezulwini.

Y'imi na

Melchior Nkandi

owas'e xopo.



Melchior.

Liebe Europäer,

Seid gute Leute, gegrüßt beim Beginn dieses Jahres! Wir Schwarze haben den Glauben durch Euch bekommen. Dafür danken wir recht sehr. Lebet wohl und glücklich auf Erden viele, viele Jahre! Im Himmel werden wir uns sehen.

Ich

Melchior Nkandi,
von Izopo (Mariathal).

Mariatal, 1rst 1910.

Zihlobo zetu ezitandekayo.

Kumani ukuba sipakamise izandhla zetu; ngoba sing' abantu abampofu abadingayo. Sizwile imisebenzi eminingi eniyenzile la abampofu. Siyabonga kakulu ngaloko enikwenzayo kitina. Siyanifisela konke okuhle ukuba inkosi ibenani kuleli nakwelizayo.

Yimina.

Mlambo

Bild Nr. 5 stellt uns Mlambo (noch nicht getauft), ein bescheidenes, höfliches Mädchen im Hintergrund vor. Siehe Titelbild.

Unsere geliebten Freunde!

Wir strecken unsere Hände zu Euch empor, denn wir sind arme hilfsbedürftige Leute. Wir hören immer, daß Ihr viel Gutes für uns Arme tut. Wir wünschen Euch viel Glück und Segen in diesem Leben und im anderen Leben die ewige Seligkeit!

Ich bin es

Mlambo.



Etwas schüchtern gibt Amalia Dhadhla, Bild Nr. 2, ihr Briefchen ab:

Unsere lieben Freunde!

Erlaubet mir, Euch zum neuen Jahre alles Gute zu wünschen. Gott vergelte Euch alles Gute, das Ihr für uns Schwarze getan habt! Viele Gnaden auf Erden, und dereinst das ewige Leben seien Euch dafür! Wir bitten auch ferner unser zu gedenken durch Euer Gebet und milde Gaben. Auch wir beten alle Tage für Euch.

Eure stets dankbare

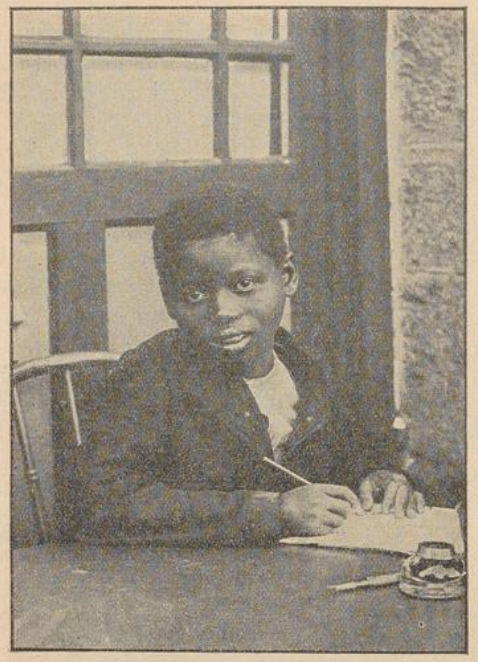
Amalia Dhladhla.





Nr. 2. **Amalia Dhladhla.**

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nr. 4. **Joh. Ndhlovu.**

Johannes Ndhlovu, ein zehnjähriger Knabe, (Bild Nr. 4) schreibt:

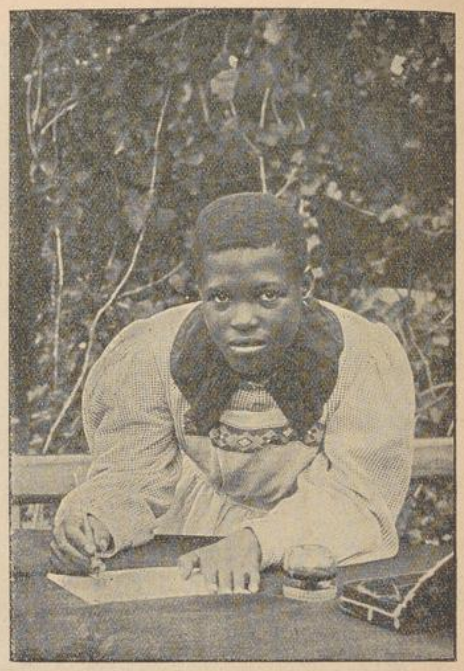
Gute Weiße!

Ich wünsche Euch alles Gute zu diesem neuen Jahre! Ich danke Euch, daß Ihr Mitleid traget mit uns Schwarzen. Möge Euch Gott reich machen, besonders aber an der Seele. Betet, daß wir alle glauben. Ich schließe recht sehr grüßend

Johannes Ndhlovu.



Nr. 6. **Martin Zikode.**



Nr. 3. **Mamiya Dhlamini.**

Mamiya Dhlamini, ein freundliches, intelligentes Mädchen, noch nicht getauft (Bild Nr. 3), schreibt:

Meine Freunde!

Voll Freude erhebe ich meine Hände zu Euch; aber ich finde keine genügende Worte, Euch ein neues Jahr zu wünschen:

Der Herr sei mit Euch, meine geliebten Freunde! Er möge Euch beglücken und alles Gute vergelten, welches Ihr für uns tut. Wir bitten auch, daß Ihr für uns beten möget, daß wir uns recht gut zur heil. Kommunion vorbereiten. Dies wünscht von ganzem Herzen

Eure dankbare
Mamiya Dhlamini.

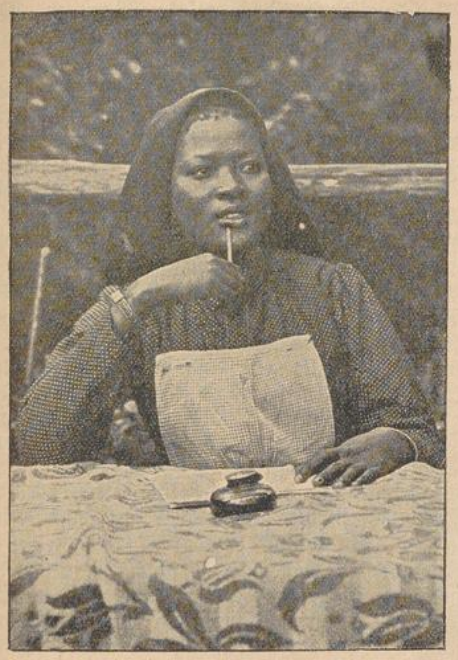
Martin Zikode (Bild Nr. 6) besucht erst seit zwei Jahren die Schule und ist schon getauft, weil er trotz seiner erst 11 Jahre das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Gute Leute vom Jenseits!

Ich habe von meinen Lehrern gehört, daß Ihr uns Schwarzen helfet. Dafür danke ich Euch beim Schlusse des Jahres. Gott segne Euch im neuen Jahre! Doch helfet uns auch weiter. Wir Gläubige werden für Euch beten, aber, o leider, es ist hier noch voll von Heiden.

Martin Zikode.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



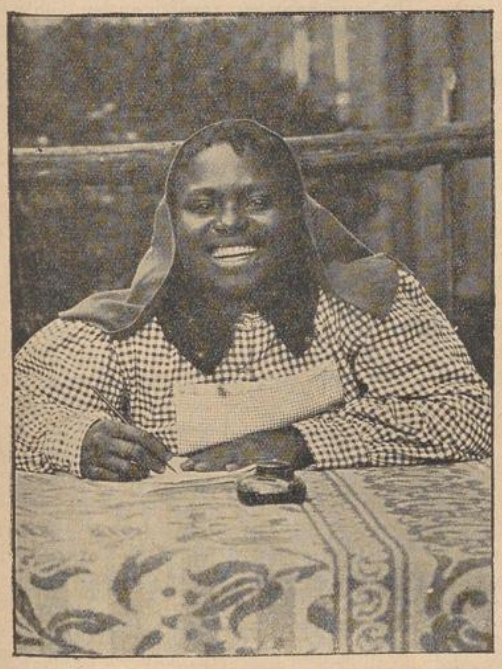
Nr. 7. **Edigna Ngombela.**

Ein sinniges, kluges Mädchen, Edigna (Bild Nr. 7) läßt sich also vernehmen:

Geliebte im Herrn!

Wir danken Euch für alles Gute! Ich bitte, daß Ihr für uns betet, damit wir Gnade erlangen, die Pflichten eines Christen immer vollkommen zu erfüllen und daß noch viele Leute sich bekehren, denn es gibt hier noch zahlreiche Heiden. Mit liebendem dankerfülltem Herzen bitten wir, uns weiter zu helfen, wofür Ihr Euren vollen Lohn im Himmel erhalten möget. Viele Grüße von Euren dankbaren Kindern.

Edigna Ngombela.



Nr. 9. **Emerentia Pungula.**



Nr. 8. **Petrus Mkize.**

Ein besonders geweckter Knabe ist Petrus Mkize (Bild Nr. 8), aber auch ein Realpolitiker, denn er hofft, eine Hose mit seinem Briefe herauszuschlagen. Seinen Worten darf man jedoch trauen.

Ihr Geliebte von drüben!

Beim Beginn dieses Jahres danke ich für alles Gute, das Ihr uns getan. Ich wünsche Euch Gesundheit und Reichtum, damit Ihr uns auch ferner helfet. Bitte, schenkt mir doch eine Hose im Laufe des neuen Jahres, denn ich bin arm. Ich will es mit Gebet vergelten.

Petrus Mkize.

Emerentia Pungula aus dem Marienhause (Bild Nr. 9) ist bei ihrem immer lustigen Naturell allzeit ein braves Mädchen gewesen. Wie alles, so machte ihr auch das Briefschreiben grandiosen Spaß.

Geehrte Freunde!

Mit aufrichtigem Herzen vor Gott wünsche ich Euch alles erdenkliche Gute. Gott möge Euch in diesem Jahre an Leib und Seele gesund erhalten! Wenn Gott beschlossen hat, einige von Euch in diesem Jahre zu sich zu rufen, so möge die l. Mutter Maria Euch in ihre Hände aufnehmen. Nun bitte ich alle l. Mitchristen um ihr frommes Gebet, und daß Ihr immer unser gedenket, damit der Herr uns Gnade gebe, diejenigen zu erfreuen, welche uns als Christi Stellvertreter vorstehen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß Gott Euch in der Ewigkeit alles vergelten möge.

Euere dankbare

Emerentia Pungula.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der große Keifluß.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

Schon wiederholt erwähnten wir in unseren Missionsberichten den Keifluß. Sein eigentlicher Name lautet im Englischen Great Kei-River, der große Keifluß; er führt den Beinamen „der Große" zum Unterschied von Zwart Kei-River und Witte Kei-River, dem schwarzen und weißen Keifluß, die als Nebenflüsse in ihn münden. Es gäbe nun da allerlei zu erzählen, von den Storm-Bergen, aus denen er entspringt, vom Indischen Ozean, in den er sich ergießt, von den mannigfachen Völkerstämmen, die an seinen Ufern wohnen, seinem tief ausgerissenen Flußbett, seinen Stromschnellen und Wasserfällen, doch die Schilderung all dieser Herrlichkeiten will ich einer gewandteren Feder überlassen und begnüge mich vielmehr damit, unseren geehrten Lesern eine kleine Andeutung davon zu machen, welch' unglaubliche Schwierigkeiten uns dieser Fluß im Missionsleben bereitet.

Dieser heimtückische Fluß spielt wirklich eine große Rolle in unserer Mission. Beliebt es ihm einmal gerade nicht, so können wir für einige Tage das ganze Missionswerk an den Nagel hängen. Leider hat er oft gerade dann, wenn die Arbeit am meisten drängt, seine Grillen und spricht sein kategorisches: „Nolo, ich mag nicht!" und dabei bleibt es.

Nun liegen dahier die Verhältnisse so: Auf der rechten Seite des Flusses liegt Keilands, die Zentrale aller hiesigen Außenstationen, mit einer Schule; alle übrigen Schulen und Missionsposten aber liegen auf der anderen Seite des Flusses. Die Farm, auf der wir unsern kümmerlichen Lebensunterhalt bestreiten, liegt diesseits, das eigentliche Missionsfeld aber jenseits; die Kirche steht auf der rechten Uferseite, die Leute aber wohnen der überwiegenden Mehrzahl nach drüben auf den Höhen und Bergeshalden der linken Uferseite zerstreut. Die natürliche Folge ist, daß sowohl wir, wie unsere Christen und Katechumenen unzähligemal diesen gefährlichen Fluß passieren müssen. Das läßt sich auch nicht ändern; denn links vom Flusse, im eigentlichen Tembuland, kann man keinen Grund und Boden erwerben; er ist von der Regierung den schwarzen Eingeborenen reserviert. Eine Brücke, und wäre es nur eine primitive Hängebrücke, können wir auch nicht bauen, denn der Fluß ist hier 500 Fuß breit, und der linke Uferrand weist hohe, steile Felswände auf, während der rechte, viel tiefer liegende, flach und sandig ist.

Das einzige Mittel nun, um während der fünf- bis sechsmonatlichen Sommerszeit über den Fluß zu kommen, ist ein kleines Boot. Doch auch damit haben wir oft unsere liebe Not.

Das Gefährlichste aber ist, daß der Fluß oft ganz plötzlich, ohne daß es hier in Keilands einen Tropfen regnet, steigt und zwar so gewaltig, daß er wehrlos alles, was ihm in den Weg kommt, mit sich fortreißt. Einmal riß er uns in einer Nacht 20 Morgen angebauten Ackerlandes 8 Fuß tief hinweg und schwemmte es an einer anderen Stelle wieder an. Zuweilen kommen Kürbisse, Schweine, schwere Weidenbäume, gesattelte Pferde, Kinder und Erwachsene auf den reißenden Wellen dahergetrieben. Jüngst warf es bei einem in unserer nächsten Nähe wohnenden Farmer einen siebenjährigen Knaben aus. Er wollte mit seinen Eltern und drei Geschwistern auf einem Ochsenwagen den Fluß passieren, doch alles: Menschen, Wagen und Ochsen wurden vom wilden Strome mit fortgerissen.

„Wer wird sich aber auch", wird mancher fragen, „in einen reißenden Strom hineinwagen?" — Doch die Gefahr besteht eben darin, daß der Fluß ganz harmlos aussieht, und daß seine Wasser plötzlich mit jäher Gewalt zu steigen anfangen. Denn nicht selten gehen oben im Gebirge, wo die Quellen des Great Kei-River und seiner Nebenflüsse liegen, schwere Gewitterregen, ja förmliche Wolkenbrüche nieder, während weiter unten, gegen die Küste zu, das schönste Wetter ist.

Vor Jahren wollte einmal Pater Casset, S. J. zu Pferd von Saliwa nach Keilands zurückkehren. Der Wasserstand war gar nicht hoch, allein, als er zu der Insel kam, die gerade bei der Trift mitten im Flusse liegt, kam das Wasser plötzlich mit aller Gewalt dahergeschossen und stieg immer höher und höher, wohl jede Sekunde um einen Fuß. Noch ein paar Zoll, und die Oberfläche der Insel ist erreicht. Da kniet der Missionär nieder und hebt betend und weinend seine Arme zum Himmel empor.

Im nächsten Augenblicke erscheint P. Aprel S. J. mit mehreren Eingeborenen am Platze. Unter letzteren befindet sich unser Simon, ein ausgezeichneter Schwimmer. Er bietet sich an, P. Casset und das Pferd herüberzuholen. P. Aprel gestattet es ihm. Mit kräftigen Armen teilt der Schwarze den Fluß, eilt zu dem bedrängten Vater auf der Insel, faßt ihn, da jener Bedenken trägt, sich ihm anzuvertrauen, um den Leib, setzt ihn auf seinen Nacken, hält ihn mit der einen Hand fest und rudert unter Aufgebot all seiner Kräfte glücklich ans Ufer zurück. Das Pferd wurde eine Weile später ebenfalls herübergeschafft.

So schauen im Hochsommer oft und oft die Verhältnisse aus, wenn wir nach Transkei hinüber wollen. Vielfach ist einer allein gar nicht imstande, das Boot, das wie eine Nußschale hin- und hergeworfen wird, zu lenken. Da muß dann ein zweiter an der Spitze des Bootes stehen und mit einem eisernen Hacken in der Hand den Moment abwarten, in dem das mit großer Eile dahinfliegende Boot am jenseitigen Ufer anstoßt, was oft weit unterhalb des gewöhnlichen Landungsplatzes geschieht. Da heißt es nun, die eiserne Hackenspitze sicher und fest in die Erde bohren. Verfehlt man den rechten Moment, oder schlägt man, wie es dem Schreiber dieser Zeilen einmal passierte, mit wuchtigem Schlage daneben, so kann es leicht ein Unglück absetzen. Es kann auch vorkommen, daß der Hacken in dem schlammigen Boden nicht hält, oder daß sonst irgend etwas mißlingt, da macht dann das Boot mit Blitzesschnelle eine Wendung, treibt gegen die Mitte der Strömung zu, oder kommt, wenn es gut geht, weit unterhalb wieder ans Ufer zurück, von dem man abgefahren ist.

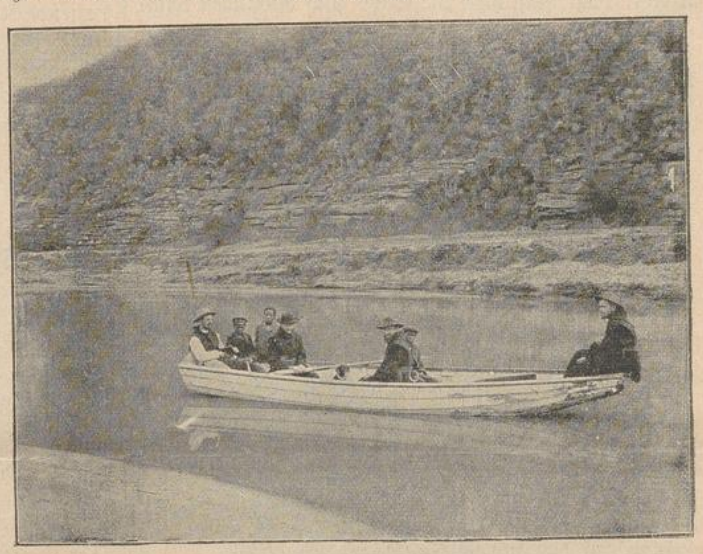
Doch gesetzt, man komme glücklich hinüber, so ist die Frage, ob man ein paar Stunden später werde ebenso glücklich wieder zurückfahren können. Da heißt es zunächst das Boot weit flußaufwärts ziehen, was meist mit großer Mühe verbunden ist; dann steuert man der vorhin erwähnten Insel zu. Einer steigt aus, lenkt an einem Seile das Boot um die Insel herum, zieht es auf der anderen Seite wieder weit herauf und fährt dann erst dem anderen Ufer zu. Dort paßt jemand auf das Seil, das ihm vom Boote aus zugeworfen wird, und das er nun mit aller

Gewalt festhält, damit nicht das Boot wieder flußabwärts treibt.

Dieses Bootfahren macht uns, wie gesagt, oft vielen Trubel, namentlich zur Sommerszeit. Denn oft müssen wir an einem Tag drei- bis viermal hin und her. Auch die Schwester Lehrerin, die in Saliwa Unterricht erteilt, muß man täglich hinüber- und herüberfahren, abgesehen von vielen anderen Fällen.

Meist müssen wir Patres oder Brüder selber fahren, denn auf die Kaffern ist in der Regel kein Verlaß. Die einen sind zu stürmisch und unvorsichtig, die anderen zu ungeschickt; passierte es doch sogar unserem geehrten Herrn Bürgermeister, daß er statt des eisernen Hackens den hölzernen Griff in den Sand bohrte, der natürlich nicht hielt. Nur zur Winterszeit, bei niedrigem Wasserstand, können sie die Ueberfahrt besorgen. Oft fährt da auch die Schwester Lehrerin allein hinüber, bindet den Kahn an und rudert am Abend wieder zurück.

Weil das alte Boot schon zu beschädigt war und wir nirgends ein neues auftreiben konnten, machten wir uns daran, selbst ein neues zu bauen, was uns auch so ziemlich glückte. Daß jedes Boot mehr oder weniger Wasser durchläßt, ist ja bekannt. Da heißt's eben vor der Ueberfahrt fleißig Wasser ausschöpfen; das ist bei dem vergnüglichen Bootfahren das Salz in die Suppe. (Schluß folgt.)



Kahnfahrt auf dem Kaifluß.

Leben und Treiben in unserer St. Barbara-Schule.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Im Junihefte des Vergißmeinnicht vorigen Jahres berichtete ich unseren geehrten Lesern über die Entstehung und Eröffnung der St. Barbara-Schule auf einer unserer Nebenstationen. Seitdem ist ein gutes halbes Jahr verflossen, und mancher unserer edlen Wohltäter möchte wohl gerne wissen, wie sich die dortige Mission seitdem entwickelt hat.

Nun, ich kann gottlob sagen, ich bin mit dem Verhalten meiner schwarzen Schulkinder überaus zufrieden. Ihr anfänglicher Eifer ist nicht nur geblieben, sondern noch bedeutend gestiegen. Gewöhnlich kommen Tag für Tag trotz der weiten Entfernung und obschon absolut kein Schulzwang besteht, 150 Kinder und noch mehr zusammen, und alle beseelt der eine Gedanke, möglichst viel und möglichst schnell zu lernen. Da gibt's kein träges Herumlungern auf dem Weg, oder ein zweckloses Lärmen und Spielen auf dem Schulplatz, nein, alle kommen sofort herein und beginnen zu lesen und zu schreiben, auch wenn die Stunde zum eigentlichen Schulunterricht noch nicht geschlagen hat. Manche kommen oft eine halbe oder ganze Stunde zu früh, denn die Schwarzen haben keine Uhr, sondern richten sich nur nach dem ungefähren Stande der Sonne. Um diesen guten, eifrigen Kindern möglichst voranzuhelfen, gehe auch ich, sobald die ersten eintreffen, in die Schule und helfe jedem nach Kräften nach.

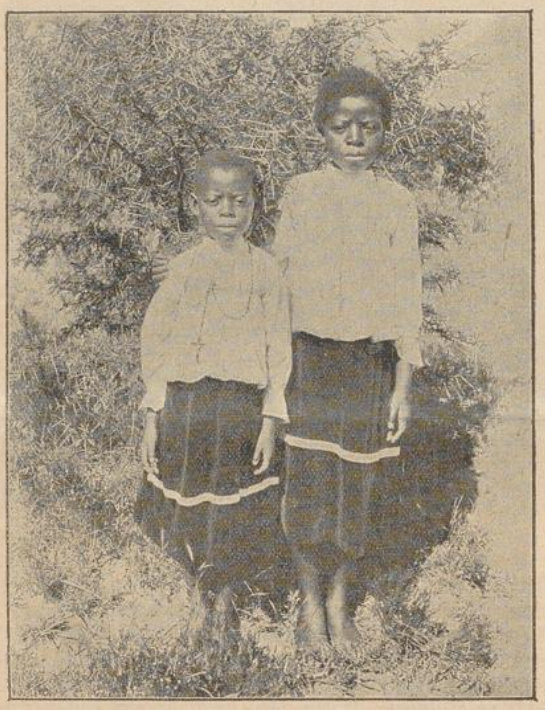
Jetzt, zur Winterszeit, da die Sonne erst um 7 Uhr aufgeht, und es in diesen Bergen hier oft bitter kalt ist, beginnt der eigentliche Schulunterricht erst um ½9 Uhr und dauert dann, eine kleine Ruhepause miteingerechnet, bis ½1 Uhr. Denn, wie gesagt, viele meiner Schulkinder haben einen weiten Weg, dazu sind sie äußerst armselig gekleidet. Von Strümpfen und Schuhen ist bei ihnen keine Rede, obschon die Berge und Schluchten, über die sie kommen, vom Reife schneeweiß gefärbt sind, und ihr ganzes Kleidchen besteht meist in einem einzigen Stück Kaliko, oder Limbo, wie sie es hier nennen, das natürlich keine Wärme gibt. Da darf man also mit dem Beginn der Schule schon warten, bis die Sonne etwas höher steigt.

Doch sie kommen gerne, und ihre Zahl ist noch immer im Steigen begriffen, namentlich jetzt, da die meisten Feldfrüchte eingeheimst sind. Im Sommer mußten manche zu ihrem tiefen Leidwesen daheim bleiben, um die reifenden Felder gegen die zahlreichen Schädlinge zu schützen, unter welchen die Affen kommen oft rudelweise und plündern in wenigen Stunden einen ganzen Acker, wenn man in wenigen Stunden einen ganzen Acker, wenn man nicht rasch hinter ihnen her ist. Da ist beständige Aufsicht unumgänglich notwendig; denn das hiesige Land ist arm, und jede Frucht muß dem Boden mühsam abgerungen werden. Käme ein Europäer hieher und sähe diesen Sand und diese Steinblöcke, er würde es für unmöglich halten, auf solch' einem Boden eine halbwegs ergiebige Ernte zu erzielen.

Doch zurück zu unserer Schule! Um ½9 Uhr, wie gesagt, beginnt der eigentliche Unterricht. Den Hauptgegenstand bildet bei uns natürlich Religion und biblische Geschichte, dann kommt Lesen, Schreiben und Rechnen. Wesentlich erhöht wird das Pensum dadurch, daß die meisten Unterrichtsfächer zweisprachig, in Englisch und Chimanyika, erteilt werden müssen. Abteilungen habe ich vorläufig bloß drei, eine Oberklasse, Mittelklasse und Unterklasse, und die Einreihung geschieht einfach nach den Kenntnissen, ohne Rücksicht auf das Alter oder die Zeit des Schulbesuches. In Natal und Griqualand ist das alles viel umständlicher, denn dort gibt es sieben streng von einander geschiedene Klassen, und über das Vorrücken oder Sitzenbleiben entscheidet der Herr Schulinspektor bei der

jährlichen Schlußprüfung. Hier, in Rhodesia aber, wo sich noch verhältnismäßig wenig Europäer angesiedelt haben, ist noch alles einfacher und primitiver, und ich möchte beifügen, für die Schwarzen mit ihren wenigen Bedürfnissen besser und zweckentsprechender. Einen Schulinspektor haben wir übrigens auch hier; ich warte schon längst auf seinen Besuch.

In meiner Oberklasse habe ich solche Schüler, die schon gut lesen und schreiben können. Sie bekommen täglich zwei große Tafeln voll mit verschiedenen Sätzen in Englisch und Chimanyika, ihrer Muttersprache, zu schreiben; dann folgen in den beiden genannten Sprachen die nötigen Uebungen im Lesen. Eine ähnliche Methode wird für die Mittelklasse befolgt, doch sind hier die Sätze und Aufgaben leich-



Zwei aus St. Barbara.

ter und einfacher. In der Unterklasse sind die Anfänger, die erst mühsam Schreiben und Lesen lernen müssen, und denen nur kurze Sätzchen mit zwei- oder dreisilbigen Wörtern gegeben werden. Das Rechnen ist für die Schwarzen eine harte Nuß; da muß ich vorläufig alle Klassen zusammennehmen und sie mühsam das Resultat an den Fingern abzählen lassen. Besser geht das Singen. Jeden Tag wird eine halbe Stunde lang gesungen, und dies bildet dann den würdigen, fröhlichen Abschluß. Ich gestehe offen, es kostet mir jedesmal ordentliche Mühe, den Kindern, auch den Anfängern und schwächer Talentierten, Tag für Tag etwas Nützliches zu bieten; denn ich bin kein Lehrer von Beruf, habe vielmehr erst hier angefangen, Unterricht zu erteilen und muß es überdies in einer Sprache tun, die mir, dem Anfänger, — ich kam erst vor acht Monaten hieher — noch keineswegs geläufig ist. Doch, bisher hat der liebe Gott geholfen, und er wird sicherlich auch weiter helfen.

Darf ich mir zum Schlusse noch eine kleine Bitte erlauben? Ich habe meinen Kindern versprochen, das Christkind werde ihnen etwas Schönes mitbringen. Nun, einige Kleinigkeiten werde ich ihnen schon geben können, und brave Kinder finden alles gut und schön. Was ihnen aber am meisten not tun würde, das sind warme Kleidchen für die Winterszeit, d. h. für die Monate Juni, Juli und August. Bis dahin wäre es aber gerade noch Zeit genug, ihnen etwas Passendes zu schicken, falls diese Zeilen, wie ich hoffe, im Januar- oder Februarheft des Vergißmeinnicht veröffentlicht werden können. Wer von unseren geehrten Lesern und Leserinnen will also diesen guten Kindern in Rhodesia, die ob ihres rührenden Eifers wirklich eine Unterstützung verdienen, helfen und ihnen passende Kleidchen oder Stoffreste schicken? Uebrigens sind ihnen auch andere Sachen wie Federn, Griffel, Tafeln, Schulhefte, Spielsachen usw. hochwillkommen.

Des fleißigen Gebetes dieser Kinder aber dürfen unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen stets versichert sein. Schon zum voraus sagen wir für jede, auch die kleinste Gabe ein tausendfaches herzliches „Vergelt's Gott!"

St. Cassian-Schule in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Etwa drei Stunden von Triashill entfernt, hart am Dombo-Berg, liegt unsere neue St. Cassianschule. Der Platz hiefür war schon längst von Bruder Aegidius ausgewählt worden; auch hatten auf sein Anraten die schwarzen Eingeborenen das nötige Holz herbeigeschafft, doch zum Bauen kam es erst, als der Hochw. Pater Mayr als Superior hier eintraf. Er begab sich persönlich mit einigen Burschen dorthin und stellte die ganze Schule innerhalb einer Woche her. Die Wände sind allerdings nur aus bloßem Flechtwerk aufgeführt und mit Lehm verputzt, wie das hierzulande vielfach der Fall ist, doch sie erfüllt ihren Zweck. Die Länge beträgt 36 Fuß, die Breite 14, und 6 mittelgroße Fenster sorgen für das nötige Licht.

Leider fehlte es uns anfangs an den nötigen Glasscheiben. Erst vor 4 Monaten konnte ich dieselben einsetzen, bei welchem Anlaß ich die ganze Schule innen und außen schön weiß übertünchte, sodaß sie nun mit ihrem gelben Strohdach recht proper und freundlich herschaut. Auch legte ich rings um die Schule einen Drahtzaun an, damit das im freien weidende Vieh den Bau nicht beschädige. An dem vorderen Giebel der Schule hing ich ein Kruzifix mit zwei hübschen Bildern auf, machte dann noch aus rohen Buschstangen ein großes Kreuz und befestigte es auf einem in der Nähe befindlichen Baum. So hat das Ganze einen spezifisch christlichen Charakter, und ragt nun das Zeichen des Heiles weit ins Heidenland hinein.

Den Unterricht in den Elementarfächern erteilt vorläufig daselbst unser schwarzer Lehrer Crispin, der sich erst vor ein paar Monaten mit einer Christin verheiratet hat. Die Schülerzahl schwankt zwischen 60 und 70, dürfte sich aber mit der Zeit noch vermehren. Einmal jede Woche, gewöhnlich am Dienstag, geht unser gegenwärtiger Superior, der Hochw. P. Adalbero Fleischer — Hochw. P. Mayr kehrte nach St. Augustin zurück — in Begleitung eines Kaffernburschen nach St. Cassian und erteilt daselbst christlichen Unterricht. Am Sonntag aber wandern die hiesigen Schwarzen

vollzählig nach Triashill, um daselbst der Predigt und dem Gottesdienste beizuwohnen; wie überhaupt die dortigen Kinder großen Eifer sowohl für die Schule, wie für den Gottesdienst zeigen. Möge auch fernerhin Gottes Segen auf unserer St. Cassianschule ruhen! Der hl. Cassian aber, der selber einst auf Erden in der Schule tätig gewesen und dabei den glorreichen Martertod gefunden, möge ihr besonderer Schutzpatron sein und bleiben!

Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Als Grab machen die Kaffern eine seichte Grube, in welche der Leichnam in sitzender Stellung, die Kniee bis zum Kinn heraufgebogen, versenkt wird. Das Haupt einer Familie wird entweder im Viehstalle selbst oder doch in dessen nächster Nähe begraben; die andern Mitglieder der Familie finden ihre letzte Ruhestätte in irgend einem Busch, der sich gerade in der Nähe befindet. Das Gesicht des Toten ist gewöhnlich gegen Norden gekehrt, denn von Norden her ist das Zuluvolk in grauer Vorzeit eingewandert; doch wird dies nicht überall beobachtet.

Alle persönlichen Habseligkeiten des Verstorbenen werden ihm ins Grab mitgegeben, seine Assegais aber werden zerbrochen. Die Schwarzen haben eine Scheu, sich etwas vom ehemaligen Eigentum eines Verstorbenen anzueignen, z. B. eine Dose, einen Schild usw. Wagte einer so etwas in Gebrauch zu nehmen, so käme er sofort in schlimmen Verdacht. „Er hat den Tod des Verblichenen herbeigeführt," würde es heißen, „denn es war ihm darum zu tun, sich in den Besitz seiner Habseligkeiten zu setzen. Sogar christliche Kaffern fühlen in ihrem Herzen ernstliche Zweifel aufsteigen, wenn sie sehen, wie die Weißen die Hinterlassenschaft ihrer Verstorbenen an sich nehmen. Sie können nicht verstehen, wie deren Gewissen so etwas zu billigen vermag.

Neben die Leiche eines Abgeschiedenen wird ein kleiner Flaschenkürbis gestellt, in welchem sich etwas Körnerfrucht befindet. Oft wird auch sein Lieblingshund geschlachtet, oder sonst ein Tier, das er besonders lieb hatte, um ihm damit in der anderen Welt eine rechte Freude zu machen. Hierauf wird das Grab allmählich mit Erde ausgefüllt, die man fest eindrückt und zustampft. Reicht die Erde bis an den Mund des Verstorbenen, dann wird ein Zweig derart ins Grab versenkt, daß dessen Spitze noch darüber herausschaut. Zuguterletzt wird etwas Wasser über das Grab gegossen, und die Versammelten sprechen ein Gebet des Inhalts: „Das, Geliebter, sind Deine Habschaften, die wir Dir ins Grab mitgeben. Gedenke unser an dem Ort, wohin Du gegangen. Sende uns Glück zu, und vergiß nicht, über uns zu wachen". — All das tun sie mit ängstlicher Eile, denn es ist ihnen unheimlich in der Nähe des Todes, und sie wollen das unliebsame Bild möglichst schnell aus dem Gesicht verlieren. Vor ein paar Stunden noch plauderten sie mit ihrem Freund, und nun, da die Sonne sinkt, wird es ihnen plötzlich bewußt,

„Daß in dieser Nacht er eingeht
In des Todes weite Hallen."

Im Swasiland pflanzt man einen Dornbusch über dem Grabe; andere Stämme errichten über demselben einen kleinen Steinhaufen. Die Hauptabsicht dabei ist jedenfalls, wilde Tiere vom Grabe abzuhalten.

War der Verstorbene ein Häuptling niederer Ordnung, so empfängt der Sohn am Grabe des Vaters eine Belehrung über seine Pflichten gegenüber dem Stamm und seiner Familie; auch wird er gebeten, milde und nachsichtig zu sein gegen die hinterlassenen Weiber seines Vaters.

Sämtliche Bewohner des Kraals, dessen Hausvater gestorben, sind unrein. Sie dürfen keine Milch trinken, dürfen auch keinerlei Geschäfte mit anderen Kraals abmachen, bis der heidnische Doktor sie gereiniget hat. Jeder, der den Leichnam berührt hat, ist in besonderer Weise unrein. Befleckt und unrein ist auch jedes Werkzeug, das zum Auswerfen und Schließen des Grabes diente, oder irgendwie mit dem Leichnam in Berührung kam. Die Personen, welche den Toten oder irgend etwas, das ihm gehörte, berührten, müssen sich sofort in fließendem Wasser waschen.



Sabalele-Schule bei St. Markus.

Nun wird der Doktor gerufen. Er bringt ein besonderes Opfer dar, um die Kühe, die Milch und Kraalinsassen wieder zu reinigen. Trotzdem dürfen während einiger Monate aus dem betreffenden Kraal keine Ochsen verkauft werden. Hierauf macht der Doktor eine Medizin, vermischt sie mit Milch und läßt alle Kraalinsassen davon trinken. Das geschieht jedoch an einem vom betreffenden Hause weit entfernten Platze.

Hat ein Weißer etwa einen Spaten, eine Schaufel oder einen Handkarren zur Bereitung des Grabes leihweise hergegeben, so geben ihm die Verwandten des Verstorbenen Geld, damit die betreffenden Gegenstände wieder „rein" werden. So kamen z. B. einmal einige Kaffern zu einem meiner Freunde und entlehnten zu Begräbniszwecken einen Karren. Als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie später damit wieder kamen, boten sie ihm aus freien Stücken zwei Schilling (Mark) an, um, wie sie sagten, „den Tod wieder auszuwischen." Mein Freund erwiderte, er verlange keine Bezahlung, es sei ihm im Gegenteil ein Vergnügen, daß er ihnen habe eine Gefälligkeit erweisen können. Die Leute jedoch baten um Entschuldigung und versicherten, sie seien zwar sehr dankbar für den erwiesenen Liebesdienst, allein nach ihren einheimischen Gesetzen seien sie zum Zahlen verpflichtet, denn wenn sie es unterließen, würde schweres Unglück über ihren ganzen Kraal kommen.

Bei einer anderen Gelegenheit lieh einer meiner Freunde einen Schlitten und vier Ochsen, um eine Leiche an einen anderen Ort zu überbringen. Die dankbaren Kaffern kamen zurück mit seiner Kuh, „um den Tod wieder auszuwischen." Ihre Furcht, daß sie bei Unterlassung einer Bezahlung ein schweres Unglück zu gewärtigen hätten, muß in der Tat groß gewesen sein, denn die Kaffern trennen sich sonst sehr schwer von ihrem Geld und ihrem Vieh

Ein weiteres Gesetz ist dies: die Frau soll sich nach dem Tode ihres Mannes nicht mehr waschen! (Gottlob besteht dieser sinnlose Brauch nicht überall.) Eine mir bekannte amerikanische Dame begegnete einst im Swasiland einem überaus schmutzigen alten Weibchen. Sie konnte nicht umhin, ihr deshalb Vorstellungen zu machen, denn der Schmutz hing ihr buchstäblich in ganzen Krusten am Leibe. „Wasche dich doch, altes Großmütterchen," rief sie ihr zu; „es kann dir ja sonst kein Mensch mehr nahen!"

Diese aber sprang entsetzt: „Wie, waschen sollte ich mich? Willst du etwa, daß ich die Trauer um meinen verstorbenen Mann wegwasche? Nein, das werde ich nie und nimmer tun!"

„So, dein Mann ist gestorben? Das wußte ich nicht; wie lange ist es denn schon her, daß er starb?"

„O erst drei Jährchen", entgegnete das Weibchen, und ging ganz entrüstet fort, weil ihr diese Fremde da, die doch von den einheimischen Gesetzen rein nichts verstand, zumuten wollte, sie solle sich jetzt schon wieder waschen und damit die Trauer um ihren lieben guten Mann ablegen. —

Der Ehemann gilt nach dem Tode seines Weibes für eine Woche lang als unrein; das Weib dagegen nach dem Hinscheiden ihres Eheherrn doppelt so lang. Wenn ferner in einem Kraale ein Todesfall eintritt, so darf keiner der Insassen es wagen, die Wohnung des Häuptlings zu betreten, und sei es unter was immer für einem Vorwande; doch ist es ihnen erlaubt, sich in die Behausung gewöhnlicher Leute zu begeben.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 25. November 1909. — Vorgestern kam ein berittener fein gekleideter Kaffer hieher, um mich zu einem Burschen zu holen, dem die Pflugschar über das linke Bein gegangen war. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen und begleitete ihn zu Pferd, obschon es ½3 Uhr Nachmittags war und wir einen ziemlich weiten Weg vor uns hatten.

Mein Begleiter ritt eine Mähre, die von einem munteren einjährigen Fohlen begleitet war. Er trug ein ganz europäisches Kostüm, weiße Reithosen, braune Ledergamaschen, einen Strohhut und Schuhe. Letztere waren allerdings schadhaft, und somit schaute an einem Zipfelchen doch noch der „Kaffer" heraus.



Prosit Neujahr!

Zuerst ging es der Poststraße entlang, dann zogen wir links ab, ritten über einen hohen Berg, dann über ein langgestrecktes Hochplateau und wandten uns endlich auf rauhen, steinigen Pfaden in beständigem Zickzack talabwärts dem Umzimkulu zu. Mehr als einmal mußten wir absteigen und mühsam über tief ausgerissene Rinnsale, Felsen, Bäche und Pfützen klettern; dann ging es hoch zu Roß wieder steil bergauf, bis wir endlich nach zweistündigem Ritt an Ort und Stelle waren.

Haus und Feld machten einen äußerst günstigen Eindruck. Man sah auf den ersten Blick, hier wohne ein Mann der Ordnung. Rings um das Ackerfeld war ein Zaun aus Stacheldraht gezogen, und eine der wohnlichen Hütten, in die er mich führte, galt als Empfangssalon. Sie war fein und sauber gehalten, wies keine Feuerstelle auf, wohl aber einen Strohsack mit schönen Leintüchern und Decken. Nebenan stand eine Nähmaschine, deren Deckel zugleich als Stuhl diente. Kurz, hier ließ sich's ganz gemütlich wohnen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zumal für einen alten Trappisten, der auch an keinen Luxus gewöhnt ist.

Während ich mir die Herrlichkeiten ein wenig ansah, kam schon über den Hof herüber mein Patient gehumpelt. Ich untersuchte das kranke Bein, das eine lange, weitklaffende Wunde aufwies; zunähen aber konnte ich sie nicht, denn der Kaffernjunge hatte eine so dicke, zähe Haut, daß ich meine Nadel gar nicht durchbrachte. Ich gab ihm daher eine Anweisung, wie er die Haut ziehen und spannen müsse, damit die beiden Wundränder einander näher kämen, überreichte ihm auch eine Flasche Medizin zur Einreibung und gab ihm die tröstliche Versicherung, daß die Wunde bald wieder zuheilen würde. Ich habe schon viel schlimmere Fälle in Behandlung gehabt und weiß aus Erfahrung, wie schnell bei diesen kerngesunden Naturmenschen die schlimmsten Wunden heilen.

Eine Tasse Tee, die man mir nachher antrug, schlug ich dankend aus, denn solange kein zwingender Grund vorliegt, nehme ich bei Schwarzen grundsätzlich weder eine Speise noch ein Getränke an. Die Leute schienen mir Protestanten zu sein, dennoch aber zogen sie es vor, bei uns Ama-Romas Hilfe zu suchen und nicht bei ihrem protestantischen Prediger. Auf dem Rückweg begleitete mich mein Führer zu dem oben erwähnten Berg, und abends um 7 Uhr war ich wieder in meinem lieben Emaus mit dem glücklichen Bewußtsein, an einem armen Menschen ein gutes Werk getan zu haben.

— — —

Emaus, 12. Dezember 1909. — Macibane, ein Induna des Häuptlings Bumbulwane, hat ein katholisches Weib, er selbst aber will von Taufe und Bekehrung nichts wissen. Er sagt: „Ich bin der Induna (Schaffner) des Häuptlings; würde ich Christ, so müßte ich allerlei Anfeindungen mit in den Kauf nehmen oder könnte gar mein Amt verlieren. Nein, ich bleibe, was ich bin.“ — Tatsächlich ist so ein Induna, auch wenn er in einer bloßen umutsha (Leibbinde) umherläuft, bei den Kaffern schon ein ziemlich angesehener Mann, den man gehörig respektiert. Ehre und Ansehen sticht aber dem Kaffer gewaltig in die Augen, und so bleibt er lieber ein Heide. Als solcher fühlt er sich als freier Mann, nimmt sich so viele Weiber als sein Vermögen gestattet, huldigt den wilden Gebräuchen seiner Väter und geht mit seinem Häuptling durch dick und dünn, das heißt er schweigt zu jeder, auch der größten Ungerechtigkeit.

Ein Gutes hat aber der Induna Macibane: so oft eines seiner Kinder oder das eines seiner nahen Verwandten schwer krank wird, kommt er persönlich nach unserer Missionsstation und bittet für das kranke Kind um die heilige Taufe. Er scheint also doch an ein Fortleben der Seele und an Gott und seine Gerechtigkeit zu glauben. So kam er auch diese Woche noch spät am Nachmittage hieher und bat um die Taufe des kranken Töchterleins seines in der Nähe wohnenden Bruders. Ich machte mich sogleich auf den Weg und taufte das Kind auf den Namen „Klara“. Möglich, daß Macibane, wenn es einmal bei ihm zum Sterben geht, auch für sich um die hl. Taufe bittet.

Gestern kamen zwei Kaffernmädchen und eine Frau aus weiter Ferne hieher und baten um eine Medizin für ihre Schwester, die sich mit kochendem Wasser arg verbrüht hatte. „Habt ihr eine Flasche, in welche ich die Medizin gießen kann?“ fragte ich das Weib. Die Antwort war: „O nein, wir sind arm; wo sollen wir in unserer Hütte eine Flasche hernehmen? Doch ihr Ama-Roma seid gute Leute und helft jedem Armen. O Baba, gib mir doch eine Flasche!“ — So bekam sie also beides, eine Flasche und eine Medizin, worauf sie mit den beiden Mädchen sofort den Rückweg antrat, denn sie wohnten, wie gesagt, weit von hier und wollten am gleichen Tage noch nach Hause kommen.

Bei diesem Anlaß will ich noch bemerken, daß die Kaffern eine flüssige Medizin, zumal wenn sie eine schöne Farbe hat, jeder andern weit vorziehen. Daß sie ihnen auch in gehöriger Quantität verabreicht werden muß, versteht sich von selbst. Eine Arznei in Pulverform findet wenig Gnade in ihren Augen, und homöopatische Kügelchen verachten sie vollends ganz. Was wollen diese winzigkleinen Dingerchen, die man kaum anfassen kann, und überhaupt alle diese Verdünnungen in der zehnten oder hundertsten Potenz für sie, diese großen und starken Leute, bedeuten? Nein, mit solchen Zumutungen darf man ihnen nicht kommen. Nun, wenn der Doktor einmal seine Leute kennt, weiß er schon, wie er seine Medizinen zu mischen hat. Da kommt einem unwillkürlich das alte Sprichwort in den Sinn: Mundus vult decipi, die Welt will betrogen sein, und wäre es auch bloß in harmloser Weise und zu ihrem eigenen Besten.

— — —

Zu unseren Schwestern kommt zuweilen „Simona“, ein gutes, hochbetagtes Kaffernweiblein und bittet um Almosen. Eines Tages sagte unsere Schwester Oberin zu ihr: „Simona, du bist schon alt, fürchtest du dich nicht vor dem Sterben?“ —

„Weshalb sollte ich mich denn fürchten?“ entgegnete jene. Erfülle ich nicht alle meine religiösen Pflichten genau, und habe ich daher nicht die Hoffnung, in den Himmel zu kommen?“

„Schon gut; aber du bist ein einfaches, ungelehrtes Kaffernweiblein; was wirst du denn sagen, wenn du in den Himmel hineintrittst unter die vielen Engel und Heiligen?“

„O, ich werde einfach sagen: „u Simona ukona, Simona ist da, dann werden jene schon wissen, was sie zu tun haben, und werden mir auch ein Plätzchen gönnen.“

Erster Schulgang.

(Siehe Bild S. 14)

§. So ist nun der längst gefürchtete Tag gekommen! Der kleine Pit soll zum erstenmale die Schule besuchen, und das macht seinem kleinen Hirn schwer zu schaffen. Aller Uebermut ist aus dem sonst so lustigen Gesichte gewichen und hat erwartungsvollem und nachdenklichem Ernste Platz gemacht. Schon legt die große Schwester die letzte Hand an seine Toilette — eine halbe Stunde noch und er wird vor dem gestrengen Herrn Lehrer stehen, und mit dem ist nicht gut Kirschen essen. Denn einmal kam der Pit an der Schule vorüber und sah durchs Fenster, wie der Lehrer einen Stock schwang und ein Bube schrie laut auf. Zwar war das Fenster zu niedrig, um den Buben zu sehen, aber sicher bekam dieser Prügel, denn warum soll er sonst so laut geschrieen haben. Die Mutter, welcher er den Vorfall erzählte, sagte zwar, nur die bösen Buben bekämen Schläge,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und auch in diesem Augenblicke spricht sie dem Pit wieder Mut ein. Aber der Pit traut dem Landfrieden nicht recht. Er weiß nur zu gut, daß er zuweilen unten im Garten am Bach Aepfel — nun sagen wir nur „genommen" hat. Hoffentlich weiß der Lehrer nichts davon, und der Pit will sich schon in Acht nehmen, daß der ihm künftig nichts einbrocken kann. Uebrigens warten schon drei Buben aus der Nachbarshütte auf ihn. Die schauen nicht so bedenklich drein. Nun, so will auch er sich nichts merken lassen und ein Mann sein. Und so hat denn der kleine Pit seinen ersten Schulgang, wenn auch nicht ohne jedes Bedenken, so doch kuraschiert angetreten — und die schwere Stunde ging vorüber. Der Lehrer kam ihm gar nicht mehr so schrecklich vor, und als die Schule aus war, da sprang der Pit so hoch wie nie zuvor und schritt nach Hause, wie einer, der etwas fertig gebracht und einige Zoll an Selbstachtung zugenommen hat.



Immer sauber.

---

§ Einsiedeln, 17. Sept. Ein origineller Streit fand hier vor ein paar Wochen zwischen einer Henne und einer Katze statt. Letztere hatte auf dem Heuboden fünf niedliche junge Kätzchen zur Welt gebracht, während einen Schritt davon entfernt eine Henne zur gleichen Zeit ein Dutzend Küchlein ausgebrütet hatte. Ein Bruder holte in Abwesenheit der Henne die Küchlein vom Heuboden herab. Bald hernach kehrt die Henne auf den Heuboden zurück und findet die Küchlein nicht mehr — oder vielmehr irrtümlich wendet sie den jungen Kätzlein mütterlichen Schutz und Obdach unter ihren Flügeln zu. Da springt auch die Katzenmutter auf den Plan, um nach den Gegenständen ihrer mütterlichen Liebe zu spähen. Katzenbuckelnd und miauend umkreist sie die Henne. Die aber versteht keinen Spaß und fährt in zornigem Gegacker auf die Katze los. Diese wiederum faucht der

aufgedrungenen Stiefmutter ins Gesicht. Nunmehr erscheint der Bruder auf dem Heuboden, begreift rasch die drollige Situation, arretiert die Henne, bringt sie zu ihren Küchlein und der häusliche Friede zwischen Henne und Katze ist wieder hergestellt.

Ankunft in der neuen Heimat.

Erinnerung von Schw. Eustochia, C. P. S.

Es war im Oktober 1888 spät am Abend, als wir in Pinetown, der nächsten Bahnstation von Mariannhill anlangten. Ein Trappistenbruder stand mit einem Gefährt bereit, uns vollends nach der neuen Heimat zu bringen. Wir ehrten das Stillschweigen des freundlich-ernsten Mönches, stiegen schweigend auf und überließen uns sodann den verschiedensten Betrachtungen.

Der eine Gedanke, der uns alle beseelte, war die stille Frage: „Wie werden wir wohl in Mariannhill aufgenommen werden? Wir waren 10 Postulantinnen, kamen direkt aus der Heimat, denn ein Probehaus für die Schwestern bestand damals noch nicht, und hatten überhaupt noch keine der „roten Missionsschwestern" gesehen. Begreiflich also, daß wir mit Spannung der Aufnahme im Schwesternkonvent entgegensahen. Die einen von uns beteten während der lautlosen Fahrt still vor sich hin den hl. Rosenkranz, die anderen betrachteten staunend den südlichen Sternenhimmel mit seinen hellfunkelnden, so überaus zahlreichen Lichtern.

Plötzlich kam das Trappistenkloster in Sicht. Die stummen Mönche waren schon zur Ruhe gegangen, denn zwei Uhr früh jeden Morgen rief sie die Glocke schon wieder zum neuen Tagewerke. Es brannte kaum ein einziges Licht, und doppeltes Schweigen herrschte nun über der an sich so friedlichen Stätte. — Vom Mariannenhügel herunter aber, etwa ein Viertelstündchen vom Trappistenkloster entfernt, grüßte der hellerleuchtete Schwesternkonvent uns entgegen, unser neues, trautes Heim! Nun war es aber aus mit unserem Stillschweigen. „Wir sind daheim, wir sind daheim!" tönte es wie aus einem Munde.

Der Wagen hält, der Bruder zieht das Glöcklein an der Pforte, — und sofort eilen zwei rote Schwestern zu unserem Empfange herbei. Es ist Schwester Paula, unsere damalige Novizenmeisterin, und Schwester Wendelina, die nun längst in Gott ruhende Pförtnerin. Ueberaus liebevoll halfen sie uns vom Wagen und begrüßten uns in denkbar herzlichster Weise. Wir fühlten sofort, wir seien daheim! — Unser erster Gang galt der trauten Hauskapelle, wo wir dem lieben Heiland im Tabernakel unseren innigsten Dank abstatteten für die Gnade der Berufung zum hl. Ordensstande und für den gnädigen Schutz während der weiten, langen Fahrt. Mit dem Psalmisten konnten wir nun ausrufen: „Hier ist der Ort meiner Ruhe; da will ich bleiben immerdar! Auf's herzlichste ist mir das Los gefallen, ein auserlesen Erbteil ist mir geworden!"

Wie glücklich schliefen wir die erste Nacht! Ein Gewitter, dessen Schlossen prasselnd auf das Blechdach niederfielen, konnte unsere Ruhe nicht stören. Wir waren unter Dach und Fach, waren daheim und wußten uns in Gottes Schutz.

Am nächsten Morgen tönten von der Kapelle her die Lieder der schwarzen Kinder in den heimatlichen Melodien zu uns herüber. Wie heimisch das uns wieder anmutete! Deutsche Melodien im fernen Afrika! Und als die Kleinen später kamen und uns so zutraulich die schwarzbraunen Händchen zum Gruße reichten, da war es uns, als ginge uns eine neue Sonne auf! Waren wir doch alle speziell der Mission wegen hierher gekommen. Wir wollten mitwirken am Heile der armen Heidenkinder; und nun sahen wir sie zum erstenmale vor uns, diese lieben, schwarzen Kleinen mit ihren Wollköpfen und den großen, glänzenden Augen. Das denkbar schönste Arbeitsfeld stand uns in Aussicht! —

Kurz darauf wurden wir unsern verehrten Obern vorgestellt; man zeigte uns bei den Brüdern und Schwestern, was schon alles an Bauten und Anlagen von Gärten und Feldern geleistet worden war, sodaß uns, die wir auf dem Schiffe zu einer mehrwöchentlichen Untätigkeit verurteilt gewesen waren, eine große Lust anwandelte, sogleich mit Hand ans Werk zu legen.

Seitdem sind nun mehr als zwei Jahrzehnte verflossen. Alle die Schwestern, die damals mit mir kamen, sind noch hier, und Mariannhill mit seinen Stationen ist uns schon längst zur zweiten Heimat geworden, die wir gegen nichts vertauschen wollen, als mit der ewigen Heimat im Himmel droben.

Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

3. Ergebung in den Willen Gottes.

Es ist erstaunlich, wie still und gottergeben unsere schwarzen Neubekehrten die herbsten Schicksalsschläge zu tragen vermögen. Trifft sie z. B. ein schwerer zeitlicher Verlust, vernichtet der Hagel all ihre Feldfrüchte, rafft eine böse Seuche mit einem Schlag ihren ganzen Viehstand dahin, oder entreißt ihnen der unerbittliche Tod ein heißgeliebtes Kind, so pflegen sie, ohne ein Wort der Klage verlauten zu lassen, einfach zu sagen: „Intando ka 'Nkulunkulu, der Wille Gottes!" Ich will von den vielen Beispielen, die ich als Beleg hiefür vorbringen könnte, nur zwei Fälle auswählen:

Etwa einen Monat vor dem hl. Weihnachtsfeste brach dahier im vorigen Jahre ein sehr böses Fieber aus. Die Engländer nennen es Enteric-Fieber — es ist eine Art Typhus — und alljährlich erliegen in Natal Hunderte dieser Krankheit. Sie hat auch unsere Czenstochauer Schule schon wiederholt heimgesucht, und wie gesagt, Ende November 1909 war sie wieder da. Unsere gute Sophia, welche unsere Leser bereits als ein stilles, braves und dabei höchst intelligentes Mädchen kennen, sowie die immer lustige Mechtildis wurden zuerst davon ergriffen, und in Bälde hatten wir sieben schwerkranke Kinder im Krankenzimmer.

Sophia und Mechtildis schwebten lange in höchster Gefahr, kamen aber schließlich doch auf; ein elfjähriges, noch ungetauftes Schulmädchen dagegen, Nomafastele mit Namen, sollte der tückischen Krankheit erliegen. Unsere gute Schwester Roswitha nahm sich des Kindes mit großer Liebe an und bereitete sie auf den Empfang der hl. Taufe vor. Am 19. Dezember wurde das Mädchen getauft und erhielt dabei ebenfalls den Namen „Roswitha." Zwei Tage darauf nahte für

die Kleine schon die Stunde der Erlösung. Sie verlangte nach ihren beiden Lehrerinnen Roswitha und Domitilla; sie kamen und standen ihr im Sterben bei. Desgleichen weilte unser Hochw. P. Rektor, Innocenz Buchner, oft und lange im Krankenzimmer, tröstete die Leidenden und spendete ihnen den hl. Segen. Die kleine Roswitah starb still und friedlich im unbefleckten Kleide der Taufunschuld dahin und konnte nun das Christkind im Himmel anbeten.

Das Kind hatte sicherlich den besten Teil erwählt, ein gar schwerer Schlag hingegen war ihr frühzeitiger Tod für ihre arme Mutter. Sie hatte ohnehin schon Schweres erdulden müssen: ihr Gatte hatte sie herzlos verlassen, dann starben ihr zwei Mädchen rasch nach einander. Noch waren keine fünf Wochen verflossen, daß sie das letzte derselben tot in unserem Krankenzimmer aufgebahrt gesehen und zu Grabe geleitet hatte, und siehe, nun klopfte der Tod zum drittenmale bei ihr an und holte ihre liebe, elfjährige Nomafastele oder Roswitha, wie sie in der hl. Taufe genannt worden war.

Begreiflich, daß so viele und schwere Heimsuchungen, die Schlag auf Schlag über sie hereinbrachen, die arme Mutter tief darniederbeugten. Ganz gebrochen saß sie eine Weile neben ihrem toten Kinde und weinte leise vor sich hin. Da nahte sich ihr unsere treue Krankenschwester Kajetana und sprach zu ihr einige Worte des Trostes, sprach vom heiligen Willen Gottes, vom schönen Tode ihres Kindes und seiner Seligkeit im Himmel droben. Das richtete das junge schwer geprüfte Weib wieder wundersam auf. Sie erhob sich, trocknete ihre Tränen und rief aus: „Intando ka 'Nkulunkulu!" „Es ist der hl. Wille



Rekreation in Reichenau.

Gottes!" Fortan kam kein Wort der Klage mehr über ihre Lippen, mit heldenmütiger Stärke trug sie ihren bitteren Schmerz.

So kam das neue Jahr (1910) heran, doch das tückische Fieber wollte nicht weichen; kaum schien im Befinden eines Kranken eine kleine Besserung einzutreten, so kehrte kurz darauf das Uebel mit doppelter Gewalt wieder. Ja, am Feste der hl. Dreikönige ward unsere liebe Mitschwester Roswitha selbst davon ergriffen und volle sieben Wochen hindurch stand sie dem Tode näher als dem Leben. Der Keim zu dieser Krankheit mag wohl schon lange in ihr gesteckt haben, offenbar hatte sie sich aber am Sterbebette ihrer Namenskollegin, der kleinen Roswitha, vollends angesteckt.

Groß war da die Trauer der Frauen und Witwen in „Nazareth", wie bekanntlich unser Weiber-Asyl heißt, und wo die gute Schwester Roswitha, die zugleich Lehrerin in der größeren Mädchenschule ist, seit Jahren als treubesorgte Mutter ihres Amtes waltet; und gar heiße Tränen wurden ihr nachgeweint, als man sie wie eine Tote auf die Bahre legte und sie aus dem Nazarethhäuschen ins Krankenzimmer der Schwestern hinübertrug. Zahllose Gebete stiegen zum Himmel auf; alles flehte zur „Mutter der Barmherzigkeit" um Wiedergenesung der kranken Schwester. Volle sieben Wochen, wie gesagt, schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich nach und nach ihre Kräfte wiederkehrten.

Die pflichttreue Missionsschwester, die schon so viel Gutes in der Czenstochauer Schule getan, war uns neu geschenkt; unten, im Krankenzimmer der Kinder, aber forderte der kalte, unerbittliche Tod ein zweites Opfer. Es war das unsere gute Johanna, ein überaus gutes Mädchen von kaum 15 Jahren. Vor kurzem noch gesund und stark, lag sie jetzt wie eine geknickte Rosenknospe auf der Totenbahre, und die trauernden Mitschülerinnen überschütteten sie förmlich mit frischen Blättern und weißen Rosen. Alles weinte um das gute, sanfte Mädchen; auch Schwester Kajetana bedauerte ihr Hinscheiden tief.

Hart am Sterbebette Johannas kniete ihre Mutter, eine noch junge Frau. Sie war bereits Christin und bereitete sich eben auf den Empfang der ersten hl. Kommunion vor. Als nun Johanna ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte, nahte sie sich ihrem Töchterlein mit zitternden Händen, küßte deren kalte Stirne und drückte ihr sanft die Augen zu mit den schönen Worten: „Gott hat dich mir einst gegeben; ihm gehörst du an. Geh' nun wieder hin, mein Kind, zu dem, der dich erschaffen hat! Ich werde dir bald nachfolgen!" Dann wandte sie sich an die weinenden Schwestern und Kinder und sprach: „Weinet nicht; es geschehe der hl. Wille Gottes!" —

Nach der Beerdigung war die starkmütige Frau vollends ruhig. Eine Stunde später wohnte sie dem Erstkommunikanten-Unterrichte bei, als wäre nichts geschehen. Bevor sie ihr Heim wieder aufsuchte, ging sie zur Schwester Domitilla, der Lehrerin ihres Kindes, und dankte herzlich für allen Unterricht und die gute Unterweisung, die sie ihm gegeben; von da ging sie zur Krankenschwester und wiederholte ihren Dank für dessen treue, liebevolle Pflege. Zum Schlusse gab sie ihr ein Hühnchen. Sie bedauerte, in ihrer Armut nicht mehr geben zu können, und bat mit rührender Bescheidenheit, diese ihre Gabe doch nicht zu verschmähen.

Zum Schlusse noch ein Wort der Aufklärung: Vielleicht denkt mancher unserer Leser, diese Ruhe und Resignation unserer schwarzen Neubekehrten bei schweren Schicksalsschlägen sei keineswegs echte, christliche Tugend, sondern bloß die natürliche Folge eines leichtsinnigen oder phlegmatischen Temperamentes. Doch dem ist keineswegs so. Im Gegenteil, der heidnische Kaffer pflegt sich, namentlich beim Todesfalle eines teuren Angehörigen, wie sinnlos zu benehmen. Dieser Kontrast zeigte sich höchst auffällig auch hier.

Als nämlich Johanna aufgebahrt im Krankenzimmer lag, kamen ihre Anverwandten, von denen manche noch Heiden waren. Diese fingen in ihrer wilden Art laut zu klagen und zu jammern an und blickten voll Entrüstung auf die ruhig dasitzende und still vor sich hinbetende Mutter; denn sie konnten gar nicht begreifen, weshalb sie nicht ebenfalls in lautes Weinen und Klagen ausbrach.

Nach einer Weile kam die erst vor einigen Monaten getaufte Großmutter Johannas. Als diese ihr totes Enkelkind erblickte, warf sie sich jammernd auf den Boden nieder und schrie und weinte in herzbrechender Weise.... Da stand Ludovika (Johannas Mutter) auf und sprach zu ihr die schönen Worte: „Ma (Mutter), klage nicht in dieser Weise. Siehe, wir sind Christen, und dürfen uns daher nicht benehmen wie die Heiden. Mutter, beruhige dich, und ergib dich in Gottes hl. Willen. Intando ka 'Nkulunkulu!"

Könnte nicht auch mancher im Christentume geborene und erzogene Christ von diesen schwarzen Neubekehrten lernen? (Fortsetzung folgt.)

Schein trügt.

An der Tafel des ersten Gasthofes einer Residenzstadt ging es sehr lebhaft zu. Fremde und Einheimische saßen beisammen, aßen und tranken und unterhielten sich über dieses und jenes.

Da wurde plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein eigentümliches Goldstück gelenkt, das ein junger Kaufmann, der lange Zeit Indien bereist hatte, von dort mitgebracht haben wollte. Dieses Goldstück war achteckig, von ganz besonderem Gepräge und zeigte auf der Vorder- und Rückseite höchst phantastische und abenteuerliche Figuren.

Man machte sich gegenseitig auf die Seltenheit und Schönheit der Münze aufmerksam und ließ sie zuletzt von Hand zu Hand gehen, damit ein jeder der Anwesenden sie genau betrachten könne. Man prüfte dieselbe und erging sich in allerlei Vermutungen über den Ursprung und Wert des Goldstückes. Zuletzt kam dasselbe auch in die Hand eines am Ende der Tafel sitzenden Offiziers, der gerade in lebhafter Unterhaltung mit seinem Nachbar begriffen war. Er blickte nur flüchtig darauf und warf es gleichgiltig mit der Bemerkung auf den Tisch: „O, das kenne ich schon!", wandte sich sodann wieder zu seinem Nachbar. Das Gespräch kam neuerdings in Fluß, und von dem Goldstück war nicht mehr die Rede. —

Als man sich jedoch nach beendigter Tafel zum Aufbruch anschickte, erhob sich der Eigentümer des seltenen Goldstückes mit der Erklärung: „Ich bitte recht sehr, meine Herrn, mir mein Goldstück wieder zurückzugeben."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verwundert schaut einer den andern an, glaubte man doch allgemein, die Münze sei ihrem Herrn schon längst wieder eingehändigt worden. Dieser aber erklärte nun ruhig aber fest: „Ich bitte denjenigen Herrn, der sie zuletzt in Händen gehabt, sie mir zurückzugeben!“ —

Die allgemeine Verlegenheit wächst; jeder behauptet, sie weitergegeben zu haben. Man verliert sich in Vermutungen, sucht und forscht, umsonst, das Goldstück kommt nicht mehr zum Vorschein. — Wie, sollte sich in solch' angesehener Gesellschaft ein Dieb befinden? Wer war es? Der Verdacht lastete auf allen!

Da erhebt sich ein älterer Herr und spricht in sichtlicher Erregung: „Meine Herrn, da keiner von uns im Besitze des fraglichen Goldstückes sein will, sind wir alle für dessen Abhandenkommen verantwortlich. Die Ehre aller verlangt eine allgemeine Untersuchung. Ich mache nun folgenden Vorschlag. Der Wirt untersuche alle meine Taschen; hierauf stelle ich mich an die Türe, damit keiner unbefugter Weise den Saal verlasse, während inzwischen jeder einzelne in gleicher Weise untersucht wird, wie ich selbst. Meine Herrn, die Sache ist peinlich, allein die allgemeine Ehre erfordert das!“

Der Vorschlag findet allgemeinen Beifall; jeder ist sofort zur Untersuchung bereit, nur jener Offizier, der die Münze so wegwerfend auf die Seite geschoben hatte, weigerte sich dessen entschieden. Mit Entrüstung tritt er vor die Versammelten hin und spricht: „Meine Herrn, Sie können handeln nach Belieben; für meine Person protestiere ich aber entschieden gegen eine solche Untersuchung. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht im Besitze jener Münze bin. Ich bin Offizier, das soll Ihnen genügen!“

Die Haltung des Mannes ist imponierend, dennoch muß er gewahren, wie ihn von allen Seiten Blicke des höchsten Mißtrauens treffen.

In diesem Augenblick klopft es stark an die verschlossene Türe; der Kellner, der zuvor an der Tafel serviert hatte, tritt herein und spricht: „In einer der Servietten, die ich soeben ordnen wollte, fand sich dieses sonderbare Goldstück. Ich komme, es seinem Eigentümer zurückzubringen.“

Das Goldstück wird sofort als die vermißte Münze erkannt und aller bemächtigt sich eine freudige Ueberraschung. Der Offizier aber hatte sich ruhig lächelnd in eine Ecke zurückgezogen. Auf die Frage, weshalb er sich denn trotz seiner Unschuld geweigert, sich wie die übrigen untersuchen zu lassen, erklärte er: „Ich tat es, weil ich jenen Vorschlag für unzweckmäßig hielt, und weil er leicht zu einem gefährlichen Irrtum hätte Veranlassung geben können. Es gibt oft ganz merkwürdige Zufälle in der Welt. Sehen Sie einmal her!“ Bei diesen Worten zieht der Offizier aus seiner Geldbörse ein Goldstück hervor, das der abhanden gekommenen Münze auf ein Haar ähnlich ist. „Wie nun“, fuhr er fort, „ich nehme an, jenes Goldstück wäre nicht gleich entdeckt worden, und man hätte in meiner Börse dieses hier aufgefunden? Was dann? Wer von Ihnen hätte den Beteuerungen meiner Unschuld geglaubt?... Nehmen Sie sich eine Lehre daraus, meine Herrn, und urteilen Sie nie vorschnell, zumal wenn es sich um ein so hohes Gut, wie die Ehre eines Mannes handelt. Denn der Schein kann trügen.“ —

Johann Baptist, der Indianer.

Wir entnehmen einem Briefe des berühmten Missionärs P. Smet folgende amüsante Geschichte:

Unter den bekehrten Indianern an der Grenze von Canada befindet sich ein gewisser Johann Baptist, dessen Familienname mir unbekannt ist. Johann Baptist nun hatte, als er noch ein Heide war, einem andersgläubigen Prediger in der Nachbarschaft zwei Dollars gestohlen. Bei seiner Bekehrung nun befahl ihm der Schwarzrock, das Gestohlene zurückzugeben. Johann Baptist nun begibt sich zum Prediger; da entspinnt sich nun zwischen Beiden folgendes Zwiegespräch:

„Nun, was willst Du?“ fragte der Prediger.

„Ich Dich haben bestohlen! Schwarzrock mir haben gesagt: Johann Baptist, gib das gestohlene Geld zurück.“

„Was für ein Geld?“

„Zwei Dollars, die gestohlen durch mich, schlechten Wilden; aber jetzt guter Indianer, haben das Wasser der Taufe auf der Stirne; ich nun ein Kind des großen Geistes. Da, nimm Dein Geld.“

„Das ist brav. Stiehl nicht mehr! Guten Tag, Johann Baptist.“

„Guten Tag nicht genug, ich will haben etwas anderes.“

„Und was willst Du?“

„Will haben eine Schrift, daß zurückgegeben die zwei Dollars.“

„Eine Schrift? Wozu brauchst Du sie denn? Hat der Schwarzrock Dir gesagt, eine solche zu verlangen?“ fragte nun ganz erstaunt der Prediger.

„Schwarzrock nichts gesagt; Johann Baptist will eine Schrift haben“; dabei zeigte er mit den Fingern auf sich selbst.

„Aber warum willst Du sie denn haben? Du hast mich bestohlen, Du hast das Gestohlene zurückgegeben; das ist genug.“

„Nein, nicht genug; Du alt, ich jung; Du sterben früher, ich sterben nach Dir. Verstehst Du?“

„Nein, was will das bedeuten?“

„Höre noch, das will viel sagen, das alles sage. Ich an der Himmelspforte anklopfen; der große Häuptling St. Peter mir auftun und sagen: Bist Du's, Johann Baptist? Was willst Du?“

„Mein Häuptling! Ich wollen eingehen in das Haus des großen Geistes.“

„Und Deine Sünden?“

„Der Schwarzrock mir sie nachgelassen.“

„Und Dein Diebstahl beim Prediger? Hast Du das Geld zurückgegeben? Zeige mir die Schrift.“

„Nun siehst Du das Los des armen Johann Baptist; armer Indianer ohne Schrift! Armer Indianer gezwungen hier, durch die ganze Hölle zu laufen, um Dich zu finden und mir die Quittung schreiben zu lassen.“

Habsburger Anekdote.

Vier Jahre vor seinem Tode hatte Maximilian sich einen Sarg machen lassen, den er überallhin mit sich führte. Oftmals betrachtete er diesen Sarg und sprach zu sich selbst: „Was machst Du Dich breit, Maximilian? Was strebest Du nach mehr bei allbereits so großem Glück? So viel Ländec sind Dir jetzt zu enge, und einst wird Dich dieses enge Gehäuse einschließen!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

Gehet zu Joseph!

Groß und herrlich ist der Chor aller Heiligen Gottes im Himmel droben. Der hl. Evangelist Johannes schreibt darüber in der geheimen Offenbarung: „Und ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen, aus allen Nationen und Sprachen. Sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angetan mit weißen Gewändern und hatten Palmen in ihren Händen." Offenb. 7, 9.

Mit Ausnahme der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der glorreichen Königin aller Engel und Heiligen, besitzt aber sicherlich unter dieser ganzen unzählbaren Schar von Heiligen keiner ein größeres Ansehen, eine hervorragendere Würde und höhere Macht als der hl. Joseph, der jungfräuliche Gemahl der allerseligsten Jungfrau und der liebevolle Nähr- und Pflegevater des göttlichen Heilandes.

Als Beweis für diese Wahrheit gilt uns der Umstand, daß Jesus Christus, der Mensch gewordene Sohn Gottes selbst, dem hl. Joseph volle 30 Jahre hindurch untertan gewesen. Zeugnis dafür gibt ferner Maria, die unbefleckte Jungfrau und Mutter des Erlösers, die ihm als jungfräuliche Braut und Gattin rechtlich angetraut war. Zeugnis dafür geben uns die hl. Engel, die so oft mit ihm verkehrten, und Gottes Befehle und Anordnungen ihm, dem Oberhaupte der Familie, übermittelten. Zu all dem gesellt sich dann noch das Zeugnis vieler Tausender frommer, glaubenseifriger Seelen, die alle den hl. Joseph gar kindlich verehrten und in unzähligen Nöten und Anliegen um seine Fürbitte anflehten.

Der große Papst Pius IX. aber gab dem hl. Joseph unter dem Jubel aller Gläubigen den glorreichen Titel „Beschützer der ganzen katholischen Kirche" und empfahl seine Verehrung und Anrufung ganz besonders in den vielen Nöten und Bedrängnissen unserer Zeit. Seitdem hat die Verehrung des hl. Joseph wieder einen neuen mächtigen Aufschwung genommen. Viele Orden, Institute, Bruderschaften und christliche Vereine sind ihm geweiht, und zahllose Katholiken in allen Ländern des ganzen christlichen Erdkreises wetteifern zusammen in der Andacht und Verehrung des hl. Joseph.

Das hl. Evangelium erzählt uns allerdings nur weniges aus seinem Leben, allein das Wenige reicht hin, um uns zu sagen, welch' ein innigst geliebter Freund Gottes der hl. Joseph gewesen, und welch' überaus große Gnade ihm zuteil geworden. Sie nennt ihn den Mann Mariä, von der geboren wurde, Jesus, der genannt wird Christus. Sie erzählt uns, wie Gott einen Engel zu Joseph sandte und ihm Aufschluß gab über das Geheimnis der Menschwerdung im Schoße der reinsten Jungfrau. Sie zeigt uns den hl. Joseph in der Krippenhöhle zu Bethlehem, er ist Zeuge der Anbetung der Hirten und der drei Weisen aus dem Morgenlande. Der hl. Joseph begleitet Maria bei der Darstellung Jesu im Tempel, er flüchtet auf Gottes Befehl mit dem Kinde und seiner Mutter nach Egypten und kehrt mit ihnen nach dem Tode Herodis wieder ins hl. Land zurück. Wir finden ihn endlich beim zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel und lesen mit Staunen, was die Schrift sagt: „Und er (Jesus) ging mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen untertan ..... und als er später zu lehren begann, war er etwa dreißig Jahre alt und galt als der Sohn Josephs. Luk. 3, 23.

Groß fürwahr ist der hl. Joseph, geliebt bei Gott und den Menschen. Drum wollen wir in all unseren Nöten und Anliegen zu ihm unsere Zuflucht nehmen, denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott vermag alles. — „Gehet zu Joseph, und alles, was er Euch sagen wird, das tuet!"

Hilfe vom Tabernakel her.

Des Heilands Herz im Tabernakelschrein
Wacht auch für dich und denkt dein!

Ein junger Priester sollte eine Pfarrei antreten, die nicht im besten Rufe stand. Schweren Herzens, die Brust voll Sorgen, machte er sich auf die Reise nach dem neuen Posten.

Die Fahrt geht durch Nacht und Sturm; noch trüber aber senkt sich der Nebel trüber Schwermut auf die Seele des Priesters. — Nun ist er angelangt. Alles im Dorf ist still und finster; nur das ewige Licht in der Kirche wirft einen schwachen Schein durch das Bogenfenster des Chores zu ihm hinaus. — Da kommt dem Priester ein stiller Trostgedanke: „Siehe da, das Herz des lieben Heilandes! Er liebt alle, wacht und betet für alle. Wo aber der Herr im heiligsten Sakramente weilt, wirst Du es wohl auch aushalten können!" — Wie ein milder Sonnenschein fällt dieser Gedanke in sein von Kummer gedrücktes Herz, und hell und freundlich wird's plötzlich wieder in seiner Seele.

Gott ließ die frohe Zuversicht des frommen Priesters nicht zuschanden werden. Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, lenkte auch die Herzen seiner Pfarrangehörigen, sodaß sie den Worten ihres Seelsorgers Gehör schenkten, und dieser auf dem anfänglich so gefürchteten Posten die Freude erlebte, seine Arbeiten mit dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen.

Er wußte, wem er das zu verdanken hatte: Niemand anderem als dem lieben Heiland, vor dessen Tabernakel er für seine Pfarrkinder gar oft zu beten pflegte.

Der hl. Joseph hilft einem Missionspfarrer.

„Während eines Kirchenbaues im Jahre 1875 war ich," so erzählt im Sendboten des hl. Joseph ein Missionspfarrer, „aufs äußerste bedrängt, sodaß mir schließlich aller Mut fehlte. In meiner Not begann ich vor dem Feste des hl. Joseph eine neuntägige Andacht zu Ehren des genannten Heiligen und schöpfte neue Hoffnung.

Am ersten Tage der Novene besuchte ich einen benachbarten Konfrater und teilte ihm mit, ich würde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jetzt sicher Geld bekommen, weil ich mein Anliegen dem hl. Joseph übertragen habe. Dieser, sonst ein guter, frommer Herr, erwiderte nicht ohne Ironie: „Da werden Sie was Schönes erhalten. Wieviel wollen Sie denn haben? Ich gestand, daß ich unbedingt 1500 Mark haben müsse. — Es wurde nicht weiter darüber gesprochen.

Ich hielt indessen meine Andacht fort, bekam aber nichts. Doch nein; siehe, am achten Tag meiner Novene erhalte ich 150 Mark. Am folgenden Tag war Sonntag; es war, wie gesagt, der letzte Tag meiner Novene und zugleich das Fest des hl. Joseph. Ich schicke nach der Frühmesse zur Post und erhalte, sage und schreibe 1350 Mark, hatte also die erbetenen 1500 Mark bis auf den letzten Pfennig! —

Wer war nun glücklicher als ich? Mit tausend Freuden eilte ich mit dem Gelde der Kirche zu, legte es vor der Statue des hl. Joseph auf den Altar und dankte aus ganzem Herzen Gott und dem hl. Joseph für die wunderbare Hilfe, die mir geworden!"

Drum ihr alle, die ihr in leiblicher oder geistiger Not seid, gehet zu Joseph! Ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unseres lieben Herrn Geburt 1338, am zwanzigsten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in dauernder Freude lebet, gegen den Winter in ferne, wärmere Länder ziehet, und der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meint, saust er hinein.

Da ich in solchen Betrachtungen versunken war, und das Schwälblein auch auf seine Weise fortphantasierte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit", welches ich hier noch nie gehört, denn ich war zum erstenmale in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf und schaute in meinem Gemach umher, das hatte aber Fenster ringsherum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Morgen wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden, als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. „O Freude und Ehre!" dachte ich bei mir selbst, schaute zum Morgenlichte hin und sprach: „Du bist mein Licht, du wirst mein Tag!" und glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen, und der Türmer habe allein so lieblich geblasen mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur gerötet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Frühlingslust, und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm von den Münsterherren verstattet worden wäre. Also wird der Mensch leicht übermütig in der Freude und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge und er sei mit allem gemeint.

Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter, Valtin von Turlingen, am Abend im Dunkeln hatte heraustragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager und legte die Kleider nicht ohne Tränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wams, um die Lenden gefaltet und gestutzet, und ein rot und weißes Beinkleid von ländischem Tuch, auch stumpfe Schuh' und eine schwarze Kogel (Kappe) mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher noch nie getragen. Da ward es mir fast leicht und fröhlich zu Mute, und ich hätte wohl mögen einen Sprung tun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren ebenso viele Mäuler, und alle seine Fetzen ebenso viele Zungen, die mich meiner törichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelchen zu mir: „O Johannes, bist du ein so eitler Kaufherr, daß du, angelanget in den Hafen, des zerrissenen Segels ververgissest, das dich in denselben geführt? Johannes, bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstoßest? O Johannes, du undankbarer Freund, willst du, gerettet, mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtnis, daß sich Gott deiner erbarmte?"

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mäntelchens, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster und legte es um über meinen neuen Staat und faßte es fest mit den Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: „Wenn ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführet durch seinen bittern Tod in das ewige Leben."

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen, — denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend spät mit mir angekommen und ich im Finstern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den schönen

Laubgängen, Zierfeldern und Pflanzen und den blühenden Bäumen schier ebenso sehr überrascht, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugeborenen Kinde, welches mit allem spielet und noch nicht beten kann und erst nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Hände zum Danke falten lernet. Der blühende Mai, das lustige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Tauhliken vor der Sonne erwachten, der kühle Wasserstrahl, welcher in einem von bunten Kieseln

tiges Kind ohne Sinn durch den Garten und konnte vor Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte aber nicht lange dauern, denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. All' das häusliche wohlgepflegte Behagen des schönen Ziergartens erfüllte



Auf Leben und Tod.

und Muscheln ausgelegten Brunnen tanzte, schienen mir alle so neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen niemals gesehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem dem werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen und sie brechen und Kränze winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzen im Kreise tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer und der Ernte im reichen Herbst, und des Todes in dem trüben, tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind ohne Sinn durch den Garten und konnte vor Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte aber nicht lange dauern, denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. All' das häusliche wohlgepflegte Behagen des schönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armut, die Einsamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieser reichen Umgebung zum ersten Male recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger sein als das Bild eines Bettlers, auf goldenem Grunde gemalet?

„O meine Mutter," sagte ich in mir, „wer war sanfter und schöner und feiner und edler als du? Wer war würdiger, zwischen Blumen zu wandeln als du, die wohl ihre Schwester und Gespielin sein konnte? Standen ihr die Tränlein nicht auf den Wangen wie Tautröpflein auf diesen Rosen? Gingst du nicht durch den Wald wie ein Lüftlein durch die Blüten,

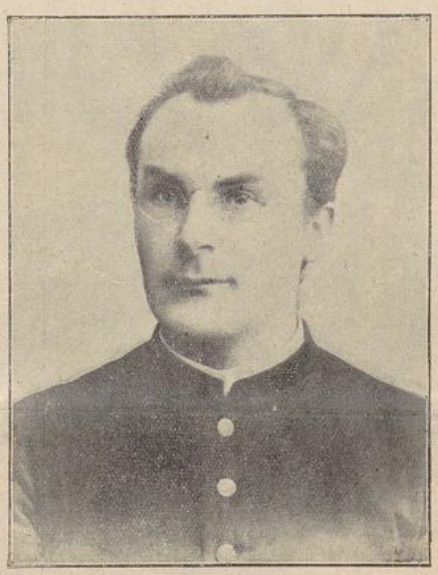
und waren deine Augen nicht getreu und süß schauend wie die blauen Veilchen, deine Lippen nicht wie die rosenfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber du mußtest gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste. Ach, warum ward nicht dir so ein Garten und so ein Haus, und warum wohnest du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein und bist deines Lebens nie froh geworden, noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber ist nichts geblieben als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehört nichts als die Armut, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold."

Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte nichts asschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nicht mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bitterer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei ohne Wappen und ohne Waffen. Tränen füllten mir die Augen und Unwill' erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewand zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so um mich, daß es noch mehr zerriß.

So schritt ich, als suche ich die Wildnis, nach einem einsameren, ungepflegten Teile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter mächtigen Linden, so konnte ich schon nicht mehr begreifen, wie dieser innere Schmerz und Zorn in mich zum ersten Male in meinem Leben gekommen sei, und gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohlvergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die „Anbetung der heiligen drei Könige" im Stall zu Bethlehem aufgestellt. Davor kniete ich nieder ins Gras und betete von ganzem Herzen. Da zerrann bald all' mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag, und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich da in meiner Ungebärdigkeit beschämt! Und als ich mich in Tränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch, ferner mich aller Hoffart zu enthalten und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernt, zur Mehrung seines Reiches auf Erden treu anzuwenden.

Da ich nun nach solchem Gebete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein güldenes gewirktes Band, worauf das „Ave Maria" stand, aus meinem Gebetbüchlein und hängte es, durch das Gitter langend, dem Bilde der Jungfrau über den Arm, als das Opfer eines törichten Menschen, der vor ihrem Sohne betend Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner sel. Mutter Befreundete, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret worden; ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab und rollte es zusammen in einen langen Wulst und flocht es durch die oberen Stäbe des Gitters vor dem Bilde, als einen aufgerollten Vorhang, zum Gedenken meiner zeitlichen Armut, welche durch Gott sich in Freud' und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien als vorher.

So mag nichts vor dem Gemüte des Menschen bestehen, welches alles nach sich umgestaltet. Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens wie jene Blumen, durch die der König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Susan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungebärde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden. (Fortsetzung folgt.)



Professor Faulhaber, der neue Bischof von Speyer.
Der neue Bischof war zuletzt Universitäts-Professor in Straßburg i Elsaß, ist aber bereits bei verschiedenen Katholikentagen als Redner besonders vorteilhaft hervorgetreten.

Die beiden Bilder.

Vor vielen Jahren ging ein italienischer Maler durch die Straßen seiner Vaterstadt, niedergeschlagen und verzweifelnd wegen seiner traurigen Vermögenszustände, als er einen kleinen Knaben von solch' wundervoller Schönheit erblickte, daß er seines eigenen Kummers vergaß und erstaunt auf das engelgleiche Gesicht blickte.

„Das Gesicht möchte ich für mein Atelier haben," sprach der Maler bei sich selbst. „Willst Du mit mir auf mein Zimmer kommen und mir zu einem Bilde sitzen, mein Kleiner?" Der Knabe ging mit und freute sich über die Bilder, Modelle und merkwürdigen Dinge in dem Zimmer des Künstlers und verwunderte sich bald noch mehr, als er sah, wie ein anderer Knabe, sein zweites Ich, von des Künstlers Leinwand herniederlächelte.

Der Künstler betrachtete mit großer Freude das liebliche, unschuldige Gesicht. War er in Sorge und Not, so hob er sein Auge auf das liebliche Bild an der Wand, und jener wunderschöne, hoffnungsvolle Blick und Ausdruck beruhigte sein Herz und machte ihn wieder glücklich. Mancher Besucher in seinem Atelier wünschte das liebliche Bild zu kaufen, aber

obwohl arm und oft in Geldverlegenheit, um sich Nahrungsmittel und Kleidung zu kaufen, wollte er doch seinen guten Engel, wie er das Bild nannte, nicht ablassen.

Jahre gingen dahin. Oftmals, wenn er auf das blühende Gesicht blickte, fragte er sich verwundert, was doch wohl aus jenem hübschen Knaben geworden sei,



Votivkreuz von Oberammergau.

„Ich möchte ihn wieder sehen, wie er jetzt aussieht," sprach er; „es sollte mich wundern, ob ich ihn nicht wieder erkennen würde. Ist er ein braver Mann geworden, oder ein Bösewicht und Taugenichts? Oder ist er gestorben und gehört einer bessern Welt an?"

Als der Maler wieder eines Tages durch eine der schönen Straßen ging, siehe, da sah er einen jungen Mann, dessen Gesicht und Miene so lasterhaft, so verkommen, so teuflisch aussah, daß er unwillkürlich seine Schritte anhielt und ihn betrachtete. Welch' ein Anblick! „Ich möchte das Gesicht malen und es in meinem Atelier dem engelgleichen Knaben zur Seite hängen," sprach der Künstler bei sich selbst.

Der junge Mann bat den Maler um Geld, denn er war ein Bettler und Dieb. „Kommen Sie mit in mein Atelier und lassen Sie mich Ihr Bild malen, ich will Ihnen dafür zahlen, was Sie verlangen," sprach der Künstler.

Der junge Mann folgte dem Maler und saß für eine Skizze. Als sie fertig war und er einige Münzen für seine Bemühung erhalten hatte, drehte er sich um, um zu gehen, als sein Auge auf das Bild jenes Knaben fiel. Er betrachtete es näher, wurde bleich und brach in einen Strom von Tränen aus. „Was ist Ihnen, Mann?" fragte der Maler. Es dauerte eine

Weile, bis der junge Mann zu Worten kommen konnte. Er schluchzte laut und schien ganz außer sich. Zuletzt zeigte er auf das Bild an der Wand und sprach in gebrochenen Worten, die aus der Tiefe seines Herzens zu kommen schienen: „Vor zwanzig Jahren baten Sie mich, hierher zu kommen und Ihnen für ein Bild zu sitzen, und jenes Engelsgesicht ist mein Ebenbild! Jetzt aber sehen Sie mich als einen ruinierten Menschen, so verkommen, so abschreckend, daß alle Reinen und Guten ihr Gesicht mit einem Abscheu von mir wenden!" Der Maler erstaunte und konnte kaum seinen Sinnen glauben. „Erklären Sie mir," fragte er, „woher doch diese Veränderung?"

Der junge Mann erzählt ihm seine traurige Geschichte, daß er als der einzige Sohn von großer Schönheit von seinen Eltern verzogen und verdorben sei, daß er sich mit schlechten Kameraden abgegeben und ihr Lasterleben nachahmen gelernt habe, bis er alles verloren und dann, unfähig zum Arbeiten und des Bettelns sich schämend, angefangen habe, zu stehlen, bis er ertappt und ins Gefängnis gesperrt sei; wie nun endlich jeder schlechte Streich ihn zu treiben schien, noch schlechtere zu begehen.

Die Geschichte war eine schreckliche und entlockte den Augen des Malers Thränen. Er beschwor den jungen Mann, seine verbrecherische Laufbahn zu verlassen und bot ihm seine Hilfe an. Doch es war leider zu spät; Krankheit in Folge seines schlechten Lebenswandels warf ihn bald darnieder und er starb, ohne sich gebessert zu haben.

Der Maler hängte sein Bild neben dem Bilde des Knaben auf, und wenn Besucher ihn fragten, warum er ein so schreckliches Bild neben einem so wunderschönen hängen habe, so antwortete er ernst: „Zwischen dem Engel und dem Dämon sind bloß zwanzig Jahre des Lasters!"

Briefkasten.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise von Postulanten nach Mariannhill wird voraussichtlich Mitte März stattfinden. Anmeldungen zur Mitreise mögen möglichst zeitig stattfinden.

M. H. R. Lourdeswasser ist zu beziehen in Originalflaschen von Jungfrau Crescentia Halder, Saulgau, Württemberg.

R. K., München. Sie erhielten deshalb kein Blatt, weil es zurückkam mit dem Vermerk: Adressat verzogen, wohin unbekannt. Sie hätten uns also Ihre neue Wohnung angeben sollen.

Wir erlauben uns, beim Abräumen des Christbaumes die schwarzen Kinder unserer Mission in empfehlende Erinnerung zu bringen. Zuckerzeuge und Backwerke in kleineren Quantitäten eignen sich jedoch nicht für die weite Reise nach Afrika. Dagegen sind manch andere nützliche Gegenstände, Spielzeuge und farbige Bilderbücher, wenn sie den Reiz der Neuheit für europäische Kinder verloren haben, noch recht geschätzte Gaben für die afrikanischen Kleinen und Großen. Derartige Sendungen, in den Wintermonaten hergerichtet, können mit Muße auch in die entlegensten Missionen Afrikas bis zur nächsten Weihnachten versandt werden.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Hornberg, Augsburg, Roßbach, Sachsenhausen, Sulz, Rauenberg, (Josef Eichenseher) Rottweil, Surburg, Höttingen, Saarunion, Niederlauterbach, Elzach, Würzburg, Gaubüttelbrunn, Seebach, Klingen, München, Wertach, Flossing, Hochheim, Mehlsack, Büttgard, Schöllnach, Rheinhausen, Schiltigheim, Pfullendorf, Widdekoven, Düren, Twisteden, Gelsenkirchen, Bochum, Salzkotten, Elsenborn, Vorst, Kikenbach, Ensdorf, Dammerhof, Förde, Gürzenich, Eicherscheid, Wiedenfeld, Wesecke, Velmede, Osterfeld, Saarbrücken, Borbeck, Dernbach, Schmalbroich, Niederau, Vicht, Düsseldorf, Warburg, Füchtorf, Reinig, Caster, Heusweiler, Heppingen, Kevelaer, Kärlich, Emmerich, Osterfeld, Pfaffendorf, Elsen, Weilerswist, Crefeld, Langenberg, Olpe, Bensberg, Hörde, Wevelinghoven, Dribburg, Lüdinghausen, Kell, Offenbeck, Werden, Sakrau, Hirtel, Neheim, Goch, Daseburg, Illerich. Herr v. d. Haar, Haste. Franziska Broich, Oekoven. Elisab. Teklote, geb. Koch. Helena Dormann, geb. Groß. Düsbach. Jakob Winnen, Neuenahr.

Danksagungen.

Herz Jesu hat geholfen und einen Sterbenden bekehrt. Dank dem hl. Wendelin für Hilfe in schwerer Viehkrankheit. (A. Z.) Berlin, Harbatzhofen, Waldstetten, Oberwittstadt, Hochheim.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Wörth a. D., Roßbach, Rabenstein, Weidorf, Au, Linz, Prutz, St. Valentin, Oberhaid, Edling, Horgenzell, Waldstetten, Berlin, Effeldorf, Saarunion, Wiesbaden, Achern, Weingarten, Schönau, Ehingen, Höllmühle, Fürstenfeldbruck, Passau, Allfeld, Trossenfurt, Bottrop, Günne, Elsenborn, Aßmannshausen, Eschweiler, Heusweiler, Saarbrücken, Neheim, Stadtlohn, Oekoven, Werden, Greven, Anhoven, Warburg, Heppingen, Imgenbroich, Pfaffendorf, Busch, Düren, Dinklage, Bensberg, Wevelinghoven, Weimerskirch, Heddinghausen, Altenahr, Beyren, Sakrau, Offenburg, Wallen, Bonn, Ochtrup, Somborn, Oekum, Elsen, Dettelbach.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Hans Rappel, Laaber. Anna Maria Jost, Anna Maria Kempf, Ommersheim. Albert Friedmann, Valentin Hörth, Ottersweier. Marianna Schlipf, Lauchheim. Berta Lang, Karlsruhe. Alex. und Barbara Fick, Waldsassen. Kreszenz Kiefer, Todtmoos Heerenschwandt. Mathias Braunauer, Obernzell. Georg Strauß, Landau. Jakob Pfaller, Pfahldorf. Friedrich Oswald, Neuses. Anna Maria Schrode, Ringingen. Maria Zeller, Brochenzell. Susanna Steger, Sulgen. Karl Seidl, Georg Haindl, Maria Eichinger, Maria Naderer, sämtl. von Au bei Freising. Katharina Gschwender, Oberstdorf. Fr. Kürmaier, Kerneigen. Frau Lehrer Kapprell, Rinschheim. Marg. Theresie Rommel. Karl Pomnitz. Leonhard Wörner, Ottersweier. Daniel Statthalter, Wickrath. Anton Stork, Münster i. Westf. Bernhard Merschmöller, Welte. Barbara Pütz, Köln. Adolf Schmitz, Löhe. Dr. Hermann Lossen, Darmstadt. Frau Möllmann, Oberhausen. Frau Jean Querinjean, Aachen. Anton Süchter, Bakum. Christine Wimmer, Immigrade. Maria Kath. Pütz, Würselen. Elisabeth Keßler, Kaltenengers. Fridolin Heer. Anton Adolf und Josef Ludwig, Schönstein. Margarete Kolbus, Ihn. Anna Maria Schiffmann, Enskirchen. Luise Schäfer, Krälingen. Johann Teklote, Rhede. Joh. Hofmann, Kersbach. Ferdinand Dölle, Witterda. Frau Sitterle, Blodelsheim. Franziska Weber, Oensbach. Josefa Sabat, Ottilie Merkle, M. Anna Ernst, M. Anna Brenner, Magdalena Abele, Ottilie Meirhöfer, Maria Kübler, Franziska Zeller, v. Lippach, Marianna Weiß, Killingen. Anna Lazarus, Freudenberg. Josef Renzer, Frl. Häkel, Gundelfingen. Kath. Richter, Ketten. Sr. M. Antonia, O. S. Fr., Wörrishofen. Theres Lötsch, Burgau. Martin Bögelein. Karl Stamberger, Pleinting. Th. Meynberg, Hamburg. Friedrich Hagen, Anna Hetzler, Hemhofen. Joh. Jos. Höll. Rasdorf. Auguste Reuter, Setzelbach. Val. Jos. Reinhard, Maria Neumann, Setzelbach. Heinrich Hohmann, Grüsselbach. Nikolaus Wingenfeld, Aloisius Trott, Josef und Josefa Reuter, sämtl. von Geismar. Alois und Maria Fladung, Spahl. Konrad und Frau Kirchner, Bremen. Ida Fischer, Motzlar. M. Seraphina Zach, Klagenfurt. Antonia und Blasius Klemens, Gottschee. Maria Anauer, Edelsbach. Josef Walzer, Pfarrer, Stein a. d. Donau. Antonia Chmel, Landskron. Karl Amon, Breitenweida.. M. Luzina Huemer, Linz. Margaretha Rüscher, Gries bei Bozen. Ven Sr. M. Rosa, Scranton, Pa. Peter Dieterich, Jonia, Jowa. Anna Roecheke, Alpena, Mich. Maria Borowski, Dirschau. Fr. Paula, Breslau. Maria Hylla, Gleiwitz. Ottilia Wochnik, Ratibor.

Die Beförderer und Missionsfreunde der Mariannhiller Mission

werden innigst gebeten,

zum Verkauf der noch nicht vergriffenen Mariannhiller Missionskalender 1911 **durch Bestellungen und Nachbestellungen mitwirken zu wollen.**

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 2.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Gute Freunde.

Februar 1911.
Köln a. Rh.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Es reitet gar schnell der Tod.

Der schnellste Reiter ist der Tod;
Er überreitet das Morgenrot,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Sehne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Tal,
Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen;
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

Er tritt herein in den Prunkpalast,
Da wird so blaß der stolze Gast
Und läßt von Wein und Buhle;
Er tritt zum lustigen Hochzeitsschmaus,
Im Windstoß löscht die Kerze aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt und Klee,
Er tritt heran; ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden?

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

Emanuel Geibel.

Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

4. Unsere lieben schwarzen Kleinen.

Verlassen wir nun die düstern Bilder von Armut, Krankheit und Tod und treten wir dafür hinein in den blühenden Garten der Kindheit! Wer müßte sie nicht lieben, diese munteren, drolligen Kleinen, denen Unschuld und harmloser Kindersinn aus dem schwarzen vollen Auge sieht? Es heißt Sterne, Blumen und Kinderaugen seien ein Stück vom verlorenen Paradies. Ob weiß oder schwarz, Kind ist Kind, und ich kenne nichts Lieblicheres, als so ein Kind.

Diese Kleinen kommen mir, wie ich schon früher einmal bemerkte, vor wie die Blumen der Menschheit. Sie sind schön, allgemein beliebt, welken aber auch schnell, wenn man sie pflückt, und verlangen überhaupt viele und sorgsame Pflege.

„Blumen und Kinder, wie sie das Aug' entzücken!
Kinder und Blumen, wie leicht sind sie zu pflücken!"

Mit besonderer Vorliebe erteile ich meinen lieben Kleinen den Unterricht im Katechismus und der biblischen Geschichte. In der Regel sitzen sie gar ernsthaft da und hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Geht's aber ans Abfragen des Erzählten, so gibt es manch' komische Ueberraschung, zumal bei den ganz Kleinen, den Anfängern. So hatte ich einmal ausführlich vom Paradiese erzählt, von Adam und Eva, und der bösen Schlange, die sie zur Sünde verführte.

„Was hat Adam und Eva im Paradiese getan?" fragte ich den kleinen dicken Sebastian, der mir besonders aufmerksam zugehört hatte. — Die prompte Antwort war: „Aepfel haben's miteinander gegessen; aber die Eva hat viel mehr gegessen und recht schnell; dem Adam hat sie nur ein Bisserl 'was gegeben!" — —

„Was weißt du mir von Eva zu erzählen?" fragte ich die achtjährige, aber auch noch zu den Anfängern zählende Euphrosine. Diese entgegnete mit tiefer Entrüstung in den großen schwarzen Augen: „Die Eva ist recht neugierig gewesen und schwatzhaft und hat genascht."

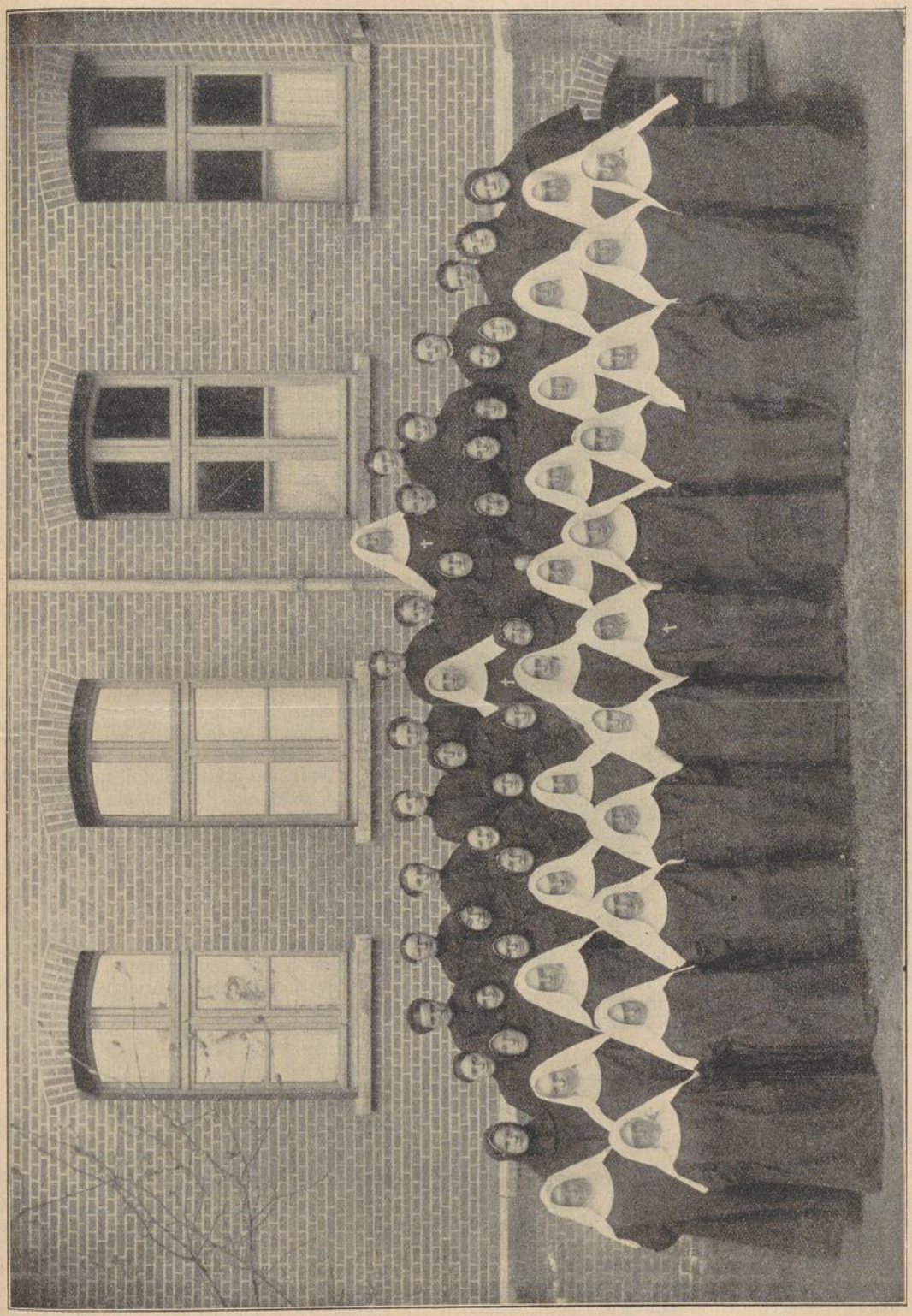
Der kleine Emil aber, der muntere Schelm, fing selber an, Fragen zu stellen: „Warum ist denn die Eva vor der Schlange nicht davongelaufen?" fragte er mich. „Alle Frauen und Mädchen laufen doch schnellstens davon, wenn sie eine Schlange erblicken, und fürchten sich sehr." —

Einmal fand ich ein halbes Dutzend meiner schwarzen Kleinen an einem Wasserbächlein. Sie waren so emsig damit beschäftigt, Erde und Lehm herbeizuholen und zusammenzukneten, daß sie mein Nahen gar nicht bemerkten. Da sie sich durch diese Spielerei die Kleider arg beschmutzten, fragte ich etwas unwillig: „Was treibt ihr denn da?" Doch die wackeren Burschen ließen sich in ihrem Geschäfte nicht stören; sie fuhren tapfer fort, ihren Lehm herbeizuschaffen und einer von ihnen gab mir die beschwichtigende Antwort: „Wir spielen den lieben Gott und machen aus Erde Tiere und Menschen!"

Dies gab mir die Veranlassung, in der nächsten Unterrichtsstunde die Kinder zu fragen, was denn der liebe Gott alles erschaffen habe. Da ging's nun los! Leuchtenden Auges zählten sie alles Mögliche auf: Sonne, Mond und Sterne, Wasser und Feuer, Kräuter und Bäume und viele, viele Tiere. Von letzteren wurde besonders häufig der Ochs, die Kuh und die Schlange erwähnt. Von den Schlangen nannten sie so viele Arten, daß sie kaum fertig werden konnten mit der Aufzählung derselben.

Alles Mögliche hatten sie genannt und aufgezählt, doch keines dachte an den Vogel. Da wollte ich ihnen nun etwas daraufhelfen und sagte: „Es gibt aber noch ein Tierchen, und zwar sehr zahlreich auf dieser Welt; es ist so frisch und munter und bewegt sich so schnell, im Nu ist es da und dort . . ." Während ich noch rede, strecken drei Buben zu gleicher Zeit die schwarzen Zeigefinger in die Höhe und rufen mir siegesbewußt zu: „Izenze, izenze, der Floh, der Floh!" —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Konvent von „heilig Blut“ bei Helmond in Holland. (Professchwestern, Novizinnen und Postulantinnen.)

Später stellte ich die Fragen in umgekehrter Ordnung, das heißt, ich nannte irgendein Ding und fragte sodann: „Wer hat dies gemacht, wer hat jenes gemacht?“ Die prompte Antwort war: „Der liebe Gott.“ Nun wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen und fragte ihn daher: „Wer hat aber den lieben Gott gemacht?“ — Da stand der Kleine eine Weile sinnend da und sprach dann zögernd: „Die Abelungu, die

Weißen." — „So?" erwiderte ich enttäuscht, „wie kommst du denn auf einen solchen Gedanken?" — Der Kleine erwiderte treuherzig: „Ich dachte so, weil ihr Weiße alles wisset und alles könnet; euch übertrifft bloß der Tod."

Ich wandte mich nun an seinen Nachbar, Josef mit Namen, mit der Frage, ob Ivo recht habe. Dieser erwiderte: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr klug, sie können die Eisenbahn machen und die Schiffe, sie können auf zwei Rädern fahren und sonst noch viele wundersame Dinge, aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht; von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn sogar ukukipa (abschaffen)." So ganz unrecht hatte er wohl nicht, der kleine, schwarze Philosoph.

Ein anderesmal saß ich in der freien Zeit zwischen unseren Mädchen, die fleißig mit Nähen beschäftigt waren. Da tauchten nun allerlei interessante Fragen auf; namentlich die kleinen, zehn- bis zwölfjährigen Mädchen wollten alles Mögliche wissen, z. B. woher das Glas komme, woher das Petroleum, woher Zucker, Salz usw. Ich suchte es ihnen ihrer Fassungskraft entsprechend zu erklären und setzte in der nächsten Nähstunde die kleine Naturlehre fort. Ich sprach von den drei Reichen, dem Menschen-, Tier- und Pflanzenreich und den verschiedenen Arten und Gattungen. Die älteren Mädchen fanden auch schnell die richtige Antwort und wußten mir sofort zu sagen, in welches Reich dies und jenes gehöre.

Nun saß unter meinen Schülerinnen auch die kleine, neunjährige Maria. Sie ist die Tochter unseres braven Ludwig und seiner Gattin Agnes und hatte von erster Kindheit an eine gute Erziehung erhalten. Sie saß zu meinen Füßen und hörte gar aufmerksam den Fragen und Antworten zu, während ihre schwarzbraunen Fingerchen sich redlich abmühten, aus allerlei kleinen Flecken für ihr Brüderchen Emanuel, das sie auf den Rücken gebunden trug, ein buntfarbiges Röckchen zusammenzustückeln.

„Maria," fragte ich sie, „in welches Reich gehören denn wir, ich und du?" — Da sah mich die Kleine eine Weile mit ihren großen schwarzen Augen gar treuherzig an und sagte dann: „Mina, wena, ich und du, wir gehören ins Himmelreich!" —

Bei dieser unerwarteten Antwort ließen die fleißigen Näherinnen unwillkürlich die Hände sinken. Erstaunt sahen sie einander an und riefen dann aus: „Uginisile, sie hat recht! Wir alle gehören ins Himmelreich, und wir wollen uns alle recht Mühe geben, einmal dorthin zu gelangen!" — (Schluß folgt.)

Allerlei für Naturfreunde.

(Von Br. Protasius Muth, aus einem Briefe an seinen Bruder.)

. . . Gestern brachte ich einige schöne Nester der sogenannten „Webervögel" ins Museum, die du vielleicht gelegentlich einmal in Würzburg zu sehen bekommst, denn unser Museumsverwalter (Ven. P. Alexander Hanisch) sagte mir, er werde sie wahrscheinlich nach Europa schicken.

Von diesen geflügelten Webermeistern hat sich in unserem Garten eine ganze Kolonie niedergelassen; wohl 40 bis 50 ihrer sonderbaren Wohnungen hängen da an einem Bambusgebüsche. Der Bambus ist bekanntlich ein in riesigen Dimensionen aufschießendes Rohr; etwa armsdick, nach oben aber fortwährend sich verjüngend und nach rechts und links zarte Zweige mit schmalen, fingerlangen Blättern treibend, steigt er innerhalb weniger Wochen oft 40 bis 50 Fuß und darüber in die Höhe, wo er in eine zarte, dünne Spitze auslaufend, in weitem Bogen sich abwärts neigt. Gerade an diesen zarten, schwankenden Bambusspitzen nun hängen die Webervögel mit Vorliebe ihre Nester auf.

So ein Nest hat beinahe das Aussehen einer großen Birne, nur befindet sich an der Seite eine eigentümliche Ausbauchung. Es ist dies der Eingang zu der merkwürdigen Behausung; er führt zunächst von unter her senkrecht aufwärts und biegt sodann ins eigentliche Nest ein, ein Umstand, der nach jeder Richtung die mannigfachsten Vorteile mit sich bringt. Denn hier haben die lieben Kleinen, die da zur Welt kommen sollen, ein frisches luftiges Heim, sind gegen Sonnenglut und Regenschauer wohltuend geschützt und überdies sicher gegen die Nachstellungen tückischer Schlangen, die sich an dem schwankenden Bambusende nicht halten können. Gewissen Raubvögeln gegenüber versagt die „Feste" allerdings ihren Dienst, wie wir gleich nachher hören werden.

Je länger man so ein Nest betrachtet, desto mehr staunt man über die geradezu wunderbare Geschicklichkeit, mit der es gebaut und aufgehängt ist. Das Vögelein hat, während es arbeitet und baut, keinen Stützpunkt unter sich, sondern flattert frei in der Luft und bringt dennoch, bloß den starken Schnabel und die scharfen Krallen als Werkzeug benützend, ein höchst gediegenes und praktisches Flechtwerk zustande. Das hiezu benützte Material ist das gewöhnliche harte, südafrikanische Weidegras, das von ihm in langen Halmen abgerupft und so künstlich ineinander verflochten und verwoben wird, daß nur selten nach außen zu ein Stück hervorsieht, nach innen ist das Nestchen so fein und glatt, daß es selbst die geschickteste Menschenhand nicht besser machen könnte. Ich habe schon in manchem alten Gedicht den Weber besingen hören, der so munter zwischen den Fäden sein Schifflein fliegen läßt; hier aber fliegt der Weber selber in der Luft und arbeitet dabei an einem Kunstwerk, vor dem selbst ein Zeppelin die Segel streichen müßte.

Besonders aufmerksame Beobachter wollen sogar gesehen haben, daß das Weibchen, während das Männchen baut, sich zeitweilig auf das begonnene Nest setzt und daran zaust und reißt, um es gleichsam auf seine Dauer und Haltbarkeit zu prüfen. Bricht es ab, so muß der nachlässige Hausvater nicht nur den Bau von neuem beginnen, sondern seitens der erzürnten, schrecklich lärmenden Lebensgefährtin eine gehörige Gardinenpredigt über sich ergehen lassen, die er ganz verdutzt auf einem Zweige sitzend in tiefer Beschämung anhört. Ob hier der „Naturforscher" richtig geschaut und jeden Vorgang korrekt gedeutet hat, getraue ich mir allerdings nicht zu behaupten, es kommt mir vielmehr der Schluß des bekannten Gedichtes von den „schwäbischen Eisenbahnen" in den Sinn, wo es mit einer kleinen Variation heißt:

's Nestlein nimmt ein traurig's End',
Könnt es glauben, wenn ihr wend (wollt)."

Der Webervogel ist ungefähr so groß wie eine Lerche, hat ein sehr schönes gelblichtes Gefieder und vertilgt in Garten und Feld eine Menge Ungeziefer, wie Käfer, Würmer, Raupen usw., nimmt aber auch gelegentlich mit etwas Besserem vorlieb, das heißt, er stiehlt Obst, frische Weinbeeren, grüne Erbsen usw., nach Herzenslust. Er hat einen flinken, hüpfenden Gang. Einmal sah ich so einen jungen Tanzkünstler in unserem Garten, der sich mehrmals überschlug und umkugelte. Als ich ihn endlich erwischte, bemerkte ich mit Staunen, daß das eine Beinchen ganz steif und nach rückwärts gebogen

war. Doch wie ich den Schaden mitleidig betrachte, beißt mich der kleine Wicht ganz gehörig in den Finger, und fliegt dann, wie ich ihn erschrocken auslasse, höhnend davon. —

Ich sprach vorhin von der Sicherheit, den diese hoch in der Luft am äußersten Ende einer Bambusstaude aufgehängten Nester gegen Schlangen und Raubvögel gewähren. Letzteren gegenüber ist der genannte Schutz allerdings sehr zweifelhafter Art. So sah ich zum Beispiel einmal einen Falken ein Kunststück ausführen, das ihm sicherlich kein Flugkünstler nachmacht, und wäre er auch ein Meister à la Paulhan oder Le Blanc. Dieser Räuber kreiste nämlich zuerst einigemal um die eng beieinander hängenden Festungen herum, gleichsam um zu erspähen, in welchem Neste Junge säßen. Endlich fand er, was er suchte, drehte sich dann im Fluge um, sodaß er mit dem Rücken zur Erde schaute, schwebte eine Weile mit wagrecht ausgebreiteten Schwingen frei in der Luft, griff dann mit seinem scharfen, krummen Schnabel in das Nest, zog eines der zwitschernden Jungen heraus und trug es, sich rasch wieder aufrichtend, davon. Dieses Manöver wiederholte er nach einer Weile noch ein- oder zweimal. Auch Bruder Heinrich, unser Klostergärtner, stand bei mir und war staunend Zeuge des merkwürdigen Schauspiels.

* * *

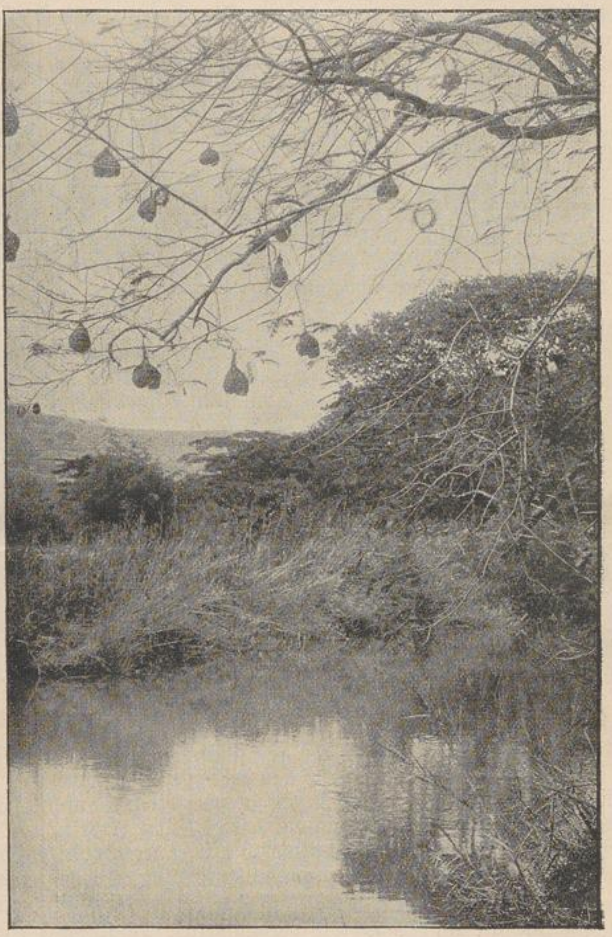
Doch genug jetzt von den Webervögeln und ihren sonderbaren Nestern. Schon vielfach erregte meine Aufmerksamkeit der sogenannte Neuntöter, der uns eigens von der göttlichen Vorsehung zum Schutze unserer Gärten und Felder geschenkt zu sein scheint. Denn er vertilgt eine Menge schädlicher Salatschnecken, Käfer und Heuschrecken.

Er ist etwa doppelt so groß als eine Bachstelze, aber nicht ganz so flink und schnell wie diese. Schon oft sah ich, wie er einer munteren Bachstelze nachflatterte, sich dabei aber in eine komische Neckerei verwickelte. Die Bachstelze flog nämlich wiederholt mit einem ganz herausfordernden Pfiffe auf, hüpfte und flatterte eine Weile vor dem mühsam nachfolgenden Räuber und erhob sich endlich, als jener enttäuscht zurückblieb, munter pfeifend in die Luft.

Der kleine Schelm, der jahraus jahrein so vielen kriechenden und fliegenden Tierchen den Garaus macht, scheint sich persönlich so sicher zu fühlen, daß er jeder Gefahr und Nachstellung mit stupider Gleichgültigkeit spottet. Da darf kommen, was mag, er bleibt ruhig auf seinem Pfahl, Strauch oder Baum sitzen und ist nur Auge und Ohr für seinen Beruf. Ich habe schon öfters dabei eine fromme Nutzanwendung für mich gemacht und gedacht, wie schön es wäre, wenn auch ich so in meinem schönen Beruf aufginge, daß ich nur mehr an Gott und mein letztes, ewiges Ziel dächte, von aller Menschenfurcht aber und dem eitlen Treiben dieser Welt rein nichts mehr wüßte.

Welche Furchtlosigkeit dieser Vogel an den Tag legt, mag folgendes drastisches Beispiel beleuchten: Ich wollte einmal im hiesigen Mariengarten ein altes, schadhaftes Gewehr probieren. An Gelegenheit zum Schießen fehlte es mir bisher nicht, denn unsere Getreidefelder und Obstgärten müssen fleißig gegen diebische Vögel geschützt werden und ich hatte dabei schon manch' glücklichen Schuß getan. Doch zur Sache! Um über den Zustand der erwähnten Flinte klar zu werden, lege ich auf einen der genannten kleinen Raubvögel an, der in einer Entfernung von kaum 20 Schritt ganz gemütlich auf einem Strauche saß. Ich ziele und drücke los. Krachend hallt der Schuß über Berg und Tal, — mein tapferer Vogel aber sitzt nach wie vor gelassen da und würdigt mich nicht einmal eines Blickes.

Leidet der Kauz an Schwerhörigkeit, frage ich mich, oder hat er etwas vom „gehörnten Siegfried" an sich? Die Sache muß sich bald entscheiden. Ich nehme eine Patrone mit dickerem Schrot und ziele abermals. Es knallt, — doch der Neuntöter sitzt noch immer auf seinem



Webervögel-Kolonie.

Strauch und rührt sich nicht. Das ging mir nun aber doch über die Hutschnur! Oder sollte mir jemand einen Streich gespielt und einen ausgestopften Vogel dorthin gesetzt haben? Uebrigens dachte und handelte ich nach dem Grundsatz: „aller guten Dinge sind drei", lade noch einmal und entsende den dritten Schuß. Kaum verflüchtigt sich der Rauch, da sehe ich, wie der „Strauchritter Fürchtenichts" noch immer auf seinem Aste sitzt. Auf einmal wendet er den Kopf, streift mich mit einem verächtlichen Blick und fliegt stolz wie ein Adler davon.

Auch ich machte Kehrt. Ich sagte nichts — denn der Rest war Schweigen; nur träumte ich in der folgenden Nacht viel vom Baron von Münchhausen, den ich mit all seinen Abenteuern tief in den Schatten gestellt.

(Schluß folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Taufe und Hochzeitsfeier in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Sonntag, den 14. August 1910, fand dahier eine seltene Doppelfeier statt, welche in der ganzen weiten Umgebung ein freudiges Echo weckte. Am genannten Tage wurden nämlich 7 unserer besten Burschen, meist Lehrer in unseren Schulen, und 8 Mädchen getauft, und drei dieser Burschen und Mädchen feierten am gleichen Tage ihren Hochzeitstag.

Sie hatten sich alle ohne Ausnahme recht gut auf diesen ihren Ehrentag vorbereitet. Die drei Heiratskandidaten wohnten als Kostschüler hier und wirkten zugleich als Hilfslehrer in unseren Schulen; ihre Bräute aber kamen Tag für Tag fleißig zum Unterricht und blieben jedesmal nach der Schule noch ein Stündchen oder zwei hier, um mit gleichem Eifer auch den Katechismus zu lernen.

Endlich war der heißersehnte Tag, an dem sie durch die hl. Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren werden sollten, angebrochen. Unser gegenwärtiger Superior, der hochwürdige P. Adalbero, hatte absichtlich einen Sonntag dazu bestimmt. Kurz vor 10 Uhr gaben ein paar



Bruder Flavian, Sattlermeister.

Glockenschläge das Zeichen, daß sich alles Volk, das in hellen Haufen zu der seltenen Feier herbeigeströmt war, sich zwischen der Schule und Kirche in zwei Reihen aufstellen soll. Es war für mich ein hartes Stück Arbeit, die Leute, die an so 'was nicht gewohnt waren, stramm in Reih' und Glied zu bringen; nun schließlich ging es doch.

Als alles bereit war, holte P. Superior in Chorrock und Stola die im Schullokale versammelten Täuflinge ab. Rechts und links von ihm gingen zwei Ministranten mit brennenden Kerzen und den Zug eröffnete unser wohlgeschulter schwarzer Sängerchor. Die Täuflinge träten nun aus der Schule heraus, P. Superior richtete an sie eine kurze, kräftige Ansprache und dann ging es unter Gesang und Glockengeläute der Kirche zu.

Vor dem Kirchenportale wurde Halt gemacht. Es begannen die Einleitungszeremonien der heiligen Taufe, die Erteilung der neuen christlichen Namen, die verschiedenen Gebete, Beschwörungen und Bezeichnungen mit dem Kreuze, sowie die Ueberreichung des geweihten Salzes, was bei der beträchtlichen Zahl der Katechumenen beinahe eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Hierauf führte sie der Priester an seiner violetten Stola unter gemeinsamer Abbetung des Credo und des Pater noster in die Kirche ein, wo sodann vor dem Altare der eigentliche Taufakt stattfand. Eine zweite, allen zu Herzen gehende Ansprache schloß die schöne Feier.

Unmittelbar daran schloß sich die Trauung der drei Brautpaare, die nun auf einer rot überdeckten Kniebank sich niederließen. Ihre Namen waren Aloysius und Helena, Klemens und Veronika, Michael und Agnes. Der Trauungsakt selbst vollzog sich genau nach dem römischen Rituale. Daran schloß sich die heilige Messe, welche bis gegen 12 Uhr dauerte.

Während nun der Priester seine Danksagung machte, stellte sich das Volk wieder in zwei Reihen vor der Kirche auf; die getauften Burschen erhielten zierliche Herz-Jesu-Bildchen an die Brust geheftet, die Mädchen aber setzten frische Blumenkränze mit drei über den Rücken fallenden roten Schleifen auf den Kopf und begaben sich in diesem festlichen Aufzug, der bei den einfachen Leuten, die nie so etwas gesehen hatten, die höchste Bewunderung hervorrief, in Begleitung ihres Seelenhirten nach einer festlich dekorierten Hütte, um daselbst ein bescheidenes Mittagsmahl einzunehmen. Die Kinder aber und das ganze anwesende Volk sangen in freudiger Begeisterung den Täuflingen und Brautleuten zu Ehren ein Lied nach dem andern. In den Zwischenpausen reichte man den zahlreichen Gästen ein paar Körbchen voll Erdnüsse, welche ihnen vortrefflich mundeten.

Etwas später folgte der Segen mit dem Allerheiligsten, dem wieder alles vollzählig beiwohnte. Die Täuflinge und Brautleute hatten ihren Ehrenplatz in nächster Nähe des Altares, und die ganze Gemeinde, Priester und Volk, dankte dem Herrn aus innerstem Herzensgrunde für die große Gnade, die ihnen an diesem Tage geworden.

Im Laufe des Nachmittags fanden verschiedene heitere Spiele statt, an denen sich alles, groß und klein, in zwangloseſter Weise beteiligte. Zu Essen und Trinken gab's allerdings nicht viel; einige Erdnüsse und etwas Mamba (Maschonabier), das war alles. Doch die hiesigen Leutchen sind überaus genügsam; sie waren mit dem wenigen, das wir ihnen in unserer Armut bieten konnten, wohl zufrieden und beteuerten immer wieder, wie überaus schön die Feier des heutigen Tages gewesen.

Großen Spaß machte ihnen auch das Sacklaufen, denn das Spiel war ihnen neu. Etwa ein halbes Dutzend größerer Knaben wurden bis an den Hals in Säcke eingebunden und mußten so dem Ziele zusteuern, wo jedem als Prämie ein schöner Griffel winkte. Doch nur einer oder zwei kamen mühsam ans Ziel; die gar zu eifrig vorwärts strebten, fielen zum großen Gaudium der Zuschauer zuerst und konnten sich ohne Hilfe nicht mehr aufrichten.

Am ruhigsten zeigten sich die Bräute; doch das gehört bei ihnen zur Etikette. Selbst eine heidnische Braut muß an ihrem Hochzeitstage ein sehr ernstes und gesetztes Wesen zur Schau tragen; das Gegenteil verstieße arg gegen Wohlanstand und gute Sitte. Sie hielten sich daher von dem allgemeinen Tumulte zurück und spazierten mit ihren Kränzen meistens in der Nähe auf und ab, vom Volke mit Ehrfurcht und heiliger Scheu betrachtet.

Als sich aber die Sonne allmählich auf die hohen Berge im fernen Westen senkte, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Trommeln schwiegen, die Tänzer wischten den Schweiß von der Stirne, und alles wanderte wieder der Heimat zu mit dem Bewußtsein in der Brust, auf der Missionsstation einen schönen Tag verlebt zu haben, einen Tag des Segens und der Gnade und

Stunden heiteren Spieles voll kindlich-unschuldiger Freude und Fröhlichkeit.

Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

(Schluß.)

Beim Tode eines Schwarzen spielt eine große Rolle auch das Klagegeheul der Weiber. Es geschieht mit all' der Phantasterei und berechneten Schaustellung, die den orientalischen Völkern eigen ist. Die Männer sitzen in stupidem, dumpfem Stillschweigen da, die Weiber aber beginnen gleich nach dem Hinscheiden des Verblichenen ihre Totenklage und setzen sie oft stundenlang fort. Von Zeit zu Zeit wird pausiert, um wieder etwas zu Atem zu kommen. Dabei darf es auch an einer geziemenden Erfrischung nicht fehlen. Man nimmt sie gemeinsam unter Lachen und Scherzen ein und macht sich dann wieder ans „Geschäft". Dabei klagen, heulen und weinen diese Frauen und Mädchen, als ob ihnen das Herz brechen wollte! Das muß so sein, das ist ein altes unverletzliches Herkommen, und würde eine Frauensperson nicht weinen, so käme sie sofort in Verdacht, sie freue sich über den Tod des Verstorbenen, oder habe ihn vielleicht gar durch Zauberei freventlich herbeigeführt.

Ist ein Mann beim Tode seines Vaters vom Hause abwesend, so muß er während der nächsten sechs Monate jedesmal laut weinen und klagen, wenn er dasselbe nach seiner Rückkehr wieder betritt. Wenn er will, kann er diese Gepflogenheit jahrelang beibehalten.

Ein sonderbarer Gebrauch findet sich bei den Damaras. Sie tanzen nämlich vorwärts und rückwärts über das Grab eines Angehörigen hin. Sie tun das, um einem schädlichen Einfluß vorzubeugen, der vom Grabe ausgehen könnte. Ueberhaupt hat fast jeder Stamm seine eigenen Gebräuche in dieser Beziehung.

Einer meiner Freunde war einst in Natal Zeuge einer sonderbaren Zeremonie. Als nämlich ein Mann der Auflösung nahe war, trieben die Kraalbewohner die Ochsen an ihn heran, damit sie ihn „röchen"; hernach wurde das Vieh wieder weggetrieben. Daß Vieh zum Grabe eines Verstorbenen gebracht wird, kommt oft vor; in dem erwähnten Falle aber mußte es beim Sterbenden seinen Abschiedsbesuch machen. Um den Grund dieser Handlungsweise befragt, antworteten die Leute, auf diese Weise könne der Geist des Sterbenden zunächst in einen Ochsen übergehen, und von da aus würde er dann unschwer Gelegenheit finden, in eine Schlange zu fahren; denn alle Amadhlozi (Geister der Vorfahren) nehmen ihre Wohnung in einer gewissen Art von Schlangen.

Ein anderer eigentümlicher Fall wurde von mir selbst bemerkt. Beim Leichenbegängnis eines Kindes



Die Jugend von Triashill.

verbrannte man nicht nur alle Decken und Schmucksachen, die es bei Lebzeiten getragen, sondern man holte hernach auch noch die Türe der Hütte, worin es gelebt hatte, und vergrub sie neben der Leiche, die Hütte aber wurde sofort mit einer neuen Türe versehen. Der Grund dieses Verfahrens war, wie die Leute sagten, die Seele des Kindes in harmloser Weise zu täuschen; denn falls dieselbe nächtlicher Weile im Kraale herumwandert, findet sie eine neue Türe, erkennt die Hütte nicht mehr und denkt, es habe die richtige Hütte verfehlt. Der Geist wird dann suchen, bis er die ihm bekannte alte Türe in der Erde findet. Befriedigt wird er sich dann bei derselben im Grabe niederlassen und die Kraalinsassen nie mehr belästien. —

Das erinnert an einen Gebrauch der Angoni am Nyassa-See. Dort machen die Leute eine Figur des verstorbenen Mannes und begraben sie unter großem Lärm und Geheul; zur selben Zeit wird aber eine Person beauftragt, den Verstorbenen irgendwo schnell im geheimen zu verscharren. Dadurch werden die Geister zum Besten gehalten und können den Toten nicht mehr belästigen.

Die Schwarzen scheinen überhaupt der Ansicht zu sein, die Geister könnten leicht hinter's Licht geführt werden. Opfern sie z. B. unfreiwillig irgend ein altes, abgemagertes Ochslein, so schreien sie den Geistern zu, sie möchten es wohl in Augenschein nehmen, welch' prachtvolles Stück Vieh ihnen gespendet wird, wie schön es gebaut, wie frisch und gesund, wie stark und wohlgenährt und von welch' prächtiger Farbe!

In der Kapkolonie war folgender uralter Brauch: Fühlte sich jemand krank, so bliesen ihm die Angehörigen in die Ohren, um das Uebel schnellstens wieder wegzublasen. Hatte das keine Wirkung, so schleppte man den



In Reih' und Glied.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kranken in den nächsten Busch, wo er Tag und Nacht von seinem Weibe bewacht wurde. (Im Krankheitsfalle der Frau übernahm den gleichen Liebesdienst der Mann.) Die Treubesorgte machte Feuer an im Busch und begoß den halbgerösteten Mann fleißig mit kaltem Wasser. Wasser und Feuer sind bekanntermaßen zwei kräftige Elemente und müssen mächtig zur Wiedergenesung des Kranken beitragen; darum durfte das Feuer nie ausgehen und mußte der Dulder sich regelmäßig von einer Viertelstunde zur andern der Feuer- und Wasserkur unterziehen.

Hatte er endlich ausgelitten und ausgestritten, so lief das Weib in der kommenden Nacht ihrer Hütte zu und steckte sie in Brand. War das geschehen, so kehrte sie zu ihrem toten Mann und dem noch immer brennenden Feuerchen zurück. Nach Ablauf eines Monats warf sie ihre alten Kleider weg, zerkratzte sich den ganzen Leib und rieb eine scharfe Medizin in die Wunden hinein. Dann flocht sie sich Schürzen aus Binsen und Schilf, kehrte zu den übrigen Kraalinsassen zurück und bat um den Gebrauch des Herdfeuers, d. h. um die Erlaubnis, hier wieder wohnen zu dürfen. Das wurde ihr zugestanden. Doch zuvor mußte sie sich einer Kur unterziehen. Man gab ihr nämlich eine mit Medizin vermischte Milch zu trinken; auch mußte sie sich damit den Mund ausspülen. Die Kuh aber, von der diese Milch kam, galt fortan als heilig.

Verlor ein Mann sein Weib durch den Tod, so hatte er sich derselben Prozedur zu unterwerfen; doch dauerte bei ihm die legale Trauer nur zwei Wochen. Er nahm dann Haare vom Schweife eines Ochsen und band sich dieselben um den Hals; das schützte ihn gegen jeglichen bösen Einfluß seitens der Toten.

Bei den Bechuanas mußte die Frau beim Tode ihres Mannes außerhalb ihres Kraales Wohnung nehmen und etwas von einer Milch genießen, die von sämtlichen Kühen im Kraale genommen und in einem Gefäße zusammen gemischt worden war. Tag für Tag mußte sie etwas von dieser Milch sieden und mit ihrem Essen vermischen; den ganzen Leib aber mußte sie sich mit einer umuti (Medizin) und mit Kuhdünger beschmieren. Unterließ ein Weib diese Dinge, so war ein rasches Hinsterben sämtlicher Kühe und Ochsen im ganzen Kraale die sichere Folge. —

Bis etwa um 1684 unserer Zeitrechnung wurden beim Tode eines Häuptlings all dessen Weiber verbrannt. Don Santos, der darüber berichtet, fügt bei, sämtliche Weiber hätten für diesen Fall immer ein scharf wirkendes Gift in Bereitschaft gehabt. Am Tage nach dem Hinsterben eines Mannes durfte keines der Kraalinsassen auf dem Felde arbeiten.

Zu Tschakas Zeiten wurde im Falle der Erkrankung eines Mannes vor dessen Hütte ein Rohr in den Boden gesteckt und niemand durfte ohne spezielle Erlaubnis die Hütte betreten. Die Begräbnisfeierlichkeiten eines Häuptlings waren immer sehr umständlicher Art. Das Volk versammelte sich in hellen Haufen vor dem Königskraal, und in dem Augenblick, da der Leichnam durch eine Oeffnung der Hüttenwand geschoben wurde, begrüßte ihn alles mit dem Ruf: „Lebe wohl, o König! Lebe wohl!“ — Gardener erzählt, daß die Begräbnisse in der Regel erst nach Sonnenuntergang vorgenommen wurden, allein dieser Gebrauch ist meist außer Uebung gekommen.

In gewissen Gegenden war es früher auch Sitte, daß nach dem Tode eines Insassen sämtliche Bewohner des Kraals sich neun Tage hintereinander versammelten. Dabei wurde eine Hacke oder ein Spaten rot glühend gemacht und in einen vollen Biertopf getaucht. Von diesem Biere mußte dann jeder Kraalinsasse trinken; das schützte ihn gegen böse Ansteckung. In der Regel nahmen auch die Doktoren noch eine eigene Reinigungszeremonie vor, wobei sie in den Leib der Betreffenden Einschnitte machten und dann umuti in die Wunden rieben.

Auch das Tragen eigener Trauerkleider war bei den Schwarzen nicht ganz unbekannt; am Sambesie z. B. banden sie sich einen Streifen schwarzen Stoffes um den Kopf; in früherer Zeit war das auch im Zululand gebräuchlich. Bei den südlicheren Stämmen vernachlässigten die Leidtragenden alle Pflege des Haares und die Keschlas (gereifte, mit Kopfschmuck versehene Männer) unterließen es, ihren Kopfring zu putzen. An Stelle metallener Schmuckgegenstände trug man solche aus Gras.

Unsere Missionsstation „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Mansuet Poll, R. M. M.

Eines der jüngsten Kinder Mariannhills, ist das im Jahre 1908 in der Nähe von Ladysmith gegründete „St. Joseph.“ Es steckt noch sozusagen ganz in den Kinderschuhen und bedarf einem unmündigen Kinde gleich Hilfe von allen Seiten. Ein Kind ist aufrichtig, Verstellung ist ihm fremd; es spricht vielmehr gerade, wie es denkt. Mögen daher die geehrten Leser in Geduld vernehmen, was ihnen der kleine „Joseph“ alles zu erzählen weiß.

Jede Sache hat ihre Licht- und Schattenseiten, und will man nicht ungerecht sein, so muß man beide in Betracht ziehen. Dieser Grundsatz gilt für unser Missionswerk im großen und ganzen, gilt aber auch für jede einzelne Station. Man darf nicht einseitig bloß das Gute oder Böse hervorkehren, sondern muß wie ein ehrlicher Geschichtsschreiber beides erwähnen, ohne die Sache nach irgend einer Seite hin zu übertreiben. Wahrheitsliebe und Objektivität war stets mein Grundsatz, er soll mich auch beim heutigen Berichte leiten.

Fassen wir nun zunächst die Lichtseiten unserer Mission ins Auge. Da muß ich vor allem die Größe des Missionsfeldes rühmen. Ich kann meinen Wirkungskreis über ein Areal von 300 englischen Quadratmeilen ausdehnen; 5 bis 6 eifrige Missionäre hätten hier Arbeit genug und dieselbe würde sich mit wachsender Zahl der Christen und Katechumenen noch beständig mehren. Nun aber bin ich der einzige katholische Priester weit und breit. In der Tagesschule, die wir etwa eine Stunde von hier eröffnet haben, wohnt zwar ein schwarzer Schullehrer, allein in der eigentlichen Mission kann er mir nur wenig helfen. Einen Katecheten habe ich gegenwärtig nicht. Natürlich kann ich als alleinstehender Mann die Arbeit bei weitem nicht bewältigen. Ich tue eben, was ich kann und überlasse das übrige der göttlichen Vorsehung und den nachrückenden Missionären.

Lokationen (für Schwarze reservierte Gebiete) sind fast keine hier, der Distrikt besteht vielmehr ganz aus Farmen, deren Besitzer teils Engländer und Buren, zum Teil aber auch Kaffern sind. Es haben sich nämlich an verschiedenen Orten ein Anzahl Schwarzer zu einem sogenannten „Syndikate“ zusammengetan und gemeinsam ein bedeutendes Stück Land gekauft, sei es von der Regierung, sei es von einem Privatmann. Einigen ist dieser Kauf gelungen, andere aber haben dabei kolossale Verluste erlitten und hinterher Geld und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Land verloren. Gewöhnlich wird nämlich den Käufern das Land auf Ratenzahlung überlassen. Versäumt er den Termin, oder ist er wegen Armut außer Stande, den fälligen Betrag zu zahlen, so fällt das Land an den alten Eigentümer wieder zurück, ohne daß dieser verpflichtet wäre, die bereits abbezahlte Summe an die Käufer herauszugeben. So verlor kürzlich ein Syndikat eine Farm von 8000 Aecker und über 5000 Pfund Sterling oder 100 000 Mark. Das Traurigste dabei ist, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen muß; denn in jedem Syndikat gibt es auch träge und verschwenderische Mitglieder, die ganz zahlungsunfähig werden, sodaß schließlich auch die Fleißigen und Sparsamen die fürs Ganze treffende Summe nicht mehr erschwingen können und dann mit den übrigen der Not und dem Elend anheimfallen.



Bei Tisch.

Diese Syndikate sind meist stark bevölkert. So wohnen z. B. zwischen hier und Ratschitz auf einer solchen Kaffernfarm sicherlich gegen 5000 Seelen. Auch auf den Farmen der Weißen, namentlich in der Gegend von Ladysmith, gibt es viele schwarze Ansiedler. Auf unserer eigenen Farm sind gegenwärtig noch verhältnismäßig wenig, weil der frühere Besitzer die Schwarzen nicht leiden mochte und daher viele von ihnen vom Platze trieb.

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so habe ich schon in einem früheren Artikel (Siehe Septemberheft 1910) angedeutet, daß ich unter den hiesigen schwarzen Protestanten den krassesten Aberglauben angetroffen habe, der ihnen von ihren Katecheten und Predigern beigebracht worden war. Ich will hiemit keinen Stein auf alle diese schwarzen Prädikanten werfen, denn sicherlich gibts auch unter ihnen gute, ehrenwerte Leute, allein, was ich hier fand, ist immerhin auffallend genug. So frug ich jüngst eine Protestantin, wer unser Erlöser sei. Sie antwortete allen Ernstes: „Umkokeli", das heißt der benachbarte protestantische Missionär, der sich für seine Predigten gut bezahlen läßt. Viele dieser abashunmyeli oder Prädikanten teilen an die Schwarzen „amatikete", das heißt kleine Zettelchen mit frommen Bibelsprüchen aus. So ein Zettel kostet zwei Mark, wird aber von den abergläubischen Leuten massenhaft gekauft, denn sie sehen darin ein Billet fürs Paradies. „Wer kein solches „tikete" hat," sagen die Prädikanten, „kann nicht über den Jordan ins gelobte Land, das heißt in den Himmel kommen." Wer daher einen Glauben hat, kauft den kostbaren Zettel und bewahrt ihn mit großer Sorgfalt auf.

Kürzlich ist bei den Wesleyanern eine Art „weiblichen Ordens" aufgetaucht. Die Mitglieder nennen sich abafazi besili, Klageweiber. Sie haben eine originelle Ordenstracht, nämlich einen schwarzen Rock, eine lange, rote Jacke, eine große, weiße Haube und rote Strümpfe. Diese Weiber nun kamen eines Tages in großer Zahl zusammen; es waren ihrer wohl 300, selbst vom Zululand und aus den Drakensbergen waren sie gekommen. Eine von ihnen trug eine weiß-rote Fahne voraus, die übrigen folgten im Gänsemarsch hinterdrein. So „wallfahrteten" sie von Besters Station nach Dreifontaine, wo sie eine große Versammlung hielten. Zum nicht geringen Verdrusse ihrer Männer zogen sie auf diese Weise, Haus und Kinder im Stiche lassend, im Lande umher.

Auf die Frage, was denn der sonderbare Aufzug bedeuten solle, sagte mir eines der Klageweiber, eine schwarze Frau sei gestorben und wieder von den Toten auferstanden. Diese habe ihnen vom Himmel her dieses Gesetz mitgebracht. — Ich wünschte nur, die Schwarzen würden die Wahrheiten unserer heiligen Religion ebenso leicht und standhaft glauben, wie diese Ammenmärchen, doch leider sind gerade diese Weiber so fanatisch und so eingebildet auf ihr vermeintliches religiöses Wissen, daß es unmöglich ist, sie eines Besseren zu belehren.

Im allgemeinen haben die Protestanten, die ich hier traf, keine Idee vom Ursprunge des Protestantismus; wenn man sie darüber aufzuklären sucht, sind sie nicht wenig darüber erstaunt, daß sie von ihren schwarzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Prädikanten in solch' kläglicher Unwissenheit gelassen wurden. Manche von ihnen fühlen sich sofort zur katholischen Kirche hingezogen, und sicher würden sie massenhaft zu uns übertreten, wenn wir die nötige Zahl von Kapellen, Schulen, Priestern und Katecheten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Keifluß.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Da unser Missionsgebiet sehr ausgedehnt ist, müssen wir unsere Exkursionen zu Pferd machen. Demnach sind wir genötigt, jedesmal auch das Pferd durch den großen Keifluß zu schaffen, denn Pferde und Stallungen befinden sich drüben auf der Zentralmission Keilands. Ist der Fluß nicht allzu tief, so heißt es einfach mit dem Pferd frisch und mutig hindurchreiten. Daß dabei die Schuhe gehörig Wasser schöpfen, und der weiße Habit in dem schmutzig-gelben Wasser eine bedenkliche Farbe annimmt, wird nicht weiter in Betracht gezogen; den einen Uebelstand behebt in der Regel die afrikanische Sonne, die nasse Strümpfchen schnell zu trocknen weiß, den anderen unsere fleißigen Missionsschwestern, die in ihrer trefflichen Waschküche dem arg zugerichteten Habit immer wieder ein anständiges Aussehen zu geben wissen.

Ist ein Durchreiten nicht möglich, so setzt der Missionär im Boote über, das Pferd aber wird von Kaffern über den Fluß getrieben. Wohl kommt's auch vor, daß das Pferd sich bäumt und sträubt und auf keine Weise über den Fluß gebracht werden kann, gut, dann muß man eben zu Fuß gehen oder einfach wieder umkehren, falls die Tour eine allzu große sein sollte.

Zuweilen ist der Wasserstand ein derart hoher, daß man auf keine Weise über den Fluß kann, weder zu Pferde, noch mit dem Boot; da bleibt dann nichts andere übrig, als in Geduld eine bessere Zeit abwarten.

Da wir drüben im Transkei mehrere Schulen und Außenstationen haben, müssen wir verschiedene Sachen von Keilands dort hinüberschaffen, oder auch umgekehrt von der Schule und Katechesenstelle nach der Mutterstation. Doch immer geht es dabei über den großen Fluß. Das einfachste Mittel wäre ein großer, schwerer Ochsenwagen, wie sie hier in der Kapkolonie noch immer gang und gäbe sind. Allein der Weg ist derart schlecht und führt über so viele und hohe Steinblöcke, daß ein Fahren kaum noch möglich ist. Die Regierung versuchte es einmal, den Weg etwas auszubessern; man mußte aber wieder Abstand davon nehmen.

Wir sehen uns daher genötigt, alle Sachen durch Kaffern hinübertragen zu lassen. Manchmal schlagen wir auch folgenden Modus ein: Wir nehmen in Transkei einen Wagen nebst Ochsengespann zu leihen, was jedoch immer mit bedeutenden Unkosten verbunden ist, und fahren damit, so gut und schlecht es eben geht, bis zum Fluß. Hier wird Halt gemacht und der Wagen entleert. Drüben am anderen Ufer wartet unser eigenes Ochsengefährt; die Kaffern tragen unsere Sachen auf dem Kopf über den Fluß, laden sie drüben wieder auf und schaffen sie so nach der Missionsstation.

Doch wozu diese Umständlichkeit? Antwort: Wegen der sogenannten Zeckenpest. Der große Keifluß ist nämlich, seit dem in Natal und den angrenzenden Gebieten die Zeckenpest oder das Ostküstenfieber unter dem Viehstand so schrecklich aufgeräumt hat, polizeilich gesperrt. Auf unserer eigenen Farm sind z. B. acht Polizisten, vier weiße und vier schwarze, die Tag und Nacht mit peinlichster Sorgfalt darüber wachen müssen, daß kein Rind von einem Ufer des Flusses ans andere komme. Weder darf eines von Transkei zu uns herüber, noch umgekehrt eines der unserigen nach dort. Sollte es aber dennoch geschehen, so kann der Eigentümer des Viehes bis zu 50 Pfund Sterling oder 1000 Mark bestraft werden, selbst wenn gar keine persönliche Schuld vorliegt.

Nun bereitet uns diese polizeiliche Maßregel nicht geringen Trubel. Das hiesige Vieh ist nämlich gewohnt, bei niedrigem Wasserstand oft über den Fluß zu gehen. Die Tiere haben hier ihre Tränke, finden im Wasser wohltuende Kühlung und schreiten und schwimmen nur allzugerne hinüber auf die von der anderen Seite winkenden Weidegründe. Früher hatte das wenig zu sagen; anders jetzt, da die exorbitante Strafe daraufliegt. Bis jetzt sind uns selbst schon zwei dieser unangenehmen Fälle passiert.

An einem Sonntag nämlich, da alles Volk beim Gottesdienst in der Kirche versammelt war, überschritt einer unserer Ochsen ganz gesetzwidrig den Fluß. Die Folgen zeigten sich bald. Der Fall wurde von einem Sergenten zu Protokall genommen und beim Magistrate in Bolo zur Anzeige gebracht. P. Superior wurde zur Verantwortung vor Gericht geladen. Es war für ihn kein Vergnügen, auf den rauhen Wegen den achtstündigen Ritt zu machen. Doch lief an Ort und Stelle die Sache noch verhältnismäßig gelind ab. Die Herren bei Gericht konnten nämlich über Sinn und Bedeutung eines bestimmten Gesetzesparagraphen selbst nicht einig werden, und somit wurde unser P. Superior mit dem Bedeuten entlassen, nach vier Wochen wieder zu kommen. Was dann geschehen wird, wissen wir zur Stunde noch nicht, doch wurde uns von vertrauter Seite eine Andeutung gemacht, man wolle für diesesmal noch Milde walten lassen.

Beim zweiten Fall verhielt sich die Sache so: Während der Nacht verließ eine Kuh den gut umzäunten Viehkraal, d. h. sie sprang einfach über die Umzäunung hinüber und eilte dem zwei englische Meilen davon entfernten Flusse zu. Sie ging sofort ins Wasser; ob sie jedoch bis zum jenseitigen Ufer vordrang, konnte nicht festgestellt werden. Ein schwarzer Polizist ertappte sie auf frischer Tat, und brachte sie durch einen kräftigen Pfiff wieder an's Ufer zurück. Er trieb sie mitten in der Nacht hieher zur Missionsstation und schlug Alarm; da er jedoch nicht sicher bezeugen konnte, ob die Kuh das jenseitige Ufer erreicht habe oder nicht — er hatte sie bloß im Wasser plätschern hören — enthielt er sich der Anzeige. Noch mehr: er erklärte, sein Amt niederlegen zu wollen, weil er es nicht über's Herz bringen könne, unsere Leute unglücklich zu machen und um all ihr Hab und Gut zu bringen.

Das ist nun alles schön und gut, doch geholfen ist uns damit noch lange nicht. Seine Stelle wird einfach ein anderer Polizist einnehmen, und es bleibt sehr fraglich, ob dieser ebenso generös handeln wird, wie sein Vorgänger. Ferner, die Gefahr bleibt, wenigstens solange der Wasserstand des Keiflusses kein allzu hoher ist. Jeden Augenblick kann sich da der Fall ereignen, daß ein Rind den Fluß überschreitet. Denn alles Vieh weidet hier im Freien; nur nachts wird es in die primitiven Ställe getrieben. Wohl ist ein Hirte dabei, allein wären es ihrer auch zwei und drei, so bietet das noch keine sichere Garantie, daß nicht gewisse gehörnte „Vagabunden" heimlich die Herde verlassen und der gestrengen Polizei zum Hohn und unserem Geldbeutel zum Schaden den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fluß passieren. Muß man dann noch mit solch nächtlichen „Ausflügen" rechnen, wie dem oben angedeuteten, so würde man schließlich keine ruhige Nacht mehr haben.

Nun schließlich wird auch diese Wolke an unserm Missionshimmel wieder vorübergehen; dauernde Tatsache aber wird bleiben, daß der große Keifluß für eine gedeihliche Missionierung der im Transkei wohnenden Eingeborenen ein bedeutendes Hindernis bildet.



Schulmädchen in Zigudu (Keilands).

Incupe.

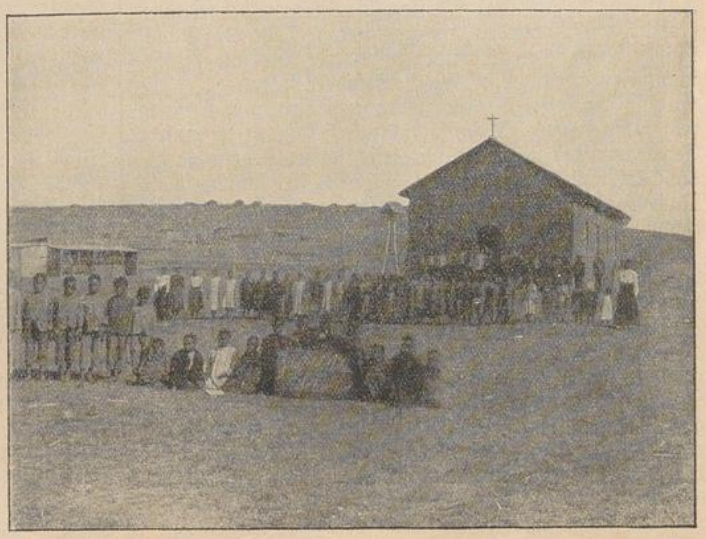
Das Wort „incupe", für das wir im Deutschen kein gleichbedeutendes haben, erfüllt jedes Kaffernherz mit Wonne und Entzücken, kann man doch dabei Fleisch essen und Bier trinken nach Belieben. Diese Feier, die man auch das „Fest der ersten Früchte" nennen könnte, wirft schon mehrere Tage zuvor ihre Schatten, denn in allen umliegenden Kaffernkraals werden die umfassendsten Vorbereitungen zur Herstellung des „utshwala", des beliebten Nationalgetränkes, getroffen.

Als ich einst von unserer Missionsstation Lourdes nach der Katechesenstelle am großen Ibisi ritt, war beim dortigen Häuptling gerade so ein Incupe-Fest. Infolge dessen fanden sich bei der heiligen Messe, welche der Hochw. P. Robert las, nur Christen und Katechumenen ein, aber kein einziger Heide. Diese waren alle zum „Feste" gegangen. Nach dem Gottesdienste gingen auch wir hin, nicht aus sträflicher Neugierde, — denn was hat ein Ordensbruder und ein Missionär mit einem solchen rein heidnischen Feste zu schaffen? — sondern um zu sehen, ob sich etwa auch einige unserer Neubekehrten dort eingefunden hätten. Zum Glück war das nicht der Fall; kein einziger Katholik war dort. Sie hielten sich alle von der lärmenden Feier zurück, zumal da sie gerade mitten in der hl. Fastenzeit abgehalten wurde.

Verschiedene Geschäftssachen führten mich Tags zuvor zum Kraale des Häuptlings Mlenzana, sodaß ich gewisse Zeremonien des genannten Festes in nächster Nähe beobachten konnte. Ich fand beim Häuptling alle seine Beamten versammelt, wackere, angesehene Männer, sowie seinen Leibarzt nebst dem Träger der Medizinen. Der schwarze „Doktor" spielte eine Hauptrolle bei der seltsamen Zeremonie.

Zuerst wurde der Stein, auf dem die Kaffernfrauen den Mais zu mahlen pflegen, fein säuberlich gewaschen. Dann legte der Doktor mehrere geheimnisvolle Kräuter darauf und zerrieb sie mit einem zweiten kleineren Steine; andere nahm er in den Mund und zerkaute sie, bis ihm der Schaum aus dem Munde trat. Dann nahm er in sitzender Stellung eine Ukamba (einen großen kaffrischen Bierkrug) in beide Hände und blies, die Ukamba beständig zwischen den beiden Händen drehend, die zerkauten Wurzeln und Heilkräuter darauf. Hierauf stellte er das Gefäß auf den Boden, goß Wasser hinein, vermischte damit die auf dem Mahlstein zerriebenen Wurzeln und rührte den Brei mit einem Stocke tüchtig um, bis die Mischung gewaltig schäumte.

Als dies geschehen war, legte der Häuptling seine Kleider bis auf die umutsha oder Leibbinde, die er aus Rücksicht auf uns europäische Gäste anbehielt, ab und begab sich in Begleitung des Doktors, der Beamten und des ganzen versammelten Volkes zur isibaya oder dem Viehkraal, wo er sich einer Zeremonienwäsche unterwerfen mußte. Während dies geschah, trieben mit Ringen und Glasperlen und sonstigem heidnischen Schmuck hochaufgeputzte Mädchen und Burschen das Vieh der einzelnen Familien zum Königskraal. Alles Vieh wurde vor der Hütte des „Großweibes" zusammengetrieben, worauf die Burschen und Männer etwa eine Viertelstunde lang mit Schilden und Speeren um dasselbe herumtanzten. Es geschah das zu Ehren der Amashlozi oder Geister der Vorfahren, um ihnen für



Die Schule von Zigudu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den bisher gewährten Segen und Schutz zu danken. Bei dem Gesang, den sie hiebei aufführten, tönte immer wieder und wieder der Refrain: „Eshe — Eshe, ipi indhlela", und wer die tollsten Sprünge und Grimassen machte, war der Held des Tages.

Alles dies findet schon am Vorabend des eigentlichen Festtages statt. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang kaut der Häuptling die erwähnten Kräuter und bläst den Schaum nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Dann steigt die ganze Männerwelt in voller Ausrüstung zu Pferd und eilt zum nächsten Bache oder Fluß, um dort ein Bad zu nehmen. Der Schweiß und Schmutz soll abwärts treiben zu den feindlichen Nachbarstämmen. Dann wird Stunde um Stunde bis in die tiefe Nacht hinein gegessen und getrunken, getanzt, gespielt und gesungen.

Die besten Geschäfte machen bei diesen Festen die Krämerläden; denn jede Frau erhält von ihrem Manne, und jede Braut von ihrem Liebhaber folgende Geschenke: einen Regenschirm, ein langes wollenes Halstuch, Pulswärmer, rote und grüne Kopftücher und drei bis vier Meter gestreiften leichten Baumwollstoff, den sie umhängen und am Boden nachschleppen lassen, während sie unter tollen Sprüngen beständig singen: „Hele—Hele—Hele!"

Am Abend gehts dann zu Pferd wieder heim. Oft sitzen zwei auf einem Rößlein, vorn der Mann, hinten das Weib. Daß bei solchen echt heidnischen Festen auch viel Verkehrtes mitunterläuft, versteht sich von selbst, weshalb es der Missionär als heilige Pflicht ansieht, alle Christen und Katechumenen davon ferne zu halten. Nicht mit Unrecht nennt man dieses Fest die „Hochzeit des Teufels."

Aus Monte-Cassino,

unserer Missionsstation in Rhodesia, schreibt Bruder Leopold unterm 10. Oktober v. J. folgendermaßen:

„Wir haben bekanntlich dahier nur eine spärliche einheimische Bevölkerung, hoffen jedoch, daß sich dieser Umstand innerhalb weniger Jahre wesentlich bessern wird. Eine gewisse Zahl junger Eheleute haben wir schon auf unserer Farm, und jüngst, am 5. Sept. 1910, wurden abermals zwei christliche Brautpaare getraut. Auch sonst nimmt das Missionswerk seinen beharrlichen Fortgang; so wurden am genannten Tage 27 Schulknaben und 12 Arbeiter ins Katechumenat aufgenommen, und in Bälde werden andere folgen.

Die Hochzeit, die ich soeben erwähnte, nahm einen recht würdigen Verlauf. Natürlich hatten unsere Schwestern die beiden Bräute tüchtig herausgeputzt; die auswärtigen Kirchenbesucher fanden sie wunderschön. Nach der Trauung wanderte alles zum Christendorfe hinaus, wo man einige Vorbereitungen zu einem Hochzeitsschmause getroffen hatte. Es ging aber recht einfach und bescheiden her: ein kleines Quantum Bier, etwas Rupoko, ein dicker Brei aus Hirse und Reis, und eine Ziege, die spezielle Spende der beiden Brautpaare, war alles, was geboten wurde. In einer Viertelstunde war alles Eßbare vertilgt und nach einem Stündchen alles Trinkbare. Messer, Gabeln, Löffel und Teller sind hier ganz überflüssige Gegenstände. Und dennoch war alles zufrieden und recht vergnügt; stiller Friede lagerte über der ganzen Versammlung, und nach kurzer Frist kehrten wieder alle in die heimatlichen Kraals zurück.

Eine neue Katechesenstelle bei „St. Michael".

§.— Aus einem Senfkörnlein wird nach und nach ein schattenreicher Baum; so verspricht es auch am Pambanyoni-Flüßchen bei „St. Michael" zu werden. Womit Romane schließen, begann die dortige Mission: mit einer Heirat.

Ein gewisser Jakob vermählte sich mit einem braven katholischen Mädchen, Namens Anna-Maria, und schlug sein Heim drei Stunden von St. Michael entfernt in einer der Hütten seines Vaters auf. Dies geschah am 21. September 1909. Bis dahin waren alle seine Verwandten noch Heiden, mit Ausnahme seines Bruders, der dem Namen nach der englischen Hochkirche angehörte. Doch es sollte bald anders kommen.

Anna-Maria, Jakobs geistig geweckte Frau, welche in der Missionsschule in St. Michael einen guten Unterricht erhalten hatte, fing an, die Kinder und Frauen ihrer Verwandtschaft im Gebet und Katechismus zu unterrichten. Kurz darauf siedelte sich ein zweites katholisches Ehepaar in der Nähe an, und ein halbes Stündchen diesseits des Pambanyoni, im elterlichen Heim Anna-Mariens, befanden sich schon 7 getaufte Personen nebst mehreren Katechumenen. Alles dies drängte den Missionär von St. Michael, den Hochw. P. Erasmus Hörner, zum Entschluß, am Pambanyoni eine neue Katechesenstelle zu errichten und zeitweilig die heilige Messe daselbst zu lesen. Nach einigen Schwierigkeiten, welche ein paar übelgesinnte Heiden wegen der Ueberlassung einer eigenen Hütte erhoben, kam man schließlich doch ans Ziel. Jakob zog nämlich in die Hütte seiner Mutter, und überließ die von ihm bisher bewohnte Hütte seines Vaters dem ausschließlichen Gebrauche des Missionärs für Gottesdienst und Katechese. Am 27. April 1910 wurde die erste heilige Messe darin gelesen und seitdem pflegt der Missionär jeden Monat einmal die heiligen Geheimnisse dort zu feiern. Bis heute (20. Oktober 1910) ist die kleine Gemeinde auf zwei Ehepare, weitere 8 Christen und 20 bekleidete Katechumenen angewachsen, während ein Häufchen Heiden wenigstens zeitweilig bei der Katechese und der heiligen Messe sich einfindet.

Die alte, rauchgeschwärzte Hütte, die nun als Notkapelle dienen muß, sollte gleich beim ersten Gottesdienste der Schauplatz eines merkwürdigen Vorfalles werden. Die Sache verhält sich, wie mir P. Erasmus selbst erzählte, so: Mqetshwana, die etwa 72jährige heidnische Mutter Jakobs, wohnte am genannten 27. April 1910 der heiligen Messe bei. Es war das erstemal, daß sie an einem katholischen Gottesdienste teilnahm, und sie tat es, gleich anderen Heiden, aus bloßer Neugierde, ohne eine Ahnung zu haben vom Wesen und der Bedeutung des heiligen Meßopfers. Dennoch war sie seitdem wie umgewandelt; sie ist nun christlich gekleidet und wohnt regelmäßig der heiligen Messe und Katechese bei. Wie kommt das, da doch sonst alte Leute, es sei denn auf dem Sterbebette, nur schwer zur Annahme des Christentums zu bewegen sind? Hören wir, was sie ihrer Umgebung erzählte:

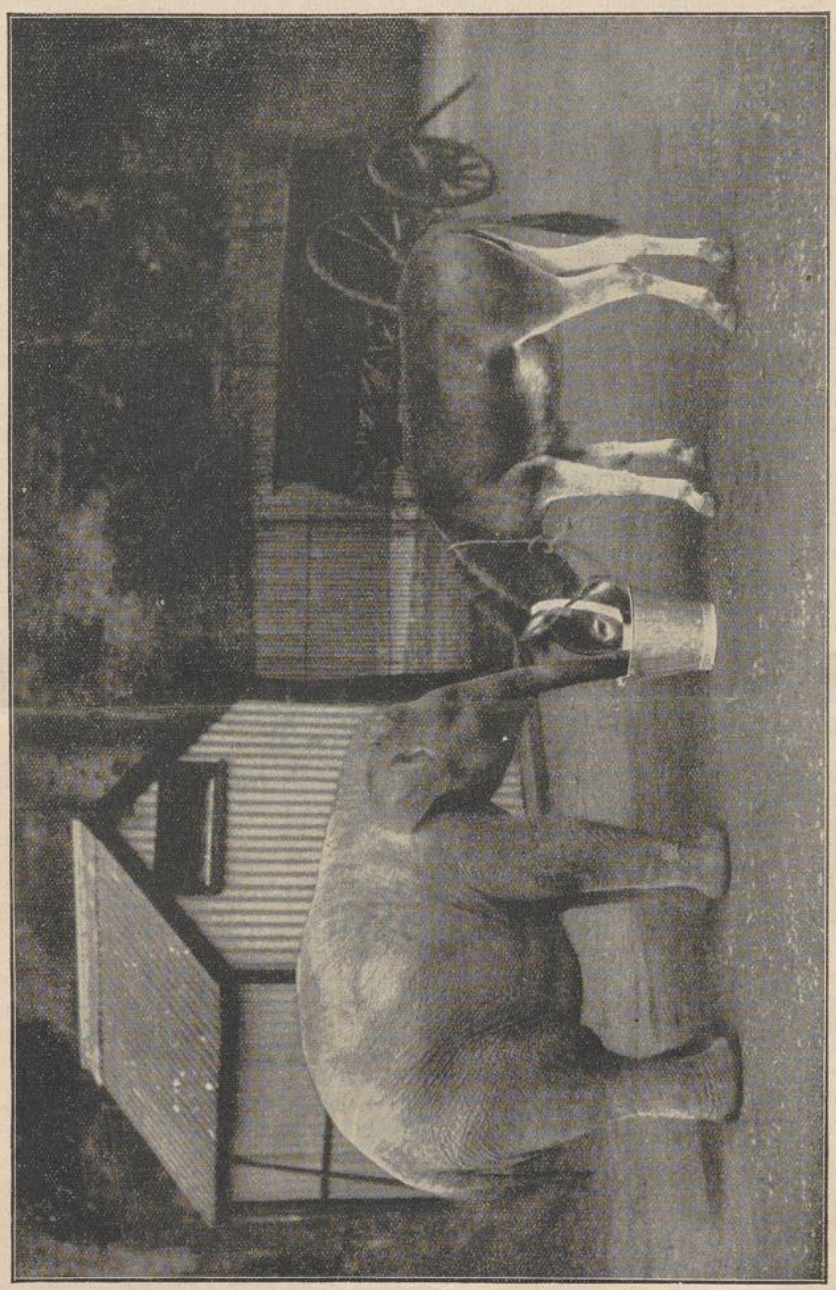
„Als ich das erstemal der heiligen Messe beiwohnte, erhob der Umfundisi (Priester) bei der heiligen Wandlung ein wunderschönes, weißes Kind und legte es wieder nieder. Dasselbe sah ich bei der vierten heiligen Messe, die ich hörte, am 17. August."

Natürlich erhob sich über diese Aussage ein großer Disput; denn auch unter den Schwarzen gibt es ungläubige Zweifler, die alles, was über die täglichen Vor-

kommnisse hinausgeht, für leere Einbildung und törichten Aberglauben ansehen, ähnlich wie ihre weißen Genossen, die da sofort mit den alten Schlagwörtern „Ammenmärchen, Köhlerglaube" usw. bei der Hand sind. Doch das alte Mütterchen ließ sich durch nichts irre machen, sondern blieb ruhig bei seiner Behauptung: „So habe ich es gesehen und nichts anders." Alle Versuche, es ihr auszureden, waren vergeblich.

Die Sache kam auch zu Ohren des Missionars. Es stieg in ihm die Vermutung auf, das Weibchen möchte vielleicht von einem Wunder aus alter Zeit gehört haben und hätte sich dann in der Aufregung eingebildet, hier etwas Aehnliches zu sehen ... Auf alle Fälle wollte er der Sache auf den Grund kommen und beschloß daher, die Frau einem eingehenden Verhöre zu unterwerfen. Das Ergebnis war: die alte Frau hatte absolut keine Kenntnis davon, daß jemals irgendwo auf der Welt ein solcher oder ähnlicher Fall vorgekommen war. Kein Umstand ließ sich ausfindig machen, der irgendwie ihre Einbildungskraft hätte beeinflussen können. Im Gegenteil, die Sache kam ihr ganz unerwartet. Sie erzählte.

„Au, ngambona umntwana ka Nkulunkulu! O, ich sah das Kind Gottes! Der Umfundisi erhob ein wunderschönes Kind, ein weißes (europäisches) Kind und legte es wieder nieder. Ich sah es bei der ersten und vierten heiligen Messe; die andern Male sah ich es nicht. Auch heute sah ich gar nichts, weil ich hinter den anderen saß und nicht nach vorne sehen konnte. Das Kind war wunderschön, weiß wie ihr abelungu (Europäer) und hatte eine schöne Farbe, wie ein lebendiges abelungu-Kind (njeng' omntwana ozwayo wabelungu wakini.) Priester und Kind schauten einander an. Weil aber das Aufheben und Niederlegen so schnell ging, konnte ich hauptsächlich nur das wunderschöne Kindergesicht sehen. Das Kindchen war weiß gekleidet, die Füße aber konnte ich nicht sehen, weil sie unter den Händen des Priesters verborgen waren. O, ich sah das Kind Gottes! Jetzt bin ich froh, mein Herz freut sich immer noch. Ich werde nun alles tun: ich will glauben, lernen, beten und mich taufen lassen!"



Weiße Einrichtung.

Wie kommt die heidnische Frau zu dem Ausdruck: „Ich sah das Kind Gottes"? — Der Heide braucht zuweilen diese Redewendung, wenn er von einem Menschen spricht, den er sehr hochachtet. Er kann in solchem Falle sogar sagen: „Ung'uNkulunkulu wami!" (Du bist mein Gott.)

Die Frau war während des Verhörs ruhig und gesetzt und gar nicht aufdringlich; im Gegenteil, man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

konnte sie nur mit Mühe zum Reden bringen und beantwortete nur knapp die Fragen, die an sie gestellt wurden. Ein paarmal stand sie sogar auf, um wegzugehen, denn das Ausgefragtwerden schien ihr lästig zu sein. Daß die alte Frau absichtlich etwas Erdichtetes gesagt haben sollte, ist absolut ausgeschlossen. Ob irgendeine Selbsttäuschung vorliegen kann, ist schwer zu sagen. Solche Erzählungen sind keine Glaubensartikel, und jeder kann sich dazu stellen, wie er will.

Wir sagen nur eines: Derselbe Gott, der einst als demütiges Kind in den Stall zu Bethlehem herabstieg, würdigt sich auch auf die Worte eines katholischen Priesters während der heiligen Messe in die Hütte eines armen Kaffern herabzusteigen. Gottes Wege sind wunderbar, und Er, der die ewige Liebe ist, kann auch ein altes Kaffernmütterchen begnadigen wann und wie er will. Und warum sollte heutzutage in einem heidnischen Lande, das dem Christentum eröffnet werden soll, nicht das wieder geschehen können, was in alter Zeit nach dem einstimmigen Urteilse erprobter und durchaus glaubwürdiger Männer schon wiederholt vorgekommen ist? Doch, solange die Kirche nicht gesprochen hat, maßen auch wir uns kein definitives Urteil an.

Zum Schlusse sei noch auf einen andern Gedanken hingewiesen: Das alte Mütterchen nahm ihren Sohn und dessen junge Frau in die eigene Hütte auf, damit die Hütte ihres Sohnes frei würde für die Erteilung des christlichen Unterrichtes und die Feier der heiligen Messe. Das war für sie jedenfalls ein bedeutendes Opfer, und der Herr hatte es ihr anscheinend mit einer großen Gnade belohnt. Nun ist aber eine alte, bienenkorbartige Strohhütte, in die man auf allen Vieren hineinkriechen muß, noch keine würdige Stätte fürs heilige Meßopfer. Findet sich unter den Lesern des Vergißmeinnicht keine edle, hochherzige Seele, die bereit ist, die nötigen Mittel zu spenden, um in der Nähe des Pambanyoni eine Schule zu erbauen und eine würdige Kapelle? Welch' ein Gottessegen würde auf solch einem Werke ruhen!

Wir könnten noch über manch' andere Katechesenstelle bei St. Michael, wo auch zeitweilig die heilige Messe gelesen wird, berichten. Es sind im ganzen fünf Plätze, die mit der Zeit eigene Missionszentren bilden sollen mit Unterricht, heiliger Messe und Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente. Diese Plätze in einer dichtbevölkerten Kaffernlokation, in hochromantischer Gebirgsgegend gelegen, sind je zwei bis drei Stunden von einander entfernt. Die Arbeit in dieser steinigen und zerklüfteten Gegend ist für einen alleinstehenden Missionär viel zu groß, deshalb wiederholen wir immer wieder den Ruf nach eifrigen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn. Die erste Aussaat ist geschehen, und, wenn nicht alles trügt, winkt uns eine reichliche Ernte.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 12. Dezember 1909. — Gestern kam ein schlecht gekleideter Kaffer hieher. Auf dem Kopfe saß ihm ein alter Filzhut, und am Leibe hatte er nichts als einen langen, abgetragenen Kittel; dagegen verfügte er über einen kräftigen Stock aus Seekuhhaut, der ihm als Reitpeitsche diente.

Auf die Frage, was er hier wolle, erwiderte er: „Unkulunkulu (Gott) hat mein Weib geschlagen und am ganzen Leibe verbrannt; komm', gib mir eine umuti, Arznei." Ich verstand ihn sofort; er wollte sagen, seine Frau sei vom Blitze getroffen worden und ich möchte ihr nun helfen. „Ist deine Wohnung weit von hier?" — „Nun, nicht allzu weit; ich wohne da drüben über den Bergen." — „Heute habe ich keine Zeit mit dir zu gehen; nächsten Montag aber will ich kommen, wenn du mir einen verlässigen Führer schickst, der mir den Weg zeigt." Er war damit zufrieden, nahm die Arznei, die ich ihm zum Einreiben der Brandwunden gab und versprach mir, am kommenden Montag den Bruder seiner kranken Frau als Begleiter und Wegweiser zu schicken.

Dieser traf am genannten Tage richtig hier ein, und somit machten wir uns schon um 7 Uhr früh auf den Weg. Ich nahm nichts mit als eine zweite Flasche Medizin für die Brandwunde, denn mein Führer versicherte, es seien bloß ein paar Stündchen zu reiten. So ritten wir nun über Berg und Tal, über Schluchten, Pfützen und Bäche, bergauf und bergab, über Stock und Stein auf schmalen, rauhen Kaffernpfaden, und der Weg wollte kein Ende nehmen, obschon die Sonne inzwischen den Zenit überschritten hatte.

Tief in einer Schlucht fanden wir einen Haufen Kaffernweiber, die mit ihren kreischenden Stimmen einen wahren Höllenspektakel aufführten und dabei tanzten und in die Hände klatschten, daß unsere Pferde scheuten und wir stramm die Zügel halten mußten, daß sie uns nicht durchgingen. Was bezweckte denn der ganze Lärm? Sie feierten ein Fest zu Ehren eines Mädchens, das die Zeit seiner Pubertät erlangt hatte und mit glatt geschorenem Kopf zwischen ihnen auf dem Boden saß. Wir geboten ihnen Ruhe, um mit unseren scheuen Pferden über den breiten Bach zu kommen, der hier vorüberfloß.

Auf der anderen Seite kamen wir zur Hütte eines Kafferndoktors. Er hatte bloß eine umutsha (Leibbinde) und ein altes, schmutziges Hemd an, kam uns aber freundlich entgegen und zeigte uns nicht ohne Selbstbewußtsein einen tief in die Erde versenkten Stein. Er hatte ihn aus dem nahen Bache geholt und hier eingesenkt, damit er ihm als Blitzableiter diene. Ich schabte mit meinem Messer etwas an dem pechschwarzen Steine, der aber weich wie Kreide war. Es schien mir Graphit zu sein. Im übrigen ließ ich den Doktor auf seinem Glauben, denn es wäre vergebliche Liebesmühe, ihm begreiflich machen zu wollen, daß dieser Stein kein ausgezeichneter Blitzableiter sei. Neben dem Kafferndoktor saß ein Mann, den ich für einen halben Hottentotten hielt. Er hatte eine blasse, aschgraue Gesichtsfarbe und so häßliche Gesichtszüge, daß sie geradezu abschreckend wirkten.

Wir ritten weiter und kamen auf einem langen, schmalen Fußpfad, der ganz mit Steingeröll überdeckt war und daher unsere Pferde ungemein ermüdete, auf einen hohen Berg mit prächtiger Aussicht. Es war eine harte Tour; doch endlich, nachdem wir noch ein halbes Stündchen auf allerlei Schlangenpfaden bergauf und bergab geritten waren, befanden wir uns vor dem Kraale, in dem das vom Blitz getroffene Weib lag.

Die hier wohnenden Kaffern waren fast alle Protestanten (Weslevaner); die Gegend war eine Location, das heißt Land und Boden war den Schwarzen von der englischen Regierung reserviert. Der Häuptling, ebenfalls ein Wesleyaner, wohnte in nächster Nähe. Sein Haus war nach europäischer Art quadratförmig erbaut,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besaß eine Veranda und war von drei Seiten mit einem schattigen Wattelwäldchen umgeben.

Die Kranke selbst fanden wir in einem erbarmungswürdigen Zustande. Mich wunderte nur, daß sie vom Blitzstrahl nicht ganz getötet worden war, denn ihre ganze Rückseite bis zu den Knieen herab, war eine einzige Wunde. Man hatte sie in eine schwere, langhaarige Wolldecke eingewickelt, was das Leiden natürlich nur vermehren konnte. Ich überreichte den Leuten meine Medizin, sagte ihnen, wie sie dieselbe verwenden sollten und riet ihnen, statt der heißen, schweren Wolldecken im Laden einige Meter leichten Baumwollstoffes zu kaufen, um die Kranke damit zuzudecken.

Sie versprachen alles getreulich zu tun; da sie jedoch von der Behandlung solcher Wunden keine blasse Idee haben, legten sie die Kranke eines Tages auf einen Schlitten und brachten sie, sechs Mann hoch, hieher nach Emaus. Was die Frau auf dem langen weiten Weg, in solch' primitiven Vehikel gelitten haben mag, kann man sich denken!



Der neue Weihbischof von Gnesen Domherr Kloßke.

Sie kam übrigens lebend hier an und wurde von unserer Schwester Anastasia sogleich in liebevolle Pflege genommen. Ihr Zustand bessert sich von Tag zu Tag, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, sie werde in 14 Tagen den Rückweg in den heimatlichen Kraal antreten können. Soviel vermag eine sorgsame, rationelle Kur; daheim in dem rauchigen Kraal und bei der verkehrten Behandlung wäre die arme Frau ihren Brandwunden sicherlich erlegen.

Nur allzu gerne hätten wir ihr auch geistiger Weise geholfen, doch da war nicht viel zu wollen. Sie war Protestantin und die zweite Frau ihres noch heidnischen Mannes; so lange sie aber von ihm nicht dauernd getrennt ist, kann natürlich von der Aufnahme in die katholische Kirche keine Rede sein. Allein auch so glauben wir, daß das gute Werk, das wir an dem armen Geschöpfe getan, zur rechten Zeit seine Früchte tragen werde.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Besonders aber hat mich der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War es mir doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dies aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Turmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der Beste in allen deutschen Landen geachtet wird; denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelm aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlt da wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit, wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterturmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als beim Anblick dieses Turmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Turm anschaue mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedient; mein ist nichts daran als die Mängel; diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe und lasse sie verschwinden im Geheimnis deiner Maße."

Keiner aber hat dies wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzt; ganze Geschlechter sind vielmehr von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zur Ruhe in die Gräber gelegt zu den Füßen des Turmes, der nichts davon weiß und dasteht ernst und steinern, der kein Herz hat und keinen Verstand, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen, und brauche er keinem Menschen zu danken.

Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Not und Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eigentlichen inneren Tode, sodaß er, der alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: „Was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret an mir?“ Was können wir ihm aber anderes antworten, als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns an, zu bauen und zu schaffen bis über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen,



Ein Riesen-Geisir auf deutschem Boden.
(Der Namedy-Sprudel bei Andernach am Rhein.)

und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du, Turm, aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele. So stehe denn als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesus Christus, der uns erlöset hat durch sein bittres Leiden und Sterben! Amen.“

Also gedachte ich in mir, und wenngleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen — wie selbst in den harten Felsen — eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen atmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, so konnte ich doch meine Augen nicht von dem Turme wenden. Der Sinn des Menschen strebt immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels. Denn bewundern kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen ist durch Christi Blut, so wir uns dessen teilhaftig machen. Also ist mir auch immer meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben, und alle meine bittern Stunden waren nur die kalten, stürmenden Wintertage, denen der leibliche Frühling folget mit Blumen und Gesang, so ich guten Samen säe und meine Seele fülle mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefsinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenschein sitzen und getraute mich nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidentlich an die Laubwand und nahm mein Barett in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Haupt- und Barthaar waren schneeweiß, und es mochten wohl viele Sorgen über ihn hingegangen sein. Ich erinnerte mich nicht, jemals einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. „Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge!“ dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm im Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig nach dem Orte, wo ich stand, und er redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille dastehest?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheinet mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt Dir Deine neue Heimat? Bist Du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? Da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brot finden und wem dienen um des Herrn willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimat gefällt mir wohl; Gott gebe, daß auch ich ihr wohlgefalle und ihrer würdig werde.“ — Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du tun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?“

Hierauf erwiderte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wams geben für das Wams, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da versetzte der Ritter scherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so behielt ich doch das Wams zu gute; wie dann Johannes?“

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so streng, als wolltet Ihr mich versuchen in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Wert hat gegen das Eure, welches geprüfet ist durch lange Jahre, während das meinige arm ist und ohne Verdienst; ja, da ihm alles Gute, was er gewollt hat, nicht zugute kommt, weil es keinen Wert hat, den es Euch mit sich geben könnte, denn der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes kann nicht mit dem Herzen verschenkt werden, und doch vermag dieser Glaube allein ein Herz zu beseligen und glücklich zu machen. So nehmt es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die Ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon; auch werdet Ihr sie mit allem Ernste nicht leicht verdrängen mögen, denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie Euch wirklich zu eigen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gesellin ist sie.“

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf, traurig vor sich niederschauend: „Und was ist das für ein Kleinod, Johannes, mit dem Du so prahlest?“

Da erwiderte ich: „Herr, es ist meine Jugend, deren will ich Euch genießen lassen, wie ich kann! Damit Ihr Euer Alter vergesset bei mir, will ich Euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken!“

Aber, was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl töricht und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun sehr stille und ernst; weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe Euch mit törichten Worten erzürnet.“

Er aber sprach: „Das hast du nicht getan, Johannes; du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer auf's Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwert. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Mut mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird. Aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selber ewig Gottes Schuldner bleibe.

Setze dich zu mir, Johannes, und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist im guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.“

(Fortsetzung folgt)

Die Geburtsstätte des Missionshauses St. Paul,

Post Walbeck, Rheinland.

Den beständigen fleißigen Lesern des „Vergißmeinnichts“ wird es erinnerlich sein, daß ich als Prokurator der Mariannhiller Mission die Aufgabe hatte, ein Missionshaus für die Zwecke unserer afrikanischen Mission ins Leben zu rufen. Schon glaubte ich, den geeigneten Platz dafür in jenem Winkel Hollands gefunden zu haben, wo dieses Ländchen mit den deutschen Provinzen Westfalen und Hannover zusammenstößt. Eine der Kultur noch harrende Heideparzelle hatte ich mir in beschei-



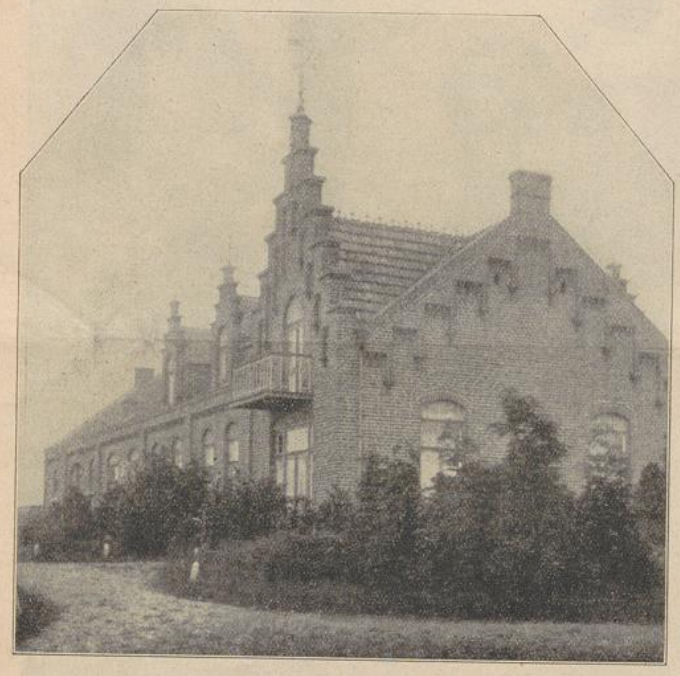
Aufmerksame Zuhörer.

denem Sinne als rauhes Wiegenbett einer großen Anstalt gedacht, die dort in kommenden Jahren die Aufgabe lösen sollte, entfernt vom Geräusch der Welt, viele jungen Leute für die Bekehrung der Schwarzen Afrikas, für diesen schweren Beruf heranzubilden. Allein der liebe Gott hat es anders gefügt, St. Paul sollte in einem anderen Teile Hollands ins Leben treten, eine bessere Wiege bekommen.

Als ich im Dzember 1910 nach dem Westen reiste, unter anderem auch zu dem Zwecke, den Ankauf der vorhin erwähnten Heidefläche notariell abzuschließen, wurde ich von diesem Reiseziele abgelenkt. Ein unserer Mission freundlich gesinnter holländischer Zahnarzt, der früher in Würzburg studierte, veranlaßte mich, zunächst ein um billiges Geld käufliches Schloß einer ledigen Gräfin anzuschauen, das mir aber nicht besonders zusagte. Der Herr Doktor mußte geradezu zudringlich werden, als er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mich dann folgenden Tages unverhofft beim Wechsel eines Eisenbahnwagens nochmals traf, um mir wegen Mangel an Zeit die Erlaubnis abzugewinnen, daß noch ein anderer Herr, Eigentümer eines größeren Landgutes, mit dem Angebot desselben an mich herantreten dürfe. Ich empfing denselben am nächsten Tage im Kloster „Heilig Blut" bei unsern Missionsschwestern. Ueber eine Stunde hörte ich die Lobpreisungen seines Landgutes „Klein Vink" an, das ich dann am nächstfolgenden Montag in Augenschein zu nehmen versprach. Um 10 Uhr morgens nahm er mich, Absprache gemäß, am Bahnhof Venlo in seinen Wagen, um über die von Napoleon von Amsterdam nach Paris gebaute Chaussee, die ziemlich parallel der Maas geführt ist, in einer Entfernung von zirka 12 Kilometer, durch die holländischen Dörfer Velden und Arcen (sprich Arssen) fahrend, mich in einer guten Stunde mit einer Abbiegung von zirka ¼ Kilometer von der Hauptstraße an Ort und Stelle zu bringen.



Geburtsstätte des Missionshauses „St. Paul".

Und was fand ich da? Was ich mir nicht getraut hatte zu erwarten. Ein hübsches, noch ziemlich neues Pächterhaus, daneben eine geräumige Scheune, vor mir Felder und Wiesen, im Hintergrunde Tannenwald und Heideland, kleine Hügel sogar, (hier „Berge" genannt) und ein klares gesundes Trinkwasser. Jenseits des Waldsaumes liegt die deutsche Grenze. Walbeck heißt der zirka 2500 Einwohner zählende Ort, an der Geldernschen Kreisbahn gelegen, die Kevelaer mit Kempen verbindet, in 45 Minuten von dem Pächterhaus zu erreichen. Walbeck hat Post, Telegraph und Telephon.

Der Weg für zollpflichtige Waren würde über Venlo führen oder aber von Straelen (bei Walbeck) aus über die an der Chaussee von Straelen nach dem holländischen Arcen an der Grenze gelegenen Zollstation.

Wohl war das Gut auf 12 Jahre verpachtet, von welcher Frist erst zwei Jahre verstrichen, allein besonderer Familienverhältnisse wegen erklärte sich der Pächter bereit, den Pachtvertrag zu unseren Gunsten bis zum Frühjahr (1. Mai 1911) ablösen zu wollen.

Und der Kaufpreis? War billiger als jene Heideparzelle, die ich hatte kaufen wollen. Dazu konnte ich hier die größere Hälfte der Kaufsumme noch als Hypothek stehen lassen. Die Erlaubnis des zuständigen Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Roermond hatte ich in wenigen Tagen, der Kaufvertrag wurde abgeschlossen und „Klein Vink" war vom 1. Januar 1911 ab Eigentum der Mariannhiller Mission.

Eine schönere Weinachtsfreude hätte mir die göttliche Vorsehung nicht bereiten können, als sie es dadurch getan, daß sie meine Schritte nach diesem holländischen Landgut lenkte. Die Frau des Pächters schenkte mir eine Photographie des Wohnhauses, infolgedessen ich in der glücklichen Lage bin, unsere Missionsfreunde mit dieser Geburtsstätte des zu gründenden Missionshauses zu überraschen.

Ich sehe, wie viele sich darüber mit mir freuen und Gott im Himmel dafür danken. Meine Confratres, die Missionäre in Süd-Afrika, unsere guten Missionsbrüder und wackeren Missionsschwestern werden sich mit mir freuen. Sie spielten bisher die Rolle des betenden Moses, die durch ihr Flehen meine Schritte so zu lenken wußten, daß der gute Gott mich in letzter Stunde das finden ließ, was ich vergeblich seit einem Jahr in Europa gesucht hatte. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre!"

Ich muß nun ernstlich an die Ausstattung dieses neuen Missionshauses denken. Was brauche ich da nicht alles? Ich käme nicht zu Ende, wollte ich es aufzählen. Alles fehlt noch, besonders jede Einrichtung für die Notkapelle. Ich hoffe jedoch zuversichtlich, daß die mächtige Güte Gottes, die unsere Geschicke bisher so befriedigend geleitet hat, uns auch für diese Zwecke wohltätige Seelen erwecken wird, das zu vollenden, was der Herr sich gewürdigt hat, durch mich anfangen zu lassen.

Geburtstagsgeschenke für „St. Paul" werden unsere Vertretungen gerne ihrer Bestimmung zuführen. Am 1. Mai d. J. wird die Eröffnung mit 2 Patres und einigen Brüdern stattfinden. Nach diesem Datum werden vorläufig nur Brüder-Postulanten, soweit der Platz reicht, dort Aufnahme finden können. Bis dahin mögen sich solche wegen Aufnahme an den Prokurator nach Würzburg wenden, vom 1. Mai ab aber an den Hochw. P. Superior des Missionshauses St. Paul, Walbeck, Rheinland.

P. Notker Vorspel.

Wert der christlichen Mutter.

In der fünften seiner berühmten Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart" äußerte sich der hochselige Bischof von Ketteler zu Mainz am 19. Dez. 1848: „Die größte Wohltat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geschenk einer wahrhaft christlichen Mutter. Ich sage mit Absicht nicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter: denn wenn die Mutter vom Geiste der Welt erfüllt ist, so ist ihre Liebe dem Kinde nicht nützlich, sondern verderblich. Aber eine christliche Mutter ist unter allen Gottesgaben die größte.

St. Josephsgärtchen.

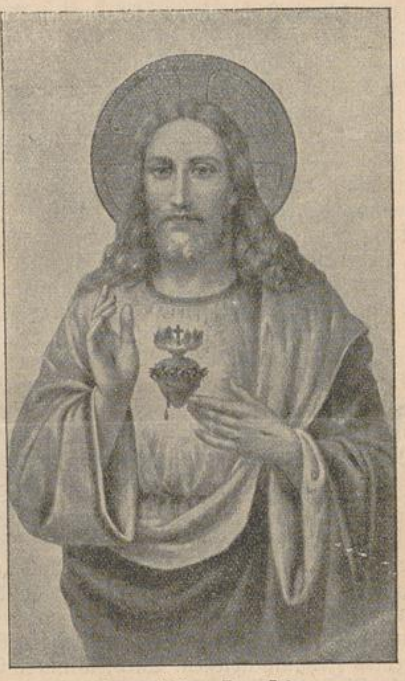
Die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche.

„Du aus Davids Stamm geboren,
Bräutigam der Jungfrau rein;
Jesus hat Dich auserkoren
Ihm an Vaters Statt zu sein."

In diesen Worten ist die ganze Hoheit, Heiligkeit, Würde und Macht des hl. Joseph ausgedrückt. Als keuscher Gemahl Mariens und Nährvater Jesu Christi verdient der hl. Joseph die hohen Ehren, die ihm die Kirche zollt. Als der vom ganzen Himmel bevorzugte Heilige verdient er das Vertrauen, das wir auf seine Hilfe setzen. In der Andacht zu diesem großen Heiligen und Schutzpatron ermuntert uns die Kirche, die Stellvertreterin Jesu Christi. „Wir halten es für sehr ersprießlich," schrieb Papst Leo XIII. in einer Enzyklika, in welcher er den hl. Joseph zum mächtigen Schutzherrn der Kirche aufstellt, „daß das katholische Volk neben der Allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auch ihren reinsten Gemahl, den hl. Joseph in ganz besonderer Weise und mit großem Vertrauen anrufe . . . Da Uns so viel daran liegt, daß diese Andacht in den Sitten und Gewohnheiten der Gläubigen tiefe Wurzeln schlage, wollen Wir, daß das katholische Volk auch durch unser Wort und durch Unsere Autorität dazu angetrieben werde."

Das war die schlichte Mahnung, die am 15. August 1889 der erhabene Priestergreis von dem Throne des hl. Petrus aus an die Gläubigen des ganzen Erdkreises richtete und die Mahnung daran knüpfte, den Monat März zu Ehren des hl. Joseph in ganz besonderer Weise zu heiligen. Das war es, was er im Augenblick, wo rings umher die Wucht der Stürme das Schifflein Petri umdrohte, seinen Schutzbefohlenen zurufen zu sollen glaubte, zu einer Zeit, in der, wie er sagt, der Glaube schwindet, die Liebe erkaltet, die Hoffnung der Kirche, die Jugend, planmäßig verderbt, die Kirche selbst mit Gewalt und List bestürmt, das Papsttum bekämpft, an die Grundlagen aller Religion die Frevlerhand gelegt wird.

Es ist nicht von ungefähr, daß in dieser sich überstürzenden, ruhelosen Zeit der maßlosen Selbstsucht, der schrankenlosen Gier nach Genuß, des sich selbst vergötternden Dünkels und der Auflehnung gegen Gott und alle rechtmäßige Autorität das Bild des stillen, arbeitsamen Mannes von Nazareth im Glorienscheine uns vor die Seele geführt wird, des Mannes, welcher unbeachtet und vergessen von der Welt, doch in Wahrheit groß war, weil gerecht in den Augen Gottes; des Mannes, welcher Größe, Glück und Wert des Lebens nur darin gesehen, ganz seine Pflicht zu tun, seinem Schöpfer, Herrn und Gott untertänig zu sein, wie alltäglich oder wie außerordentlich auch dessen heiliger Wille an ihn herantrat. Gerade darin liegt zumeist die Bedeutung der Andacht zum hl. Joseph für unsere Zeit und für unsere Gesellschaft, daß der Nährvater des Sohnes Gottes, des Allerhöchsten, daß dieser des größten Glückes und der höchsten Ehren gewürdigte Heilige, zu dem die katholische Kirche mit Liebe und Verwunderung emporblickt, ein armer Arbeiter war, der mit seiner Hände Arbeit sich und den Seinigen das karge Brot verdienen mußte; und die Seinigen waren Jesus und Maria, die heiligsten und mächtigsten Personen. Sein göttlicher Pflegesohn hätte mit einem Wink dem armen Arbeiter Millionen schaffen, für ihn und seine Pflegebefohlenen den denkbar größten und behaglichsten Lebensluxus bieten können, allein der hl. Joseph trug, nach dem Beispiele seines Sohnes, der Knechtsgestalt annahm, obgleich er der Herr aller Dinge war, die Beschwerden seines Standes mit Mut und Ergebung, er war ein Arbeiter, welcher mit dem Wenigen zufrieden war, das ihm gehörte. Das, betont Leo XIII. in der eben angezogenen Enzyklika, müsse den Armen und den Arbeiter aufrichten und beruhigen, indem es sie lehrt,



Das göttliche Herz Jesu.

wie Arbeit, die mit Tugend verbunden, hochgeadelt ist; es müsse sie abhalten von törichtem und verderblichem Anstürmen gegen die bestehende Ordnung, indem es sie lehrt, auf Beispiel und Schutz des hl. Joseph und auf die mütterlich tätige Sorgfalt der Kirche zu vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Irrsinn befreit.

Dem Sendboten des hl. Joseph schrieb im Jahre 1892 eine Frau aus Böhmen folgendermaßen:

Vor beiläufig fünf Jahren traf mich das Unglück, meinen sonst braven, pflichttreuen Mann geisteskrank zu sehen. Alle ärztliche Kunst und Hilfe, selbst die in der Irrenanstalt zu Prag, blieb ohne den geringsten Erfolg.

In dieser meiner großen Bedrängnis ließ ich meinen Mann als Mitglied Ihres Gebetsvereins der mächtigen Fürbitte des glorreichen Patriarchen Joseph empfehlen. Ich selbst begann eine Novene, flehte, so innig ich nur vermochte, zum großen Heiligen und ließ auch hl. Messen nach der angedeuteten Intention lesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und Gott half! Mein Mann erlangte die Gesundheit vollständig wieder. Dafür sei dem Allerhöchsten Ehre, Ruhm und Preis, dem mächtigen, herzensguten Vater, dem hl. Joseph, aber Lob und Dank und allseitige Verherrlichung auf immer!

P. Niederlijka, Böhmen.

Opferleben und Opfertod.

Mittwoch, den 5. Oktober, starb in Czenstochau eine unserer Missionsschwestern, die sich viele Jahre hindurch mit solcher Aufopferung dem Dienste der armen Kranken gewidmet, daß das „Vergißmeinnicht" ihr wohl einen kleinen Nachruf schuldet.

Vor etwa zwei Jahrzehnten lebten bei Tuchel in Westpreußen drei fromme Jungfrauen, die eine große Sehnsucht nach dem Ordensleben hatten. Wenn sie doch nur in ein Kloster eintreten könnten, wünschten sie, wo es auch sei, ob nah oder fern. Als sie einst aus der Kirche traten, sagte die eine von ihnen: „Ich weiß, wohin wir gehen, — nach Afrika!" Sie hatte nämlich den Mariannhiller Kalender gelesen und alsbald die nach Afrika lockende Stimme der Gnade deutlich in ihrer Seele vernommen. Die Sprecherin war eben jene unermüdliche, liebevolle Krankenpflegerin, Schwester Kajetana. Der Entschluß der drei war kaum gefaßt, so wurde er auch schon ausgeführt. Schwester Kajetana fand am 6. Januar 1893 Aufnahme im Noviziatshause der Schwestern in Mariannhill. Das war der denkbar schönste Tag für die künftige Missionsschwester: Wie die hl. Dreikönige den armen, leidenden Jesus in der Ferne suchten und fanden, so suchte auch sie die armen, leidenden Glieder Christi in weiter Ferne und wie viele fand sie!

Schon im Jahre 1895 wurde sie auf die Station Czenstochau geschickt, die infolge eines weniger gesunden Klimas ihr reichlich Gelegenheit zur Krankenpflege bot. Da gab es Fieber, Typhus, Ruhr, Schwindsucht, Wunden, bösartige Halsleiden und Erkältungen und eine große Kindersterblichkeit, von der die vielen kleinen Kreuze auf den kleinen Grabhügeln des hiesigen Gottesackers beredtes Zeugnis ablegen. Wieviele unermüdliche, erfinderische Liebe hat sie nicht in den fünfzehn Jahren dahier geübt! Oft war ihr großes Krankenzimmer ganz angefüllt mit Leidenden oder konnte nicht einmal alle aufnehmen. Dann ging sie von Bett zu Bett, reichte die Medizinen, hob und trug die Kranken, bettete sie um, verband die widerlichsten Wunden, erwies ihnen mit heroischer Selbstüberwindung die ekelhaftesten Dienste als etwas Selbstverständliches, unterbrach mit stets gleich freundlicher Miene oft die in Afrika so notwendige Nachtruhe oder verzichtete ganz darauf, sobald die Kranken auch nur im geringsten ihrer bedurften. Den ganz Schwachen führte sie mit herzlicher Liebe Speise und Trank zum Munde und den ganz Kleinen, die nicht selten außerordentliche Leiden zu erdulden hatten, ersetzte sie monatelang Tag und Nacht die sorgliche Mutter. Wiederholt hatte sie einzelne Kranke jahrelang gleichsam als liebe Stammgäste in Pflege, z. B. die den Vergißmeinnichtlesern als „kleine Dulderin" (gestorben 20. September 1902) bekannte Sophie, die an Beinen, Rücken und einem Arme so jämmerlich verbrannte Walburga, die schwindsüchtige Monika, denen sie um so mehr Liebe erwies, je mehr ihre Leiden sich in die Länge zogen. Viele sind im Laufe der Jahre in ihren Armen gestorben.

Bei so vielen aufreibenden Arbeiten kam ihr trefflich zu statten ihre langjährige kräftige Gesundheit. In dem terrassenförmig angelegten Czenstochau eilte sie Hügel auf, Hügel ab, von den kranken Schwestern zu den kranken Kindern, vom Krankenhaus in die Küche; dann gings in den Garten hinunter, in welchem sie viele Heilkräuter gepflanzt hatte, an manchen Tagen begab sie sich in Kraals der Umgegend zur Pflege verlassener Kranken oder in Begleitung von Kindern in die afrikanische Wildnis auf die Suche nach Arzneipflanzen.

— — Trotz dieser umfassenden äußeren Tätigkeit war sie eine ganz innerliche Seele, alle ihre Liebesdienste waren nur der Ausfluß einer tiefen Frömmigkeit. Daher lag ihr die Seele der Kranken besonders am Herzen. Sobald sie eine Gefahr merkte, meldete sie es dem hochw. P. Missionär, damit die Ungetauften noch vor ihrem Hinscheiden die heilige Taufe empfingen und die Getauften nicht ohne die heiligen Sterbesakramente stürben. Eine besondere Freude bereitete es ihr jedesmal, wenn eine ihrer Pflege Anvertraute gut vorbereitet auf dem Krankenbette zum erstenmale beichtete oder gar die erste heilige Kommunion empfing. In zweifelhaften Fällen wußte sie es durch innige Bitten dahin zu bringen, daß ihren lieben Kranken das Glück der ersten heiligen Kommnuion doch noch zu teil wurde. Um den rührenden Akt recht feierlich zu gestalten, schmückte sie dann das Krankenzimmer mit frischem Grün und bunten Bändern, alles mußte da blinken und glänzen, aus nichts wußte sie etwas zu machen; besonders das Altärchen prangte in einem Schmucke, wie ihn nur kindliche Frömmigkeit und sinnige Liebe zu bereiten versteht. Die kranke Erstkommunikantin vollends war an diesem Tage der Gegenstand einer so warmen, mütterlichen Liebe, daß sie alle ihre Leiden vergaß. Alles an der guten Schwester Kajetana verriet an einem solchen Tage ein stilles, inneres Glück, herzlichen Dank gegen Gott und innige Teilnahme an der Freude der Kranken.

Kam es mit den Kranken zum Sterben, so verdoppelte sich ihre Sorgfalt. Sie suchte ihnen die schwere Stunde leicht zu machen. Sie rief Schwestern und Kinder zum Beten des schmerzhaften Rosenkranzes; Weihwasser, Sterbekreuz und -Kerze waren bereit und der Priester erschien zur Verrichtung der Sterbegebete. Die aufgebahrte Leiche schmückte sie sinnig mit Blumen und Heiligenbildchen, was unsere Schwarzen so gern sehen, und betete und opferte viel für die hingeschiedene Seele. Auch hatte sie die Gewohnheit, die Leiden der kranken Kleinen dem lieben Gott in verschiedenen Meinungen aufzuopfern und wenn sie gestorben waren, sich im Gebete an sie zu wenden.

Ein weiterer Beweis ihrer echten Frömmigkeit war ihre Treue in Beobachtung der gemeinsamen Uebungen. Sobald die Glocke zum Gebete oder einer anderen Uebung rief, eilte sie zur Gemeinde, wenn sie eben abkommen konnte. Denn mit Geschick wußte sie ihre Arbeiten so einzuteilen, daß sie das klösterliche Leben mit dem Wirken in der Mission in schönen Einklang brachte. War das Gebet vorüber, so erschien sie alsbald wieder bei ihren Kranken, nur sich selbst, ihre Ruhe und Bequemlichkeit vergessend. Ueberhaupt war große Neigung zum Gebete ein Hauptzug ihrer edlen Seele. Ueberaus teuer war ihr die heilige Messe und die heilige Kommunion, die sie in den letzten Jahren täglich empfing, ein Glück, über welches sie oft eine heilige Freude empfand. Das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi verbunden mit einer innigen Liebe zur schmerzhaften Mutter war fast der ausschließliche

Gegenstand ihrer Betrachtung und in der letzten Zeit hatte sie stets ein Bild des kreuztragenden Heilands während der Betrachtung und der heiligen Messe vor sich liegen. Ebenso treu war sie in der täglichen Verrichtung des heiligen Rosenkranzes, des heiligen Kreuzweges und der geistlichen Lesung. Doch auch bei der Arbeit war ihr der innere Verkehr mit Gott ein Herzensbedürfnis. Sie hatte ein großes Streben nach innerer und äußerer Abtötung, deren Akte sie besonders in der letzten Zeit täglich zu vermehren suchte, jene Selbstüberwindung, der jede Weichlichkeit verhaßt ist, einen offenen und freimütigen Sinn, der nicht zu schmeicheln verstand, Klugheit und Besonnenheit. Gern führte sie in ungezwungener Weise ein geistliches Gespräch, wobei der Mund aus der Fülle ihres frommen Herzens redete.

ans Ende der Welt kniefällig um ein Kreuz bäten, wären wir nicht wert, eines zu bekommen, aber der liebe Gott gäbe es uns umsonst. Eine große Gnade seien Leiden und Krankheiten. Tags darauf (9. Juni) legte sie sich nieder zu ihrer langen Todeskrankheit, die mit Rippenfellentzündung begann und mit Auszehrung endete.

Gleich in den ersten Tagen empfing sie mit rührender Andacht die heiligen Sterbesakramente. Eine Zeit lang faßte man Hoffnung auf ihre Wiedergenesung. Aber das Fieber blieb, allmählich hustete sie in oft schmerzlichen Anfällen fast den ganzen rechten Lungenflügel aus. Groß waren ihre Schmerzen in den Beinen, die sie nicht bewegen konnte, und in dem armen, wunden Rücken. Sie litt mit sich stets gleichbleibender Geduld und Ergebung, dachte viel an den gekreuzigten Heiland und an die



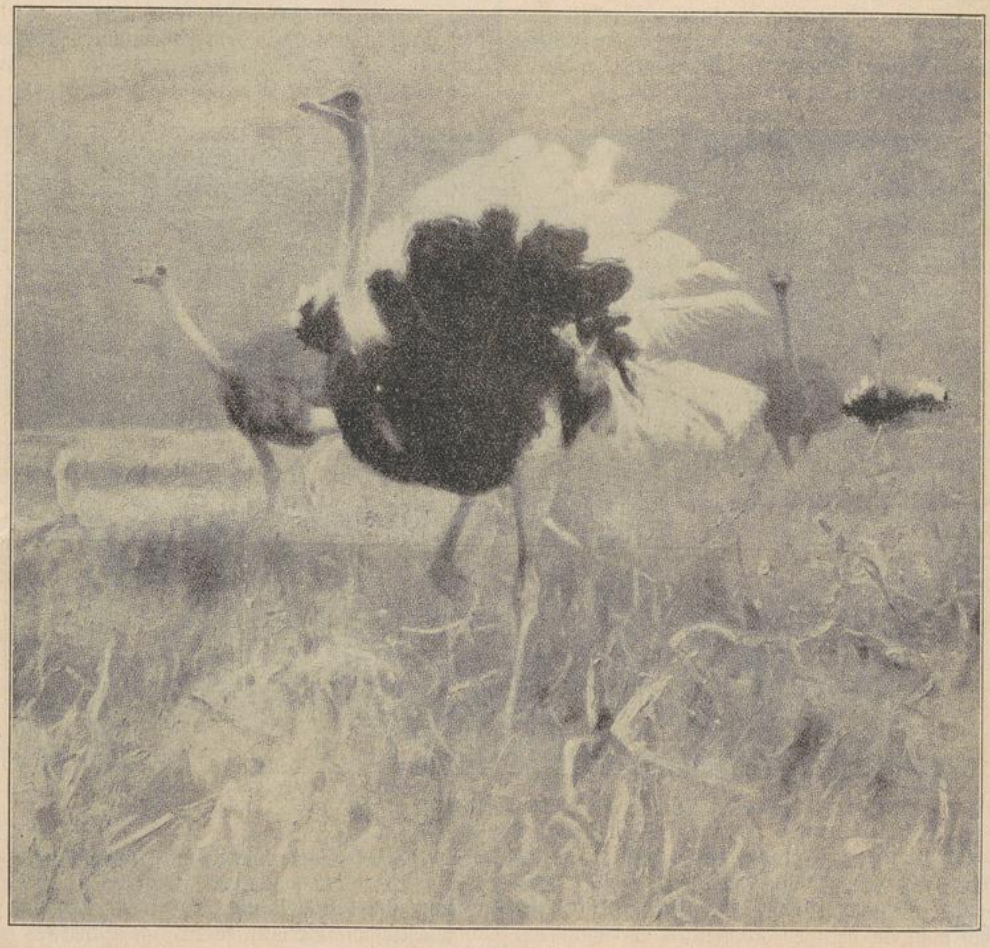
In der Waschküche.

Daß ein solcher Liebling Gottes nicht ohne L e i d e n sein durfte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. War sie auch von kräftiger, gesunder Konstitution, so fehlte es ihr doch nicht an heftigen Kopfleiden, an manchmal monatelang andauerndem Ohrensausen. Vor Jahren bekam sie einen bösen Finger, der von da an gebogen blieb. Vor zwei Jahren brachte sie ein dreimonatliches typhöses Fieber (enteric fever) fast an Grabesrand. Seit Jahren war sie ganz ergraut, obgleich erst in den Vierzigern stehend. Im schönsten Lichte zeigte sich ihr Eifer in der ersten Hälfte ihres Sterbejahres 1910, als viele Kinder und eine Schwester am Fieber schwerkrank darniederlagen: Tag und Nacht wich sie nicht von den Kranken. Damals, meint man, holte sie sich den Todeskeim. Sie nahm nämlich eine schwerkranke Frau aus dem Christendorfe auf, die einen fast pestartigen Geruch von sich gab und binnen kurzem nach erhaltener liebevoller Pflege starb. Seitdem zerfielen ihre Kräfte schnell. Sie mühte sich zwar noch ab in gewohnter Weise, scherzte wohl auch fröhlich, daß sie nun auch schon ein halbes Jahrhundert alt sei. An einem Mittwoch des Juni sagte sie in der Rekreation, sie habe gelesen, wenn wir Gott bis armen Seelen, sagte wiederholt, sie wolle gern so lange leiden als Gott wolle und wünsche nicht, schnell zu sterben, um den Leiden zu entgehen. Es war rührend anzusehen, wie die einst so kräftige Schwester etwa vier Monate lang so geschwächt, so abgezehrt, so hilflos dalag; sie, die so vielen geholfen, war mit tiefliegenden Augen und ganz eingefallenen Schläfen zuletzt fast buchstäblich auf Haut und Knochen abgezehrt.

Ein großes Opfer verlangte Gott von der Liebhaberin des eucharistischen Heilandes, daß sie die heilige Kommunion nur zweimal in der Woche empfangen konnte, weil sie vor brennendem Durste öfters in der Nacht trinken mußte. Doch war sie überaus dankbar, daß die Güte des heiligen Vaters seit einigen Jahren den Schwerkranken, auch ohne nüchtern zu sein, so oft die heilige Kommunion gestattet. Früher hatte sie öfters den Wunsch geäußert, sie möchte gern an einem M i t t w o c h sterben, und betete täglich zum hl. Joseph um eine glückliche Sterbestunde. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Obgleich bereits zwei Tage im Sterben liegend, lebte sie doch noch bis Mittwoch Abend. Oft bewegten sich ihre Lippen in leisem Gebete. Vor 6 Uhr bat sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwester Walburga: „Helfen Sie mir beten! Bald geht's hinauf." Zweimal ließ sie sich: „Hilf, Maria! Es ist Zeit usw." vorbeten. In Gegenwart des die Sterbegebete verrichtenden Priesters, umgeben von den tiefergriffenen und stille weinenden und betenden Schwestern, verschied sie ohne Todeskampf, die Sterbekerze in der einen, das Sterbekreuz in der anderen Hand: es war ein langsames, friedliches Aushauchen ihrer edlen, opferwilligen Seele. Ein Opfertod krönte das Opferleben. Die dumpfen Töne der Totenglocke erweckten in



Auf der Flucht.

ganz Czenstochau eine feierliche Stille, viele eilten in die Kirche, alle fühlten, daß die Station ein kostbares Leben verloren.

Die allgemeine Hochschätzung der Verstorbenen war schon während ihrer Krankheit offenbar geworden. Der hochwürdigste Propst, ehrwürd. Vater Gerard, der als Rektor von Czenstochau jahrelang ihr Beichtvater gewesen war, ließ ihr noch auf dem Krankenbette für alles danken, was sie all die Jahre an den vielen Kranken in Czenstochau getan. Er schrieb, er sei fest überzeugt, daß an ihr die Worte in Erfüllung gehen: „Beati mortui, qui in Domino moriuntur. Amodo iam dicit Spiritus, requiescant a laboribus suis. opera enim illorum sequuntur illos." Von den hiesigen hochwürdigen P. Missionären wurde ihr aller denkbare priesterliche Beistand zuteil, und da während ihrer Sterbewoche dieselben am Generalkapitel in Mariannhill teilnehmen mußten, vertrat sie der hochwürdige P. Paulus, ein junger Priester aus Mariannhill. Als zwei Tage vor ihrem Hinscheiden Schwester Koletta abends ihre Marienhausmädchen zum Gebete für die Sterbende aufforderte, knieten alle gleich nieder und diejenigen, welche schon zu Bette waren, sprangen heraus und beteten mit. Dann rühmten sie einstimmig all das Gute, das sie in den vielen Jahren an ihr gesehen: ihren Gebetseifer, ihre Liebe, ihre Geduld, ihre Nachtwachen, ihre Reinlichkeit und so weiter. Daran konnte man wieder einmal die Beobachtungsgabe unserer Schwarzen und die Macht des guten Beispiels erkennen. Im Laufe des Donnerstages kamen die Schulkinder und Marienhausmädchen zahlreich zur aufgebahrten Leiche und beteten, einige gar einen ganzen Rosenkranz.

Freitag früh wurde ein Requiem für die Verstorbene gesungen, an welches sich die Beerdigung anschloß. Sie war die zweite Schwester, welche seit der Gründung Czenstochaus daselbst starb und wurde daher neben ihrer Vorgängerin, der † Schwester Methodia, zur Erde gebettet. Die gute Schwester ist gewiß glücklich zu preisen: sie hat den schweren Kampf bestanden und den Siegespreis errungen. Aber in Czenstochau ist durch ihr Hin-

scheiden eine schmerzlich empfundene Lücke entstanden: einsam und leer ist's im Krankenzimmer geworden, wo sie wie ein guter Geist mild und treu 15 Jahre lang ihres Amtes waltete. Möge der liebe Gott in seiner Güte Ersatz schaffen!

Wenn wir jetzt zum Abschiede am frischen Grabe niederknieen, füllt heilige Rührung unser Herz: Die da unten friedlich schlummert, hat Gott geliebet und viele Opfer gebracht Gott zuliebe. Sollten wir ihr nicht nachahmen in der Liebe Gottes, Gott mehr lieben als bisher? Und warum nicht gleich, da die Gnade Gottes uns fortwährend drängt zu größerer Liebe und größeren Opfern?

Die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente.

Eine vornehme geistreiche Dame, welche vor längerer Zeit vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückkehrte, fühlte sich, als sie zum erstemale die reine katholische Lehre von dem allerheiligsten Altarssakramente vernahm, von diesem erhabenen Geheimnisse so ergriffen, daß die Begeisterung, womit sie ihren damaligen Seelenzustand schildert, ganz geeignet ist, ein jedes empfängliche Gemüt nicht nur zu erbauen, sondern auch zu gleicher Liebe für das höchste Liebesgeheimnis zu entflammen. Wir wollen deshalb ihre Schilderung hier im Auszuge mitteilen.

„Als mein Ohr", so schreibt die Dame, „zum erstenmale von der wunderbaren Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sakramente vernahm, da bekam die Welt für mich eine andere Gestalt, einen anderen Mittelpunkt und die Erde ein anderes Antlitz. Es war im Winter vergangenen Jahres, als endlich, statt meiner Bücher, ein lebendiges Wort zu meiner Seele sprach und ihr, als sie sehr erregt, betrübt und traurig war, sagte, daß das fleischgewordene Wort, der Sohn Gottes, unter uns fortlebe und auf den Altären, wahrhaft, wirklich und lebendig, allezeit bereit, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, die Herzen der Traurigen zu trösten, die Schwachen zu stärken, mit himmlischen Frieden die arme, beunruhigte Seele zu erfüllen usw. — Eine solche Liebe meines Gottes, die der Protestantismus nicht kennt, welcher öde Gotteshäuser und kalte Altäre hat, machte einen so großen Eindruck auf mich, daß ich von diesem Augenblicke an mit der tiefsten Ehrfurcht, mit liebender Scheu die katholische Hedwigskirche betrachtete, wenn ich an ihr vorüberging oder auch nur an sie dachte. Und wenn dann mein Blick auf eine protestantische Kirche fiel, ergriff mich ein mitleidiges Gefühl und ich seufzte tief: „O du arme seelenlose Leiche!" —

Und was ist nicht erst der Altar in einer katholischen Kirche? O, es ist nicht auszusprechen, was er alles ist! Wer aber gläubig vor ihm knieet, der wird dessen inne und empfindet es. An diesem Altare sollte die ganze Menschheit niederknieen, den Mensch gewordenen Gottessohn anzubeten, der sie mit seiner Gegenwart begnadigt. Und ach, von Ihm sind Tausende, ja Millionen abgerissen und in eine Oede des Daseins gebannt, worin ihr innerstes Leben trübselig verkümmert, weil es nicht in lebendiger Gemeinschaft mit dem göttlichen Leben ist und weil es wie eine abgerupfte Blume des Zusammenhanges mit der nährenden Wurzel entbehrt!"

„Bei der ersten Fronleichnamsprozession, der ich beiwohnte, da der Herr sakramental sich mitten unter uns befand und als König der Seelen und als König der Schöpfung seinen Triumphzug hielt, taten sich die Augen meines Geistes, die vorher so lange gebunden waren, erst recht auf, und ich erkannte ganz den lieben Herrn in der Brotsgestalt. Das Wort des Propheten Isaias: „Du bist ein verborgener Gott und Heiland!" hallte tief in meiner Seele wieder, und die Bedeutung desselben war mir jetzt vollkommen klar.

Von dieser Zeit an suche ich nicht mehr wie früher, auf weiten Reisen die Ruhe des Herzens; nicht mehr den Winden und Wellen vertraue ich mein schwaches Leben an; ganz nahe ist mir die Hand, welche die Mühseligen und Beladenen erquickt, jede drückende Bürde erleichtert und dieselbe in heiliger Liebe sanft und süß macht!

O, des Schmerzes, daß Tausende, ja Millionen der Seligkeit beraubt sind, vor dem verborgenen Gott und Heiland niederzuknieen und Ihn anzubeten! —

Ja, fürwahr, nur mit Schmerz und Wehmut kann eine fromme Seele daran denken, wie sogar viele, nicht nur Irrgläubige, sondern auch Katholiken dem höchsten Geheimnisse der Liebe entfremdet sind; wie sie den Gott der Liebe nicht erkennen in der Brotsgestalt; wie sie gar nicht an Ihn denken und, fern von Ihm der himmlischen Quelle des lebendigen Wassers, den Durst ihres Herzens aus schmutzigen Zisternen des Verderbens zu löschen suchen. O, beten wir für sie und für uns um eine bessere Erkenntnis ein andächtiges Vater unser und Ave Maria.

Brave Kinder.



Herr: Warum habt ihr denn dem Fuhrmann dort eine lange Nase gemacht?
Kinder: Das machen wir immer so, wenn ein Kohlenwagen vorbeifährt, damit der Fuhrknecht Kohlenstücke nach uns wirft; die bringen wir dann der Mutter zum Heizen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein salomonisches Urteil Ohm Pauls. Es ist bekannt, daß Präsident Krüger häufig in Streitigkeiten zwischen Buren als Schiedsrichter angerufen wurde; man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seiner Klugheit und Rechtlichkeit. So wählten ihn auch eines Tages zwei Verwandte zum Schiedsrichter. Es handelte sich darum, ein Besitztum, das ihnen bisher gemeinsam gehört hatte, zu teilen; aber sie konnten sich nicht einig darüber werden, welchen Teil des Gutes jeder haben sollte. Krüger, der unter dem Schutzdach seines Hauses saß und Rauchwolken zum Himmel emporblies, hörte ihre Beschwerden schweigend an. Sie wurden bereits heftig, und der Streit schien einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen, als Ohm Paul sie plötzlich unterbrach. Zu dem einen der Kläger sagte er: „Du wirst das Gut nach Deiner Idee in zwei Teile teilen." Und zu dem anderen: „Du wirst den von den beiden Teilen nehmen der Dir am besten passen wird." Der weise Salomo selber hätte kein besseres Urteil fällen können. Da der erste Kläger nicht wußte, welches Stück sein Verwandter nehmen würde, hatte er das größte Interesse daran, die beiden Teile vollkommen gleich zu machen. So wurde dank der Klugheit des Präsidenten ein Streit entschieden, der, wenn er vor den gewöhnlichen Gerichten gebracht worden wäre, zu großen Schwierigkeiten Anlaß gegeben hätte und für Generationen die Ursache des Hasses gewesen wäre.

Briefkasten.

A. K. Anmeldungen für die nächste gemeinschaftliche Abreise Mariannhiller Postulanten müssen bis spätestens Ende Februar erfolgen.

D. F. Es sind immer noch Mariannhiller Missionskalender für 1911 vorrätig.

S. K. Wir senden das Vergißmeinnicht an unsere bisherigen Abonnenten ununterbrochen weiter, wenn es nicht ausdrücklich abbestellt wird.

R. Z. Für gebrauchte Stahlfedern haben wir keine Verwendung. Noch gut erhaltene gebrauchte Kleider jeder Art nehmen wir gern, minderwertige werden uns durch die Versandtkosten zu teuer.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Goesdorf, Essen, Medebach, Oekonen, Bonn, Fretter, Weywertz, Thalwenden, Förde, Eickel, Rüttenscheid, Köln, Delmenhorst, Lippspringe, Münster, Eicherscheid, Straß, Clotten, Contern, Albaxen, Speldorf, Bottrop, Kray, Linzenich, Cochem, Grevenbroich, Gelsenkirchen, Heilsberg, Rehlingen, Imgenbroich, Würselen, Aachen, Wanne, Garsdorf, Wiedenfeld, Calle, Minheim, Hasselsweiler, Ilverich, Godesberg, Gürzenich, Backum, Bitburg, Flaye, Horn, Oelde, Pfalzdorf, Belecke, Hüttersdorf, Plaidt, Hirtel, Ochtrup, Herrentrop, Brand, Würselen, Henglarn, Frintrop, Wiesmühl, Zeißkam, Ottobeuren, Oberseebach, Mehlsack, Neudorf (Elsaß), Steinburg, Aschaffenburg, Hörmannsberg, Zell i. W., Reichenbach, Zangberg, Großheubach, Hohenberg, Neudorf, Pforzheim, Dießen, A. B., Erding, Smilowitz, Loslau, Habelschwerdt, Zobten, Bochum, Vicht, Crefeld, Milchenbach, Eickel, Cleve, Dortmund, Ahrweiler, Emmerich. Hochheim für 1 Heidenkind Petrus Paulus.

Danksagungen

gingen ein aus: Lupburg.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Buchen, Unterleinach, Stotzard, Stuttgart, Heidingsfeld, Neukirch-Höhe, Rottenegg, Günzburg, Unsernherrn, Seitenbuch, Niederhomburg, Acholshausen, Nürnberg, Mantlach, Hainsfarth, Niederbronn, Neufang, Kochertürn, Mering, Aschau, Helfersried, Untertraubenbach, mehrere aus Amerika, Langenbruck, Hausen, Grünwald, Zangberg, Hohenberg, Freystadt, aus Niederbayern, Hettstadt, Frankenstein, Alt-Batzdorf, Schlesiengrube, Flawil, Andwil, Wil, Hermetschwil, Oerlikon, Seebach, Bronschhofen, Lostorf, Stein, Uzwil, Hettenschwil, Oberendingen, Lachen, Balgach, Wildhaus, Rebstein, Horw, Weggis, Wigoltingen, Zug, Gersau, Altdorf, Orken, Morbach, Hundheim, Heessen, Medebach, Oekoven, Brockdorf, Sögel, Freund, Köln-Lindenthal, Heimersheim, Eusen, Berncastel-Cues, Gilzem, Eicherscheid, Essen, Olpe, Lembeck, Grevenbroich, Rheine, Börsinghausen, Hensweiler, Crefeld, Gelsenkirchen, Freiburg, Drolshagen, Hackenbroich, Garsdorf, Kempen, Minheim, Eppeldorf, Clarholz, Niedersleckenberg, Paderborn, Goch, Brenken, Rommerskirchen, Münster, Ulfkotten, Tetingen, Kirchhellen, Sögel, Emmerich, Stalden, Schänis, St. Gallen, Andwil, Eberdingen, Großwangen, Oberwil, Zürich, Gretzenbach, Tavanasa, Steinebrunn, Berschis, Altwis, Meltingen, Adliswil, Baden, Kirchberg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Lindauer, München. Katharina Braunwarth, Sulzbach a. M. Rosalie Schönfelden. Magdalena Punzsmann, Otzing. Madame Gasser und Marie Scheubel, Dollern. Marg. Klent, Steinbach. Veronika Jörg, Hessenthal. Maria Weibel, Breslau. Anna Driekan und Maria Götz, Kaulwitz. Paulina Beirowska, Zeisgendorf. Clemens Beschorner, Habelschwerdt. Johannes Hein, Hausdorf. Johann Weigt, Tillendorf. Bernhard Mengele, Erding. Maria Anna Uebelhor, Sigishofen. Frau Menges, Mülhausen. Mich. Müller, Großenschwand. Maria Baumer, Zimenrieth. Jos. Egold, Osterhofen. Rosina Steigenberger, Magnetsried. Franziska Gebhard, Königsdorf. Frau Kürmaier, Kernaigen. Elisabeth Aigner, Haunersdorf. Theres Neumeier, Landau a. J. Lina Brückner, Erfurt. Josefa Löhr, Dorfprozelten. Rosalia Schönfelden und Maria Greiner, Hochdorf. Kresz. Schlachter, Tiefenstein. Karl Unser, Kirchhausen. Katharina Blank, Asselschwang. Magdalena Wilhelm, Sulz. Andreas Munz, Pfarrer, Niederwangen. Kath. Winter, Axtheid. Anna Engelhardt, Hohenberg. Georg Flierl, Gebenbach. Vikar Diebold, Heilbronn. Joh. Gg. Bieler, Schlatt. Quirin Greuel, Steckenborn. Frau Offele, Essen. Joseph Kohner, Esch a. d. Alz. Franz Jos. Eigler, Aßmannshausen. Anna Lambertz, Essen. Heinr. Jos. Klein, Geber. Anton Wagner, Godesberg. Wilhelm Heermann, Börsinghausen. Johann August Mormann und Frau Bernardine Krapp, Harpendorf. Franz Körner, Warstein. Frau Anton Scherer, St. Wendel. Adelheid Leuker, Ammelo. Jakob, Maria und Irma Linster, Useldingen. Anna Dulisch, Wanne. Witwe Krell, Brachthausen. Witwe Vormberg, Silberg. Nikolaus Reuter-Bos, Eppeldorf. Johanna Kolbeck, Mühlen. Heinrich Boomen, Nienkerk. Margaretha Sabel, Limburg. Jakob Stengel, Steinburg. Anton März, Pfr., Baumkirchen. Rosina Rohrmoser, Schellschwang. Kreszenzia Baudrexel, Peiting. Hermann Walter, Oberschopfheim. Philomena Krieg und Theres Trautmann, Rasdorf. Josef Schmitt, Schmachtenberg. Sofie Meyer, Nothalden. Robert Nelz, Dingelstädt. Frau Duster, Molberting. Notburga Weißenberger, Rechberg. Josefine Jost, Niederbronn. Mich. Hautmann, Bodenwöhr. J. Geiger, Pfr., Hüngheim. Witwe Kreibig, Sorau. Joh. Kraus, Pfr., Pflochsbach. Jos. Renner, Pfr., Neuhausen. Karoline Wolfarth, Gommersdorf. Margaretha Hary, geb. Hauck, Ommersheim. Andreas Becker, Oberwürzach. Theresia Friedle, Offenburg. Johanna Schmid, Pöttmes. Christian Uth, Obernüssel. Adelheid Goldbach, Waltes. Maria Enderle, Allmendingen. Anna Paringer, Adlkofen. Ursula Nagl, Wülflkofen. Anna Ostermeier, Hagenau. Theres. Bühler u. Anna Brunner, Geisingen. Kreszenz Rinkl, Riedelswald. Jakob Geiger, Kleinfischlingen. Andreas Fischer, Rosina Schultz und Barbara Harlard, Zeißkam. Anna Lacher, Elisab. Burger und Marg. Weiß, Vilseck. Johanna Schnell, Balsweiler. Emma Nix, Spahl. Wilhelm Göbig und Adelheid Eich, Heinrichsthal. Johann Burger, Wolfratshausen. Josefine Schott, Obergrombach. Klara Häfner, Mondfeld. Maria Reuß, Bieberehren. Konrad Leikeim, Burgstall. Johann Hofbeck, Pietenfeld. Sophie Tischmacher, Günzburg. Barbara Hindelang, Dessingen. Gertrud Radmacher, Kaaret. Frau H. Meffert, Bochum. Pfarrer Rukamp, Ochtrup. Heinrich Josef Klein, Geber. Katharina Jordan, Würselen. Kath. Gülz, Mülheim a. Rhein. Ven Sr. M. Rosa, Scranton, Pa. Mrs. Kern, Buffalo, N.-Y. Mrs. Eisele, Philadelphia, Pa. Maria Anna Forkenbrock, Dyersville, Iowa. Johann Rost, Detroit, Mich. Anton Dres, Brooklyn, N.-Y. Johann Damenhofer, Brooklyn, N.-Y. Josef Schall, St. Fiden. Theresia Ruckstuhl, Tobel. Herr Roos, Luzern. Frau W. Affolter, Günsberg. Barbara Henle, Widnau. Witwe Ulrich-Schelbert, Ibach. Witwe Rimensberger, Gossau.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 3.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Arme Kinder von Maris stella.

März 1911.
Köln a. Rh.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Mutter!

Lieb' Schwälblein, fliegst du in den Himmel hinein?
O grüße mir dann mein lieb' Mütterlein!
Ich weiß sie ja droben in Gottes Hut,
Lieb' Mütterlein war ja so fromm, so gut!

Lieb' Lerchlein, steigst du zum Himmel auf?
O nimm meine Grüße mit dir hinauf,
Wo Mütterlein weilt als ein Engel rein
Im ewigen, seligen Glorienschein!

O Seele, so rein, du schwebst himmelan
So über Wellen gleitet der Kahn —
Grüß' mir meine Mutter im Engelchor,
Sag' ihr, daß mit ihr ich mein Glück verlor!

Hermine Proschko.

Unsere Missionsstation „St. Joseph".

Vom Hochw. P. Manfuet Poll, R. M. M.

(Schluß.)

An Sonn- und Feiertagen bestehen die „Andächtigen" in unserm Kirchlein zum größten Teile noch aus Heiden und Protestanten, oder, besser gesagt, aus getauften und ungetauften Protestanten. Leider sind die meisten Neuchristen und Katechumenen, die ich unterrichte, viel zu weit von unserm St. Josephs-Kirchlein entfernt, als daß sie regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienste kommen könnten. Drum muß eben der Missionär weit und breit herumgehen, um die verlorenen und wieder gefundenen Schäflein aufzusuchen; und selbst dazu reicht die Kraft eines einzelnen Mannes nicht aus. Ich habe in der verhältnismäßig kurzen Zeit, in der ich nun hier bin, schon eine ganze Reihe von Katechesenstellen ausfindig gemacht. die alle so groß sind, daß sie mit der Zeit eigene Gemeinden bilden könnten. Und wie man den Kindern bei der heiligen Taufe den Namen von Heiligen beilegt, so pflege ich auch solche neue Katechesenstellen mit den Namen von Heiligen zu benennen, um dadurch für mich sowohl, wie für die im betreffenden Bezirke wohnenden Seelen neue Helfer und Schutzpatrone am Throne Gottes zu gewinnen.

Was die eigentliche St. Josephsstation betrifft, so tut ihr nichts mehr not, als eine Boardings- oder Kostschule, in der die Kinder Tag und Nacht bei uns weilen und nicht bloß Unterricht, sondern auch Pflege und Anleitung zu allem Guten finden. Ich habe für diese Schule schon zum voraus ihre Patrone bestimmt, und zwar für die Knabenschule den hl. Joseph, für die Mädchenschule die allerseligste Jungfrau, und zwar unter dem Titel „Sedes sapientiae" (Sitz der Weisheit). Die vor zwei Monaten in Blubank errichtete Tagesschule stellte ich unter den Schutz des seligen Petrus Canisius.

Eine Reihe von Katechesenstellen, die allerdings erst im Werden begriffen sind, habe ich der hehren Himmelskönigin geweiht, und zwar unter folgenden Titeln:

1. „Regina coeli", die Himmelskönigin. Es ist das eine große, von einem kafferischen Syndikat gekaufte und stark bevölkerte Farm, etwa 15 englische Meilen von „St. Joseph" entfernt.

2. „Stella matutina", der Morgenstern, etwa 10 engl. Meilen östlich von Ladysmith. Es wohnen ziemlich viele Kaffern dort zerstreut, und wäre Aussicht, einige Aecker Land für Missionszwecke zu erhalten.

3. „Maria de Victoria", U. lb. Frau vom Siege. Diese Katechesenstelle ist 5 engl. Meilen südwestlich von Ladysmith gelegen. Etwa 20 Katholiken sind bereits dort, und von den vielen in der Nähe befindlichen Protestanten sind manche geneigt, sich uns anzuschließen. Auch hier wäre wohl ein kleines Stück Land zu haben, wenn ich nur Geld hätte, es kaufen zu können.

4. „Maria gloriosa", Maria die Glorreiche, etwa 5 engl. Meilen nordwestlich von Ladysmith. Die Farm gehört einem Deutschen, Namens Neigel, der gerne bereit wäre, uns ein Plätzchen für Missionszwecke zu verpachten. Es wohnt in jener Gegend eine katholische Frau mit ihren Kindern, sowie viele Kaffern, denen ich christlichen Unterricht erteile.

5. „Mater purissima", die reinste Mutter, gegen 15 Meilen südwestlich von Ladysmith am Tugela-Fluß. Hier wohnen drei Katholiken (einen vierten habe ich jüngst begraben) und viele Heiden und Protestanten, die alle von mir religiöse Unterweisung erhalten.

6. „Mater admirabilis", die wunderbare Mutter. Diese Katechesenstelle liegt weit oben zwischen dem Tugelafluß und den Drakensbergen. Es befindet sich daselbst ein Kraal mit katholischen Insassen und Katechumenen, während in der Nähe eine Menge heidnischer Kaffern nebst einigen heilsbegierigen Protestanten wohnen.

7. „Mater dolorosa", die schmerzhafte Mutter, zu Kromdraas, gegen 25 englische Meilen von hier entfernt, am oberen Tugela. Hier wohnen einige katholische Familien, die von Reichenau und Czenstochau dorthin gezogen sind, desgleichen viele Heiden und Protestanten.

8. „La Salette" am oberen Sandy-River, ein Fluß, der mitten durch unsere hiesige Farm fließt.

9. „Trefontane", dem hl. Paulus, dem großen Völkerapostel, geweiht. Es liegt jenseits des Klip-River und sind daselbst drei große, von kaffrischen Syndikaten gekaufte Farmen, welche die Namen Kleinfontain, Dreifontain und Watershed führen. Es wohnen einige Katholiken und mehrere Katechumenen daselbst, aber auch die Wesleyaner haben dort zwei bedeutende Schulen.

10. „Anne-vale", St. Anna-Tal, etwa 5 englische Meilen unterhalb Ladysmith.

11. „St. Benedict", eine Katechesenstelle bei Besters-Road, zwischen „St. Joseph" und Ladysmith gelegen.

12. „St. Scholastica", auf Mr. Fields Farm, ebenfalls zwischen hier und Ladysmith.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

13. „St. Gertrudental", etwa 5 Meilen östlich von „St. Joseph".

14. „St. Mechtildental" auf Colworths Farm, 4 englische Meilen von hier.

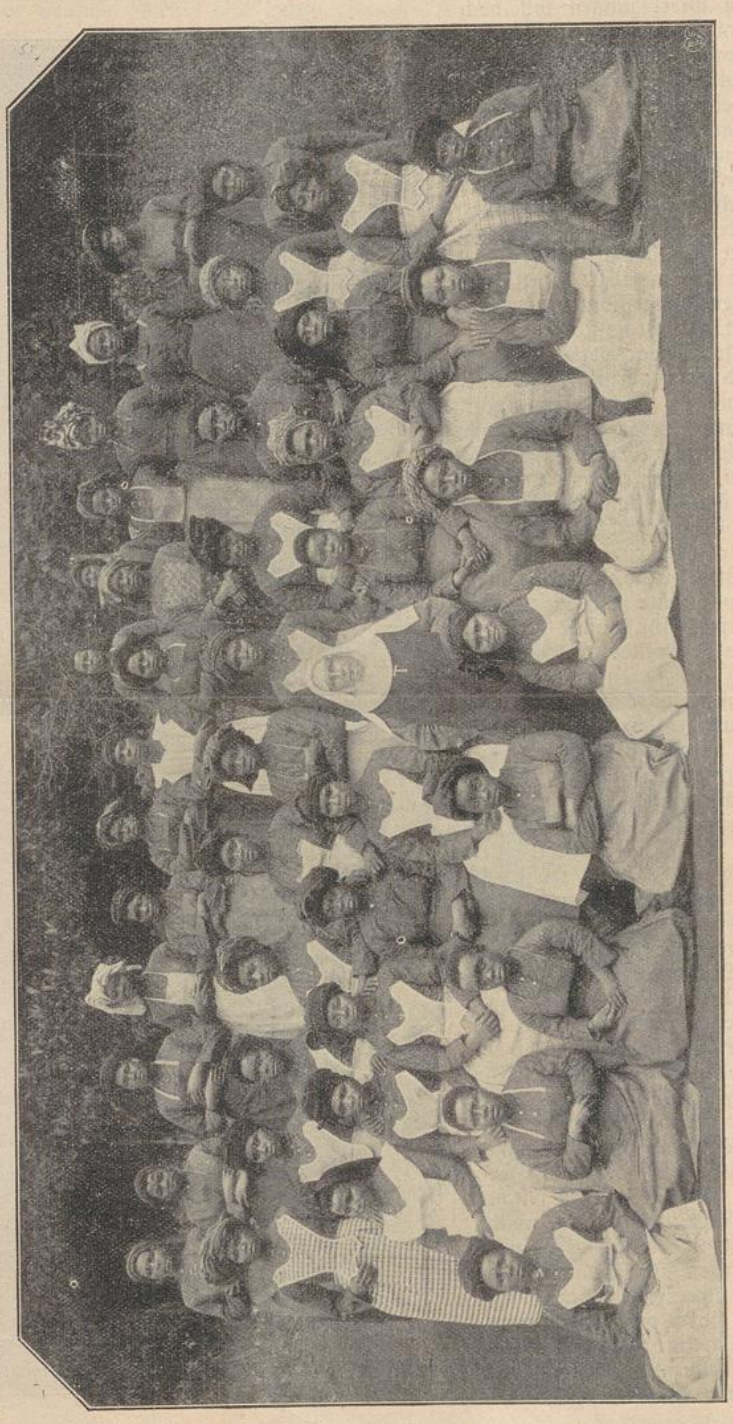
Es ist das ein Syndikat protestantischer Kaffern, das sich aber wahrscheinlich noch innerhalb Jahresfrist auflösen wird.

15. „St. Peter Claver", unweit Besters Station.

Soviel von den Lichtseiten unserer Missionsstation „St. Joseph". Um gerecht und objektiv zu sein, muß ich nun aber auch von seinen Schattenseiten etwas erwähnen.

Es ist nicht genug, daß sich die Schwarzen dem katholischen Glauben geneigt zeigen und sich taufen lassen, sondern wir müssen trachten, sie zu guten Christen und wahren Katholiken heranzubilden. Das hat aber oft seine großen Schwierigkeiten; da heißt es nicht nur das Volk gründlich in allen Glaubens- und Sittenwahrheiten unterrichten, sondern eine förmliche Umgestaltung des Herzens und Lebens herbeiführen. Leider sind unter den hiesigen Stämmen die Laster der Trägheit, des Diebstahls, der Unsittlichkeit und Trunksucht tief eingewurzelt, und jeder Missionär weiß, wie schwer es hält, solche Uebelstände mit Erfolg zu bekämpfen. Am ehesten läßt sich noch bei den Kindern etwas machen; aber auch da ist es notwendig, daß sie aus der gefährlichen Umgebung der Erwachsenen entfernt werden. Dies läßt sich aber keineswegs in einer Tagesschule, sondern nur in einer Boardings- oder Kostschule erreichen, wo sie Tag und Nacht unter der Aufsicht der Missionäre und Lehrer oder Lehrerinnen stehen. Den meisten Schutz aber bedürfen die heranwachsenden Mädchen, weil deren Unschuld und Sittenreinheit seitens zuchtloser Heiden die größten Gefahren drohen.

Mit einer Tagesschule ist ferner nur den Kindern der umliegenden Kraals geholfen, nicht aber jenen, die in weiter Entfernung wohnen. Wie oft schon habe ich in weit entfernten Distrikten Kinder gefunden, die gerne nach „St. Joseph" in die Schule kämen, oder Eltern, sogar heidnische und protestantische, die uns gerne ihre Kinder für die Schule überlassen würden; allein zu meinem großen Leidwesen muß ich sie alle auf die ferne, unsichere Zukunft vertrösten; denn es ist hier weder eine Schule da, noch besteht die Aussicht, in Bälde eine zu bekommen, es sei denn, es würde mir von den Wohltätern in Europa oder Amerika geholfen. Unsere Station trägt den Namen des hl. Joseph, ich hoffe ferner, daß diese Zeilen in dem dem hl. Joseph geweihten Monat März im „Vergißmeinnicht" veröffentlicht werden — geschrieben wurden sie im September 1910 —; welche Freude wäre es nun für mich, wenn eine edle, mit zeitlichen Gütern gesegnete Person den Entschluß faßte, uns aus Liebe zum genannten großen Heiligen zu einer Kostschule zu verhelfen! Das wäre fürwahr ein Liebeswerk ersten Ranges, gereichte Gott zur Ehre, vielen unsterblichen Seelen zum Heile und sicherte dem edlen



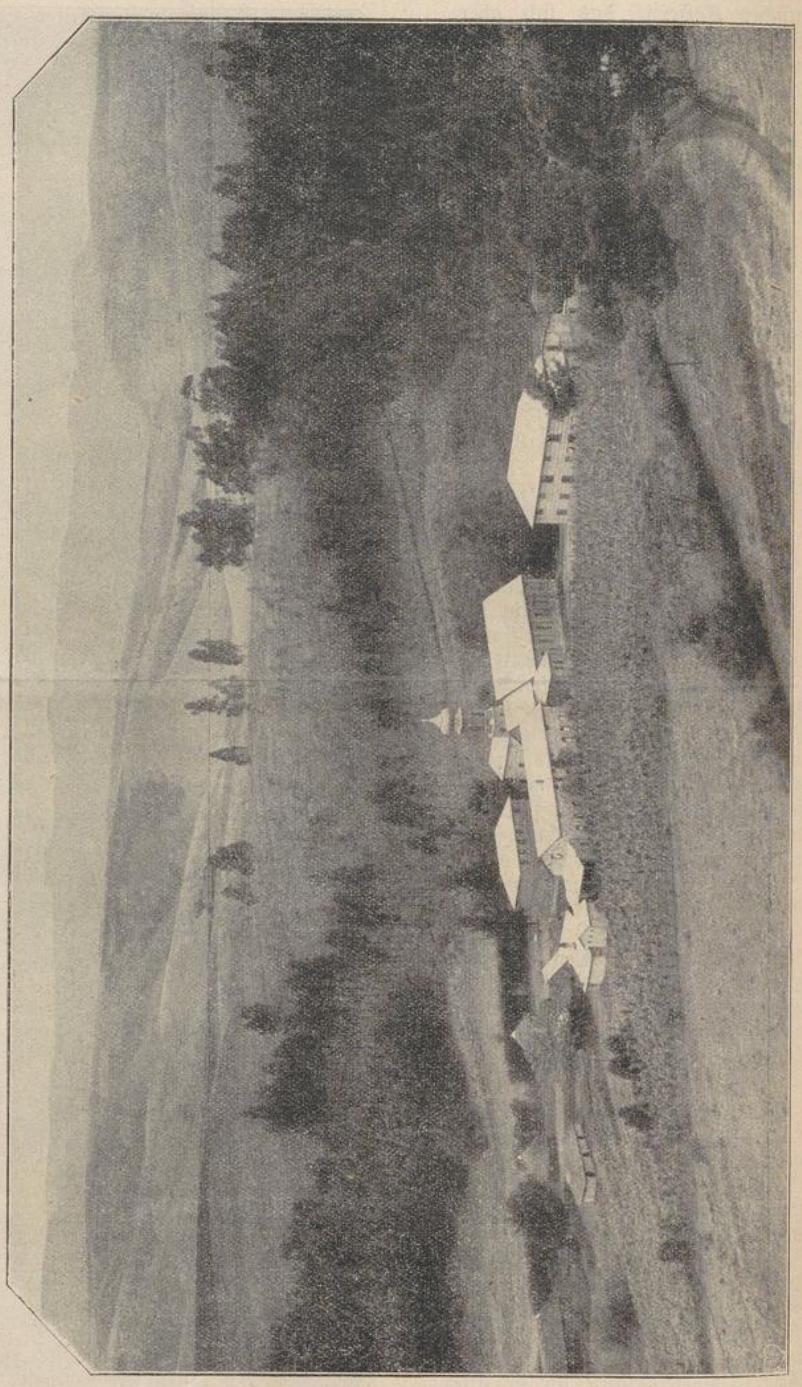
Schwester mit Schulmädchen.

Wohltäter oder der hochherzigen Wohltäterin die Gnade einer glückseligen Sterbestunde.

Auch das Kirchlein in „St. Joseph" ist noch sehr arm. So fehlt uns z. B. ein Prozessionskreuz. Bei Beerdigungen soll doch dem Leichenzug ein Kruzifix vorangetragen werden. Als Notbehelf haben wir nun zwei Latten zusammengenagelt und oben ein kleines Kruzifix befestigt; auf die Dauer sollten wir uns aber doch nicht in so armseliger Weise behelfen müssen. — Für das hochheilige Fronleichnamsfest haben wir einen Prozessionsweg angelegt, zur Prozession aber, die in so einzigartiger Weise Herz und Gemüt erhebt, fehlt uns sozusagen noch alles. Wir haben weder Kreuz noch Fahnen, weder einen Baldachin, noch etwas, um die Altäre zu schmücken.

Ein Glöcklein ist hier, aber nur ein leichtes und kleines. Eine zweite, größere Glocke wäre wirklich ein Bedürfnis für unsere sich beständig weiter ausdehnende Mission. — Unser schwarzer Lehrer spielt gut Harmonium, doch was nützt ihm die Kunst, so lange uns ein Harmonium abgeht. Es ist bekannt, welch' mächtige Anziehungskraft auf die Schwarzen die Musik ausübt. Ein noch gutes und wohl erhaltenes, wenn auch nicht mehr neues Harmonium würde uns daher ausgezeichnete Dienste leisten.

Unsere geehrten Wohltäter wollen mich meiner vielen Bitten wegen nicht der Unbescheidenheit zeihen. Für mich persönlich bettle ich nicht, sondern nur für den lieben Gott und die armen Schwarzen; und der Herr, der selbst den Trunk frischen Wassers, in Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt, wird es allen für Zeit und Ewigkeit überreich lohnen, was sie einer armen Missionsstation im fernen Heidenland Gutes getan. Es lebe Jesus, Maria und Joseph!



Missionsstation Oetting.

Kirchweihe in Oetting.

Abseits von der Heerstraße, am Fuße des Inhlokozi-Berges, liegt die Station Oetting. Sie ist eine unserer kleinen Stationen, hat aber eine blühende Mission unter der Leitung eines unserer erfahrensten Missionäre, des Hochw. P. Ambrosius Gartes, der, sagen wir es gleich, heuer auf eine 25jährige gesegnete Tätigkeit in unserer Mission zurückblicken kann. Mögen unserm teuern „Mate", das ist sein Name bei den Kaffern, nochmals 25 Jahre reichster Tätigkeit in der Mission beschieden sein! —

Die Einladung zur Kirchweih lautete auf den 8. November, das Fest Mariä Geburt. Auf also nach Oet-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ting! Fünf Reitstunden brachten mich dahin. Leider konnte ich den kürzeren Weg nicht mehr nehmen, denn er war „verfenzt" (d. h. mit einem Zaun von Stacheldraht abgeschnitten). Auf der Spitze des Inhlokozi dort, wo der Fußweg steil hinab zur Station führt, steige ich vom Pferde und betrachte mir das Bild Oettings. Die neue Kirche bildet das Zentrum der Station, östlich von der Kirche liegt das Bruderhaus und Rektorat, das zugleich Postoffice-Agentur ist (in engl. Abkürzung P. O. A. 36), denn mein lieber Confrater hat gleich mir die Ehre, Postmeister zu sein mit 5 Mark Gehalt pro Quartal! — Im Westen von der Kirche liegt das Schwesternhaus, im Norden die Schule und gegen Süden befinden sich die Oekonomiegebäude. —

Bald bin ich in der Station selbst und gehe zur Begrüßung des hhl. Sakramentes in die alte „Kirche". Ja, dachte ich mir, der liebe Heiland ist doch unendlich demütig, da er sich herabließ zirka 20 Jahre in dieser elenden vom Hochw. P. Notker seiner Zeit erbauten Lehmhütte seinen Thron aufzuschlagen. Der Bau einer neuen Kirche war wirklich unbedingt nötig, denn das Allerheiligste konnte unmöglich länger am alten Platze belassen werden.

Die Neugierde trieb mich, die neue Kirche sofort einer kurzen Besichtigung zu unterziehen. Sie ist bis Sockelhöhe aus Bruchsteinen und der Oberbau aus gebrannten Ziegeln. Ans Presbyterium rechts ist ein Kapellchen für die Schwestern angebaut, links befindet sich die Sakristei mit vorgebautem Turm. Diese Gliederung bringt die Kreuzform zum Ausdruck. Da der Bau an den romanischen Baustil erinnert, fiel mir der Helm des Turmes auf, der Renaissance verrät. Doch betreten wir das Innere. Durch einen kleinen Vorbau treten wir sofort in das Innere der Kirche ein. „Einfach, aber nett und würdig", war meine sofortige Kritik über den inneren Bau. Hinreichend Platz ist geschaffen für die Gläubigen, das Presbyterium schmückt ein einfacher, aber würdiger Altar. Das in Fülle einströmende Licht ist gedämpft durch schöne, gebrannte Fenster, hergestellt durch unseren Glasmaler, Br. Otto in Mariannhill. Für Ventilation der Kirche ist hinreichend gesorgt, ein wichtiges Moment für unser subtropisches Klima. Auch für die Sänger ist ein Plätzchen reserviert durch die Empore am Eingang der Kirche. „Aber", wird man fragen, „wo ist die Kommunionbank, Kanzel, Seitenaltärchen usw." Nun, auch dafür werden Gott und gute Leute sorgen.

Am 6. September abends traf der General-Superior der Mission, der hochwürdigste Propst Gerard von Highflats kommend in Oetting ein. Er wollte durch Vornahme der Kirchenbenediktion dem Jubilar und seiner Gemeinde eine besondere Freude bereiten. Und das wurde auch freudig und dankbar anerkannt.

Zur Feier waren noch herbeigeeilt die Rektoren benachbarter Stationen, von Mariatrost, Himmelberg, St. Michael und Mariathal. Am 8. September, morgens 9 Uhr, begann die Benediktionsfeier unter Assistenz. Daran schloß sich das feierliche Hochamt vom Propsten selbst zelebriert. Die Festpredigt hielt der Rektor von Mariatrost. Der Kirchenchor sang eine lateinische Messe recht passabel, nur fürchte ich, im Cäcilienvereinskatalog wird sie nicht zu finden sein. Bald nach dem Hochamt fand die Benediktion des Kreuzweges statt, woran sich der Segen mit dem Allerheiligsten anschloß.

Ein kleines Festessen vereinigte den Missions-Obern, Patres und Brüder, während für die leiblichen Bedürfnisse der schwarzen Festgäste durch Kaffernbier und Fleisch gesorgt wurde. Das Fest verlief ohne den geringsten Mißton.

Am folgenden Morgen verließ der Hochw. Propst bei strömendem Regen morgens ½6 Uhr die Station, um in Highflats den Zug nach Mariannhill zu treffen. Ebenso kehrten im Laufe des Tages die übrigen Mit-



Neue Kirche in Oetting.

brüder auf ihre Stationen zurück, obgleich die Wege noch schlüpfrig waren und das Reiten mehr einer Rutschpartie glich.

Gott schütze von seinem neuen Hause in Oetting den Hirten und seine Herde und auch unsere verehrten Wohltäter!

P. Eucharius Adams, R. M. M.

Maris stella.

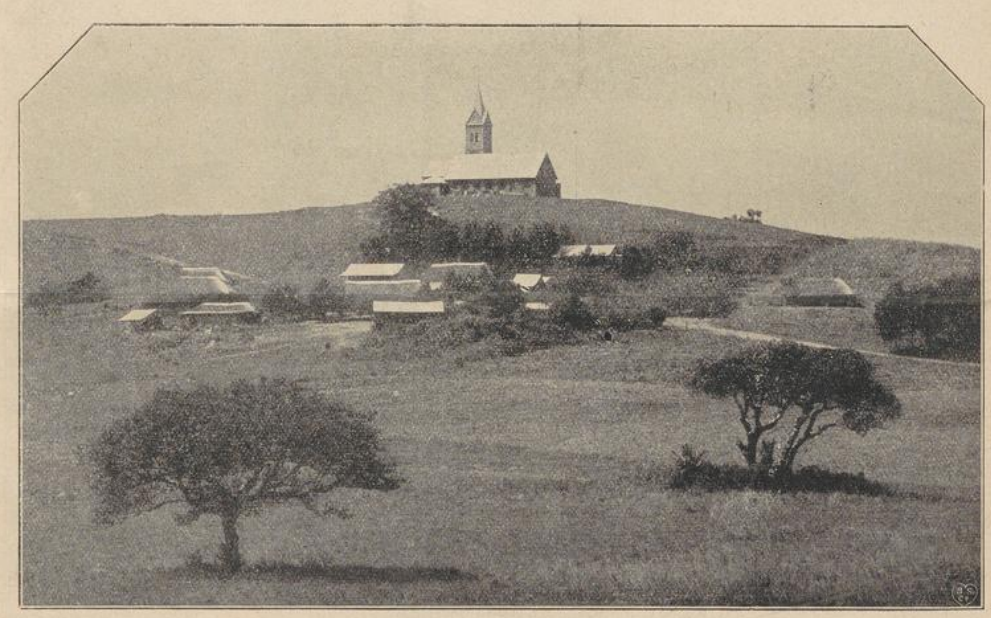
Wohl mancher Fährmann stand im Boote,
Das Ruder in der festen Hand,
Indes des Meeres wütend Toben
Die sich're Führung ihm entwand.

Wenn uns im Leben Sturm umtost,
Und Klippen dräuen hier und dort,
Strahl', Maris stella, unserm Pfade
Und leuchte uns zur Himmelspfort!

§.— Maris stella ist zwar nicht die einzige unserer Missionsstationen, von deren Höhe man einen Blick auf den Indischen Ozean genießt, aber es ist die einzige, von welcher aus man es klar und deutlich sieht, sogar bis auf die schäumenden Kämme der tosenden Brandung am klippenreichen Ufer.

Der Schiffer auf hoher See ist oft gar schlimm daran, wenn plötzlich Stürme ihn umtosen, und die immer höher und höher steigenden Wogen sein kleines Fahrzeug zu verschlingen drohen. Dann hängt sein Blick an den Sternen, ob sie ihm auf irrer Fahrt wohl als Führer dienen, vorausgesetzt, daß er sie überhaupt noch sehen kann. Ein solches sturmgepeitschtes Meer ist auch das Menschenleben, zumal bei den noch heidnischen Völkern. Da haben die Sünden und Laster vieler Generationen, die nichts mehr von Gott und dem Himmel wußten, einen unglückseligen Hang zum Bösen auf die armen Nachkommen vererbt, und die Macht Satans ist daher eine schreckliche, tief eingreifende. Tritt nun der Missionär mit der Kreuzeswaffe auf den Plan und kämpft er furchtlos an gegen die Mächte der Finsternis, dann folgt Sturm auf Sturm, und der Kampf ruhet nicht eher, bis der Sieg errungen ist.

In diesem gewaltigen Ringen nun ist uns in Maris stella ein neues Panier und Wahrzeichen geworden, das unserer Missionsstation ihr volles Anrecht auf ihren poesievollen Titel gibt, nämlich, eine neue Maria, dem Meeresstern, geweihte K i r c h e. — Die Station an und für sich ist arm, der Sandboden nur mäßig ergiebig. Außer zwei kleinen Wellblechbauten ist alles Lehmfachwerk mit ärmlichen Strohdächern aufgeführt und das bisherige Notkirchlein weist schon recht bedenkliche Spuren des Verfalles auf. Fürwahr, zur rechten Zeit ist uns da trotz der sonstigen Armut ein großer Trost erwachsen in der neuen, aus selbstgebrannten Ziegelsteinen erbauten Missionskirche. Sie liegt auf sonniger Anhöhe, weit und breit sichtbar, ein Markstein der immer weiter vordringenden katholischen Missionen. Der Turm ist bis weit ins Meer hinaus noch sichtbar, und die ganze Station trägt nun mit Fug und Recht den schönen Namen „Maris stella".



Missionsstation Maris stella.

So leuchte denn, o Meeresstern,
Hell in die Lande nah und fern;
Sei unser Schirm auf Wogenflut,
Sei Leuchte du bei Sturmeswut!

Leuchte auch den wilden Kaffernsöhnen
Die noch den alten Lastern fröhnen.
Aus Todesnacht, so fern dem Herrn,
Führ' sie an's Licht, du milder Stern!

Fürwahr, das neue Kirchlein ist so recht dazu geeignet. Jetzt schon ist es ein Gegenstand der Freude für alle unsere Christen, sowohl hier auf der Station, wie in der ganzen weiten Umgebung. Im Schiffe der Kirche sind bunte, in der Mariannhiller Glasmalerei hergestellte Fenster angebracht, während im Chorfenster gerade überm Hochaltar in einem farbenprächtigen, von blauen Wassern umgebenen Sterne die Muttergottes mit dem Jesukinde thront. Der Turm strebt seitwärts von der Apsis in drei Etagen himmelan und trägt auf dem gefälligen Abschluß ein großes, weit in die Lande schauendes Kreuz. In mutiger Siegesgewißheit thront es

dort oben, das Zeichen des Heiles, eine beständig mahnende Predigt, und schauet so sehnsuchtsvoll, so bittend und einladend herab auf die heidnischen Kaffernkraale.

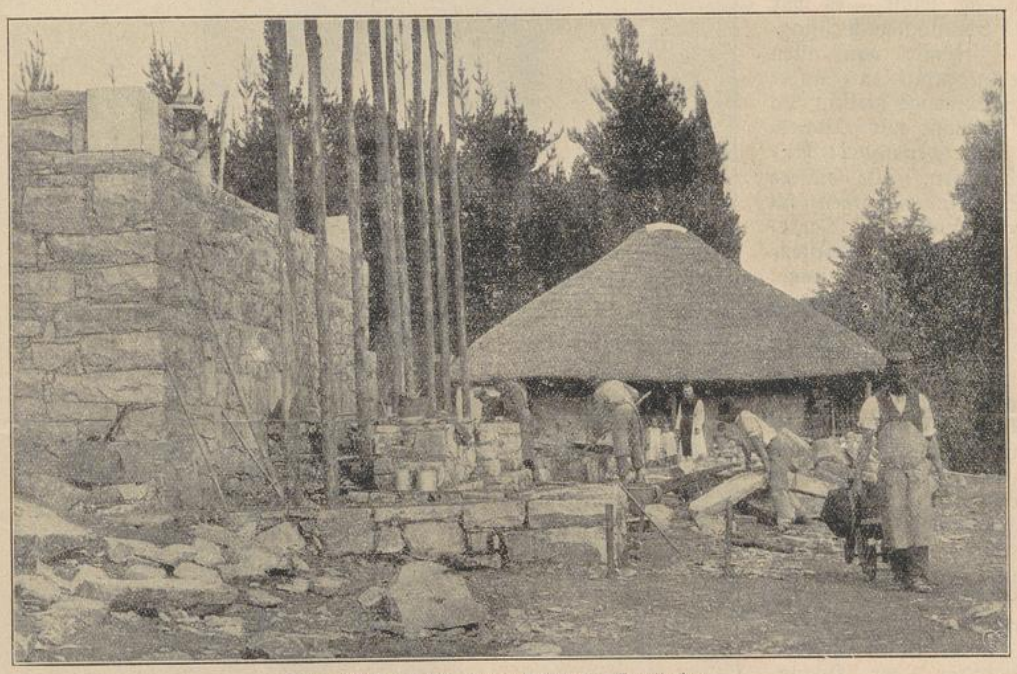
Schöne Anfänge für die Christianisierung des Landes sind schon gemacht. Etwa 60 Kinder besuchen gegenwärtig die Schule, und auch unter den Erwachsenen breitet sich, wenn auch unter Kämpfen und manchen Enttäuschungen, die frohe Botschaft des Heiles immer weiter aus. Unser nächstes Ziel ist jetzt eine neue Schule; ja eine neue Schule, obschon wir so arm sind. Das Titelbild der heutigen Nummer des „Vergißmeinnicht" illustriert sprechend unsere Armut. Sind es nicht wirklich „armer Leute Kinder", die sich aus dem wilden Leben der heidnischen Kraale zu uns geflüchtet haben und nun so gekleidet bei uns ausharren? Und nun laden sie alle Opfer, welche die christliche Lehre an jedes Menschenkind stellt, willig auf sich. Sie arbeiten auf unsern von üppig aufwucherndem Unkraut bedrohten Feldern, arbeiten aber auch fleißig auf dem Acker des eigenen Herzen, eifrig bemüht, es rein zu halten vom Unkraut der Sünde.

Am Abend sodann, nach des Tages Mühe, ruft das Aveglöcklein zur Ruhe, und das gemeinsame Gebet des „Angelus" gibt dem Tage und der vollbrachten Arbeit die christliche Weihe. Das Geläute dringt hell und klar in die stillen Täler hinab und verleiht ähnlich wie die Kirche und ihr schmucker Turm dem ganzen Gelände einen christlichen, echt katholischen Anstrich. Selbst den Europäer mutet es hier ganz heimatlich an, und die hehren Glockentöne wecken in seinem Herzen die Sehnsucht nach der wahren, ewigen Heimat dort oben. Drum Dank auch der edlen Dame von Würzburg, welche unserm Maris stella schon vor Jahren die schönen Glocken in so edelmütiger Weise schenkte! Sie haben ihr bisheriges, im Freien aufgestelltes Holzgerüst verlassen und hängen jetzt oben im Türmchen.

Grundsteinlegung der neuen Missionskirche in Czenstochau.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Am 23. Oktober 1910 begingen wir dahier in Czenstochau die schöne Feier der Grundsteinlegung unserer neuen Missionskirche. Die Notwendigkeit einer neuen großen Kirche haben wir in diesem Blättchen schon wiederholt betont, müssen doch bei gewissen Anlässen, wenn das Volk besonders zahlreich zusammenkommt, gegen 400 Personen außerhalb des Kirchleins stehen, und sehen somit nichts als die nackten Mauern; denn das jetzige Missionskirchlein ist kaum imstande, die Brüder, Schwestern und Schulkinder der eigenen Missionsstation, sowie die Insassen des nahen Christendorfes zu fassen,



Grundstein an der neuen Kirche in Czenstochau.
Wir sind in der glücklichen Lage, den geehrten Lesern unserer Zeitschrift den begonnenen Bau der neuen Kirche in Czenstochau im Bilde bringen zu können, auf welchem der gelegte Grundstein leicht ersichtlich ist.

geschweige denn alle die vielen Christen, Heiden und Katechumenen, die oft weit her von allen Himmelsgegenden zusammenströmen.

Kurz, der Neubau war zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden; rasch nahm man das Werk in Angriff: Es wurden Steine für die Fundamente gebrochen und zum Bauplatz gefahren, etliche Hunderttausend Ziegelsteine gebrannt, ein gutes Stück der Anhöhe oberhalb der alten Kirche abgetragen und für Bauzwecke eingeebnet, die Fundamente ausgesteckt und endlich mit dem Baue selbst begonnen. Daß sich unsere Missionsstation damit eine große Sorge aufgeladen, liegt auf der Hand; denn woher sollen wir die Mittel nehmen, einen solchen Bau zu vollenden? Die bisherigen frommen Spenden haben schon die Fundamente verschlungen, und es wird noch viele und große Opfer kosten, bis das Ganze unter Dach, und das Innere seinem Zweck entsprechend eingerichtet ist; allein, wir vertrauen auf den Herrn, sowie auf die bekannte Opferwilligkeit unserer geehrten Freunde und Wohltäter, die uns bis jetzt noch nie im Stiche gelassen haben.

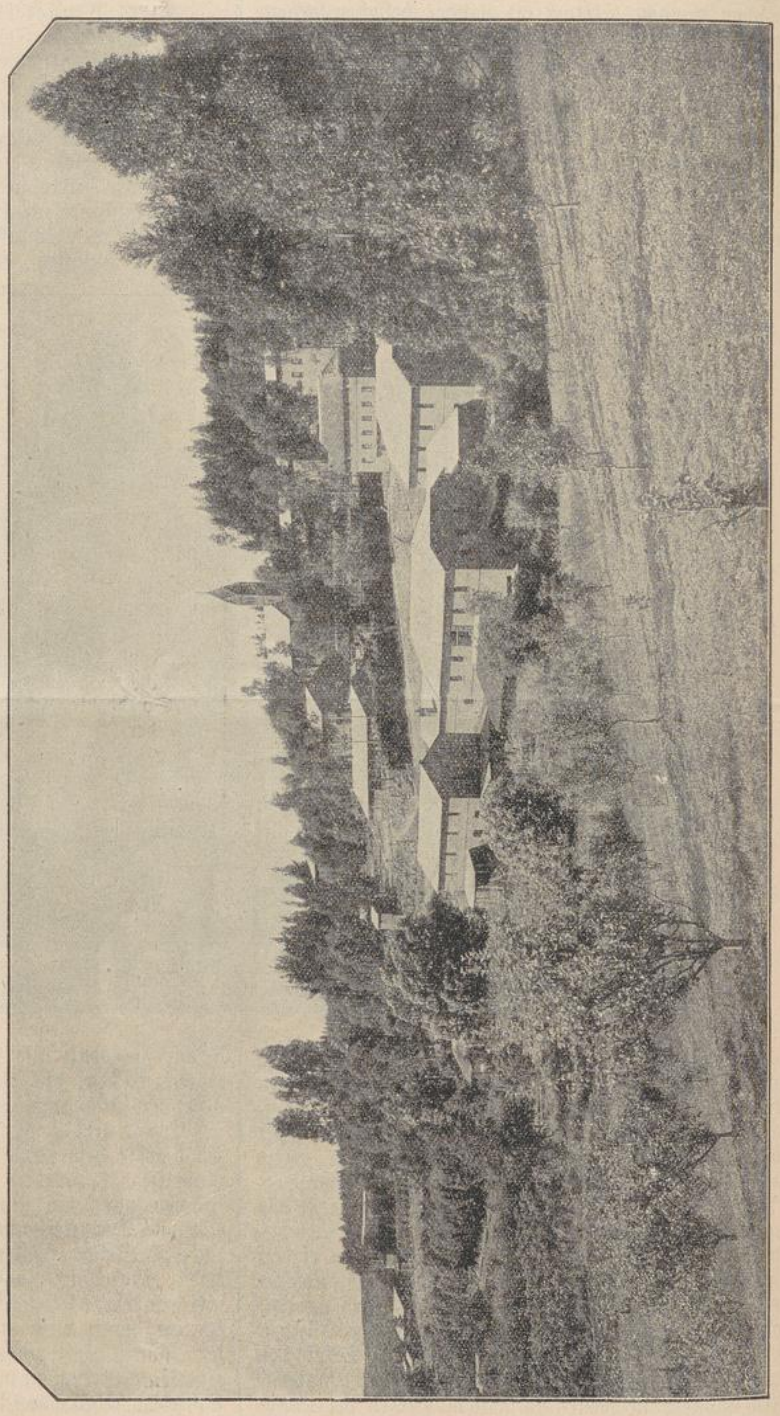
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch nun zur Sache selbst, zur schönen Feier der Grundsteinlegung! Tags zuvor ward alles schön hergerichtet: an der Stelle, wo einst der Altar zu stehen kommt, erhob sich vorschriftsmäßig ein hölzernes Kreuz, und auch der sogenannte Grundstein mit der Vertiefung, in welche die Urkunde eingelassen werden soll, war an einer schweren eisernen Kette zwischen einem Traggerüste befestigt, so daß er nach der Benediktion bequem eingesenkt werden konnte. Außen war die Jahreszahl 1910 eingemeißelt.

Am Tage selbst — es war der 23. Sonntag nach Pfingsten — strömte von allen Himmelsgegenden eine ungeheure Volksmenge herbei. Da waren zunächst wir Ordensleute: 14 Brüder und 24 Missionsschwestern, alle unsere 160 Schulkinder, gegen 50 Marienhausmädchen, 74 Tagesschüler aus dem nahen Christendorfe und überdies eine ungezählte Menge schwarzer Christen, Katechumenen und Heiden, die alle Zeuge der seltenen Feier sein wollten. Von Mariannhill aber war der Hochwürdigste Propst Gerard Wolpert persönlich zur Benedikion des Grundsteines eingetroffen; in seiner Begleitung war unser Hochw. P. Prokurator, P. Salesius Esser, und P. Paulus; vom benachbarten Lourdes erschien der Superior P. Bruno Schrimpf; dazu kamen noch unser eigener Stationsrektor, der Hochw. P. Innocens Buchner und sein Assistent der Hochw. P. Emanuel Hanisch, so daß im Ganzen sechs Priestermissionäre beisammen waren.

Nur eines war zu bedauern, daß sich nämlich der Himmel plötzlich mit dunkelm Gewölk überzog, so daß die Festpredigt nicht, wie geplant worden war, im Freien gehalten werden konnte, sondern in der alten Kirche, welche die vielen Anwesenden natürlich bei weitem nicht zu fassen vermochte. Als Prediger fungierte der Hochwürdige P. Bruno, der in beredten Worten die schöne Feier der Grundsteinlegung erklärte. Er wies namentlich hin auf Christus, den wahren Grund- und Eckstein, auf den alle unsere Werke aufgebaut sein müssen, wenn sie Gott gefallen sollen. Ohne dieses Fundament verlieren sie ihren wahren, übernatürlichen Wert und das Anrecht auf die ewige Belohnung.

An die schöne Feier schloß sich das sonntägliche Hochamt, bei welchem unsere Neuchristen nicht verfehlten, eine würdige Opferspende für den Kirchenbau zu geben, je nach Maßgabe ihrer bescheidenen Vermögensverhältnisse. Sie opferten ihr Scherflein mit Freuden und die ganze Station widerhallte von Jubel und Dank, daß jetzt für die neue schöne Kirche die Fundamente gelegt sind und nun mit dem eigentlichen Bau begonnen werden kann.



Missionsstation Czenstochau.

der, wie angedeutet, aus schönen, von unseren Brüdern hergestellten Ziegeln aufgeführt werden soll. Bekanntlich erhebt sich unsere Missionsstation Czenstochau terrassenförmig an der vom rechten Ufer des Umzimkulu aufsteigenden Berghalde. Das eigentliche Zentrum bildet die neue Kirche, zu der man von dem sie umgebenden Vorplatz auf 15 Stufen hinaufsteigen muß. Leider können wir auch heute noch keine Pläne und Skizzen vorlegen, allein wir zweifeln nicht, daß die neue Kirche ein würdiges Gotteshaus werden wird.

Möge der kirchliche Segen, der nun auf dem Grundstein ruht, sich wirksam erweisen auch während des ganzen Baues; möge er ruhen auf allen unseren Brüdern, Arbeitern und Bauleuten, und so ein Werk zeitigen, das auf Jahrhunderte hinaus für die ganze weite Umgegend eine ständige, unerschöpfliche Segensquelle sein soll. Das walte Gott!

Das Hauskreuz.

Der Kreuze gibt es viele
Auf Gottes weiter Welt,
In Kirch' und Haus, am Wege
Findst du sie aufgestellt:

Von Eisen, Holz und Marmor,
Von Gold und Edelstein,
Die einen grob behauen,
Die andren schön und fein.

Das Kreuz doch aller Kreuze,
Das Hauskreuz soll es sein.
Man sagt, es drücke schwerer,
Als die von Holz und Stein.

Wie schwer es auch mag drücken,
Wie groß auch seine Pein,
Du sollst es lieber tragen,
Als selbst ein Hauskreuz sein.

† P. Nelsen, C. M.

„Ich komme sicher in den Himmel."

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Jüngst erzählte mir unsere Lehrerin, Schwester Aemiliane, folgenden kleinen Vorfall, der sich dieser Tage in unserer Mädchenschule zutrug.

Eine größere Gruppe Schulmädchen sitzt da in der freien Zeit beisammen. An Unterhaltungsstoff haben sie absolut keinen Mangel. Der fehlt diesen schwarzen Evastöchtern überhaupt nie; heute aber geht es besonders lebhaft her. Eine von ihnen hatte nämlich die Frage aufgeworfen: „Werden wir wohl in den Himmel kommen?" — Da ging's nun los: In wenigen Augenblicken entwickelte sich über das interessante Thema eine regelrechte Redeschlacht.

Die meisten unserer Kinder sind im Katechismus trefflich unterrichtet, und die biblische Geschichte zählt zu ihrer Lieblingslektüre, in welche sie sich auch in der freien Zeit oft vertiefen, dazu ist ihnen von der Predigt und Christenlehre noch dies und das in lebhafter Erinnerung. Die eine brachte nun vor, was sie jemals über den Himmel und seine Seligkeit Gutes und Schönes gelesen und gehört hatte. Eine zweite aber warf den Satz dazwischen: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die sich Gewalt antun, reißen es an sich!" Eine dritte: „Schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die darauf wandeln. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Kurz, der Gründe dafür und dagegen gab es viele; der eine Satz weckte Freude und Hoffnung, der andere dagegen Furcht und Bangen.

Eines war sicher und ausgemacht: alle, alle, wollten in den schönen Himmel kommen, wollten daselbst Gott schauen in seiner unendlichen Herrlichkeit und Majestät, sowie Maria, die Himmelskönigin, und die Engel und Heiligen alle. Die Schönheit des Himmels begeisterte die Kinder, sie überboten sich förmlich in ihrer bilderreichen Sprache in der Schilderung der himmlischen Glorie, — dann aber traten ihnen wieder die ernsten Worte vom „schmalen Weg" usw. vor die Seele . . . Wenn sie dann erst der vielen Gefahren gedachten, die ihnen beständig drohten, wollte ihnen vollends aller Mut entsinken. „Ja, wer wird da hinein kommen?" fragt die eine, fragt die andere und macht dabei eine überaus ernste, nachdenkliche Miene . . . „Der Heiland ist aber doch so gut, so barmherzig, gütig und langmütig! Er ist der gute Hirte, der sein Leben hingibt für seine Schafe und der selbst dem einen verlorenen nachgeht und nicht ruhet, bis er's gefunden . . . Er ist unser Heiland und Erlöser, er sitzet zur Rechten des Vaters als unser Mittler und Fürsprecher und will auch uns dort oben eine Wohnung bereiten . . ."

„Vielleicht kann's doch gehen," meinen nun die einen. „Wenn wir uns recht zusammennehmen, schön brav bleiben, fleißig beten und arbeiten." — Doch andere warfen gleich wieder den Gallentropfen des Zweifels hinein: „Ja, wenn! — Sind wir aber nicht tatsächlich voll Fehler und Schwächen. Heute machen wir die besten Vorsätze, und morgen haben wir alles vergessen." — —

So drehte sich die Unterhaltung längere Zeit hin und her, und die kleine Gesellschaft schwebte zwischen Hangen und Bangen, Zagen und Hoffen.

Da schlägt auf einmal eines der Mädchen mit flacher Hand wuchtig auf das Pult der Schulbank und ruft im Brustton felsenfester Ueberzeugung aus: „Ich komme sicher in den Himmel!" —

Erstaunt schauen alle auf und starren verwundert das Mädchen an, das den sonderbaren Satz gesprochen. War es Scherz oder Ernst, was sie da gesagt? — Diese aber zeigt in ihrer Miene einen solch' entschlossenen Gesichtsausdruck, daß kein Zweifel mehr besteht, es sei ihr voller Ernst.

Einen Augenblick ist alles still; dann aber werden ihr wie aus einem Munde die Fragen entgegengeworfen: „Wie, Maria, du kommst sicher in den Himmel? Wie kannst du das wissen? Das weiß nur Gott allein! So vermessen soll ein Mensch nicht reden!"

Doch die Angeredete ließ sich dadurch nicht im geringsten irre machen, sondern wiederholte ruhig und gelassen die Worte: „Ja, ich hoffe fest und sicher, daß ich einmal in den Himmel komme. Wollt ihr wissen, warum? Hört, ich will es euch sagen:

Ihr wißt, ich hatte zu Hause eine kränkliche Mutter. Ich war ihr einziges Kind, denn die übrigen Mädchen im Kraale waren von einer anderen Mutter; auch waren sie noch klein und konnten daher bei der Arbeit wenig helfen. O, ich hatte Vater und Mutter so gern, so gern und fühlte mich so glücklich im elterlichen Kraal . . . Im Innern aber sprach eine Stimme zu mir: „Gehe zu den Ama-Roma in die Schule, bekehre dich, werde Christin und lasse dich taufen!" O, das war ein harter, langer Kampf; viele, viele Tage war mein Herz geteilt. Die Stimme trieb mich an, in die Schule zu gehen, ich aber wollte Vater und Mutter nicht verlassen. Weil es aber

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Herzen immer wieder und wieder mahnte: „Geh' in die Schule!" machte ich mich eines Tages auf und rannte hieher, der Schule zu. — —

Der Vater holte mich zurück; aber nach kurzer Zeit trieb es mich innerlich wieder zur Schule. Ich entlief ein zweitesmal. Nun ließen mich die Eltern gewähren. Der Vater holte mich nicht mehr . . . Nun bin ich getauft, bin ein Kind Gottes. Die Gnade ist groß, hat mich aber auch viele Opfer gekostet. Aus Liebe zum Glauben habe ich meine Heimat verlassen, habe mich von Vater und Mutter und meinen Geschwistern getrennt und habe hier ausgeharrt. O, das war oft so schwer! Wie oft habe ich an meine liebe Mutter gedacht, die nun allein war und krank und schwach und niemand hatte, der ihr half . . . Wie oft war ich versucht, wieder heimzugehen; doch ich blieb, blieb aus Liebe zu meinem hl. Glauben. Soll mir das unbelohnt bleiben? Nein, Gott ist gerecht, und der liebe Heiland selber hat gesagt: „Wer Vater und Mutter um meinetwillen verläßt, wird hundertfachen Lohn dafür erhalten und einen Schatz im Himmel finden." Ja, ich komme sicher in den Himmel!"

Keine der Anwesenden getraute sich, der jugendlichen Rednerin entgegenzutreten. Sie schwiegen und gingen nachdenklich auseinander.

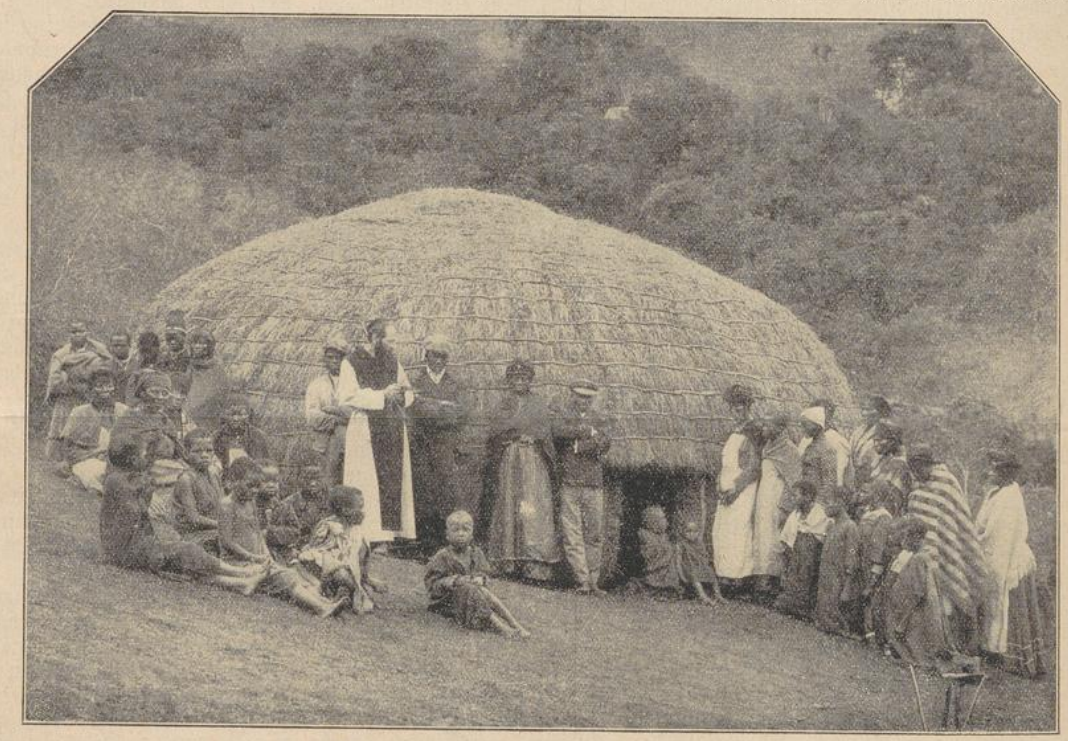
Gebe Gott, daß dieses Mädchen auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Erzengels Michael, des großen Patrones unserer Missionsstation, ihrem Vorsatze treu bleibe, den Glauben bewahre und die Gebote halte! Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen betet in dieser Meinung ein andächtiges Ave Maria?

Taufe und Tod eines Häuptlings.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Eine kleine Strecke von unserer St. Barbara-Schule entfernt liegt auf einem hohen Berge ein aus fünf Hütten bestehender Kraal. Sein Besitzer, Mtetwa mit Namen, ein schon hochbetagter Mann, bekleidete seit vielen Jahren die Würde eines Häuptlings und gebot als solcher über alle die umliegenden Kraale. Er war unserer Mission gut gewogen und schickte seine Kinder fleißig zur Schule.

Als er in letzterer Zeit viel zu kränkeln begann, besuchte ihn wiederholt unser Katechet, Bruder Aegidius, und mahnte ihn dringend zum Empfang der hl. Taufe, doch der sonst gut gesinnte Mann, der aber natürlich von den Geheimnissen unseres hl. Glaubens nur sehr mangelhafte Vorstellungen hatte, erwiderte: „Gott hat mich so erschaffen (er meinte als Heiden) und so will ich bleiben, bis er mich zu sich ruft; auch will ich nach meinem Tode dorthin gehen, wo meine Vorfahren sind." So sprach er, und dabei blieb er; wie es überhaupt schwer hält, einem Kaffern, der sich einmal eine gewisse Idee in den Kopf gesetzt hat, eine andere Gesinnung beizubringen.



P. Erasmus vor einem Kraal bei St. Michael.

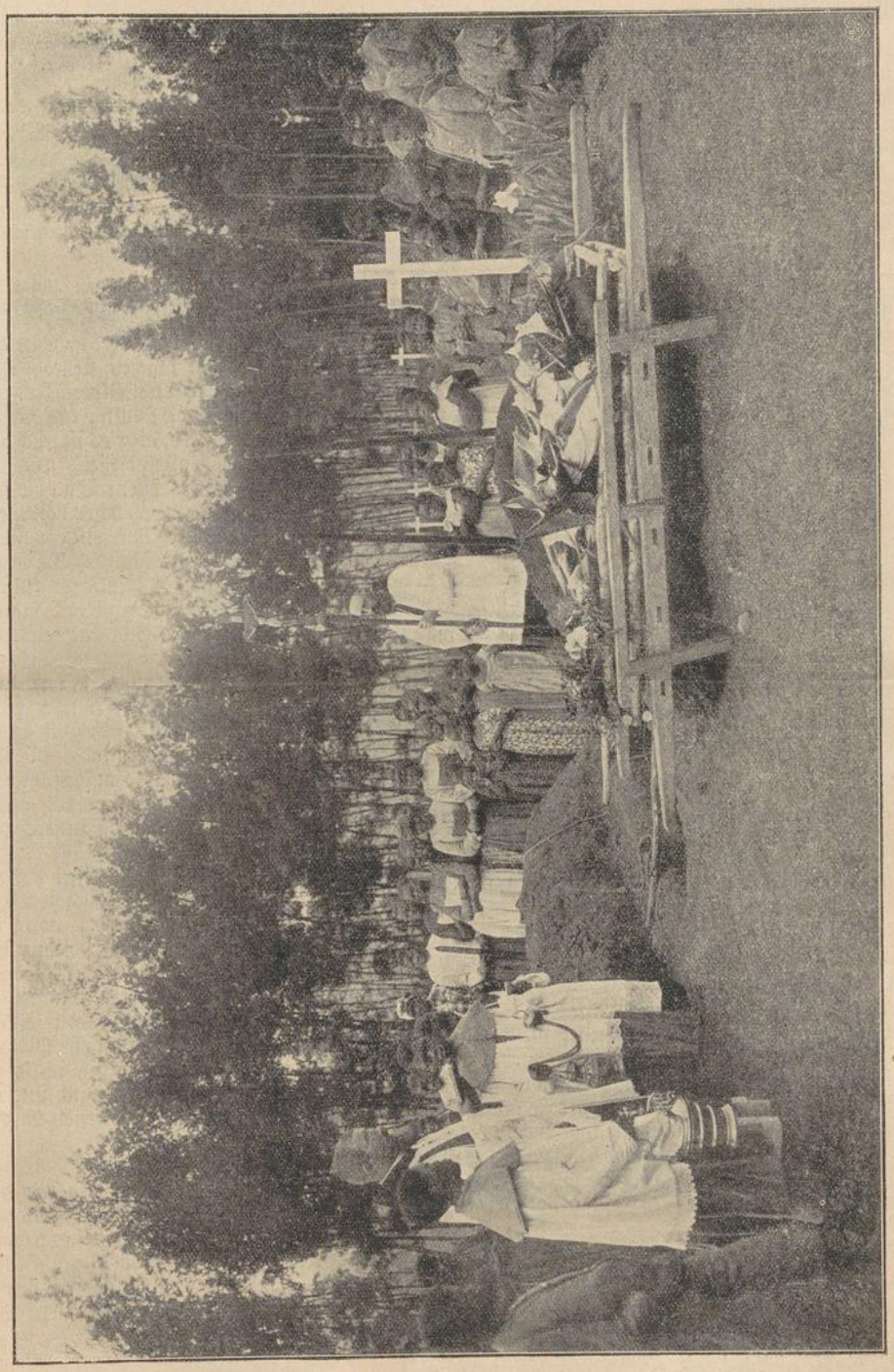
Da auch zwei Besuche, die ich bei ihm machte, ihn nicht umzustimmen vermochten, ließ ich meine Schüler jeden Tag drei Ave Maria für ihren Häuptling beten, damit er nicht ohne die hl. Taufe dahinsterbe. Und siehe, was menschliche Bemühung nicht zustande brachte, bewirkte in kurzer Zeit die Gnade Gottes.

Eines Tages ging ich wieder hinauf in seinen Kraal und fand ihn zwar körperlich sehr schwach, doch geistig ganz umgewandelt. Er lag vor seiner Hütte an der Sonne, drückte mir freudig die Hand und bat sofort um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die hl. Taufe. „Ich muß bald sterben," sagte er, „mein Weib und meine Kinder sind draußen bei der Arbeit, und ich sitze ganz allein und verlassen hier. Bleibe doch du eine Weile bei mir und spende mir heute noch die hl. Taufe, denn ich will als Christ sterben."

Wer war bei diesen Worten froher als ich! Sofort ließ ich durch einen schwarzen Burschen, der mich begleitete, die Frau des Häuptlings, sowie dessen Kinder herbeirufen, die etwa ein Viertelstündchen vom Kraale entfernt mit dem Ausklopfen des Getreides beschäftigt waren. Sie kamen schleunigst herbei und mit ihnen eine Menge neugierigen Volkes, so daß der alte Herr nicht wenig darob erfreut war, auf einmal so viele seiner geliebten Kinder um sich zu sehen. Ich erteilte ihm sodann noch einen kurzen Unterricht, verrichtete mit ihm einige Gebete, stellte an ihn die im Taufritus vorgeschriebenen Fragen, die er alle korrekt beantwortete und taufte ihn sodann auf den Namen „Vinzentius". Es war Donnerstag, den 21. Juli v. J., und alles versammelte Volk freute sich gar sehr, daß ihr Häuptling die hl. Taufe empfangen hatte.



Begräbnis eines Häuptlings.

Gott schenkte ihm übrigens noch eine kleine Frist, damit er sich noch besser auf den Tod vorbereiten könne, eine Gnade, die er auch getreulich benützte. Ich fand ihn jedesmal recht geduldig und gottergeben, so oft ich ihn besuchte. Am 11. August kam der Hochwürdige P. Adalbero hieher, um die hl. Messe zu lesen und spendete bei diesem Anlaß dem Kranken die letzte Oelung. Man sah es dem guten, alten Manne an, daß seine Tage gezählt seien. Wirklich starb er auch noch am gleichen Tage still und friedlich abends 6 Uhr.

Am zweiten Tag zog ich nach Beendigung des Unterrichtes mit all meinen 150 Schulkindern zum betreffenden Kraale. Hier fanden wir eine Menge heidnischen

Volkes versammelt, die alle um den dahingeschiedenen, vielgeliebten Inkosi weinten und jammerten. Das Grab war schon bereit; es bestand aus einer Vertiefung, die unter einem mächtigen, haushohen Steinblock ausgeworfen worden war.

Ich betete nun zunächst mit meinen Schulkindern ein paar Vater unser für den Verstorbenen und sang man dann ein Trauerlied. Zwei kräftige Burschen holten inzwischen die Leiche aus dem Kraale und legten sie auf eine Art Bahre, die sie in primitiver Weise aus einigen Stangen hergestellt hatten. Ich besprengte die Leiche mit Weihwasser und ordnete den Zug. Vier Burschen trugen die Bahre, die Schulknaben gingen voraus, die Mädchen und das übrige Volk kamen hintendrein. Beim Grabe angekommen, richtete ich an das Volk ein paar erbauende Worte und betete sodann in der Manika-Sprache das Miserere.

Nun nahmen drei Männer die Leiche und schoben sie vorsichtig in die etwa sieben Fuß lange Grabhöhle, die mich lebhaft an die römischen Katakomben erinnerte. Nachdem ich Grab und Leiche abermals mit Weihwasser besprengt hatte, nahm einer der Männer das weiße Tuch, in das die Leiche eingehüllt war, vom Gesichte hinweg, und begann sodann mit Hilfe einiger anderer Schwarzen die Grabhöhle mit großen Bruchsteinen zu vermauern. Die Fugen wurden sorgfältig mit Lehm überstrichen, und die ganze Arbeit vollführten sie so ehrerbietig und still, daß ich mich höchlichst erbaute.

Ein gemeinsames Trauerlied bildete den Schluß der seltsamen Leichenfeier. Möge die Seele des alten Häuptlings in Frieden ruhen, und am Throne Gottes die Bekehrung recht vieler seiner Stammesgenossen erbitten!

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Mut, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben, als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armut, als in ihr geboren zu sein, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren; und so kam ich zur Armut, als ich zur Welt kam.

Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter; die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Tränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen und ließ mich ihr eigenes Leben trinken an ihrer Brust, — o Herr, war ich nicht reich? Wer ist ärmer und zugleich reicher, als ein neugeborenes Kindlein? —

Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud und Leid verdoppeln konnte, was Ihr wohl aus einem Lied vernehmen werdet, das meine Mutter oftmals sang, wenn sie mich in frühester Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden. Es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm. Nun hört:

Das Kind:

„O Mutter, halt dein Kindlein warm, Die Welt ist kalt und hesse,
Und trag es fromm in deinem Arm, An deines Herzens Schwelle,
Leg' still es, wo dein Busen bebt, Und leis herab gebücket,
Harr' liebvoll, bis es die Äuglein hebt, Zum Himmel selig blicket.

Ich schau zu dir so Tag als Nacht, Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht, Auch nun die Wiege bauen.

In deines keuschen Schoßes Hut Sollst du dein Kindlein schaukeln,
Daß es dir bleibe so lieb, so gut, Wie Träume es umgaukeln!"

Die Mutter:

„Und weck' ich dich mit Tränen nicht, So weck' ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht, Sonn', Mond dir weichen müssen.

O du unschuld'ger Himmel du! Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o selige Ruh', In dich mich zu entzücken!

Ich schau' zu dir, so Tag als Nacht, Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumt und lacht, Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Vater unser, der du im Himmel bist, Unser täglich Brot gib uns heute;
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ, Tränk' uns aus deiner Seite!" —

Nachdem ich das Lied gesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bißchen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden. Das ist ein schönes Lied, aber es ist auch wie Trauer darin; wer hat es denn also gesetzet?"

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn seitdem nie wiedergesehen, und ich selber kenne ihn nicht." — Da brachen mir die Tränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemut! Ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" —

Da küßte ich ihm die Hand und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichtum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche. Da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes und ward gereinigt von aller Sünde und ward teilhaftig der Versühnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket!

Dann aber ward mir auch gegeben viel irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nötig und lustig ist; denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapeten, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald all meine Gebäude und Hallen! Ja, endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle guten Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen durfte: „Gib mir dies, gib mir jenes!"

Und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben und in dessen Hände ich es — so der hl. Geist seine Gnade verleiht und mein Herr Jesu sich meiner erbarmt, — ohne große Makel zurückzugeben hoffe. Ich bin somit eines großen Ritters Sohn und habe mir zum Spruche auf mein Schild erwählt:

„Der Himmel ist mein Hut, Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert, Wer mich sieht, hat mich lieb und wert!"

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als dein Schuh, die wirst du dir bald ablaufen; aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden und hat einen guten Waffenschmied gehabt. Du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag glücklich abgehen, denn die

dich sehen, haben dich lieb und wert. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen!"

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es Euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann."

Da sprach Herr Veltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag. Denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahinfliegt,

Das erste, dessen ich mich aus frühester Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des hl. Kreuzes zu bezeichnen und die Hände zu falten und das Vater unser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach; und ich erinnere mich noch recht deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Male abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend



Doppelquartett.

so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden und also wohlgesetzt und deutlich sein. Lies nun!"

Da hob ich an:

Chronika des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger
von Polsnich an der Lahn.

Dies Buch ist mir wert und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn. Das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els; mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Johann Georg von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, soviel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

vor Augen. Wenn sie mich manchmal abends schon im Bett entschlafen glaubte, wachte ich noch und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihrem rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brot in Ehren zu verdienen.

Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hin sang und spann, rührte mich oft bis zu Tränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindlichem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte; denn da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch zu singen an. Es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen und sangen das Vöglein und sie zugleich. Da habe ich zum erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag; da habe ich mich auch leise im Bett aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie aber sang ein Lied, das lautete also:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein, —
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein.
Ich sing' und möchte weinen."

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht miteinander. und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?"

Da sagte sie: „Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also tue auch ich. Aber, Johannes, warum wachest du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen. Wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit." Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weine, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide.

Ich fragte sie aber: „O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? Ich habe ja schon gebetet."

„Lieber Johannes", sprach sie hierauf, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zugute komme; aber du hast bisher immer geschlafen, wenn ich es tat und wußtest es darum nicht. Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette und betete laut; ich aber sprach ihr nach:

„Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel um mich stehn:
Zwei zu meiner rechten Seite,
Zwei zu meiner linken Seite,
Zwei zu meinem Kopfend',
Zwei zu meinem Fußend',
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeisen!"

worauf wir ruhig einschliefen.

Allerlei für Naturfreunde.

(Fortsetzung.)

Recht liebe und hochwillkommene Gäste sind in unsern Obst- und Gemüsegärten die schon erwähnten Bachstelzen. Die kleinen Nimmersatte, die hier zu Lande ein graues, aber recht hübsches und zierliches Kleidchen tragen, räumen unter den im Gemüsegarten massenhaft vorkommenden Raupen, Käfern, Engerlingen usw. tüchtig auf. Dabei vollführen sie ein so munteres Gezwitscher und zeigen sich so zutraulich und treu, daß wir Gartenbrüder wirklich viel Freude und Spaß daran haben. Bruder Heinrich gestand mir jüngst, sie hätten sich ihm früher, wenn er knieend im Freien sein Offizium betete, oftmals auf die Schultern und das Skapulier gesetzt, und mir selbst laufen sie oft vor und unter der Hacke herum und holen sich die kleinen weißen Engerlinge und roten Larven aus der frisch umgegrabenen Erde hervor. Manchmal fressen sie mir sogar zutraulich aus der offenen Hand, worüber sich dann unsere schwarzen Schulknaben höchlichst wundern, denn ihnen gegenüber sind diese Vögelchen viel schüchterner und halten sich in respektvoller Ferne; sie wissen aber auch warum; denn vor einem Kaffer ist nichts sicher, was nach „innyoma" oder Fleisch riecht.

Wenn ich zuweilen in der Arbeit etwas inne halte und die bei uns übliche Gebetspause mache, setzen sich mir diese munteren Kameraden hart vor die Füße, zwitschern ohne Unterlaß und blicken erwartungsvoll zu mir auf, denn sie wollen ihre Mahlzeit unter den Larven und Engerlingen fortsetzen. Ja manchmal flattert einer senkrecht an mir bis zum Gesicht herauf, als wollte er mich schnell aus den Gedanken aufscheuchen und zu neuer Arbeit ermuntern.

* * *

Weniger liebe und nützliche Vögel sind die Raben und Saatkrähen. Sie treten namentlich auf einzelnen weiter im Innern gelegenen Stationen sehr zahlreich auf und richten an den Feldfrüchten und Saaten, zumal im Mais und Weizen, ganz erheblichen Schaden an. An Größe und Gestalt sind sie ihren europäischen Brüdern ziemlich ähnlich, nicht aber in der Farbe. „Selten wie ein weißer Rabe" heißt es bei uns im Sprichwort, wenn man eine unerhörte Ausnahme bezeichnen will; hier in Südafrika aber sind weiße Raben, wenigstens solche mit weißgestreiften Flügeln und schwarze Krähen mit einem weißen Ring um den Hals, durchaus keine Seltenheit. Auch ihr Ruf ist anders; während sie in Europa ihr helles, kurzes „Kra, kra" ausstoßen, rufen sie hier ein tiefes, brummendes: „Gurk, gurk!"

Den unheimlichsten Ruf stoßen hierzulande die Nachteulen aus. Sie hausen einsam in Busch und Wald und lassen sich nur nächtlicher Weile hören. In langen Pausen, etwa alle 4 bis 5 Minuten einmal erschrecken sie den einsamen Wanderer mit dem hohlen, aus finsterem Waldesdickicht kommenden Ruf: „Huh! — huhu — huh!"

* * *

Ein recht munterer und harmloser Geselle dagegen ist der afrikanische Frosch. Er hat vor allem eine ungemein kräftige Stimme; mit 4 bis 5 Genossen kann er einen Lärm aufschlagen, daß man ihn eine halbe Stunde weit hören. Die älteren Mariannhiller Patres erzählten mir oft, wie lustig es gewesen sei, wenn sie in der alten Notkapelle in der Frühe um 2 oder 3 Uhr das Offizium sangen, und zu gleicher Zeit im benachbarten Sumpf eine Unzahl von Fröschen um die Wette „mitpsallierten". Seitdem ist das etwas anders geworden; der Sumpf wurde trocken gelegt und an der betreffenden Stelle steht nun unsere Kollegiatkirche und erheben sich verschiedene Gärten und Anlagen.

Einzelne dieser Frösche und Unken geben so tiefe und drohende Laute von sich, daß ich als Postulant und junger Novize oft glaubte, es liege irgendwo im Busch ein gefährliches Raubtier versteckt. Ein Aufschluß war bei dem strengen Stillschweigen, welches damals noch herrschte, schwer zu erlangen, und mit den im Trappistenorden üblichen Zeichen war ich noch viel zu wenig vertraut, als daß ich mich damit hätte verständigen können. Umgekehrt kommt's aber auch vor, daß man das Pusten einer fernen Lokomotive für einen bloßen Unkenruf hält. Mancher Leser meint vielleicht, ich scherze, allein erst kürzlich hielt einer unserer Patres die tief tönenden Signale der neuen amerikanischen Lokomotiven nur für das Präludium eines behäbigen Froschkantors. Nun, Irren ist menschlich. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

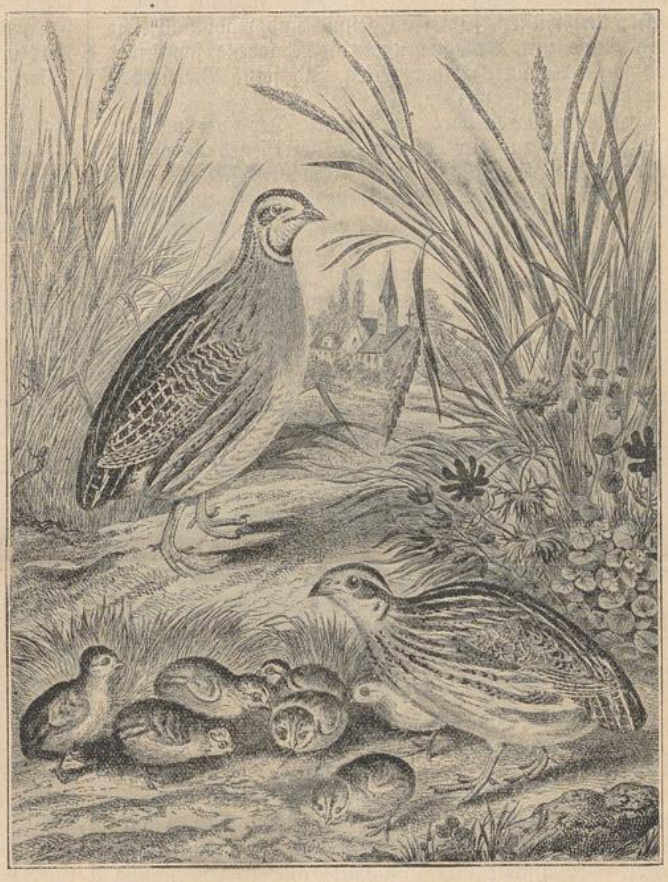
Viele dieser ritterlichen Geschöpfe zeigen sich auch recht anhänglich und treu, finden aber leider nicht überall die entsprechende Gegenliebe. Namentlich im Hochsommer, wenn die häufigen Regengüsse kommen, hüpfen und stolzieren die Frösche helleuchtenden Auges überall umher, nicht nur im Garten und Hof, sowie auf allen Wegen und Stegen, sondern auch in der Kirche und Schule, ja selbst im Refektorium und Schlafsaal. Das Hinausschaffen nützt da wenig; denn nimmt man so einen ungebetenen Gast beim Schenkel oder Fuß und befördert ihn mit einem kühnen Wurf ins Freie, so darf man sicher sein, daß nach einer Minute derselbe Held oder einer seiner Genossen in munteren Sätzen wieder angerückt kommt.

* * *

Ein anderes höchst merkwürdiges Tierchen, daß sich in unseren Gärten gar häufig findet, ist das Chamäleon. Ich bedauere nur, daß ich es unseren geehrten Lesern nicht in natura vorführen kann, denn die wenigsten Abbildungen geben auch nur einen annähernd richtigen Begriff davon. Man müßte es vor allem in Farben darstellen, und selbst das halte ich für ein vergebliches Bemühen; denn dieses Tierchen so fein und zart und schillert derart in allen möglichen Farben, bald schwarz, bald grün, bald gelb, daß ich es für unmöglich halte, es getreu im Bilde wiederzugeben. Dabei ist es wie durchsichtig, glänzt und schimmert in der Sonne wie ein Transparent, als sei es nur mit Luft gefüllt. Die beiden erbsengroßen, scharfen und rollenden Augen sind die reinsten Diamanten.

Es bewegt sich nur langsam und unbeholfen, Schrittchen für Schrittchen im Grase oder auf den Zweigen eines Baumes. Jedes Kind kann es fangen und fast wehrlos ist es jedem Feinde preisgegeben, denn es hat weder Zahn noch Stachel. Sein Vorteil besteht darin, daß es sich in der Farbe täuschend seiner Umgebung anzubequemen weiß, so daß man es oft in der nächsten Nähe nicht bemerkt. Sitzt es z. B. auf einem Orangenbaum, so ist es dunkelgrün gefärbt, wie das Blattwerk des Baumes, auf dem Boden dagegen schwarz, im Grase hellgrün. Die Fliegen, fast seine einzige Nahrung, fängt es mit der Zunge. Kommt eine Mücke in seine Nähe, so rollt es ein paarmal seine in ein weißes Häutchen eingehüllten Augen, stößt pfeilschnell, oft 2—3 Zoll weit, die klebrige Zunge hervor und würgt dann die Beute langsam hinab.

(Fortsetzung folgt)



Wachtel-Familie.

Die Wachtel gehört in die Gattung der kleinsten Hühner-Vögel, von denen die gemeine Wachtel die bekannteste ist. Die Wachtel ist ein Zugvogel und findet sich von Schweden bis zum Kap der guten Hoffnung und lebt meist am Erdboden zwischen hohem Getreide. Auf ihrem Zuge wird die Wachtel in Italien oft massenweise gefangen und getötet, da sie dort als große Delikatesse gilt.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 2. Januar 1910. — Jüngst kam ein Kaffernjunge hieher, um den „Doktor" zu holen. Ein Knabe war nämlich beim Melken so schlimm von einer Kuh geschlagen worden, daß ihm der Unterkiefer gebrochen und mehrere Zähne eingeschlagen wurden. Nun war ich an jenem Tage nicht zu Hause; der Junge kam daher am nächsten Tage wieder und erneuerte seine Bitte, möglichst bald zu dem kranken Knaben zu kommen. Wohl war ich vom gestrigen Ritte her noch sehr müde, allein ich konnte dem guten Jungen die Bitte nicht abschlagen, und ging also mit.

„Ist es weit?"

„O nein, gar nicht weit; wir wohnen gleich da drüben!"

Nun, der Kaffer findet selten einen Weg weit, ihm ist alles nahe. Aehnlich geht es ihm mit der Zeit; ob er zu einer Arbeit eine halbe Stunde braucht oder zwei Stunden, ist ihm ziemlich gleich. Er kann auch gar nicht begreifen, weshalb die Weißen alles so aufs Tüpfelchen einteilen und so strenge ausrechnen.

So war es auch hier. Ich glaubte in einem halben Stündchen am Ziele zu sein, tatsächlich brauchten wir aber zwei und eine halbe Stunde. Ich hatte mein Pferd zu Hause gelassen und ging zu Fuß, bereute es aber nicht, denn der schmale Fußpfad führte geraume Zeit an so steilen, mit Steingeröll übersäten Bergabhängen vorbei, daß es eine höchst gewagte Sache gewesen wäre, hier auf dem Pferd zu bleiben. Der Weg war so schlecht, daß ich nur mühsam vorankam; mein Begleiter aber kletterte wie eine Ziege über Stock und Stein und kannte nichts von einer Ermüdung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Hütten, an denen wir vorüberkamen, waren alle gut gebaut und sauber gehalten, desgleichen war das Volk anständig bekleidet, sodaß ich vermutete, sie gehörten der englischen Hochkirche an, was sich auch nachher bestätigte. Wir kamen an ein großes, langgestrecktes Tal, das einzelne, wohlgepflegte Getreideäcker aufwies. Der Kaffer pflanzt am liebsten in der Ebene und den Flußläufen entlang im Tale, während er sein Haus hoch oben auf stolzer Bergeshöh erbaut, oder wenigstens am Abhange eines Hügels. Hier hat er trockenen Boden unter den Füßen, fühlt sich gesund und wohl und läßt sein Auge mit Behagen über die Talebene schweifen, wo seine Amabele-Felder reifen und seine Viehherden im hohen Grase weiden.

Endlich waren wir am Ziel. Der verunglückte Knabe hatte nur ein halbes, arg zerrissenes Hemdchen an; die unteren Zähne waren ihm eingeschlagen und der Kiefer gespalten. Der Junge dauerte mich sehr; ich konnte leider nichts tun, als einen notdürftigen Verband anlegen; die Leute waren übrigens guter Dinge. Auf die Frage, ob sie schon getauft seien, erwiderten sie mit Stolz: „Ja, wir sind getauft und gehören zur „Church" (englischen Hochkirche); der Vater heißt Paul, die Mutter Emma, wir Kinder aber heißen Abel, Marianette, Agnes und Esther." — Mehr konnte man nicht verlangen; da war ja der ganze alte und neue Bund vertreten! Viele Kaffern glauben, zwischen der katholischen Kirche und der anglikanischen Hochkirche sei nur ein geringer Unterschied, und manche von diesen Protestanten kommen am Sonntag zu uns in die Kirche, weil ihnen Emaus näher liegt als die protestantische Missionskapelle.

Als ich mich wieder verabschiedete, boten mir zwar die Leute freundlich die Hand, allein keinem von ihnen fiel es ein, auch nur ein einziges Wörtchen des Dankes auszusprechen. Dank kennt der heidnische und protestantische Kaffer nicht; sie scheinen vielmehr der Ansicht zu sein, wir „Römer" müßten es als eine Gnade ansehen, daß sie in ihren Nöten und Krankheiten zu uns kommen, und daß sie sich unentgeltlich von uns kurieren lassen.

Der Bote, der mich auf dem ganzen Weg begleitet hatte, bat, als wir nach fünf Stunden wieder nach Emaus zurückkamen, um eine umuti (Arznei) für sich selbst. Er hustete viel und hatte alle Anzeichen von Lungenschwindsucht. Ich gab ihm ein harmloses Getränk, worauf er hochbefriedigt von dannen ging.

Emaus, 18. Januar 1910. — Heute kam Basingeli, ein Heide, der aber mit einer Christin verheiratet ist, zu mir, und bat mich, seine zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zu taufen. Ich tat es, denn die Kinder (Zwillinge) waren recht schwach, und das Mädchen offenbar krank.

Auf die Frage, wie er denn seine Kinder genannt wissen wolle, erwiderte er, er wisse keinen Namen. Da wir an jenem Tage gerade „Petri-Stuhlfeier" begingen, wollte ich den Knaben auf den Namen Petrus taufen. Davon wollte aber der Vater nichts wissen; der Name war ihm zu schwer auszusprechen, wegen des „R", das darin vorkommt. (Viele Kaffern sagen daher Petelus, statt Petrus.) Ich suchte im Kalender weiter und fand die beiden Heiligen „Fabian und Sebastian". Ja, Fabian solle der Knabe heißen. Der Name klang schön und war leicht auszusprechen; das Mädchen aber erhielt den Namen Paula.

Nach dem Taufakte fragte ich den heidnischen Vater: „Weshalb willst du nicht selbst getauft werden? Du hast ein christliches Weib und zwei getaufte Kinder, und es wäre daher wohl angezeigt, daß du hieher zum christlichen Unterricht und zum sonntäglichen Gottesdienst kämest."

Die trockene Antwort war: „Ich kann nicht kommen; ich habe eine zerrissene Hose."

„Weshalb kaufst du dir keine neue?"

„Weil ich kein Geld habe."

„Du könntest dir aber leicht das nötige Geld hiezu verdienen. Weshalb arbeitest du nicht bei einem der benachbarten englischen Farmern? Du bist gesund und stark und würdest leicht Arbeit finden. Wäre das nicht besser, als träge zu Hause sitzen?"

Auf diese Frage ist mir Basingeli bis zur Stunde die Antwort schuldig geblieben. Wahrscheinlich macht er es wie so viele andere seiner schwarzen Genossen; sie leben gemütlich im Heidentum fort und verlangen erst nach der Taufe, wenn sie merken, daß der Tod schon vor der Türe steht. Das Traurigste ist nur, daß bei dieser Manipulation oft ein Rechnungsfehler mitunterläuft; denn nicht selten kommt der Herr zu Gericht in einer Stunde, da sie es am wenigsten vermuten. Gott ist gerecht und läßt seiner nicht spotten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

Portugiesische Seefahrer waren schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts an der Westküste Afrikas über den Aequator bis zum Vorgebirge Logez Gonsalvo vorgedrungen, das man gewöhnlich als die Grenze zwischen Ober- und Unterguinea betrachtet. Die Glanzperiode ihrer Entdeckungen beginnt aber mit Johann II., welcher im Jahre 1481 den Thron Portugals bestieg.

Glühende Begeisterung für die Ausbreitung der christlichen Religion, sowie der Wunsch, Portugals Reichtum und Macht ständig zu mehren, waren die Triebfedern seines raschen und entschiedenen Wirkens. Die Vorteile des afrikanischen Handels hatte er schon als Kronprinz kennen gelernt, da ihm der Ertrag desselben vom Könige teilweise zum Unterhalt seines Hauses zugewiesen war, kein Wunder, daß er nach Antritt seiner Regierung alles aufbot, die Entdeckungen in diesem Weltteil immer weiter auszudehnen.

Da er jedoch mit Grund befürchtete, andere Völker Europas, speziell die Spanier, Holländer und Engländer, möchten einst aus den aufgefundenen Ländern ebenfalls Nutzen ziehen wollen, ohne die Kosten und Gefahren der Entdecker geteilt zu haben, ließ er Sendschreiben an die Fürsten dieser Länder ausgehen und lud sie ein, ihm eine Unterstützung an Geld und Leuten zukommen zu lassen; als Entgelt dafür sollten sie dann einen verhältnismäßigen Anspruch auf die Eroberungen machen können. Sein Vorschlag fand jedoch nirgends Gehör. Die Fürsten glaubten, sie hätten Wichtigeres zu tun und hielten das ganze Unternehmen für eine zwecklose, gewagte und abenteuerliche Sache.

Johann II. ging nun allein vor. Um sich jedoch für alle Fälle sicher zu stellen, wandte er sich an den päpstlichen Stuhl und erbat sich vom Vater der Christenheit, dessen Autorität damals noch von allen christlichen Königen und Völkern anerkannt wurde, alle Länder, welche die von ihm ausgesandten Schiffe im fernen Süden und Osten auffinden würden, als Schenkung. Innocenz VIII. entsprach seiner Bitte in einer Bulle vom 12. September 1484.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun konnte das große Werk beginnen. König Johann befahl den mit seinen Schiffen auslaufenden Kapitänen, an allen Küsten, wo sie das erstemal anlaufen würden, große steinerne Pfeiler aufzurichten und mit zwei Inschriften, einer lateinischen und einer portugiesischen zu versehen, worin das Jahr der Entdeckung, sowie sein (des Königs) Name und der des Kapitäns angegeben wäre. Am Fuße eines jeden Pfeilers aber sollte ein steinernes Kreuz mit Blei eingelötet werden.

Diesen königlichen Befehl vollzog im gleichen Jahre der Seefahrer Diego Cam. Er umschiffte das Vorgebirge Lopes Gonsalvo und gelangte, immer weiter nach Süden fahrend, bis zur Mündung eines kolossalen Flusses. Hier errichtete er den ersten großen Pfeiler und nahm damit die ganze bisher umsegelte Küstenstrecke für die Krone Portugals in Anspruch. Der Riesenstrom selbst erhielt von diesem Pfeiler den Namen Rio de Padrao (der Fluß des Pfeilers); später nannte man ihn nach dem Lande, das er durchfließt, „Kongo", während ihn die Eingeborenen selbst „Zaire" heißen.

Diego Cam segelte eine kleine Strecke flußaufwärts und sah zu beiden Seiten des Stromes eine Menge schwarzen Volkes, die ebenso schwarz und wollhaarig waren, wie die übrigen Neger Afrikas. Sie kamen sonder Furcht auf das Schiff und brachten ihm seltene Südfrüchte und andere Lebensmittel, leider aber fand sich kein Dolmetsch, der ihre Sprache verstanden hätte. Nur aus mancherlei Zeichen erfuhr man, daß ihr König, ein großer und mächtiger Fürst, mehrere Tagreisen landeinwärts wohne. Einige Portugiesen wagten es, ihm unter Führung der freundlichen Schwarzen einen Besuch abzustatten. Sie hofften bald wieder zurückzukommen. Als aber ein Tag nach dem andern verstrich und die Leute noch immer nicht da waren, nahm Diego Cam vier der schwarzen Eingeborenen an Bord und gab den übrigen zu verstehen, er werde im nächsten Jahre wiederkommen und lasse ihnen seine Gefährten, die zum Könige gegangen, als Unterpfand zurück. Nach dieser Erklärung segelte er wieder der portugiesischen Heimat zu.

Hier verursachte seine Entdeckung überall große Freude. Besonders vergnügt zeigte sich König Johann selbst. Die vier mitgebrachten Schwarzen hatten schon auf der Reise soviel portugiesisch gelernt, daß er von ihnen einigen Aufschluß über ihr Vaterland erlangen konnte. Er bewirtete sie glänzend und überhäufte sie förmlich mit Geschenken. Um jedoch seine am Kongo zurückgelassenen Matrosen nicht in Gefahr zu bringen, ließ er schon im folgenden Jahre unter demselben bewährten Befehlshaber zwei wohlausgerüstete Schiffe auslaufen. Diese sollten die Schwarzen in ihre Heimat zurückbringen, sollten die afrikanische Küste noch weiter nach Süden zu erforschen und allenthalben einige der schwarzen Eingeborenen mitnehmen, um sie in Portugal zu Dolmetschern ausbilden zu lassen.

Diego Cam wurde am Kongo mit Jubel empfangen. Er tauschte die vier Schwarzen gegen seine Landsleute, die man ungemein gut und liebevoll behandelt hatte, wieder aus, wollte jedoch die günstige Jahreszeit ausnützen und ließ daher dem König von Kongo sagen, er habe zunächst eine weite Reise vor, werde aber auf dem Rückwege bei ihm verweilen und ihm auserlesene Geschenke vom Könige in Portugal überreichen. Hierauf segelte er der afrikanischen Küste entlang noch etwa 400 Stunden nach Süden und kehrte dann seinem Versprechen gemäß an den Kongo zurück. Hier hatte inzwischen der König von seinen Leuten, die Portugal besucht hatten, erfahren, wie gnädig und huldvoll König Johann sie behandelt und welche Größe und Pracht am portugiesischen Hofe herrsche. Dies alles bewog den schwarzen Fürsten, auch seinerseits Diego Cam und seine Matrosen mit großer Auszeichnung zu empfangen. Der Kapitän war entzückt, und das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Portugiesen und Kongonegern wurde mit jedem Tage inniger und fester.

Diego Cham war ein Mann voll des feurigen Glaubens und sein Bestreben ging vor allem dahin, der christlichen Religion Eingang in die neu entdeckten heidnischen Gebiete zu verschaffen. Zuerst wandte er sich in dieser Absicht an den Mani oder Häuptling der Provinz Sogno. Dieser, ein Oheim des Königs, schenkte ihm williges Gehör und erlaubte ihm, seinen Schiffskaplan zu schicken, um ihn im christlichen Glauben zu unterrichten. Die neue Lehre machte auf Mani einen außerordentlich tiefen Eindruck. Er öffnete der Gnade sofort sein Herz und begab sich an den Hof, um auch den König zur Annahme des Christentums zu bewegen.



Kinder vor der Hütte.

Der König berief vor allem den Kaplan, besprach mit ihm die Sache reiflich und faßte dann folgenden Entschluß: Mehrere junge Leute sollten unter der Führung und Aufsicht eines gewissen Cazutas, eines bei den Schwarzen hochangesehenen Mannes, nach Portugal reisen, und sich dort so vollkommen in der christlichen Religion ausbilden lassen, daß sie nach ihrer Rückkehr die Lehrer ihrer schwarzen Landsleute sein könnten. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Man wählte mehrere tüchtige junge Leute aus und sandte sie mit reichen Gaben an Elfenbein und kunstvoll aus Palmblättern gemachten Gewändern an den König von Portugal. Die Gesandtschaft sollte ferner die Bitte aussprechen, man möge an den Kongo weiße Priester schicken, um dort den König und sein Volk zu taufen.

König Johann II. empfing die schwarzen Gäste, die ihm so kostbare Geschenke brachten und eine so hochwill-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommene Bitte aussprachen, mit hoher Freude. Er befahl, sogleich mit dem Unterrichte zu beginnen, und ließ nach Beendigung desselben zu Beja mit großem Gepränge die Vorrichtungen zur hl. Taufe treffen. Er selbst übernahm bei Cazuta die Patenstelle.

Im Jahre 1491 brachte ein Geschwader unter Ruy de Sousa die getauften Schwarzen nebst drei Priestern aus dem Orden des hl. Dominikus nach Kongo zurück, wo sie den Mani von Sogno, welchen unterdessen der zurückgebliebene Schiffskaplan ebenfalls im Christentum unterwiesen hatte, mit großer Freude empfing und festlich bewirtete. Schon am folgenden Tage begann man den Bau einer Kirche aus Bäumen, welche der Fürst persönlich mit seinen Leuten gefällt und herbeigeschafft hatte, und errichtete darin zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit drei Altäre.

Inzwischen war das hochheilige Osterfest herangekommen, welches man abwarten wollte, um den Mani und seinen kleinen Sohn zu taufen. Der heilige Akt wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Der Fürst wurde nach dem Herzoge von Beja, dem Bruder der Königin von Portugal, auf den Namen „Emanuel" getauft; seinen Sohn aber nannte man „Antonio". Nach der Taufe lasen die portugiesischen Priester eine feierliche Messe und erklärten in einer Predigt die Hauptwahrheiten der christlichen Religion. Fürst Emanuel aber verdolmetschte deren Inhalt in die Landessprache und forderte seine schwarzen Untertanen auf, seinem Beispiele zu folgen und sich ebenfalls taufen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Das Mutterherz.

Hat schwer ein Unglück Dich betroffen,
Das Dir benimmt die Lebensluft;
Verzage nicht, noch kannst Du hoffen,
Noch schlägt ein Herz in treuer Brust.
Dies Herz, das nur für Dich geschlagen,
Seit Deines Lebens Anbeginn,
Es hilft Dir Freud' und Leid ertragen,
Zum Mutterherzen eile hin!

Dort wirst Du sicher Tröstung finden,
Der Mutter Lieb' erlischt ja nicht.
Schon ihre Augen werden's künden,
Wenn auch der Mund vor Weh nicht spricht.
Verzage nicht, noch kannst Du hoffen,
So lang' der Mutter Auge glänzt,
Stets sind Dir ihre Augen offen,
Und ihre Treu' ist unbegrenzt!

Und hat des Lebens ernste Welle
Ihr auch gebleicht das dunkle Haar,
Ihr Herz, es schlägt in gleicher Schnelle
Nur für Dein Wohl, von Jahr zu Jahr.
Auch klage nicht, wenn sie verschieden,
Die bleiche Lippe nicht mehr spricht,
Dort oben schlägt, wie einst hienieden
Das Mutterherz, d'rum klage nicht!

Fritz Feldhuß.

Kindermund. Klein Hedwig hat zu ihrem Entzücken auf einem hübschen Eselchen nach der alten Burg hinaufreiten dürfen, die Mama so gern ansehen wollte. Am selben Nachmittag wird die Reise fortgesetzt, und da es sehr voll im Zuge ist, nimmt ein freundlicher Herr die Kleine auf seinen Schoß, um ihr vom Fenster aus allerlei zu zeigen. Dabei läßt er sie auf seinen Knieen reiten und fragt sie gütig: „Reitest du denn gern, Kleine?" — „Ja", sagt Hedchen und blickt mit strahlenden Augen zu ihm auf, „und ich bin heute früh auch schon auf einem Esel geritten!"

Ein betend' Kind.

Ein betend' Kind; welch' lieblich' Bild
So unschuldsvoll und rein
Strahlt Dir entgegen himmlisch mild,
Daß sich die Englein freu'n!
O sieh! wie es die Hände hebt
So innig zu dem Herrn,
Welch' tiefer Glaube in ihm lebt,
Von ihm den Glauben lern'!

Ein betend' Kind; o blick' es an.
Sein Auge, wie verklärt,
Sieht schon die Bitte, kaum getan,
Vom lieben Gott gewährt.
O tritt herzu, der Du so kalt,
Das holde Kind zu schau'n,
Und still die Hände mit ihm falt',
Lern' auf den Herrn vertrau'n!

Ein betend' Kind; o stör' es nicht
In seinem süßen Fleh'n,
Was es so lautlos zu Dir spricht,
O mög'st Du es versteh'n!
O laß', mein Christ, sein liebend' Herz
Das Deine wärmen lind,
Auf daß Du lernest himmelwärts,
Gott lieben wie ein Kind!

Max Steinhauser.



Ein zärtlicher Gatte.
Mann: Siehst du, Frauchen, an dem Aal nimm dir ein Beispiel!"
Frau: Wieso? Weil man sagt: „glatt wie ein Aal?"
Mann: Nein! Aber: „stumm wie ein Fisch."

St. Josephsgärtchen.

Die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar ein Geheimnis und eine Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die Andacht zum hl. Joseph gerade in dieser sozialen Sturm- und Drangperiode zu einer solchen Ausdehnung mit seinen Festen und Fest-Offizien, seinen Kirchen, Kapellen, Altären und Bruderschaften sich neben der Andacht zur heiligsten Gottesgebärerin entfaltet hat. Aehnlich wie einst die beiden Cherubim mit ausgebreiteten, goldstrahlenden Flügeln zu den Seiten der Bundeslade, so stehen jetzt im Heiligtum der katholischen Kirche Maria und Joseph mit der sie umstrahlenden Andacht der Christenheit schützend und wachend neben dem Allerheiligsten, das der Christ hat, seinem Glauben an die Gottheit seines Erlösers.

Einer der glühendsten Verfechter der Andacht zum hl. Joseph, der Dominikaner Isidor Isolani, hat im Jahre 1522 diese wahren und schönen Worte über den hl. Joseph niedergeschrieben: „Es scheint nicht geziemend zu sein, daß der eine niedere Stelle einnehme, dem der Erlöser die Stelle über sich eingeräumt, noch darf der Name dessen unter einen andern herabgedrückt werden, dem Christus selbst sich unterworfen. Denn eben wegen Christus und seiner Mutter, der seligsten Jungfrau, sollte die Ehre, die man Joseph erweist, eine ganz ausgesuchte und erhabene sein." Mußte in den ersten Zeiten der Kirche, zur Zeit der Märtyrer der blutige Heldenmut der Heiligen die Zurückbleibenden entflammen, so ist es heute, in der Zeit des krassen Egoismus und der Auflehnung, am Platze, die selbstlose Pflichterfüllung, die Unterwerfung gegen Gott und gottgesetzte Autorität, die vollständige Hingabe an die von Gott übertragene Aufgabe in dem gerechten Manne von Nazareth auf dem Altare zu sehen.

Schon lange bevor Papst Leo XIII. in unseren Tagen den hl. Joseph zum besonderen Schutzpatron der ganzen Kirche feierlich durch ein eigenes Hirtenschreiben erklärt hatte, war der Heilige von verschiedenen Ländern zum mächtigen Schirmherrn erwählt worden. So in Canada, wo er der Landespatron, sein Fest das große Volksfest und der Tag großer Ereignisse für die Missionäre war; in Paraguay, wo große Erfolge und Segnungen seiner Fürbitte zugeschrieben wurden; in Madura, wo 1726 der große Missionär und Sprachenkenner Joseph Beschi, S. J. durch sein aus 36 Gesängen bestehendes Gedicht auf den hl. Joseph in klassisch schönem Tamul selbst die heidnischen Gelehrten entzückte; auf den Marianischen Inseln, wo der in drei Welten gefeierte kühne Kriegsheld Don Joseph de Quiroga sich und seine Truppen ganz unter den Schutz des hl. Joseph gestellt hatte. Für die Mission von China bestätigte am 17. August 1678 Innocenz XI. in aller Form die Wahl des hl. Joseph zum besonderen Patron.

Unter den großen Männern und Heiligen der Jahrhunderte, die mit ganz besonderem Eifer die Andacht zum hl. Joseph förderten, seien nur erwähnt der berühmte Gerson, Bernhard von Clairvaux, der hl. Ludwig, König von Frankreich, die hl. Theresia, der hl. Alfons von Liguori und der glorreiche Papst Pius IX. Kaum war dieser auf den päpstlichen Stuhl erhoben, als er am 10. September 1847 das Schutzfest des hl. Joseph auf die ganze Kirche ausdehnte, die Andacht zu ihm mit reichlichen Ablässen versah und in dieser Beziehung den Märzmonat dem Maimonat an die Seite stellte.

Die Andacht und Verehrung des hl. Joseph, die nichts Anderes ist, als die Anerkennung seiner bevorzugten Stellung und die Bewunderung und Nacheiferung seiner in der hl. Schrift uns verbürgten Tugenden, ist nicht neu; sie ist so alt wie die Kirche selbst und war vorhanden, so lange es denkende, glaubende, liebende Christen gab. Es ist eines der vielen Wunder der hl. Schriften, welche ihr inspirierter Charakter allein erklären kann, daß wir in so wenigen und schlichten Zügen das ganze Wesen des hl. Joseph so vollständig für unsere Betrachtung dargestellt finden, ohne daß auch nur ein Wort von seinen Lippen uns berichtet wurde. Der hl. Lukas, der Historiker unter den Evangelisten, zeigt den Heiligen in der Größe seiner historischen Stellung, als Haupt der Familie. St. Johannes, der Evangelist der Gottheit Christi, zeichnet den Nährvater Jesu in seiner Niedrigkeit. Markus deutet nur einmal den hl. Joseph an, wo die Juden den Erlöser den „Zimmermann" nennen. Matthäus schildert am eingehendsten Josephs Tugendleben, sowie innere Kämpfe und Siege, seine Glaubens- und Gehorsamsproben, seine umsichtige Sorge für die hl. Familie. Diese, wenn auch anscheinend noch so dürftigen Angaben genügen, um uns die Größe und Heiligkeit des hl. Joseph darzutun und zu beweisen, daß, wie die hl. Jungfrau die Gebenedeite unter den Weibern, der hl. Joseph der Gebenedeite unter den Männern ist.

Prof. J. M. D.

Die hochheilige Eucharistie, die Sühne für unsere Sünden.

Bei der Einsetzung des Allerheiligsten Altarsakramentes betätigte sich namentlich auch die göttliche Barmherzigkeit, indem sie darin eine ununterbrochene Sühne und Verzeihung für alle Sünden niederlegte.

Wohl hat Jesus durch seinen überaus bittern Kreuzestod die Sünde aufs äußerste bekämpft, leider aber wuchert sie trotzdem noch immer fort. War es nun nicht geziemend, daß sich auch der Tod Jesu fortsetze, um dieselbe allüberall zu verfolgen und zu sühnen?

Ja, die unendliche Barmherzigkeit Gottes machte aus der Eucharistie nicht nur ein Sakrament, sondern auch ein Opfer, denn das hl. Meßopfer ist die zum Sakramente gewordene, beständig fortdauernde Erlösung. Da hinein legt der Herr alle Verdienste und Genugtuungen, kurz die ganze Wirksamkeit des Kreuzesopfers, und durch die tägliche Erneuerung desselben wird die Welt im sühnenden Blute Jesu Christi immerdar gewaschen.

O unaussprechliche Barmherzigkeit unseres Gottes! Wie sehr verlangest du darnach, uns allen Verzeihung zu gewähren! Hätte nicht jede Seele sich dem Kalvarienberg nähern sollen, um da ihr Kleid zu waschen im Blute des Lammes, um hier aus der Quelle alles Segens Heiligung zu trinken und teilzunehmen am Opfer Jesu Christi in vollen Zügen? Ja, war es nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geradezu eine Notwendigkeit, daß die Sünde im Leibe und in der Seele eines jeden einzelnen Gläubigen verfolgt würde bis in die tiefsten und verborgensten Schlupfwinkel, indem Jesu reines, hochheiliges Fleisch unser befleckes reinigt, und sein unschuldiges Blut unser verdorbenes waschet und heiliget?

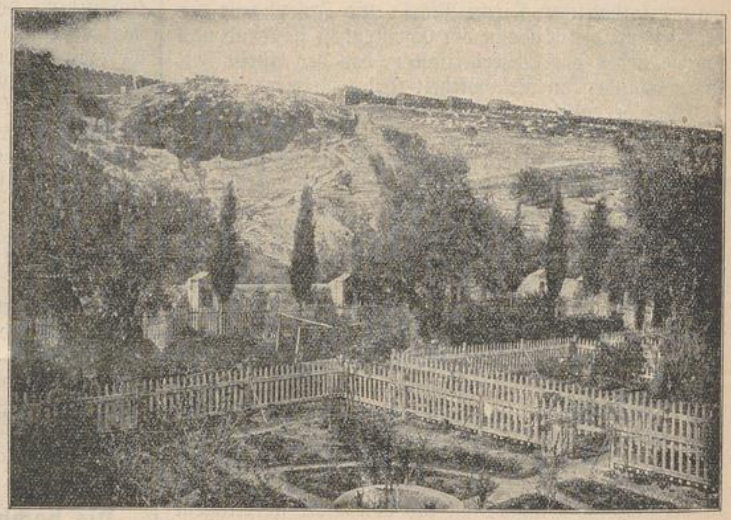
So ist es in der Tat. In dem auferweckten Fleische Jesu hat die göttliche Barmherzigkeit alle heilbringenden Kräfte seines Opferleibes am Kreuze beibehalten und sie uns in der hl. Kommunion zu einem Balsam und zu einem Heilmittel von unberechenbarem Werte gemacht. Kaum tritt nämlich unser lieber Herr und Heiland in die Behausung unserer Seele hinein, so beginnt er sofort seine heilende und erlösende Wirksamkeit. Da gibt's keine Wunde, nichts Krankes, nichts Schmerzliches und Unvollkommenes weder am Leibe noch an der Seele, das seinem allwissenden Auge entginge. O unendliche Barmherzigkeit Gottes, wie angelegentlich suchest du die Wiederherstellung der armen, kranken, in Sünden versunkenen Menschheit!

Welch' ein Trost ist es ferner für uns sündige Menschen, zu wissen, daß ein reiner, heiliger, makelloser Hoherpriester über uns gesetzt ist, der durch sein Gebet und Opfer die Blitze der göttlichen Gerechtigkeit von unsern Häuptern abhält, und dessen kostbarstes Blut Tag und Nacht um Sühne und Erbarmen für uns zum Himmel ruft: Fürwahr, wie ein treuer, unermüdlicher Wachposten ist der Herr im Tabernakel aufgestellt; er ist zugleich unser bester Sachwalter, und lieber erleidet er Kälte und Verachtung, Wunden und Tod, als daß er seinen freigewählten Posten verließe oder sein heiliges Mittleramt niederlegte. Jesus bleibt und vollführt den ihm vom himmlischen Vater gewordenen Auftrag, und auch die Menschheit lebt infolgedessen fort und erfährt beständig die wohltuende Wirksamkeit der Erbarmungen Gottes.

O Herr, wie gerne will ich mich deinen Heilsplänen und dem segenbringenden Opfer deiner Altäre anschließen! Mit dir, dem ewigen Hohenpriester im Tabernakel, will ich Sühne leisten für mich und meine irrenden Brüder. O unendliche Barmherzigkeit meines Gottes, gib mir täglich größere Heiligkeit, und stärke mich durch den Empfang einer recht gnadenreichen, heiligen Kommunion!

Der verkleidete Königssohn.

Ein königlicher Prinz besuchte einmal aus Mitleid einen Gefangenen im Kerker, aber verkleidet; er fragte ihn Vielerlei, wie es ihm ginge, wie lange er schon da sei, wie er sich in seinem traurigen Zustande zurecht finde, und Aehnliches. Der arme Mensch, da er nicht wußte, wer ihn besuche und den Prinzen nach seiner geringen Kleidung beurteilte und demnach ihn für einen ganz gewöhnlichen Menschen hielt, gab ihm nur kurze Antworten, weil er ohnedies wegen seiner langen Gefangenschaft verdrießlich war. Das Gespräch wurde bald abgebrochen, und der Besuch hatte ein Ende. Sobald der Prinz hinweggegangen war, fragte der Gefängniswärter den Gefangenen, ob er einen guten Trost bekommen habe? „Was Trost," sagte jener, „von einem fremden gewöhnlichen Menschen?" „Weißt du auch," erwiderte der Gefängniswärter, „wer hier war, und wer mit dir gesprochen? Es war der königliche Prinz." „Wie?" schrie der Gefangene ganz bestürzt, „war dies der königliche Prinz? O ich unglückseliger Mensch! Habe ich Den bei mir gehabt? O ich Unsinniger, welch eine Torheit habe ich da begangen! Welch eine schöne Gelegenheit habe ich da versäumt! Hätte ich das gewußt, so brauchte ich nicht mehr hier zu schmachten; so würde ich nicht mehr in diesem elendigen Kerker sein. Ich hätte mich dann ganz anders benommen; ich hätte mich vor ihm auf den Boden geworfen, seine Füße mit meinen Händen fest umklammert, sie mit meinen Tränen benetzt, und ihn nicht von mir gelassen, bis er mich aus dieser Gefangenschaft befreit hätte. Ach, käme ein solches Glück nur einmal noch wieder!" Auf diese



Garten Gethsemane.

Weise klagte und jammerte der arme, trostlose Gefangene, und zwar mit Recht.

Wir Menschen haben eben so viel Grund, uns zu beklagen, ja mit mehr Recht sollten wir es bereuen, daß wir so manche Gelegenheit versäumt haben, als der unter Brotsgestalten verkleidete Gott bei uns Einkehr genommen, daß wir aus Mangel eines lebhaften Glaubens uns so benommen haben, als wenn wir nicht gewußt hätten, wer er wäre. Ja so können und sollten wir klagen: „Wie oft hat der ewige allmächtige Gottessohn aus lauter Güte und Liebe zu mir meine bekümmerte und gedrückte Seele besucht! So oft habe ich ihn bei mir gehabt, als ich bisher kommunizierte; so oft bin ich bei ihm gewesen, als ich in der Kirche beim Altarssakramente mich einfand. O ich Tor und Unvernünftiger! wie habe ich ein so großes Glück verscherzen können? Ich führte mich in seiner Gegenwart auf, als wenn ich einen Fremdling vor mir gehabt hätte! Ihn hat die Liebe, Barmherzigkeit und das Verlangen, mir zu helfen, zu mir gezogen; und ich habe ihn mit wenigen Worten abgespeist, und mit einigen aus einem Buche gedankenlos dahergesprochenen Gebeten wieder von mir weggehen lassen; ja, kaum hatte ich ihn bei mir aufgenommen, so wandte ich ihm den Rücken, ohne ihm zu danken, oder meine so nötigen Angelegenheiten bei ihm anzubringen, um erst nach einem halben, nach einem ganzen Jahre ihn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wieder zu empfangen. Ich habe ihn, meinen so gutmeinenden Wohltäter, öfters in meinem Herzen allein sitzen lassen, indem ich nach kaum empfangener Kommunion zu Weltgeschäften hinausging. . . .

Eine kleine Dulderin.

Von Schw. M. Narzissa, C. P. S.

Maris-Stella. — Sonntag, den 10. Juli v. J., kommt ein Mann zu unserer Station und bittet um eine Arznei für sein Mädchen, das sich am Feuer verbrannt habe. Die Kleine — Namu wurde sie von ihrer heidnischen Umgebung genannt — war ein Kind von ungefähr 7 bis 8 Jahren und litt an der Fallsucht. Eines Tages fiel sie ins Feuer und kam dabei zwischen zwei große eiserne Töpfe zu liegen, worin gerade Kaffernbier gebraut wurde. Wie lange das arme Kind da gelegen, weiß man gar nicht; es hatte schreckliche Brandwunden, als man es endlich auffand.

Das Kind erregte unser höchstes Mitleid. Schwester Kanuta besuchte es noch in derselben Woche und machte sich anheischig, die Kleine der besseren Pflege wegen mit zur Station zu nehmen, ein Anerbieten, das die heidnischen Eltern mit großer Bereitwilligkeit annehmen; denn die Wunden eiterten stark und verbreiteten einen so üblen Geruch, daß ihre Geschwister nicht mehr neben ihr schlafen wollten. Die größte Schwierigkeit machte der Transport, denn der betreffende Kraal ist nämlich volle vier Wegstunden von Maris-Stella entfernt.

Freitag abend, den 15. Juli, brachten sie vier Männer auf einer primitiven Tragbahre hieher. Sie hatten einfach mittels Grasstricken an zwei langen Stangen einige Querhölzer befestigt, das Kind in ein schmutziges Tuch eingehüllt und darauf gelegt. Was das arme Ding auf dem weiten Wege gelitten haben mag, kann man sich denken! —

Ich hatte schon zweimal Gelegenheit gehabt, Personen mit starken Brandwunden kleine Liebesdienste zu erweisen; das einemal einem Manne, der sich den Vorderarm und einige Finger verbrannt hatte, das anderemal einem Mädchen; aber so ein Fall, wie dieser, war mir noch nicht vorgekommen. Wir alle schauderten, als wir das arme Wesen losgebunden und aufgedeckt hatten. Die Schwarzen haben natürlich keine Idee von einem ordentlichen Verbandzeug und greifen in der Not zum nächstbesten schmutzigen Lumpen, oder zu einer großen, breitblätterigen Pflanze. So auch hier; alle Wunden waren mit Tabaksblättern belegt und mit Grasstricken umwunden. Die ganze linke Gesichtshälfte war bis zur Mitte des Schädels eine einzige Wunde, die Stirne war bis zur Hirnschale aufgedeckt, Haut und Fleisch entfernt; ebenso war der linke Arm bis zur Achselhöhle hinauf entsetzlich zugerichtet. Von drei Fingern der rechten Hand waren die beiden Vorderglieder total abgelöst und standen wie gekochte Knochen, von allem Fleische entblößt, hervor, und auch der rechte Arm war bis zum Ellenbogen verbrannt.

Die Männer, welche das arme Geschöpf gebracht hatten, blieben da, bis wir es verbunden und gereinigt hatten und beobachteten genau jede unserer Bewegungen.

Anfangs konnte Namu noch etwas herumgehen; bald aber schwanden ihre Kräfte so, daß sie beständig liegen mußte und sich zuletzt noch wund lag. Die kleine Dulderin hatte eine schwere Prüfungszeit durchzumachen. Nur selten kam ein Schlaf auf ihre Augenlider, und die ganze Kopfhaut schälte sich bis zum Hals herunter ab, sodaß sie lebendig mit dem reinsten Totenkopf dalag; nur das rechte Auge war intakt geblieben.

Am 12. August verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß ihr der Hochwürdige P. Leonard, Superior der hiesigen Missionsstation, die hl. Taufe spendete. Er nannte sie dabei K l a r a zu Ehren der großen Heiligen, deren Fest die Kirche an jenem Tage feiert.

Auch unsere ehrwürdige Schwester Oberin (Schwester Sixta) nahm sich der Kranken mit denkbar größter Liebe an. Ungezählte Stunden saß sie während der letzten Wochen Tag und Nacht neben deren Lager, oder nahm sie auf ihren Schoß und wiegte sie mit der Liebe einer Mutter. Was die Kleine nur wünschte, wurde herbeigeschafft. Ihr Lieblingsgericht waren Fleisch, Kaffernbier und Bohnen! zuweilen erhielt sie auch ein Ei.

In den ersten Tagen schien das Kind kein Heimweh zu fühlen, allein je schwächer und hilfloser es wurde, desto mehr zeigte sich seine Anhänglichkeit an die alte Heimat, namentlich die Liebe zur Mutter. Stundenlang konnte es daliegen, ohne ein Wort zu sagen. Wenn man es aber fragte: „Kind, was möchtest du gerne haben?", kam es wehmütig über ihre Lippen: „Ngikumbula 'Ma!" („Ich habe Heimweh nach der Mutter".) „Laßt mich heim zur Mutter! Morgen gehe ich wieder heim!"

Diese Anhänglichkeit an die Mutter rührte uns tief; wir ließen sie daher rufen. Die Augen des Kindes leuchteten hell auf, als die liebe, gute „Ma" wieder kam und bei ihr blieb. Doch schon am folgenden Tage vertauschte die kleine Dulderin die Erde mit dem Himmel. Sie starb in der Oktav des Festes Mariä Himmelfahrt. Möge die kleine Klara nun am Throne Gottes zur Fürsprecherin werden für uns und ihre schwarzen Angehörigen! —

Werfen des Speeres.

Wird im Swasi-Land ein neuer Häuptling installiert, so befolgt man dabei eine Zeremonie, die man das „Werfen des Speeres" nennt. Ein Weißer, welcher der Installation des Swasikönigs Bunu beiwohnte, beschreibt den Vorgang folgendermaßen:

Alle waffenfähige Mannschaft wird zum Königskraal gerufen, wo sie sich in Form eines Quadrats aufstellt. In der Mitte ist ein großer freier Raum und eine Seite des Quadrates steht offen, während die übrigen drei geschlossen sind.

Auf ein Zeichen, das der neue Häuptling gibt, machen mehrere unbewaffnete Männer Jagd auf einen schönen, schwarzen Stier, den man zuvor auf jegliche Weise gereizt und wild gemacht hat. Sie sollen das Tier einholen und in das von den Kriegern gebildete offene Quadrat bringen. Entkommt der Stier seinen Verfolgern, so hat das eine gar üble Vorbedeutung. In dem Falle, den unser Gewährsmann erzählt, entfloh der Stier dreimal. Die Zeremonie wurde daher aufgehoben, bis das Glück sich günstiger zeigte.

Das viertemal wurde der schnaubende und brüllende Stier glücklich eingeholt und trotz seines Sträubens ins Quadrat geschleppt, wo sofort Hunderte von Burschen wie eine Horde blutgieriger Kanibalen auf ihn losstürzten. Das arme Tier wurde zu Boden geworfen, worauf ihm die Unmenschen das rechte Vorderbein hart an der Schulter abschnitten. Dann trieb man es wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf, jagte es mit den drei Beinen, die ihm geblieben, im Viereck umher und schlug solange mit Keulen und Stöcken auf das gequälte Tier los, bis es kläglich verendete. Das ist kaffrische, echt heidnische Grausamkeit!

Nun begab sich der König in das Quadrat und schleuderte einen Assegai nach der Himmelsgegend zu, wo derjenige seiner Feinde war, den er zuerst anzugreifen gedachte. Das Volk wähnte, Bunu, ihr junger Fürst, würde wohl seinen Speer gegen das Städtchen Bremmersdorp werfen und damit den Weißen den Krieg erklären. Er tat es aber nicht, sondern warf ihn nach einer anderen Richtung.

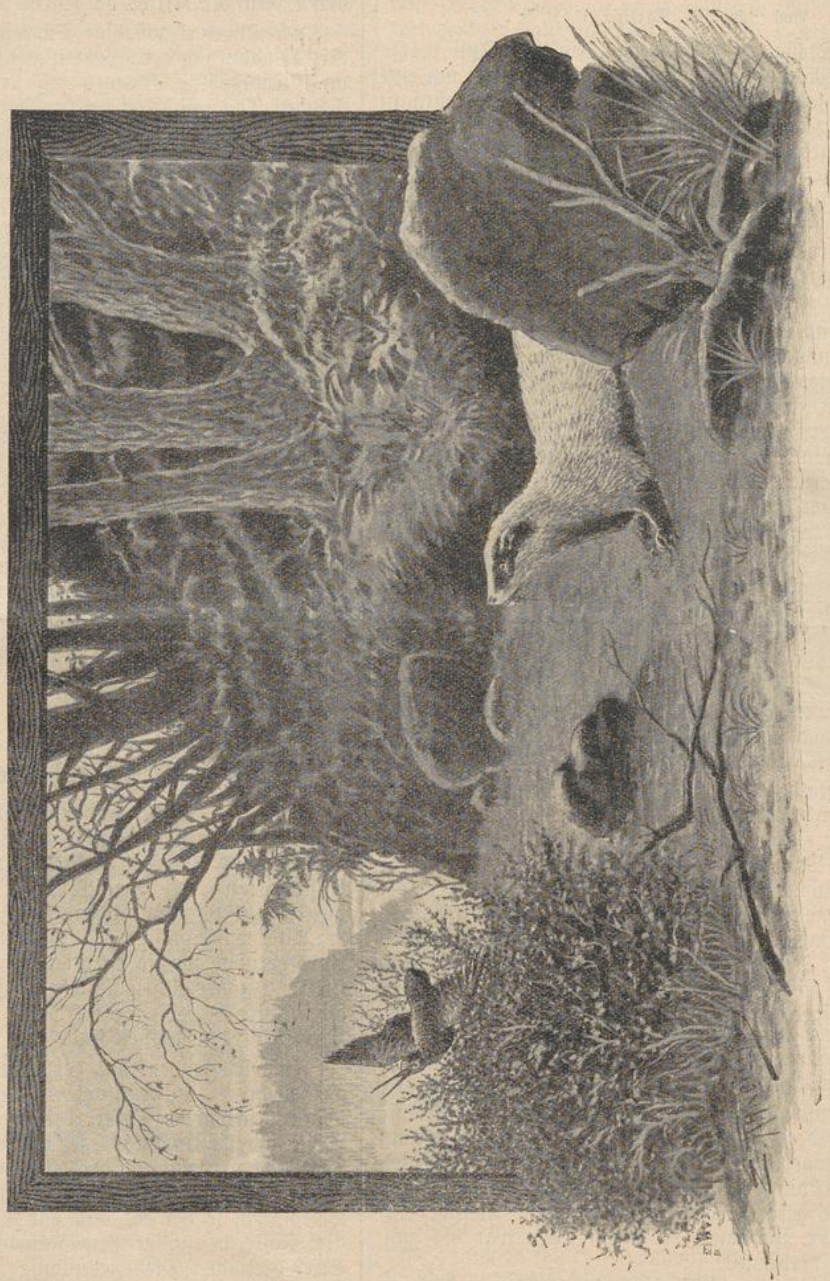
In der Nacht, da Bunu diese Zeremonie vornahm, starb seine Mutter, die alte Königin. Sie hatte schon vorher geäußert, sie würde in dieser Nacht sterben, denn es könnten nicht zwei Königinnen in einem Lande sein. Sie hatte nämlich während der Minderjährigkeit Bunu's das Land regiert und ihr Sohn hatte bei seinem Regierungsantritt schon eine Gattin gewählt. Ob die alte Frau selber Gift nahm, oder ob sie sonst jemand heimlich aus der Welt schaffte, weiß natürlich niemand. Genug, sie starb in derselben Nacht.

Manche Missionäre wollen in dem Brauch, alte Königinnen am Tage der Thronbesteigung ihres Sohnes sterben zu lassen, eine spezifisch jüdische Sitte erblicken, weil auch Asa, die Königin Mutter, aus dem Wege schaffte. Allein, wo es Menschen gibt, geht's menschlich her, und ein stolzes, herrschsüchtiges Geschlecht ist überall voll Grausamkeit und Eigennutz nicht nur bei den Juden und Kaffern, sondern auf dem ganzen weiten Erdenrunde.

Das Fest der neuen Früchte.

Das Einernten der Feldfrüchte ist bei allen Völkern, namentlich aber bei den Kaffern ein hochwichtiges Ereignis. Bei vielen Stämmen ist es nicht erlaubt, von irgend einer neuen Frucht zu essen, bevor der Häuptling gewisse, die Ernte einleitende Zeremonien vorgenommen hat. Die Tembus dagegen, sowie die Gaikas und Galekas wissen von diesem Brauche nichts.

In früheren Zeiten wurden von den Häuptlingen eigene Spione aufgestellt, die genau aufpassen mußten, ob sich nicht jemand erdreiste, frevelticher Weise von einer neuen Feldfrucht zu essen, bevor von ihnen durch offiziellen Spruch die Ernte eröffnet war. Wer dieses



Glücklich entwischt. (Dachs und Schnepfe.)

Der Dachs gehört in die Säugetiergattung, die sich dem Bären anschließt und zu den Mardern überleitet. Er besitzt einen plumpen Körperbau, lange Krallen und einen langen Schwanz. Der Dachs lebt in uns verschiedenen Röhren und Öffnungen bestehenden Erdhöhlen (sogen. Dachsbau). Eben ist er, wie unser Bild zeigt, aus seinem Bau herausgekommen und wollte sich eine Mahlzeit holen. Die Schnepfe hielt jedoch gute Wacht und ist ihm entronnen! Freilich hat der Böswicht ihr schon einige Federn ausgerissen.

Verbrechens überführt wurde, galt als versehmt gleich einem Zauberer und hatte auch die gleiche Strafe zu gewärtigen: Tod oder lebenslängliche Landesverweisung.

Es gibt bei den Kaffern eigentlich zwei Erntefeste, das kleine und das große, doch werden nicht überall beide gefeiert, und die Feier selbst ist je nach dem Stamme verschieden. Das kleine Erntefest findet statt, wenn der junge Mais noch weich ist, was in den Küstengegenden gegen Neujahr zu der Fall ist. Sobald dann der erste Vollmond naht, schickt der Häuptling einige seiner Getreuen an die Küste, um etwas Seewasser zu holen. Sind sie zurück, so beruft der Fürst eine große Versammlung zum Königskraal. Der inyanga oder Regendoktor ergreift im Namen des ganzen Stammes ein zwiebelartiges Knollengewächs und preßt den Saft in das herbeigeschaffte Meerwasser.

Ist das geschehen, so wäscht er den Leib des Königs mit der Mischung, auf daß sein Herr und Gebieter stark werde und siege über alle seine Feinde.

Nur die Großen der Nation werden zu dieser Festlichkeit geladen. Oft folgt keine weitere Zeremonie; auch läßt man in manchen Gegenden das kleine Erntefest aus und feiert nur das große. Die Sitten und Gebräuche sind, wie gesagt, bei den einzelnen Stämmen verschieden. (Fortsetzung folgt.)

Ein anglikanischer Bischof über die Passionsspiele in Oberammergau.

Großartige Anerkennung für die katholische Bevölkerung von Oberammergau enthält der folgende Brief des anglikanischen (protestantischen) Bischofs von Southwell (erschienen in der letzten Nummer des „Southwell Diozesan Magazine").

„Teure Freunde, — Es sind kaum einige Tage, da stand ich auf einem Hügel und übersah das kleine Dörfchen Oberammergau, welches ganz umgeben von Bergen ist und weit, weit entfernt ist von dem geschäftigen und rastlosen Treiben Englands. Weit über uns, auf dem höchsten Gipfel des Berges, stand ein Kreuz und in diesem Kreuz liegt der Schlüssel des Rätsels, warum wir hier waren und nicht nur wir, sondern mit uns noch tausend andere. Wie wir dort standen, kamen auf allen Wegen und mit jeder Eisenbahn eine Unmenge von eifrigen Reisenden — teils zu Fuß, teils mit Karren, Wagen, Autos oder anderen Fuhrwerken, alle voll besetzt. Und so zieht durch den ganzen Sommer hin ein Strom von Reisenden aus allen Gegenden der Welt hierhin. Aber warum sind sie gekommen? Was wollen sie hier sehen? Und nachdem sie es gesehen haben, was bewirkt es, daß sie mit einem Eindruck fortgehen, wie sie nie zuvor einen solchen empfanden. Sie haben die Darstellung des Leidens und Todes Christi gesehen, aufgeführt von Landbewohnern eines einfachen Dorfes, von den Bildschnitzern und Arbeitern von Oberammergau.

Von der Darstellung, ihrer erhabenen Schönheit und Reinheit, will ich hier nicht sprechen. Acht Stunden lang blieb die Zuhörerschaft von 4000 Menschen in tiefem Schweigen, als die alte, alte Geschichte dargestellt wurde, aber für uns ist jetzt wieder ein neues Licht auf diese Geschichte gefallen, und wir begreifen jetzt besser die Bedeutung des Leidens.

Heute will ich nur auf einen anderen Erfolg des Passionsspiels hinweisen, nämlich auf den Eindruck, den es auf das Volk des Ortes selbst ausübt. Sogleich bei unserer Ankunft umfängt uns schon eine ehrfurchtgebietende Atmosphäre. Die Portiers, die Gepäckträger die Frauen, die Kinder, alle sind voll von Höflichkeit und Zuvorkommenheit. Eine Gemütsstimmung ist vorherrschend, die auch auf andere ihre Wirkung geltend macht. Und wenn du fragst, woher kommt dieses alles, dann mußt du zuerst auf das Kreuz sehen über dem Dorf und dann in die Pfarrkirche gehen und von dort ins Passions-Theater. Dann bist du mitten unter der Bevölkerung, in welcher von Jugend auf der sehnsüchtige Wunsch groß gezogen wird, in der Passions-Aufführung mitzuspielen. Den kleinen Knaben mit den langen Haaren, welcher dein Gepäck trägt, wirst du um fünf Uhr morgens in der Pfarrkirche als eifrigen Messediener sehen, und dann wirst du ihn um acht Uhr während des Spieles in einem lebenden Bild sehen oder bei einer Aufführung. Die Gesichter vieler dieser Kinder sind wunderhübsch. Ihre Väter und Mütter haben in ihnen dieses Interesse groß gezogen, und das Interesse steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Trotz alledem ist dort kein Zeichen von Dünkel oder Stolz zu finden. Einfachheit herrscht überall und ist in den Gesichtern ausgeprägt trotz des Lobes und der Schmeichelei, welche ihnen von allen Seiten zuteil wird. Die ganze Gemeinde scheint nur den einen Wunsch zu haben, dich zu zwingen, besser zu verstehen und dadurch mehr zu lieben deinen Heiland, welcher für dich starb. Wenn unter meinen Lesern noch jemand die Hoffnung hat, nach Oberammergau zu kommen, so würde ich ihm sagen: bringe wenigstens zwei Tage vor dem Sonntag in dem Dorfe zu; sieh das Volk in seinem gewöhnlichen Leben, knie unter ihnen in ihrer Pfarrkirche, und dann gehe zu ihren Passionsspielen. Du wirst ein ganzes Dorf sehen, in dem das Leben Christi sich täglich verwirklicht und du wirst erfrischt zurückkehren zu deinem Tagewerke, und du wirst die Mühseligkeiten des täglichen Lebens leichter ertragen und von neuem Vertrauen erfüllt werden, von Vertrauen auf die Macht des Kreuzes und des auferstandenen Heilands."

Zuluprinz und schlesischer Streuselkuchen. In seinem Werke: „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika" erzählt Oberst Schiel folgende lustige Episode: Einer der Halbbrüder Cetshwayos, des Zulukönigs, Makanane, der riesigste von allen, denn an seiner Höhe fehlte nur wenig an sieben Fuß, besuchte uns oft, als ich im Zululande wohnte. Er schwärmte für schlesischen Streuselkuchen, den meine Frau so schön buk. Einmal schickte er meiner Frau eine Kuh zum Geschenk und ließ wissen, daß er uns am folgenden Sonntag besuchen werde, um Kaffee zu trinken und „Kuchen mit Hagel", wie er den Streuselkuchen nannte, zu trinken. Er komme aber ganz allein und wolle sich einmal an Kuchen tüchtig satt essen. Meine Frau hatte gebacken, als ob sie eine Bauernhochzeit in Mecklenburg zu versorgen hätte, um „Sr. königlichen Hoheit" den Gefallen zu tun und — alles wurde alle! Bei den letzten Stücken war er nahe am Platzen. Da aß er die Streuseln ab und nahm den kahlen Kuchen für seine Lieblingsfrau mit!

Nette Wirtschaft. Bürgermeister: „Sie, Gemeindediener, seit drei Monaten sind keine Strafgelder mehr eingegangen; es badet sich keiner mehr an verbotener Stelle, es lauft niemand mehr über die Felder und Wiesen, es reißt keiner mehr was ab, es stiehlt niemand mehr Obst — was ist denn das für eine Wirtschaft?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gemütlich. Richter (zum Angeklagten): „Sie sind des Mordes an dem Huberbauer beschuldigt. Gestehen Sie die Tat zu?" — Angeklagter: „Gar koan Schein! Was wett'n mer, Herr Richter, daß ich's net g'wesen bin!"

Ein wirklich gutes Herz ist immer stark. Es leidet auch, aber es verbirgt seine Tränen und sucht im Wohltun seinen Trost.

Sich in sein Zimmer einschließen, um seinen Erinnerungen nachhängen und darüber weinen zu können, ist oft leichter, als einfache Hausarbeiten verrichten.



Verbotene Korrespondenz.

Briefkasten.

N. P. Die Postulanten für Mariannhill werden am 11. März von Southampton (England) abreisen, von Köln wahrscheinlich am 9. oder 10. März.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Veen, Affeln, Heusweiler, Linz, Freund Königswinter, Düren, Emmerich, Bübach, Angelsberg, Wesecke, Cuchenheim, Essen, Hegensdorf, Lette, Aldenhoven, St. Christina, Kollbach, An bei Freising, Escherndorf, Tiefenbach, Di poltskirchen, Kirchheim, Ravensburg, Windwais, aus Pfedelbach 13 Mk. für das Probehaus, Obergriesbach, Mudau, Ohlungen, Mondfeld, Indlekofen, Tiengen, Ottobeuren, Wiesmühl, Gößweinstein, Motten, Richelbach, Berlin, Rhina, Mehlsack, Bonndorf, Dahn, Meckatz, Hüngheim.

Danksagungen

gingen ein aus: Schladming, Graz, N. N., Böhmen, J. K. (M.), Provinz Hannover.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Ilzham, Allensbach, St. Christina, Büderscheid, Veen, Echz, Emmerich, M.-Gladbach, Bitburg, Königswinter, Linz, Emstek, Sevelen, Frasselt, Offenburg, Kesternich, Oberursel, Neckarsulm, Haidenburg, Zwiefalten, Gronau, Schönfeld, Grombach, Ketten, Stuttgart, München, Allfeld, Tiengen, Feldkahl, Augsburg, Horgenzell, Hintergereut, Oberursel, Augsburg. Murg, Hausach, Berlin, Frankfurt: Um Befreiung vom Militär, braves Dienstmädchen um gute Stellung, Scharfenstein, Furtwangen, Herzogau, Obermäßing, eine Jungfrau in schwerem Anliegen, Brooklyn, Schluckenau, Königstetten, Winn, Gallneukirchen, Hinterkotten, Baden, Taxenbach, Euratsfeld, Zwettl.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Kunigunda Zeilmann, Hubenberg. Barbara Philomena Heimerich, Würzburg. Friedrich Unterholzner, Loiching. Adolf Hefner, Fechenbach. G. Emmerich, k. Major, München. Maria Obermeier, Niederndorf. Kath. Bauer, Schalding. Sophie Wolf, Holzheim. Franz Selhuber, Eching. Balbina Fenecker, Ortenberg. Markus Wenz, Anna Maria Lesch, Ilmspan. Kreszentia Matmer, Großaitingen. Georg Steindl, Saal a. D. Kath. Friedlein. Hettingen. Kath. Bruckladner, Prosmering. Klara Hüfner, Boxthal. Barbara Goebel, Bergtheim. Kath. Walz, Schiltigheim. Herr Back, Roth. Kath. Leisgang, Weigelshofen. Franz Kirchner, Würzburg. Mathilde Zeirr, Laugenreichen. Lorenz Steigerwald, Feldkahl. Anna Maria Winheim. Anna Maria Ziegler. Margaretha Keller. Margaretha Schulz. Kunig. Göbel. Anton Gößmann. Dorothea Rüger. Andreas Kümmet, Joh Mich. Wolz, Schwemmelsbach. Joseph Mader, Stegbruck. Alois Huber, Altötting. Magdalena Mayer, Augsburg. Paulina Stahl, Altheim. Herr Menzer, Arlen. Reallehrer Streicher, Freiburg. Sebastian Schreiber, Unterfahlheim. Hermann Schmid, Riedenburg. Monika Pieringer, Damenstift. Marg. Beck, Unterschürmig. Maria Haager, Oberkirchberg. Kaspar Reif, Weibsbrunn. Joseph Köppl, Spandl. Philomena Mörtl, Oderberg. Joh. Peter Mißler, Rohrbach. Joh. Evang. Schilling. Bisingen. Jakob Schofer, Irdning. Maria Schleifer, Gr. St. Florian. Julie Sommerhofer, Weiz, Katharina Wolf, Iglau. Paul Halek, D. Beneschau. Schw. Oberin Wilhelmine Böck, Budapest Maria Hall, Ruszt in Ungarn. Maria Windisch, St. Stefan ob Stainz. Maria Juri, Graz. Johann Hartmann, Coshoktor, Ohio. Johann Egger, Linz. Maria Tätzer, Leutschach. Mathilde Ramsch, Altehrenberg. M. Emerita Höflinger, Linz. Philomena Gapp, Kaltern. Barbara Merthen, Brix. Gottlieb Scharrer, St. Andrä. Schw. M. Notburga, Taufers. Maria Fatzer, Juliana Zitys Leutschach. M. Modesta Papst, Klagenfurt. Konstanzia Dinauer, Mellach. Karl Keller, Pächlarn. Rosalia Erlet, Linz. Anna Heinzl, Rainbach. Elise Obergruber, Trattenbach. Josefa Rumpler, Abstall. Kath. Mayer, Zipf. Johanna Prutti, Kraubath. Herr Mathas, Zsolna. Frz. Freiinger, Hausmanstetten. Johanna Mandl, Graz. Aebtissin der Clarissinnen, Brixen. Simon Aigner, Titl. Erzbischof, Neustift. Johann Bohner, Botenwald. Julie Werner, Mölten. Vater Blum, Taufers. Franz Fröschl, Mauer-Oehling. Simon und Juliana Klug, Groß-Klein. Maria Kathan, Anna Herbst, Magreith. Hermann Wenning, Adelheid Dirks, Hengeler. Peter Puhl, Heusweiler. Bernardine Heirnig, Coesfeld. Nikol. Heymann, Uselbingen. Johann Alex, Görkendorf. Kath. Arnesmüller, Waldzell. Mathilde Hirschvogel. Barbara Sommer, Waldmünchen. Karl Winterhalter, Neustadt in Schw. Fr. Rother, Bockau. Theobald Rombach, Orschweier. Edward Krummenauer, Brooklyn, N.-Y. Florian Nüdling, Anton Schwenk, Lohrbach-Germany. Dr. Peter Schwind, Le Mars, Iowa. John Lada. Clara Bedesen, Milwaukee, Wis. Christian Naal, Rock-Island, Ill. Rev. Geo Fleisch. Cincinnati, Ohio. Jg. Kempf, Walburg, Adam Wegmann, Theilheim. Jos. Vogl, Unterbibrach. Anna Wolberer, Grün. Helene Birk, Büdingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 4.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Freud und Leid.

Köln a. Rh.
April 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Palmsonntag.

Die Palmenzweige nahen wie ein Wald.
In dichte Nebel hüllt der Weihrauch ein
Das Schiff des Doms. Des Frühlings Sonnenschein
Wirft durch die Fenster Regenbogenglanz.
Und feierlich die Priesterstimme schallt:
Procedamus in pace.

In tiefem Frieden wallen sie entlang,
Die noch dem Welterlöser gläubig sind.
Ja tief im Frieden wallen Greis und Kind,
Als wär's die Straße von Jerusalem.
Und hell und selig tönt ihr Grußgesang:
Hosanna in excelsis.

Und wieder werfen sie die Kleider hin
Zu seinen Füßen! All ihr träges Leid,
All ihre Hoffart, ihre Sündigkeit
Dem Ueberwinder ihres Seelentods.
Und jubelnd ihre Stimmen froh erblüh'n:
Benedictus, qui venit in nomine Domini!

Gesegnet sei, der uns erlösen will
Hosanna ihm, der uns're Sünde trägt.
Hosanna ihm, der uns're Lasten wägt.
Dem heil'gen König der Barmherzigkeit.
Und sieh! Im weiten Dome wird es still,
Denn weiß und licht als himmlische Vision
Erscheint der Herr und geht dem Volk voran,
Ihr großer König und ihr Schmerzensmann,
Gehüllt in seiner Unschuld Strahlenkleid.
Und segnet sie und schaut sie liebreich an,
Denn er ist wahr und wirklich Gottes Sohn:
Hosanna in excelsis.

M. Herbert.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Mit großer Freude vernahm der König von Kongo die Nachricht von der Taufe seines Oheims und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des portugiesischen Befehlshabers und der mit ihm eingetroffenen christlichen Lehrer in seiner Hauptstadt. Ruy de Sousa brach daher rasch auf. In seinem Gefolge befanden sich die drei Dominikaner-Mönche, während ihn eine Unzahl jubelnder Neger begleitete. Die einen von ihnen trugen das Gepäck oder leisteten sonstige Dienste, die andern erheiterten die Gesellschaft durch Gesang und Musik.

Der Weg bis zur Residenzstadt, welcher 150 portugiesische Meilen betrug, wurde beim Nahen des Zuges sorgfältig mit Besen gereinigt, und an beiden Seiten waren Speisen und Getränke im Ueberfluß aufgestellt.

Als sie sich der Hauptstadt, Banza Congo*) genannt, näherten, kamen ihnen die angesehensten Leute des Hofes entgegen, um sie in ehrenvollem Geleite zum Könige zu bringen. Der Jubel der zahllosen Menge, die, soweit das Auge nur reichte, alle Anhöhen und Bäume bedeckte, war unbeschreiblich.

Der König selbst saß vor dem Tore seines Palastes auf einem Throne aus Elfenbein. Seinen linken Arm schmückte ein kostbares Armband und auf dem Haupte trug er eine sehr künstlich aus Palmblättern geflochtene Krone, wovon ein Pferdeschweif, das Zeichen der königlichen Würde, über seine Schultern flatterte.

Ruy de Sousa wurde von seinen Begleitern vor den Thron geführt, wo er mit Hilfe des Schiffskaplans, welcher der Landessprache schon hinreichend mächtig war, den Zweck seiner Sendung eröffnete und wiederholt die freundschaftliche Gesinnung seines Gebieters, König Johann II. von Portugal, betonte.

Als er seine Rede geendet hatte, erhob sich der König von Kongo zum Zeichen seines Beifalls; alles Volk aber warf sich zur Erde nieder und streckte unter ungeheurem Jubelgeschrei, der Landessitte gemäß, die Füße in die Höhe! —

Nun wurden die Geschenke verabreicht, welche namentlich in kirchlichen Gewändern und Altarschmuck, Kreuzen, Heiligenbildern und Fahnen bestanden. Alle diese Dinge waren natürlich den Schwarzen neu und erregten ihr höchstes Erstaunen. Die wenigen, welche beider Sprache kundig waren, bemühten sich, in Kürze deren Gebrauch und Bedeutung zu erklären.

Nach Beendigung der großen Feierlichkeit führte man die fremden Gäste nach ihren Wohnungen, wo man sich bemühte, ihre leisesten Wünsche zu befriedigen. Am folgenden Tage berief der König in aller Stille die Portugiesen allein zu sich, um sich mit ihnen über seine Taufe zu beraten. Es wurde beschlossen, ihm vorerst einen gründlichen Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten zu erteilen und in der Zwischenzeit eine Kirche zu erbauen. Schon waren die Baumaterialien: Holz, Steine und Kalk usw. nach Angabe der portugiesischen Bauleute, welche Ruy de Sousa mitgebracht hatte, mit wunderbarer Schnelligkeit herbeigeschafft, als ein unerwartetes Ereignis eintrat, das die Beschleunigung der Taufe des Königs ratsam erscheinen ließ.

Flußaufwärts nämlich, wo der Kongo von steilen Felsen herabstürzt und in dem ungeheuer breiten Flußbett eine Menge großer Inseln bildet, wohnten die Anzikos, wilde, tapfere Volksstämme, welche zum Teil die Oberherrschaft des Königs von Kongo anerkannten, zum Teil aber frei und unabhängig auf ihren schwer zugänglichen Inseln wohnten. Doch standen sie durch lebhaften Handel und Verkehr mit einander in Verbindung; denn in ihrem Gebiete befanden sich ergiebige Kupfergruben, und hier wächst das berühmte Sandelholz, das zerrieben und mit Palmöl vermischt, eine köstliche, vielgesuchte Salbe liefert. Die Küstenbewohner bestreichen sich damit den Körper, um ihn gegen schädliche Witterungseinflüsse zu schützen; die Portugiesen aber bereiteten daraus unter Beimischung von Essig ein Pflaster, das sie bei Fieberanfällen und gegen gewisse Hautausschläge mit Erfolg

*) Jetzt San Salvador, etwa 45 deutsche Meilen von der Küste entfernt. Jede Hauptstadt eines Landes heißt am Kongo Banza.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1821



1911

Prinz-Regent Luitpold von Bayern
feierte am 12. März sein 90jähriges Geburtsfest in seltener Rüstigkeit.

benützten; auch gegen Kopf- und Zahnschmerzen pflegten sie es anzuwenden, indem sie das wohlriechende Pulver auf Kohlen verbrannten und einatmeten.

Die Anzikos waren, wie uns ein damaliger Missionär berichtet, ein echtes Naturvolk, und wiesen manch' treffliche Charaktereigentümlichkeiten auf. Sie waren einfach, verlässig und treu, und wären mit der Annahme des Christentums sicherlich ein ganz respektables Volk geworden. Ihre Gewandtheit erregte Erstaunen; wie Gemsen kletterten sie auf ihren hohen, steilen Bergen umher. Ihre Waffen sind die bei den wilden Völkern üblichen: Pfeile und Bogen, Messer und Beile, unterscheiden sich aber in der Form. Ihre schön geschnitzten Bogen sind überaus geschickt mit Schlangenhäuten überzogen. Es ist das nicht nur eine Zierde, sondern auch ein Schutz gegen Würmer und Motten. Die Sehne besteht aus einem weichen, bräunlichen Rohre, das wie eine Weide gedreht wird. Die aus einem harten Holze verfertigten Pfeile sind kurz und dünn, und sie treffen damit mit großer Geschicklichkeit selbst den Vogel im Flug. Auch führen sie Beile, welche etwa doppelt so groß sind, als der mit Schlangenhaut überzogene Stiel. Die scharfe Seite dient ihnen als Schlagwaffe, die stumpfe zum Schutz, indem sie damit die feindlichen

Pfeile aufzufangen verstehen; auch ihre Schwerter oder, besser gesagt, Messer sind kurz, stecken in einer Scheide von Schlangenhaut und hängen an einem breiten Gürtel aus Elefantenfell. Die Gefangenen werden geschlachtet und verzehrt, und auf den Märkten wird Menschenfleisch verkauft, wie jede andere Eßware. Letztere abscheuliche Sitte stimmt allerdings wenig zu dem sonst achtbaren Charakter der Anzikos.

Als Ruy de Sousa nach Banza Congo kam, war der Krieg mit den an den Wasserfällen des Kongo wohnenden Stämmen schon ausgebrochen. Die Feinde hatten die Statthalter des Königs von Kongo ermordet oder vertrieben, und die Hoffnung eines seiner Söhne, durch seine bloße Gegenwart den Aufstand unterdrücken zu können, erwies sich als trügerisch. Im Gegenteil, die Macht des Feindes wuchs mit jedem Tag, denn auch die zinspflichtigen Stämme hatten sich mit den freien und



Prinz-Regent Luitpold auf dem Anstand bei einer Wildschweinjagd im Spessart.

unabhängigen vereinigt und leisteten energischen Widerstand.

Der König hielt es daher für angezeigt, persönlich mit einem zahlreichen Heere gegen sie zu Felde zu ziehen, wünschte aber vorher getauft zu werden. Die Missionäre kürzten unter diesen Umständen die Lehrzeit ab, und errichteten, weil das begonnene große Gotteshaus nicht so schnell vollendet werden konnte, eine Notkirche aus Holz, worin nun der König und die Königin mit großer Feierlichkeit getauft wurden. Der König erhielt dabei den Namen „Joao" (Johann), seine Gemahlin aber wurde „Eleonora" genannt.

Ueber 100 000 Krieger waren bei dem seltenen Feste versammelt, denn ein großer Teil des Heeres hatte sich schon zum bevorstehenden Feldzuge eingefunden; und viele Schwarze, darunter auch mehrere Häuptlinge, ließen sich nach dem Beispiele ihres Herrn und Gebieters ebenfalls taufen.

Kurz darauf ging's in den Krieg. An der Spitze des Heeres trug man eine große Fahne, worauf ein goldenes Kreuz gestickt war. Der König war mitten in seinem Volk, und auch etwa hundert Portugiesen hatten sich dem Zuge angeschlossen. Es kam zur Schlacht; der Feind leistete tapferen Widerstand, wurde aber zuletzt aufs Haupt geschlagen und in alle Winde zerstreut. Allgemein schrieb man den glänzenden Sieg dem Segen des Himmels zu; der König kehrte voll Jubel in seine Hauptstadt zurück, wo nun auch sein ältester Sohn die hl. Taufe erhielt, und zwar auf den Namen „Alfonso".

Leider wollte aber sein zweiter Sohn, Panso Aquitima, vom Christentum nichts wissen. Er hatte eine Menge Weiber und verharrte bei seinen alten, heidnischen Gewohnheiten. Dazu hatte er unter den Häuptlingen einen mächtigen Anhang. Noch mehr: sogar der alte König erkaltete in seinem Eifer bald nach der Abreise der Portugiesen, und als ihm die Missionäre pflichtgemäß den gewohnten Umgang mit seinen zahlreichen Frauen nicht erlauben wollten, kehrte er zum Heidentum, das ihm größere Freiheiten gestattete, zurück. Kronprinz Alfonso, welcher dem christlichen Glauben treu blieb, wurde vom Hofe verbannt; als Nachfolger ernannte der König seinen zweiten Sohn, den heidnischen Panso Aquitima.

Infolge dessen entstand nach dem Tode Joaos — er starb im Jahre 1492 — zwischen den beiden Brüdern ein heftiger Kampf, in welchem zuletzt Alfonso, welcher den Beistand der Portugiesen angerufen hatte, die Oberhand behielt. Er blieb den Portugiesen während seiner langen Regierung — König Alfonso regierte vom Jahre 1492 bis 1525 — stets dankbar und treu und suchte allen Ernstes in seinem ganzen Lande den christlichen Glauben zu verbreiten.

Um den genannten Zweck schneller zu erreichen, berief er sämtliche Häuptlinge zu sich und gebot ihnen, alle Götzen, die im Lande seien, an einer von ihm bezeichneten Stelle zusammentragen zu lassen. Da die Säumigen mit der Todesstrafe bedroht wurden, leistete man dem Befehl schleunige Folge. Von allen Seiten brachte man die verschiedenen Gegenstände der bisherigen heidnischen Verehrung herbei: lebende Schlangen von ungeheurer Größe, Tiger und andere reißende Bestien, scheußliche Nachtvögel, mit Gold ausgestopfte Tierbälge, mancherlei abenteuerliche Bilder und Schnitzwerke aus Holz und Stein usw. Dies alles wurde herbeigeschleppt und an der Stelle, wo Alfonso über seinen heidnischen Gegner den letzten großen Sieg errungen hatte, in einem mächtigen Holzstoße verbrannt. Jeder der zunächst wohnenden Schwarzen hatte dazu eine Last Holz herbeischleppen müssen.

In seiner Hauptstadt Banza Congo aber ließ der treffliche König mehrere neue Kirchen erbauen und ermahnte die Häuptlinge, in ihren Bezirken ebenfalls Kirchen und Kapellen zu erbauen, oder wenigstens große Kreuze aufzurichten.

Auf seine Bitte schickte König Emanuel von Portugal im Jahre 1521 eine auserlesene Schar von

Ordensleuten und Priestern nach dem Kongo, welche das Land in christliche Gemeinden einteilten, und eine geregelte kirchliche Verwaltung einführten.

König Alfonso blieb bis zu seinem Tode ein treuer Schüler des Christentums und ermahnte noch auf seinem Sterbebette seinen Sohn „Pedro", auf dem von ihm betretenen Wege des Heiles fortzuschreiten und mit den Portugiesen Frieden zu halten. Er starb, wie schon oben angedeutet, im Jahre 1525. (Fortsetzung folgt.)

Einkleidung und Profeß.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag legten dahier, im Mutterhause Mariannhill, zwei Chornovizen, der Hochw. P. Ignatius Krauspenhaar (früher Weltpriester) und Fr. Carolus Spätber dreijährige, und die beiden Laienbrüder Siegfried und Anicet fünfjährige Ordensgelübde ab.

Zu gleicher Zeit wurden die am 30. Oktober 1910 hier angekommenen Postulanten eingekleidet. Es waren ihrer 9; zwei davon kamen in den Chor, nämlich Fr. Norbert (Eduard Klein) und Fr. Pacificus (Franz Hoffmann); die übrigen wurden unter die Brüdergemeinde eingereiht. Ihre Namen sind: Br. Askunin (Peter Wagner), Br. Deokar (Wilhelm Beck), Br. Othmar (Martin Heyder), Br. Basilius (Johann Sofka), Br. Kunibert (Adam Heibel), Br. Kuno (Wenzel Schmich), Br. Paulus (Albert Lebson). Nur ein Postulant, Josef Solbach, war krank und konnte deshalb leider nicht eingekleidet werden.

Br. Askunin ist jetzt bei der Feldwirtschaft, Br. Deokar in der Bäckerei, Br. Othmar in der Schlosserei, Br. Basilius in der Mühle, Br. Kunibert ist in der Buchbinderei und macht nebenbei den Hilfssakristan in der hiesigen Kollegiatkirche, Br. Kuno ist Sekretär im hiesigen Magazin, und Br. Paulus hat seine Beschäftigung in der Gerberei.

Möge jeder von ihnen seinem hl. Berufe treu bleiben und recht vieles wirken zur größeren Ehre Gottes und zum Wohle der Mission!

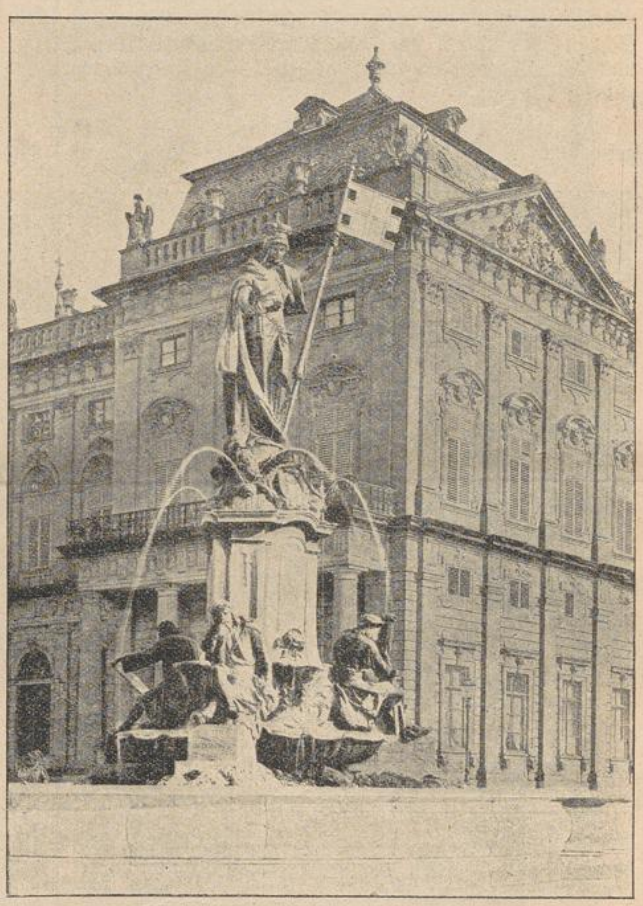
Eine Löwengeschichte.

Vom Hochw. P. Bonaventura Jäckel, R. M. M.

Monte-Cassino. — Mitte November 1910 wurden wir dahier wiederholt von der Kunde überrascht, es seien Löwen in der Nähe, welche die ganze Gegend unsicher machten. Bald da, bald dort hörte man von Farmern, sie hätten Vieh eingebüßt. Wir selbst fanden mehr als einmal Löwenspuren in unserm Ackerfelde, und Bruder Leopold begegnete eines Tages in der Nähe des Macheke-Flusses zweien dieser gefährlichen Raubtiere. Da er jedoch von schwarzen Arbeitern begleitet war, wagten die Löwen nicht, ihn anzugreifen, sondern zogen sich vielmehr, unmutig mit dem Schweife den Boden schlagend, langsam und würdevoll zurück. Zu gleicher Zeit ging ein von der Bahnstation Macheke kommender Kaffer in unmittelbarer Nähe der beiden Bestien vorbei. Der gute Mann hatte keine Ahnung, in welcher Gefahr er schwebte. Er bemerkte die Tiere gar nicht, die ihn sicherlich zerrissen hätten, wenn sie nicht durch die Gegenwart des Bruders und der Arbeiter sich etwas unsicher gefühlt hätten.

„Schumba! Schumba, ein Löwe, ein Löwe!", riefen eines Morgens unsere Hirtenbuben, die uns in atemloser Hast die Kunde brachten, ein Ochse und ein Rind seien von einem Löwen angefallen und übel zugerichtet worden. Schnell griffen wir zu den Gewehren und eilten nebst unseren schwarzen Arbeitern und den größeren Schuljungen der Unglücksstätte zu. Hier fanden wir einen schrecklich zerfleischten, aber noch lebenden Ochsen; auch ein Bein war ihm zertrümmert worden. Nebenan war ein zweijähriges, ebenfalls verwundetes Rind.

Während die Arbeiter dem Ochsen vollends den Gnadenstoß versetzten, machte ich mich mit Br. Polykarp und den Schuljungen auf die Suche nach dem



Luitpoldbrunnen vor der k. Residenz in Würzburg,
in welcher Prinz Luitpold am 12. März 1821 geboren wurde.

Löwen. Weit und breit spähten wir die ganze waldige Gegend ab, stets die Gewehre zum Schusse bereit. Es war ein ungemein heißer Tag und die lange, beschwerliche Wanderung über Stock und Stein ermüdete uns sehr.

Endlich nach langem Suchen fanden wir die Löwenspur! Jetzt ging es vorsichtig voran. Was liegt denn dort? — Ein totes, stark angefressenes Rind. Also ein drittes Opfer dieses nimmersatten Raubtieres! Wir wollten ihm den Appetit etwas verderben und vergifteten daher das Fleisch. Desgleichen wurde von dem Ochsen, der inzwischen geschlachtet und zerlegt worden war, ein Stück vergiftet und an die alte Stelle hingelegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Löwe hat nämlich die Gewohnheit, zu seiner Beute zurückzukehren, um sich neuerdings zu sättigen.

Den ganzen Tag über waren wir nun in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Am Abend fürchteten sich manche, auch nur vor die Türe zu gehen. Doch die Nacht verlief ganz ruhig, ohne irgendwelche Störung. Am nächsten Morgen schickte ich unsern Bruder Maximin — Br. Polykarp hatte infolge der Ueberanstrengung des vorhergehenden Tages einen Fieberanfall bekommen — mit einigen Arbeitern aus. Vorsichtig und in großer Erwartung näherten sie sich mit ihren Waffen dem vergifteten Rinde. Richtig, da lag ein mächtiger Löwe hart neben seiner Beute. War er tot, oder schlief er bloß. Wer hat den Mut, sich davon zu überzeugen? „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!" — Einer der Schwarzen faßt ein Herz und schleudert seinen Assegai nach dem Löwen. Er trifft das Ziel, — doch der Löwe rührt sich nicht.

Nun ging ein Schreien und Jubilieren los! Das gefürchtete Tier war offenbar tot. Man naht, man



Ankunft mit der Löwin in Monte-Cassino.

staunt, betrachtet den Löwen in nächster Nähe, befühlt und betastet ihn. Es war ein Prachtexemplar, das wohl seine vier Zentner wog! Am liebsten hätten sie ihn gleich mit nach Hause genommen; doch wer konnte und wollte so ein Ungetüm schleppen? Man beschloß daher, den Ochsenwagen zu holen.

Wer beschreibt nun die Freude und den Jubel, der sich auf der ganzen Missionsstation erhob, als es hieß: „Der Löwe ist tot! Man fand ihn draußen neben dem Rinde, das er umgebracht hatte. Soeben wird der Ochsenwagen bespannt, ihn zu holen!" Da wollte natürlich kein Mensch mehr zu Hause bleiben; alles eilte hinaus, das schreckliche Raubtier zu sehen, das nun wie im Triumphe zur Station gefahren wurde! — Noch war keine Stunde vergangen und schon wimmelte es auf der Station förmlich von Schwarzen, die aus allen Himmelsgegenden zusammenströmten und alle den „Schumba" sehen wollten. Am folgenden Tage kamen auch mehrere Farmer hierher. Sie hätten nur allzu gerne das prachtvolle Fell gehabt und machten ein hübsches Angebot; allein obgleich unsere Kasse fast nur mit Schuldscheinen gefüllt war, hielten wir es doch für unsere Pflicht, die Löwenhaut und das herrliche Gebiß ins Museum nach Mariannhill zu schicken.

Das wäre also unsere famose „Löwengeschichte". Zum Schlusse habe ich nur noch den einen Wunsch, der Löwe möchte für unsere arme, vom Mutterhause so weit entfernte Missionsstation Monte-Cassino zum Bettelbruder werden. An Anliegen und Bedürfnissen mannigfacher Art fehlt es uns wahrlich nicht. Namentlich erlaube ich mir zu erwähnen: Stoffe zu Kleidern für unsere armen Schulkinder, ein Harmonium für unsere Missionskapelle und eine kleine Glocke. Wer aber selber arm ist und beim besten Willen uns nichts geben kann, schenke uns wenigstens das Almosen des Gebetes. Für jede fromme Spende sage ich zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!"

Kirchweihe in Marisstella.

Vom Hochw. P. Eucharius Adams, R. M. M.

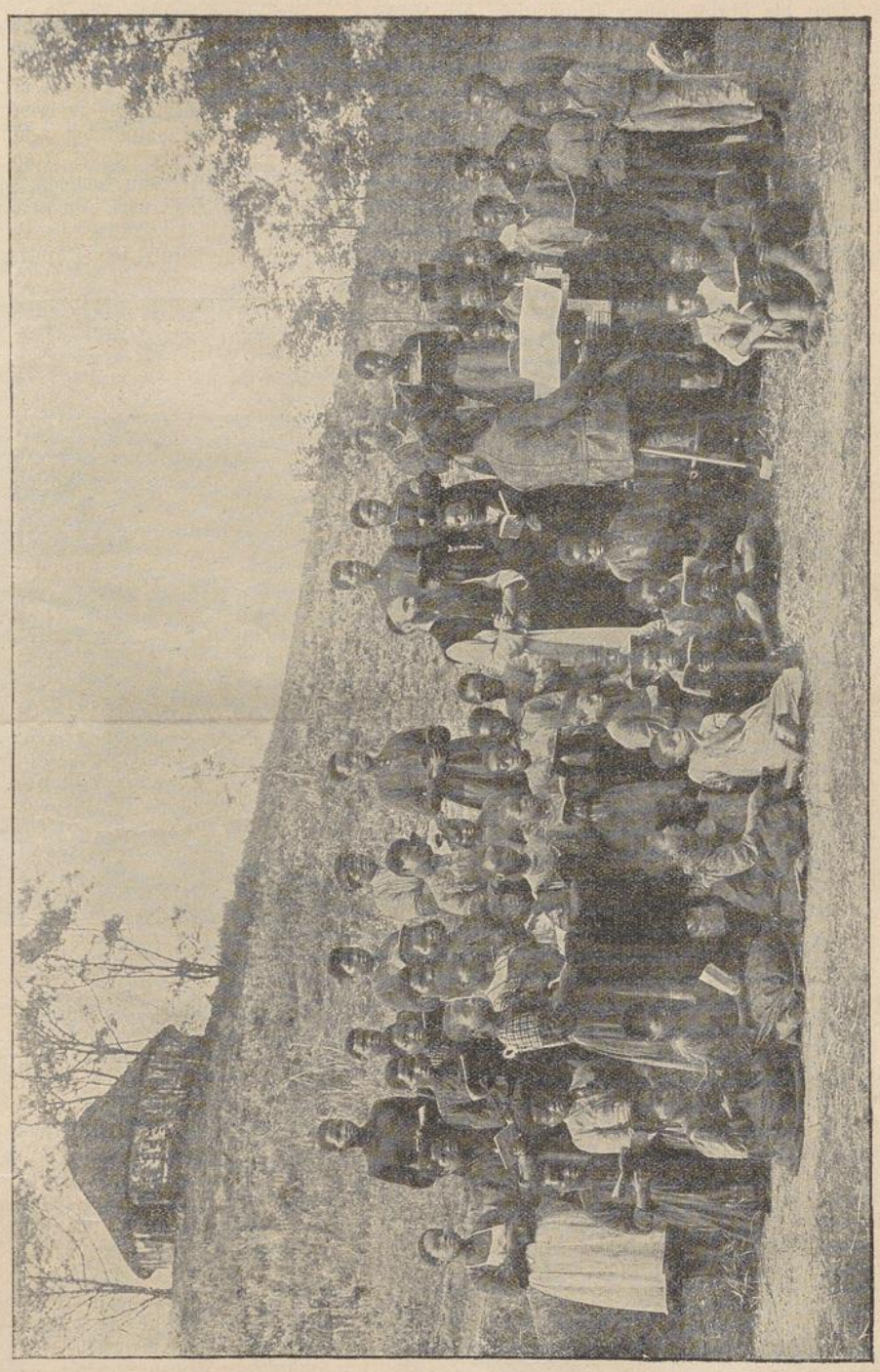
Die Einladung des Superiors von Marisstella, des hochw. P. Leonard Siller, bei der Benediktion seiner neuen Kirche am 3. November gegenwärtig zu sein, kam mir angenehm, obschon ich zwei Tage in afrikanischer Sonne zu reiten hatte. Nachdem ich am Allerheiligentage morgens 7 Uhr die hl. Messe mit darauffolgendem heiligen Segen gehalten — denn dieser Tag ist einer der hierzulande gebotenen Feiertage — bestieg ich meinen „Prinz", um in fünfstündigem Ritte auf unserer Station Mariatrost zu sein. — Am nächsten Tage ging es weiter dem Meere zu. Die Gegend ist wildromantisch, namentlich wenn man dem Umzimkulufluß näher kommt. Auch die Kaffern, welche einem begegnen, machen auf einen den Eindruck noch echter Wildheit. Da hat der Missionär wohl harte und sauere Arbeit, aus solchem Material praktische Christen zu bilden! — Als es mittags zum Engel des Herrn läutete, galoppierte ich durch die der Station vorgelagerte kleine Ebene Marisstella zu.

Das ist also Marisstella, das ich vor acht Jahren zum ersten Male gesehen! Die Station war damals im Entstehen begriffen. Unser Bruder Johannes machte auch hier den Anfang mit der Mission. Das war eine Armut! — Ein Teil der alten Lehmkapelle, die jetzt dem Einsturze nahe ist, war damals Kirche, Speisesaal, Schlafzimmer, kurz alles und für alles. Und die Nahrung, welche Bruder Johannes sich selbst bereitete, wenn er von seinen apostolischen Wanderungen heimkam, war armseliger als die der Kaffern. Es waren das harte, aber keineswegs trübselige Zeiten in Marisstella, denn echter Frohsinn herrschte bei allem Elend, wie ich mich bei meinen gelegentlichen Besuchen überzeugen konnte. — Hochw. P. Apollinaris Schwammberger, damaliger Superior von Mariatrost, kam von Zeit zu Zeit nach Marisstella, Gottesdienst zu halten und die hl. Sakramente zu spenden, bis hochw. P. Florian Rauch die Station übernahm.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Später wurden noch um die Kirche herum Blechhäuser für Brüder und Schwestern gebaut und eine Schule aus Rasen mit Strohdach nebst ebensolchen Oekonomiegebäuden. Sie stehen noch, aber der berüchtigte Zahn der Zeit hat auch sie nicht unberührt gelassen Aber einstweilen wird man sich noch mit den gegenwärtigen Verhältnissen zufrieden geben müssen, bis die Wohnungen um die neue Kirche herum errichtet werden können. Und die Bewohner Marisstella's werden diese Opfer gerne noch weiter bringen, da der liebe Heiland endlich eine würdige Wohnung gefunden hat.

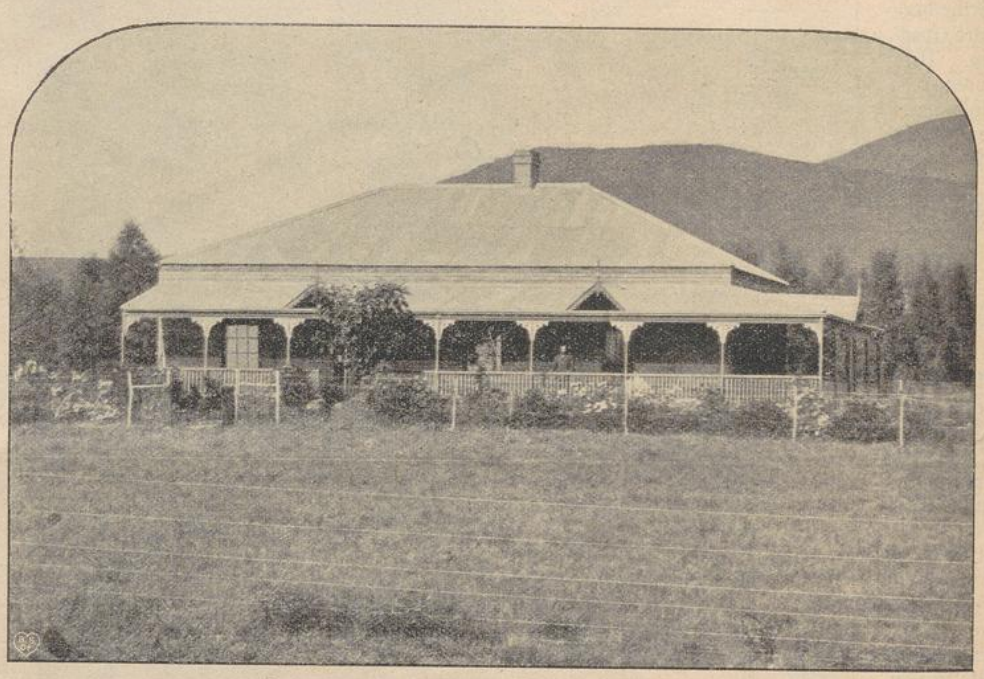
Der Name der Station deutet schon an, daß sie in der Nähe des Meeres liegt. Und in der Tat ist man in zwei Stunden auf guter Fahrstraße am Indischen Ozean. Die Station ist an einen Hügel angelehnt, von dessen Spitze man eine großartige Fernsicht genießt weit hinein in die wilden Wogen des Meeres, dessen Brandung man gut hören kann. Hier auf diesem herrlichen Fleckchen erhebt sich die neue Kirche. Es ist ein schöner Backsteinbau, während die Eckenfassungen aus selbstverfertigten Zementsteinen bestehen. Die Farbenwirkung ist prächtig. Der Bau in Kreuzesform ist richtig proportioniert, namentlich gilt das auch vom schmucken Turme. Ueber dem kleinen Vorbau sehen wir am Hauptgiebel eine leere Nische. Ich höre, eine Statue der Unbefleckten soll dorthin kommen. Das würde die äußere Schönheit der Kirche vollenden. — Doch betreten wir das Innere! An der Rückwand über dem Hochaltar fällt uns sofort ein herrliches Glasfenster ins Auge, das einen Stern darstellt, in dessen Mitte die liebe Gottesmutter mit dem Jesukinde thront. Ave Maris stella! Sei gegrüßt, o Meeresstern! lispelten unwillkürlich meine Lippen. Bruder Otto hat da ein Kunstwerk geschaffen. Die gebrannten Fenster dämpfen gar gut das grelle Licht der afrikanischen Sonne. Der jetzige Hochaltar ist



P. Leonhard Siller in Maris Stella erteilt Gesangunterricht.

ein armseliges Brettergestell, das mit Tüchern umhangen ist. Doch wird, so vernehme ich, eine edle Wohltäterin für die Anschaffung eines würdigen Hochaltars sorgen. Die Plätze für die zwei Seitenaltäre sind noch leer, ebenso fehlt die übrige innere Einrichtung der Kirche noch vollständig.

Am Nachmittag des 2. November trafen allmählig die Schulkinder von Mariatrost als Festgäste ein und gegen 5½ Uhr der General-Superior der Mission, der Ehrw. Vater Probst Gerard Wolpert in Begleitung des Festpredigers. P. Florian hatte den Obern in Port-Shepstone, dem Endpunkte der Natal-Süd-Küsten-Bahn abgeholt und brachte seine Fahrgäste heil nach Marisstella, obschon ich auf seine Fähigkeit als Rosselenker offengestanden nicht das allergrößte Vertrauen setzte. —



Haus eines in besseren Verhältnissen stehenden Farmers in Süd-Afrika.

Um 9 Uhr des 3. November vollzog der Hochw. Abt unter Assistenz die Benediktion, an die sich das feierliche Hochamt anschloß. Nach dem Evangelium betrat der Festprediger die improvisierte Kanzel und sprach eindringlich zu der lautlos zuhorchenden Menge, die aus Katholiken, Protestanten und Heiden bestand. Auch einige deutsche Damen aus dem nahen Marburg, einer deutschen Siedelung, hatten sich zur Feier eingefunden, ebenso Fr. Jäger, die Gemahlin eines Nachbars von Marisstella. — Nach dem Hochamt fand die Weihe des Kreuzweges statt und sakramentaler Segen, vom Hochw. Abt gehalten. Ein Te Deum schloß die schöne kirchliche Feier.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 10. Januar 1910. — Im April vorigen Jahres kam ein schon ziemlich hochbetagter heidnischer Kaffer, Tulwempi mit Namen, hierher nach Emaus, und bat mich, seine kranke Frau zu taufen. Ich hatte wenig Lust, auf seine Bitte einzugehen; Tulwempi hatte nämlich zwei Frauen, und die kranke, für welche er um die hl. Taufe bat, war die jüngere derselben. In solchem Falle sind allerlei Vorbedingungen zu erfüllen, es sei denn, die Kranke liege am Sterben.

Bei einem Besuche, den ich am folgenden Tage dennoch in Tulwempis Kraal machte, fand ich sein jüngeres Weib zwar krank, aber noch nicht lebensgefährlich. Sie saß neben dem Feuer, das in der Hütte brannte, unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, denn sie war auf der einen Seite vollständig gelähmt. Ich sprach ihr Trost zu, gab ihr etwas Arznei und versprach, ein anderesmal wieder zu kommen. Von der Taufe aber konnte, wie gesagt, vorläufig noch keine Rede sein.

Tulwempi, ihr Mann, saß, in eine schmutzige Decke eingehüllt, im Winkel seiner Hütte und schaute so finster und stumpfsinnig darein, daß ich ihn einer Empfänglichkeit für den christlichen Glauben gar nicht für fähig hielt. Doch da hatte ich mich offenbar getäuscht; denn siehe, schon am nächsten Sonntag trifft er zum Gottesdienst in Emaus ein und zählt seitdem zu unseren besten Kirchenbesuchern, wenigstens was die Regelmäßigkeit seines Kommens anbelangt. Kurz darauf kauft er sich im Laden eine neue Hose, einen Rock und Hut, mit einem Wort, Tulwempi ist plötzlich ein anderer Mann geworden. So oft er aber nach Emaus kam, rückte er fast jedesmal mit seiner Herzensangelegenheit heraus, doch möglichst bald sein krankes Weib zu taufen.

Als er merkte, daß ein Hauptgrund meiner Weigerung der sei, daß sie als zweite Frau mit ihm in einer Hütte zusammenlebe, ließ er sie etwa zwei Stunden von seinem Wohnsitz entfernt in die Symons-Lokation schaffen. Dann kam er wieder nach Emaus und bat unablässig, seine Frau zu taufen, da sie mit jedem Tage schlimmer und elender würde. Jetzt glaubte ich mit der Taufe nicht länger zögern zu dürfen. Den nötigen Unterricht hatte die Kranke in der Zwischenzeit schon empfangen; in der Symonslokation befand sie sich

überdies mitten unter wesleyanischen Protestanten, und da war große Gefahr, daß sie der Häresie anheimfiel. Bevor ich jedoch mein Vorhaben ausführte, nahm Tulwempi seine Frau wieder zu sich in sein altes Heim. Er tat es in der edelsten Absicht; er wollte sie vor dem Protestantismus schützen und vor zeitlichem Elend zugleich, denn die arme, halbgelähmte Frau war ganz auf die Hilfe ihrer Mitmenschen angewiesen. Wohl ging es zu Hause ärmlich genug her, allein die Frau hatte doch eine schon ziemlich erwachsene Tochter, die sie mit vieler Liebe pflegte.

Am meisten erbaute ich mich, so oft ich in die arme Hütte kam, an der Geduld und stillen Ergebung, mit der die Kranke ihr Leiden trug. Da gab es kein Wort der Unzufriedenheit und Klage. Gott hatte ihr das Leiden geschickt, und darum gab sie sich zufrieden. Sie hatte nur eine einzige, schmutzige Decke, die sie nur kümmerlich bedeckte, doch auch darüber klagte sie nie.



Jaguar auf der Affenjagd.

Sie war eben arm und krank. Ihre beiden Söhne waren verheiratet und mußten für die eigene Familie sorgen, die einzige Tochter mußte ihrer Pflege wegen zu Hause bleiben, und der Mann war schon auf Jahren, sodaß niemand im Hause etwas verdiente. Daß es unter solchen Umständen auch mit der Nahrung äußerst spärlich herging, kann man sich denken. Wenn sich die Kranke besonders schwach und elend fühlte, ging der Mann nach Emaus, um uns wieder an die Taufe seiner Frau zu erinnern, die ich noch immer nicht vollzogen hatte, vielleicht auch, um sich wieder einmal satt zu essen. Gewiß, wählerisch war der alte Mann im Essen nicht. Er nahm mit Dank alles, was man ihm gab, sogar trockene Maiskörner aß er mit Gier.

Am 9. Januar 1910 kam Tulwempi wieder mit der Bitte, sein Weib zu taufen, denn sie sei dem Ende nahe. Es fiel mir schwer, es zu glauben; denn schon oft hatte er ähnlich gesprochen, und wenn ich dann in seinen Kraal kam, war der Zustand der Frau der gleiche, wie immer, nicht schlechter und nicht besser. Ich vertröstete ihn daher mit meinem Besuch auf den andern Tag, hätte es aber beinahe sehr zu bereuen gehabt. Denn als ich am folgenden Tag mit meinem Begleiter in die Hütte kam — auf dem Wege hatten wir uns infolge des starken Nebels verirrt — fand ich die Kranke in den letzten Zügen. Tulwempi und ein Kaffernweib hielten die Sterbende in ihren Armen. Ich fand gerade noch Zeit, sie zu taufen und ihr die letzte Oelung und Generalabsolution zu erteilen. Als ich damit fertig war, hauchte sie still und friedlich ihre Seele aus. Ich denke, daß sie von Mund auf in den Himmel einging; starb sie doch in der Taufunschuld, und hatte sie überdies Gelegenheit gehabt, ihr Fegfeuer schon auf Erden durchzumachen.

Tulwempi war in großer Sorge wegen der christlichen Beerdigung. Er wollte seine Frau bei uns in Emaus begraben lassen, jammerte aber, er habe weder Schlitten noch Ochsen; wir sollten ihm doch unseren Karren und einige Ochsen leihen, um den Leichnam nach unserem Gottesacker zu transportieren, denn von seinen Nachbarn habe er, der arme Mann, keine Hilfe zu erwarten. Die Bitte war gerechtfertigt; ich sagte ihm, er solle jemand schicken, den Ochsenkarren von Emaus zu holen; auch das Grab müsse er selber machen lassen. Er nahm alles mit Dank an und versprach, nach Kräften mitzwirken.

Boten wurden nach allen Himmelsgegenden ausgesandt, alle Verwandten zum christlichen Begräbnis einzuladen. Einer der Söhne, welcher beim Tode der Frau zugegen gewesen war, ging gleich mit mir, um die Ochsen nebst dem Karren von Emaus zu holen. Er hatte nichts, als ein schmutziges Lendentuch an, und schaute überhaupt recht froh und verwildert darein. Von dem ruhigen, gesetzten Benehmen seines Vaters gewahrte man bei ihm keine Spur. — Während er mit dem Karren nach dem väterlichen Kraale fuhr, arbeiteten einige seiner Verwandten auf unserem Friedhofe an einem Grabe. Zum Unglück stießen sie dabei auf einen großen, schweren Felsblock, den sie nur mit Hilfe einer starken Kette auf die Seite wälzen konnten; auch hatten diese Heiden noch nie ein christliches Grab gesehen, weshalb sie dasselbe nicht in der gewöhnlichen Form, sondern muldenförmig auswarfen, weil sie ihre Leichen in sitzender Stellung, die Knie ans Kinn gebunden, zu begraben pflegen.

Endlich kam die Leiche der armen Anna — so hatte ich die Frau bei der hl. Taufe genannt — bei uns an. Man hatte sie in die alte Decke eingewickelt, in der sie solange gelitten hatte, und wie einen Bündel Reisig ringsum mit Grasstricken eingebunden, sodaß von ihrem Kopfe nichts zu sehen war. Ein Sarg war nicht zu haben, und so ließ ich sie auf ein altes Brett legen und mit Draht darauf befestigen. Dann hob man sie auf die Totenbahre und trug sie in die Kirche, sie, die in ihrem ganzen Leben in keine katholische Kirche gekommen war. Mit der Leiche kamen auch alle die heidnischen Verwandten mit herein. Ihr Anblick war wild und sonderbar genug. Der eine Sohn, den wir oben schon erwähnten, hatte nichts als ein schmutziges Lendentuch an, der zweite trug einen alten, grauen Regenmantel über dem farbigen Hemde; einer der Vettern war in eine Bettdecke gehüllt, ein anderer trug einen kurzen Militärrock, mit roten Aufschlägen; die Frauen aber hatten schwarzbraune Ziegenfelle umgebunden, und schmutzigbraune Tücher auf dem Kopf. Nur ein paar der männlichen Anverwandten trugen europäische Kleidung; sie waren aber Protestanten.

Beim Grabe angekommen, warf jedes der Anwesenden mit der Hand einige Schollen Erde auf die Leiche hinab, und ein paar christliche Mädchen, welche die Missionsschule in Mariannhill besucht hatten, sangen zwei schöne Grablieder.

Der alte Tulwempi, der so schön für sein krankes Weib gesorgt, wird wohl bei der nächsten Taufe in der Reihe der Täuflinge stehen. Seiner Aufnahme unter die eigentlichen Katechumenen steht nun kein Hindernis mehr im Wege, und ich wünsche nur, daß er seinen guten Gesinnungen treu bleibe.

Das 25jährige Bestehen

der Genossenschaft der Schwestern vom kostbaren Blut.

Unter vorstehendem Titel ist soeben ein neues Büchlein erschienen, das viele Missionsfreunde lebhaft begrüßen werden. Den langjährigen Lesern dieser illustrierten Zeitschrift sind die genannten Missionsschwestern alte liebe Bekannte, wenn sie auch mit der Geschichte ihrer Genossenschaft weniger vertraut sind. Das erwähnte Büchlein bietet hier nun belehrenden Aufschluß in Wort und Bild über Entstehen, Ausbreitung und Wirken dieser jungen Kongregation. Bei einer Größe von 14:22 Zentimeter hätte es mit seinen vielen, schönen Illustrationen ein hübsches Weihnachtsgeschenk abgesetzt; nur schade, daß es erst etwas später auf die Welt kam. Doch zweifle ich nicht, daß es auch jetzt viele Abnehmer finden wird. Es wäre besonders auch jenen frommen Jungfrauen zu empfehlen, die Missionsberuf zu haben glauben.

Beim Lesen desselben wird man an das Gleichnis des göttlichen Heilandes vom Senfkörnlein erinnert, das, ausgesäet in der Wildnis Afrikas, später verpflanzt nach Europa, in 25 Jahren zu einem ansehnlichen Baum herangewachsen, jetzt vom Mutterhaus „Heilig Blut" in Holland aus Aeste und Zweige über einen großen Teil Afrikas und einen kleinen Europas ausbreitet.

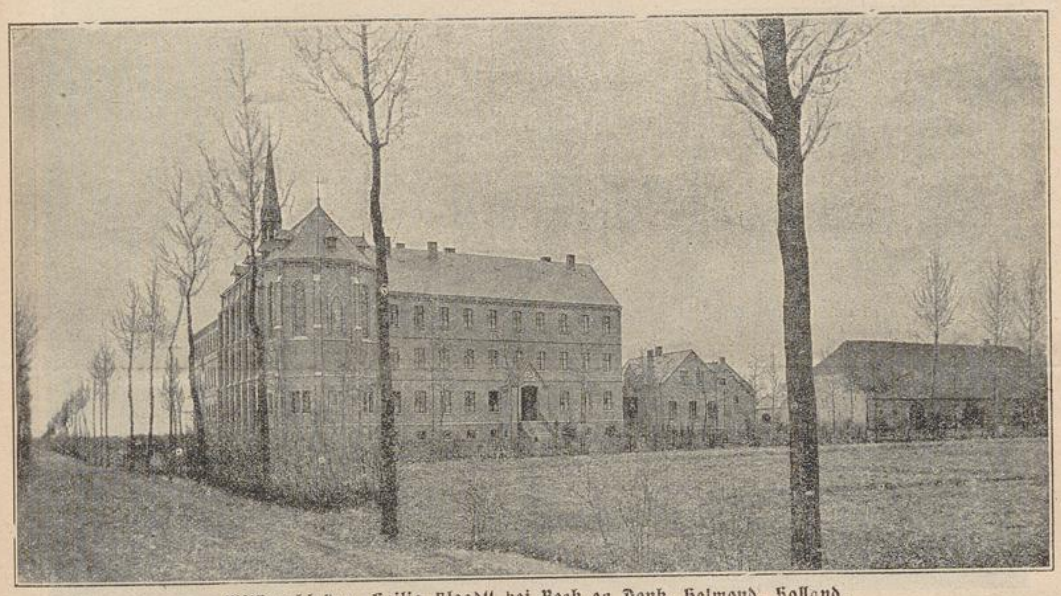
Großen Segen haben diese guten Missionsschwestern an der Seite der afrikanischen Missionare besonders dem weiblichen Geschlechte der Negerrassen gebracht. Ursprünglich für die Mariannhiller Mission ins Leben gerufen, von dieser im Kindesalter gehegt und gepflegt, durch päpstliche Approbation seit 1906 großjährig und selbständig geworden, arbeiten sie längst schon auch in anderen Missionsfeldern und haben damit aber auch die Sorgen und Mühen für segenbringende Weiter-Existenz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und erhöhte Ausbildung ihrer Mitglieder selbst übernommen. Sollte bei dem Absatz des Büchleins ein Reingewinn herauskommen, so wäre es zu Gunsten dieser Missionsschwestern. Die Vertretungen der Mariannhiller Missionen werden sich aber gern der Mühe unterziehen, für die Verbreitung des Büchleins mitzuwirken. Von diesen Stellen aus ist es gegen Einsendung oder Berechnung von 1 Mark, frei per Post zugesandt, zu beziehen. Bei Bestellungen kann man sich auch eines kürzeren Titels „Jubiläumsschrift der Missionsschwestern" bedienen.

Das große Erntefest.

Soll beim heidnischen Kaffernvolk das große Erntefest gehalten werden, so entbietet der Fürst alle waffenfähigen Krieger seines Stammes zum großen Königskraale. Wehe dem, der zu Hause bliebe, er wäre ein Kind des Todes!



Missionskloster „Heilig Blood" bei Beek en Donk, Helmond, Holland.

Alle müssen in vollständiger Kriegsausrüstung erscheinen und sind die Festlichkeiten vorbei, so bekommen die Veteranen mancher alter Regimenter die Erlaubnis zum Heiraten, und an ihrer Stelle werden neue Rekruten ausgehoben. So war es wenigstens zu Tschakas Zeiten und die folgenden Zulukönige behielten diese Gewohnheit bei.

Sobald sich alles im Königskraale versammelt hat, steigen die Männer zum nächsten Bach oder Fluß nieder und waschen sich, wobei sie dem Könige zurufen, ebenfalls zu ihnen zu kommen. Der aber bleibt ruhig sitzen und sieht dem munteren Treiben zu. Hierauf ziehen die Krieger singend und beständig mit ihren Assegais auf die Schilde schlagend zurück und bringen dem König ein Ständchen dar.

Am folgenden Tage ist allgemeiner Rasttag, am vierten Tage aber findet ein großer Tanz statt. Der König, in ein sonderbares Kleid, das aus Gras, Laubwerk und den Hülsen von Maiskolben besteht, eingehüllt, steht am Eingange seines Kraals und beginnt nun zu tanzen und zwar dreimal vorwärts und dreimal rückwärts. Er ist dabei von einer Schar munterer Kaffernjungen umgeben, die, so laut sie nur können, auf Pfeifen blasen. Die Arie ist ihrem freien Ermessen anheimgestellt. Die Hauptsache bleibt der Lärm und Spektakel.

Ist dieser Teil der Zeremonie glücklich vorüber, so bringt man zwei Stiere und läßt sie miteinander kämpfen. Manchmal wird auch ein Stück Vieh geschlachtet, das muß aber ohne Waffen, d. h. ohne den Gebrauch von Assegais geschehen, und das Fleisch muß an einem Feuer gebraten werden, das durch das Reiben zweier Hölzer erzeugt wurde. Die beiden Holzstücke gelten als heilig und werden vom Regendoktor oder vom Häuptling selbst mit großer Vorsicht aufbewahrt zu künftigem Gebrauch.

Während der ganzen Dauer des Festes legt der Häuptling gleichsam seine Macht und Würde ab, denn es gibt in diesen Tagen keine Majestätsbeleidigung, und somit kann sich das lustige Völkchen allerlei erlauben. Eine spezielle Vorschrift ist auch die, daß die Männer nichts von dem vorhin erwähnten Schlachtvieh essen dürfen, denn das würde dem Fürsten in einem etwaigen Kampfe mit seinen Feinden alle Kraft und Stärke nehmen; die Jungens aber dürfen es unbeschadet tun. Während der Tänze vermummen sich die Männer als verschiedene Tiere und verwunden sich gegenseitig zum Schein, wobei der unterliegende Teil ein Röcheln hören läßt, als läge er in den letzten Zügen. Der Regendoktor gibt dem König von der Galle des Ochsen zu trinken; das macht ihn jedem Feinde gegenüber stark und beherzt. Zum Schluß wird noch mancherlei Vieh geschlachtet und findet eine große Schmauserei statt, woran sich jedermann beteiligen darf.

Der Stier, der bei Beginn der Festlichkeit getötet wird, muß bei manchen Stämmen mit Haut und Haar verbrannt werden, bei andern wird er von den kleinen und halberwachsenen Jungen radikal aufgezehrt.

Hat sich alles mit Speise und Trank gehörig gestärkt, so kündet ein Zeichen die nächste bedeutungsvolle Zeremonie an. Der König nimmt wieder auf seinem Ehrensitze Platz und schreitet sodann gravitätisch der Isibaya, dem Viehkraale, zu, wobei er in Versen sein eigenes Lob besingt. Er kann es tun, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, weil man diese Tugend bei den Heiden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einfach nicht kennt. Der Fürst wird bei ihnen beständig verhimmelt, und jeder Große und Gewaltige vergöttert sich selbst. Das Gegenteil gälte nicht als Tugend, sondern als Torheit und schimpfliche Schwäche.

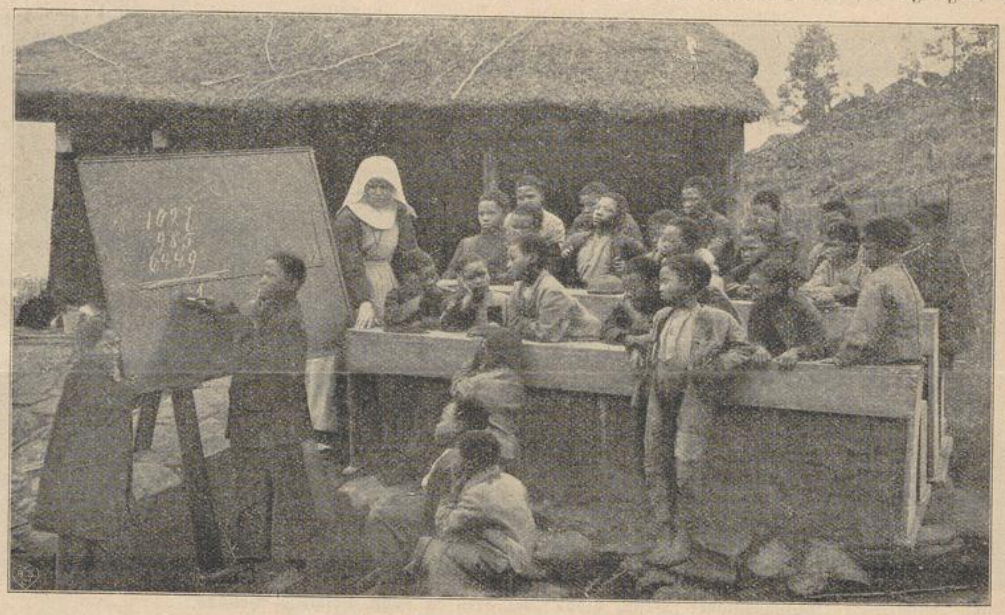
Hierauf überreicht der inyanga oder Regendoktor dem König einen Flaschenkürbis, der mit gekochten Erzeugnissen der neuen Ernte angefüllt ist. Der König nimmt ihn und wirft ihn einem seiner Kriegsleute vor die Füße, daß er zerbricht. Bei manchen Stämmen wird diese Zeremonie mit dem Flaschenkürbis sogar dreimal nacheinander vorgenommen. Dann streut der König die gekochten Früchte weit über das versammelte Volk hin; auch nimmt er einen Teil davon in den Mund und bläst den Inhalt in weitem Bogen seinen lieben Untertanen zu. Der Mann aber, zu dessen Füßen der Flaschenkürbis hinrollt, hält sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, denn Ehre, Reichtum und sonstige Güter sind ihm fortan förmlich verbrieft.

Bei gewissen Stämmen wird anläßlich des großen Erntefestes ein eigentümlicher Gesang angestimmt, genannt das „Königslied". Dieses Lied darf bei keiner anderweitigen Gelegenheit gesungen werden, es sei denn, daß heftige Regengüsse eine auf dem Marsch befindliche Armee hemmen; denn das Volk glaubt steif und fest, dieses Zauberlied mache Regen fallen nur zur Zeit, da man es wünscht. Folgt aber der Regen nicht sogleich, dann regnet es noch viele Tage nicht. Man sieht, die Kaffern haben in ihrem Kalender auch ihre „Bauern-Wetterregeln".

Gottes Finger.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Eine gewisse Franziska wurde im Jahre 1903 dahier, in St. Michael, getauft. Dem Rufe Gottes, der im Heidentum an sie ergangen, hatte sie



Schwester Christine erteilt Unterricht im Rechnen.

Nun folgen gewisse Auszeichnungen. Ein Regiment wird von seinem Fürsten mit dem Kopfring investiert, und man muß wissen, was das bei den Kaffern zu bedeuten hat; es kommt einfach einer halben Adelserklärung gleich. Einem andern verdienten Regimente gewährt er die huldvolle Erlaubnis zum Heiraten, und auch diese Gunst weiß der Kaffer zu würdigen.

Der folgende Tag ist wieder großer Rasttag, denn solche Feste strengen an, müssen aber der Reihe nach am „großen Platze", d. h. beim Königskraale zugebracht werden; und erst, wenn alles vorüber ist, dürfen die Leute wieder in ihre Kraals zurückkehren und von den neuen Früchten essen.

Die ganze Ausstaffierung, die der Häuptling bei der Feierlichkeit trug, wird am Schlusse derselben verbrannt. Heutzutage wird die oben beschriebene Zeremonie fast nirgends mehr in ihrem vollen Verlaufe beobachtet. Das alte Zulu-Rituale für die Erntefestlichkeiten findet sich noch am besten vertreten bei den Matabeles und Beschuanas; aber auch da sind viele altheidnische Gebräuche stark in der Abnahme begriffen.

wohl Folge geleistet; sie kam zur Schule und wurde nach der üblichen zwei- bis dreijährigen Prüfungszeit von ihrem Missionär zur hl. Taufe zugelassen. Allein wie zu Christi Zeiten, so gilt auch heute noch das ernste Wort: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt."

Anfangs ging alles gut; allein seit etwa drei Jahren wollte manches nicht mehr recht stimmen. Die Gefahren der Jugend, die in einem heidnischen Lande wohl doppelt groß sind, bestrickten mehr und mehr ihr Gemüt, und sie begann allmählich Wege einzuschlagen, die nicht zum Heile führen. Ob sie die Mahnungen und Warnungen ihres Missionärs und Seelenführers, sowie die ihrer Lehrerinnen, Vorgesetzten und Mitschülerinnen gehört oder einfach in den Wind geschlagen . . . ob sie auch Gottes Stimme im eigenen Herzen ihr Ohr verschlossen, wer kann es sagen? Sicher hat die Gnade Gottes mächtig in ihr gearbeitet. Doch wehe dem Menschen, den die Sinnlichkeit in ihre Bande verstrickt; doppelt wehe, wenn er in solchen Gefahren das Gebet und den Empfang der hl. Sakramente unterläßt! Nur allzu schnell folgt auf die Verachtung der inneren Gnaden-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stimme geistige Verblendung, der Abfall vom Glauben, Verstocktheit des Herzens und ein böses Ende. Franziska verließ unter nichtigen Vorwänden die Schule. Sie kannte offenbar die Gefahr, die ihr drohte, und dennoch wich sie derselben nicht aus, sondern ging ihr direkt entgegen. Anfangs kam sie Sonntags noch zur hl. Messe, ging auch zeitweilig noch zu den hl. Sakramenten, dann aber hielt sie sich mehr und mehr ferne. Endlich kam sie soweit, daß sie ihre Kleider auszog, sich als Heidin kleidete und als Abgefallene das zweite Weib eines Heiden werden wollte. Anfangs Mai 1910 hieß es, Franziska wird in einigen Wochen auf heidnische Weise Hochzeit halten, als zweites Weib des N." —

Nun griff die göttliche Vorsehung ein. Etwa 6 oder 8 Tage vor der geplanten Hochzeit wurde Franziska plötzlich krank, schwer krank. Sie trug sich noch mit eitlen Hochzeitsgedanken, und schon klopfte der unerbittliche Tod an ihrer Herzenstüre an.

Als die heidnischen (!) Verwandten die Gefahr erkannten, frugen sie die Kranke, ob sie nicht den Umsundisi (Priester) rufen sollten? Sie lehnte es ab. Noch mehr: die Heiden dringen wiederholt mit der Bitte in sie, sie möchte ihnen gestatten, den Priester holen zu dürfen. — Franziska verweigert es rundweg und sagt: „Nein, nein! Ich will nicht!" — —

Am nächsten Tag, — es war am 14. Mai 1910 — da kommt die traurige Nachricht hieher: „Franziska ist heute Nacht gestorben und wurde auf heidnische Weise begraben. Auf alles Bitten und Zureden ihrer Umgebung, den Priester rufen zu lassen, hatte sie nur ein kaltes „Nein, angikuni!" (ich mag nicht). Zuletzt schwieg sie ganz und so hauchte sie ihre Seele aus. — —

Unsern Schrecken kann man sich denken! Wie war doch alles so gekommen? Weshalb kamen die Angehörigen nicht hieher, mich zu rufen? Warum fühlte ich mich selbst nicht angetrieben, zu ihr zu gehen? Ich hatte schon von ihrem Unwohlsein gehört, dachte aber absolut an keine Gefahr, denn Tags zuvor war sie noch vollkommen gesund. Ich hoffte auch im stillen, die Krankheit würde sie weich machen und sie würde mich rufen lassen. . . . Gottes Finger! Sie hatte offenbar zur rechten Zeit die Gnade verscherzt und Gott läßt seiner nicht spotten.

Ein Gutes hatte übrigens die Sache: der unerwartete Todesfall hat unter dem hiesigen jungen und alten Volk tüchtig eingeschlagen. Für viele war es eine gewaltige Predigt, alle dachten wieder an Tod und Ewigkeit und trachteten ihre Gewissen in Ordnung zu bringen. Ich wünsche nur, daß die Sache auch Bestand hat.

Wir alle aber wollen wieder fleißig der Worte der hl. Schrift gedenken: „Wachet und betet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, wann der Herr kommen wird!"



Missionsstation St. Isidor.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter; die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefalteten Händen still im Sarge liegen sehen, und es ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen erweckte.

Sie erwachte in meinen Armen und als ich ihr die Ursache meiner Tränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie und schloß sie in ihre lieben Hände; und so beteten wir zusammen zu Gott und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „Du hast gefürchtet, Johannes, ich sei tot; sterben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

müssen wir alle, halte dich an unsern Herrn Jesus Christus und die himmlische Mutter Maria; die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, dann schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichtes schauen lasse.

Da wurde ich still und trat an das Fensterlein unserer Kammer und sah nach dem kommenden Tag. Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich und hielt mir freundlich die Augen zu mit den Worten: „Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, was du noch nie gesehen hast!" Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: „Liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammenfaltet, wie du mir getan?" — „Gewiß", sagte die Mutter, „wenn die, so es tun, sich so lieben wie wir, aber den lieben Gott doch noch viel mehr als einander; und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten, und der Priester am Altar betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie alle ihre Hände gefaltet haben."

„Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?" Da sprach ich: „Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lange lebest auf Erden! Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst und Gott über alles." — „Recht", sagte die Mutter, „o, wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen so vereint beteten, wie wir es heut' tun konnten und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche tut!"

Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammenlegen!" — „O gewiß, das können sie", erwiderte die Mutter, „und das ist in unseres lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott dringen soll. Denn er selbst hat auf Erden gesagt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater; und niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Und der hl. Johannes sagt: „Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten; der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns alle zur Erlösung hingegeben hat." Ach möchten doch alle ihre Hände in des Heilands Hand, in die Gott alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend, legen, dann würden wir alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes."

Nach diesen Worten tat die liebe Mutter ihre Hände weg von meinen Augen und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!" und ich erwiderte: „In Ewigkeit, Amen!" und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahntal emporstieg. „Ach Mutter!" rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?" — „Nein, mein Kind," erwiderte sie, „das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt; aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist."

Ich habe aber damals die Sonne zum erstenmale aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens und aller meiner Mutter Rede und Tun an demselben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnet, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korbe auf dem Kopfe, und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige Stränge des Garns zu tragen, welche ich mit meiner großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis nach Arnstein getragen habe.

Wir kamen daselbst in des Abtes Stube; die war mit schönen Bildern ausgemalt; auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher und lustiger Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: „Hans, gefällt dir wohl meine Zelle? Hast du auch Lust, ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist. kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Konvent unter der Kirche schlafe."

Da erwiderte ich: „Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte!" — Da lachte der Abt und sprach: „Lieber Hans, das geht nicht, denn der Herr spricht, wir sollen alles verlassen und ihm nachfolgen. Und doch wohnet eine Mutter mit uns in unsern Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine!" — Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an und konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: „Ach, hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!" — Da lachte der Abt wieder und sprach: „Mein Hans, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben alle in ihrem Schoße, und auch du; es ist unsere heilige Mutter, die Kirche, welche unser lieber Herr Jesus sich zu seiner Braut erkoren. Aber das verstehst du noch nicht." Da sagte ich: „Nein!"

Und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuch; das war St. Georgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Lauenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem gülden' Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Aermel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: „Johannes, bitte Frau Else, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule tut; da sollst du zur Messe dienen lernen und für jede Messe einen halben Heller von mir erhalten!" — Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieten wir beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Geld, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine hl. Messe für ihr Anliegen in St. Georgen-Kapelle zu lesen; und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?" traten meiner Mutter die Tränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: „Das stell' ich Gott anheim, hochwürdiger Herr." Der Abt erwiderte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück und wendet es Eurem Kinde zu; ich weiß, Ihr betet bedrängt, ich will das hl. Meßopfer selbsten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten. Aber ergebet Euch in den Willen des Herrn und hanat nicht weltlichem Kummer allzusehr nach." Meine Mutter aber wollte das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geld nicht wieder nehmen und sprach: „Der Himmel segne Euch, hochwürdiger Herr, für Eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zum heiligen Opfer erarbeitet. Tut des edlen Laurenburger Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten." — Da sprach der Abt: „So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Georgen Bild aufstecken lassen. Linnen und Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpitius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen sind gar fein."



Der Sonne entgegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da nahm die Mutter das Linnen, und gaben wir sie unten dem Bruder Schneider; der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle. Da stand auf dem Altare St. Georgen Bild, wie er den Drachen durchbohret. Den Altar haben die Ritter von der Laurenburger gestiftet und viele Gaben zu dem Kloster getan; haben auch ihr Begräbnis in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altars kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt.

Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm; hätte ihm auch gern etwas recht Liebes getan und setzte ihm darum einen grünen Kranz, den ich im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug, auf sein steinern Haupt. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden schamrot und ihre Augen voll Tränen. Da ließ sie mich los und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde.

Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen, bunten Wachskerze; die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserm Betstuhl und reichte sie meiner Mutter und mir zu küssen, und als er dies getan, steckte er sie auf St. Georgen Leuchter, der neben dem Altare stand und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen.

Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit den Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter ins Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes; der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn!“ — Nun hatte ich den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke; aber ich habe zum erstenmale gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie. Warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber sie antwortete nicht und sah mit nassen Augen den knienden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger tut, was ich dir gestern abend tat, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.“ Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehen?“ Und sie sprach: „Ja, er will schlafen gehen in die ewige Ruhe.“ Ich aber fragte weiter: „Will der kniende Ritter auch schlafen gehen?“ Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!“ und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küsse den Knienden, habe ihn recht lieb; es ist dein guter Vater!“ — Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupt, wollte ihn auch nicht mehr lassen.

Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arme und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte schier auf ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpitius stand. Der aber kam uns nachgelaufen; da war ein schönes weißes Klosterbrot drinnen und ein Krüglein voll Weins, das schenkte uns der Herr Abt.

Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arme und trug mich auf dem linken. Ihr sagte ihr, daß ich nicht müde sei und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen; sie schloß mich manchmal fester mit dem Arm an ihre Brust, sodaß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir so lebendig ihrer Liebe bewußt und genoß ihre Güte mit kindlicher Freude; denn sie pflegte mich sonst nicht so zu tragen, weil sie, wenngleich groß und schlank, doch durch manche Sorgen und Nachwachen entkräftet war.

Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldne Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder inneren Bewegung errötend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grünen Wiesen hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Wind durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang.

Da ward mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und, mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht? — mir ist, als ob ich flöge!“ — Sie aber antwortete bloß mit einem zärtlichen Druck ihres Arms; und ich begann ihr die Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht mehr beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen ihres Kopfes gerne geschehen.

Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der kniende Ritter in der St. Georgen-Kapelle; nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegengeschritten käme, würdet ihr euch beide wohl sehr aneinander erfreuen über die schönen Kränze!“ — Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Schluß.)

5. Ein Waisenknabe.

Unser kleiner Hyazinth ist ein Waisenknabe von kaum fünf Jahren. Er befindet sich hier auf unserer Missionsstation Centocow und steht unter der Obhut seiner treuen Pflegerin, der Schwester M. Hildegard.

Wo sind deine Eltern? Vater und Mutter sind beide tot. Philomena, sein gutes Mütterchen, war im Jahre

1889 als kaum zehnjähriges Kind in unsere Missionsschule gekommen, lebte dann als erwachsenes Mädchen mehrere Jahre im Marienhaus und heiratete zuletzt einen braven, pflichttreuen Christen, Valentin mit Namen. Doch kaum hatte sie ihm das erste Kind geschenkt, da starb ihr Gatte, und die junge Witwe, welche die Trauerkleider nicht mehr ablegen wollte, weilte still und einsam in ihrer bescheidenen Strohhütte. Mit dem ältesten Bruder ihres verstorbenen Mannes und ihrer Schwägerin Marianne, welche in ihrer Nähe wohnten, und die sich beide liebevoll um sie annahmen, lebte sie in schönster Eintracht, einzig auf die Erziehung ihres Söhnchens, des kleinen Hyazinth, bedacht.

Doch sieh, nach einiger Zeit fing sie selbst zu kränkeln an, und bald wurde es jedermann klar, daß sie ihrem verstorbenen Gatten in kurzer Frist nachfolgen würde, denn es hatte sie die sogenannte galoppierende Schwindsucht ergriffen. Da zog es unsere Philomena mit jeder Faser ihres Herzens zur Missionsstation zurück, wo sie ihre Mädchenjahre so überaus glücklich verlebt hatte. Bei den guten Schwestern hoffte sie treue, aufmerksame Pflege zu finden, wenn nicht gar volle Genesung. Sie brachte auch ihr Bübchen mit, das ebenfalls hüstelte, als habe es auch schon den Krankheitsstoff seiner Mutter in sich.

Noch einmal gewann es den Anschein, als würde die Kranke neu aufleben, doch es war nur das letzte Aufflackern ihres erlöschenden Lebenslichtleins; kurz darauf legte sie sich nieder, um nimmer aufzustehen. Philomena starb so schön und friedvoll, wie ihr ganzes Leben gewesen und traf vor ihrem Tode mit klarem Bewußtsein die nötigen Bestimmungen wegen ihres Kindes. Bei allem zog sie unsern hochw. P. Innozens, den Superior der hiesigen Station, zu Rate. Seiner väterlichen Obhut übergab sie auch ihr Söhnchen. Mit aller Energie protestierte sie dagegen, daß ihre mütterlichen Anverwandten — ihre Mutter Ida zählte leider zu den abgefallenen Christen — irgend welchen Einfluß auf das Kind haben sollten. „Ich habe den hochw. P. Rektor als Hüter und Schützer meines Sohnes aufgestellt," erklärte sie wiederholt, „und Hyazinth soll auf der Station bleiben, bis er groß geworden und imstande ist, sich selbst sein Brot zu verdienen."



Moses Chiu,
ein junger Chinese evangelischer Konfession aus Amoy, wurde an der Berliner Universität zum Dr. phil. promoviert. Links von ihm der chinesische Gesandte Liang-Cheng.

P. Innozens gab der besorgten Mutter die tröstlichsten Versicherungen und stand ihr beim Sterben in Liebe bei. Nachdem sie in Frieden ihre Seele ausgehaucht hatte, übergab er den kränkelnden Knaben der Schwester Hildegard. Sie sollte ihn in liebevolle Pflege nehmen, bis er größer geworden und fähig wäre, die Missionsschule zu besuchen.

Anfangs weinte der Kleine und fragte oft, wo denn die kranke Mutter sei; als ihm aber Schwester Hildegard sagte, seine gute „Ma" sei nun im Himmel oben, sei nicht mehr krank, sondern freue sich gar sehr, da beruhigte er sich, wischte sich die Tränen ab und verhielt sich stille. Nur einmal schien ihn wieder ein heftiges Heimweh nach der Mutter erfaßt zu haben, denn als sich ihm ein größeres Schulmädchen nahte, sagte er zu demselben: „Komm, führe mich da hinauf auf den großen Berg da drüben." (Er meinte den gewaltigen Umschlabeni-Berg, der sich mit seiner stolzen Felsenzinne am linken Ufer des Umzimkulu erhebt.) „Dort oben wäre ich dem Himmel nahe und könnte ich vielleicht die „Ma" (Mutter) sehen!" Als ihm aber das Mädchen lächelnd bemerkte, es sei ihr unmöglich, ihn da hinauf zu tragen, begann der arme Waisenknabe wiederum gar bitterlich zu weinen.

Jetzt aber ist der kleine Hyazinth vollkommen getröstet. Das sahen wir am letzten Ostertage, an dem er gleich den übrigen Schulkindern einen Besuch bei seinen nächsten Verwandten (den Bruder seines Vaters) machen durfte. Als er nämlich dort so einsam vor der



Die erste schwarze Chauffeuse in Paris.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hütte seiner verstorbenen Eltern stand, sprachen, von inniger Teilnahme ergriffen, zwei ältere Schulkinder zu ihm: „O du armes Kind! Du bist ein recht verlassenes intandane (Waisenkind), hast keinen Vater und keine Mutter mehr." . . . Damit kamen sie aber bei dem Kleinen bös an, denn ganz unwillig entgegnete er ihnen:

„Ich bin nicht arm, ich bin kein intandane, denn ich habe einen Vater und eine Mutter im Himmel oben, und auch auf Erden habe ich einen weißen Vater und eine weiße Mutter. Ihr braucht mich gar nicht so traurig anzusehen, denn uNkulunkulu uyangitandi futi, der liebe Gott liebt mich auch!" Sprach's und ließ die beiden Mädchen ganz verwundert stehen.

Beim Abschied schenkte ihm seine Tante ein Hühnchen. Stolz schritt damit der kleine Held an der Hand seiner weißen Pflegemutter (Schwester Hildegard) der Missionsstation zu.

Weihnachtsfeier in Mariannhill.

Den feierlichen Gottesdienst in der heiligen Nacht hielt hochw. P. Prior und legte als Weihnachtsgabe in der hl. Kommunion einem Jeden das Christkind ins Herz hinein.

Schon um 4 Uhr begannen die ersten hl. Messen. Nach der Frühmesse war Festpredigt im Kapitel; um 8 Uhr ein zweites Hochamt in der Stiftskirche. Um 10 Uhr wurde vom Ehrw. Vater Abt, Probst von Mariannhill, feierliche Pontifikal-Messe in St. Josef gehalten. In der neuen Schule zog die ganze Assistenz ihre Paramente an, und Ehrw. Vater Abt seine weiße Mozetta. Unter dem feierlichen Glockengeläute der neuen Pfarrkirche zog die Prozession vom Schulgebäude zur Kirche empor, und beim Eintritt derselben in das Gotteshaus wurde vom Chore das „Ecce Sacerdos" angestimmt. Am Eingange aber stand der St. Joseph's Pfarrer, R.P. Apollinaris auf seinem Posten und präsentierte dem Probste das Aspergil.

Die Kirche war voll von Christen und Katechumenen aus nah und fern. Auch viele Protestanten waren zugegen. Im Oratorium zur Rechten hatten sich unsere Patres und Brüder aufgepflanzt, zur Linken ein Kontingent von Schwestern Aufstellung genommen. Altar und Thron waren schön geschmückt, das Presbyterium mit seinen Blumen, Lichtern und Teppichen, und während der Feier mit einer hohen und niedern Assistenz von nahezu 30 Köpfen, bot dem Auge ein wahres Kaleidoskop zur Bewunderung dar. Nach der Pontifikal-Messe war eine kurze Pause, darauf feierlicher Segen und endlich der große Exitus! Voran schritten Weihrauch-, Kreuz- und Leuchterträger, dann kam die türkische Musik mit ihrem Tambourmajor und seinem gewaltigen Taktstock, seitlich marschierte der Herr Kapellmeister, unser Hochw. P. Thomas. Die Musik-Knaben trugen ihre weiße Uniform mit roter Schärpe und blauer Mütze. Dann kamen 14 Fackelträger, endlich die zahlreiche Assistenz mit dem Probste von Mariannhill. Hinter ihm schritten Stab-, Mitra- und Gremialträger, und hinter diesen kam eine Menge junges und altes schwarzes Volk.

Bei dieser erhebenden Feier trugen Priester und Kleriker zum erstenmale einen Teil unserer jetzigen neuen Ordenskleidung: Skapulier ohne Kapuze, Priesterkollar und das Birett; die Feier selbst hatte an zwei Stunden gedauert.

Kleine Missonsnachrichten.

Monte Cassino. Nach langem Harren sind endlich die Baubrüder hier angekommen, um an den Bau der ersten Schule Hand anzulegen. Proviciat! Die Fundamente sind inzwischen größtenteils gelegt worden. Ein Christ besucht verschiedene Kraale, um nach und nach dem Christentum Eingang zu verschaffen. Brüder und Schwestern sind augenblicklich vom Fieber verschont und befinden sich wohl, während der Plaggeist sich mir wieder an die Fersen gehängt hat. In der Woche nach Allerheiligen besuchte ich Triashill und seine Außenstation St. Barbara. Wie schlägt einem das Herz, wenn man diesen Andrang von Heiden sieht! aber auch wie blutet einem das Herz, wenn man diesen Mangel an Arbeitern im Weinberg des Herrn erblickt!

Bruder Flavian in St. Barbara ist allein den Anforderungen dort unmöglich gewachsen auf die Dauer. Es hat ja, wie ich höre, diese Außenstation schon jetzt Nebenstationen. Und ich glaube, nicht hoch zu greifen, wenn ich die Zahl aller Tagesschüler in und um Triashill auf 600 schätze.

Hier in Monte Cassino ist ein ganz anderer Menschenschlag. Hätten wir doch eine Zwischenstation zwischen hier und Triashill, besonders da die Bahnverbindung nicht vorteilhaft ist! Es ist so schwierig für uns beide Priester hier oben, uns einander zu sehen. Dem wäre aber abgeholfen, wenn eine Tagereise von hier und eine Tagereise von Triashill eine Station wäre!

P. Bonaventura.



Der appetitliche Hut.

Stadtfräulein: „Um Gotteswillen, Sebenbauer, helft mir, die Kühe verfolgen mich überall hin!"

Sebenbauer: „Nimmt mi net Wunder! Warum müßt Ihr Stadtmadln aber a so g'schleckte Sachen auf dö Hüat tragen?"

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph hilft armen Klosterfrauen.

Einige Dominikanerinnen des Klosters zum hl. Kreuz in Regensburg waren nach Amerika ausgewandert und gründeten daselbst in Green Bay im Norden von Wisconsin ein neues Klösterlein. Sie waren sehr arm. Eine der Schwestern erzählt:

„Wir befanden uns oft in großer Not, denn manchmal hatten wir weder Geld noch Lebensmittel, auch kein Holz für den Ofen. So war einmal mitten im rauhen Winter des Abends kein Stücklein Holz mehr da, um am folgenden Morgen Feuer zu machen. Was nun? — Wir taten einfach, wie wir in ähnlicher Lage schon öfter getan: wir beteten alle zum hl. Joseph, daß er uns doch in dieser Not helfen möge. —

Mitten in der Nacht wachen wir auf; es ist, als würde hart vor unserm Hause Holz abgeladen. Wir stehen eiligst auf und treffen im Hofe einen bekannten Farmer, einen Holländer, der vier englische Meilen von uns entfernt wohnt, und nun eifrig daran ist, einen Wagen voll Holz abzuladen. Auf die erstaunte Frage, wie er denn dazu komme, uns mitten in der Nacht Holz zu bringen, da wir doch keines bestellt hätten, entgegnete er gelassen: „Eine innere Stimme hat mir gesagt, ich solle den Klosterfrauen Holz bringen, denn sie hätten keines mehr."

Unsere Freude über solch' augenscheinliche Hilfe des hl. Joseph kann man sich denken! Seit dieser Zeit ist unser Vertrauen zu ihm noch bedeutend gewachsen. —

(„Sendbote des hl. Joseph.")

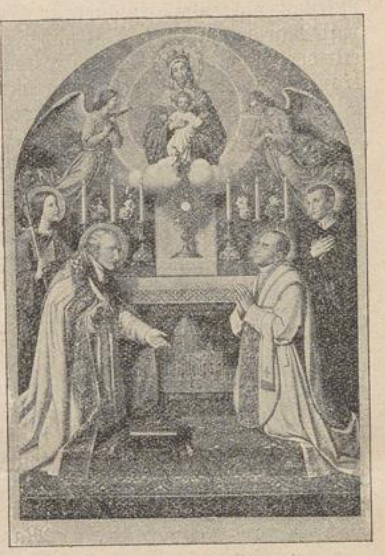
Gottes Freigebigkeit im allerheiligsten Sakramente des Altares.

„Du öffnest deine Hand, o Herr," sagt der Psalmist, „und erfüllst alles, was da lebt, mit Segen." Der größte und universellste Gottessegen aber ist im allerheiligsten Altarssakramente verwirklicht. Hier spendet der Herr buchstäblich den Segen mit vollen Händen. „Nehmet hin und esset," spricht er, „trinket alle daraus!"

Großartig ist zwar die Güte des Herrn in allen seinen Werken, hier aber, in der hochheiligen Eucharistie, überschreitet sie vollends alles Maß und jeglichen Sinn und Begriff. Allen Gläubigen wird hier immerdar und überall das denkbar höchste aller Güter frei und ungehindert angeboten.

Wenn uns aber der liebe Gott sich selber in solcher Weise schenkt, welche Güter und Gnadengaben wird er außerdem in wahrhaft königlicher Freigebigkeit der gläubigen und liebenden Seele mitteilen? Enthält doch die hochheilige Eucharistie die Summe aller Güter. Da wird uns Jesu Leib und Seele geboten samt seiner Gottheit; da erhalten wir Gesundheit, Kraft und Stärke, sofern es zu unserem Besten ist; wir finden da ferner auch zeitliche Unterstützung, das tägliche Brot, Gewinn im Handel und Verkehr, lohnende Arbeit, kurz alles, was nur immer dazu dienlich und nützlich ist, direkt oder indirekt unser geistliches Heil zu sichern und zu fördern. Denn wird uns der Herr das Geringere noch versagen können, nachdem er uns das unvergleichlich Kostbare so überaus freigebig angeboten?

Und alle diese Schätze bietet uns der Herr nicht etwa bloß vorübergehend an, sondern ständig, überall und immerdar. Und um welchen Preis können wir diese Kleinodien bekommen? Ohne alle Mühe und Beschwerde. Ein einfaches, ernstliches Verlangen, ein sehnsuchtsvoller Blick auf den Tabernakel genügt, um die Erfüllung einer Bitte, oder die Abwehr eines Uebels zu bewirken. Wie sagt doch der hl. Geist so schön: „Kommet, kommet alle, auch ihr, die ihr weder Gold noch Silber habt, kommt in Scharen und kaufet ohne Gold und jegliche Gegengabe Brot und Wein in Fülle. Esset, trinket und werdet übersatt, meine Vielgeliebten!"



Die Nahrung der Auserwählten.

O tröstliche Freigebigkeit meines Gottes, die mich mit so vielen und großen Wohltaten Tag für Tag überhäuft, von heute an will ich ein unbegrenztes Vertrauen auf dich fassen! Ich will nicht mehr schwanken, noch meinen Wünschen eine kleinliche Schranke setzen. Gestatte, o Herr, daß ich fortan zu jenen Armen zähle, die in kindlichem Vertrauen ihre Augen immerdar zu dir erhoben halten.

O grenzenlose Güte, gib mir Nahrung und Kleidung zur rechten Zeit, gib mir Licht und Kraft, Geduld und fröhlichen Mut, Demut und rückhaltslose Ergebung in deinen hl. Willen, denn das ist wahre Seelennahrung!

Gib mir auch Gesundheit des Leibes und der Seele und was ich sonst noch nötig habe, heute oder morgen bis zum Tage, da ich dich selbst im Himmel besitzen werde. Steh mir auch bei in der Stunde der Not, gib Hilfe und Kraft in jeder Gefahr und verhilf mir allezeit zum Siege!

Siehe, o Herr, dies alles erwarte ich von deiner anbetungswürdigen, unendlichen Freigebigkeit aus den Schätzen der hochheiligen Eucharistie. Auf dich, o Herr, hab' ich gehofft, ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich! Ps. 30. 1.

Der selige Hermann Joseph.

Hermann, geboren zu Köln am Rhein, trat schon im zarten Alter von 12 Jahren in das Prämonstratenser-Kloster Steinfeld ein, wo er hoffte, seiner innigen Andacht zu unserer lieben Frau und ihrem göttlichen Kinde ungestört obliegen zu können. Er wandelte hier wie ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Engel Gottes in reinster Unschuld des Herzens, weshalb ihm seine Mitbrüder den Beinamen „Joseph" gaben.

Hermann aber hielt sich in seiner Demut dieses Namens für durchaus unwürdig und weigerte sich daher, sich Joseph heißen zu lassen. Schon wollte er in dieser Sache die Hilfe seines Ordensobern sich erbitten, als ihm die allerseligste Jungfrau selbst diesen Namen bestätigte. Das kam so:

Eines Abends hatte sich Hermann mit gewohnter Andacht lange dem Gebete in der Kirche hingegeben, bis er endlich ermüdet in seine Zelle ging, sich auf sein Bettlein legte und schlief. Da schien es ihm, als kehre er wieder an den Ort zurück, wo er gebetet hatte, und auf den Altar blickend, sieht er die gebenedeite Gottesmutter, ihr holdes Kindlein auf dem Arme tragend. Mit hoher Freude betrachtete er Mutter und Kind. Nun ruft Maria ihm zu, daß er näher trete. Wonnetrunken eilt der Jüngling herbei und spricht mit kindlichem Vertrauen: „Geliebte Mutter, gib mir deinen Sohn!" — Eine Weile zögerte Maria, als wolle sie sein Verlangen noch mehr entflammen, dann aber reicht sie ihm ihr



Der selige Hermann Joseph.

göttliches Kind mit den Worten: „Trage meinen Sohn, wie ihn einst mein Bräutigam Joseph nach Aegypten getragen hat, und mit der süßen Last sollst du auch die Ehre seines Namens „Joseph" tragen.

Von diesem Tage an hieß der Heilige nicht bloß Hermann Joseph, sondern lebte auch wie der heilige Joseph nur noch für Jesus und Maria. Das Kleid seiner Taufunschuld bewahrte er so rein, daß er einer Lilie glich, die nur der Sonnenstrahl berührt hat. Sehr hoch schätzte er auch die Tugend der hl. Armut. Er wollte nur abgetragene Kleider tragen mit dem Bemerken, er verdiene keine besseren, und obschon kränklich, begnügte er sich dennoch mit seinem harten, ärmlichen Lager und der gemeinsamen Klosterkost. Am 7. April 1236 hauchte er seine reine Seele aus in die Hände Jesu, Mariä und Joseph.

Mein Glück.

Ich denk' noch heut' an jene Zeit zurück,
Wo ich geträumt, vom g r o ß e n Glück,
Wo stolz ich sprach in übermüt'gem Ton
„Ein g a n z e s Glück, sonst lieber nichts davon!"

Wie doch das Schicksal oft die Herzen lenkt,
Daß man nach Zeiten so ganz anders denkt.
Was ich erträumt in jenem Kindersinn,
Mit einem Lächeln blick' ich drüber hin.

Ein k l e i n e s Glück hat ja vielleicht Bestand,
Geht's auch einher in einfachem Gewand.
„Ein kleines Glück, o wär es mir vergönnt,
Daß ich wie and're auch mich freuen könnt'!"

Fr. Norbert Klein, R. M. M.

Allerlei für Naturfreunde.

Von Br. Protasius Muth, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Es heißt, die Extreme berühren sich. Am Schlusse meines vorigen Berichtes über das afrikanische Tierleben sprach ich von dem feinen, farbenprächtigen Chamäleon, diesmal will ich auf der Skala der Poesie um eine Stufe herabsteigen und erlaube mir, den geehrten Leser auf einen drolligen Velocipedisten oder Kunstreiter aufmerksam zu machen. Es ist dies ein schwarzgrauer Käfer mittlerer Größe, der mit ebenso viel Eifer wie Geschick aus Kuhdünger eine tadellose Kugel fertigt und dann den Koloß, der ihn an Größe und Gewicht oft um das zehnfache überragt, mutig und unverdrossen den Weg entlang rollt, wobei er nicht selten Kopf und Vorderfüße zur Erde beugt, während er mit den Hinterbeinen die Kugel schiebt und weiterrollt. Mancher dieser kleinen Athleten hebt und schiebt eine Kugel, die größer ist als ein Entenei.

Wohin geht denn die merkwürdige Wanderung? Von der harten Straße oder dem Fußpfad, wo der Dünger gefunden und zur Kugel geformt wurde, abseits in ein weiches Erdreich. Hier wird von dem sinnigen Tierchen eine Grube gegraben und der „Schatz", d. h. die Kugel mit dem kostbaren Inhalt mit Liebe und Sorgfalt eingesenkt; denn mitten im Dünger befindet sich ein E i. Es wurde von dem Tierchen, vom Volke „Pillendreher" genannt — der technische Name lautet: scarabäus — gelegt und sorgsam von allen Seiten eingehüllt. Hier im Boden und im weichen, warmen Dünger ist das Ei geschützt und findet später der hoffnungsvolle Sprößling, sobald er auskriecht, Atzung und Unterschlupf.

Der eigentliche südafrikanische Dungkäfer ist, was Form, Größe und Glanz anbelangt, dem europäischen Hirschkäfer ziemlich ähnlich, nur fehlt ihm das prächtige Geweih. Recht häufig findet man hier den Nashornkäfer; er trägt mitten auf dem Kopf ein schönes, schwarzbraunes, nach rückwärts gebogenes Horn von der ungefähren Länge eines halben Zolles, ist also buchstäblich ein „Einhorn" en miniature.

* * *

In recht weichem Grase findet man in unseren Gärten auch zuweilen eine eigentümliche Heuschrecke. Sie ist etwa so groß wie eine Spinne und hat einen länglichen, ganz eigenartig geformten Kopf, den sie mit den seitwärts vorstehenden Augen nach allen Seiten drehen und wenden kann. An dem kurzen Hinterleib hat sie kleine, zierliche Bürsten oder Kämmchen von derselben schönen, hellgrauen Farbe wie die Blüte des Grases, in dem sie sich meistens verbirgt.

Während nun andere Geschöpfe, falls sie nicht zu den gezähmten Haustieren gehören, alle möglichen Anstrengungen machen, der Gewalt des Menschen zu entkommen, wenn er sie gefangen hält, scheint dieses merkwürdige Tierchen gar keinen Instinkt für irgend eine drohende Gefahr zu haben. Ruhig und unbefangen bleibt es vielmehr auf der Hand sitzen, bis man es wieder ins Gras setzt. Einmal war mir eines derselben ruhig bis zur Spitze des Zeigefingers gekrochen; hier auf dem erhöhten Standpunkt macht es Halt und beginnt ganz gemütlich, wie ein Kätzchen, sich mit den sehr beweglichen Vorderfüßen zu bürsten und zu putzen. Die ungewohnte Zutraulichkeit des seltsamen Tierchens kam mir geradezu rührend vor und mahnte mich zum Ver-

trauen auf Gottes Fürsorge, der uns ja alle in seiner Hand hält und ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. —

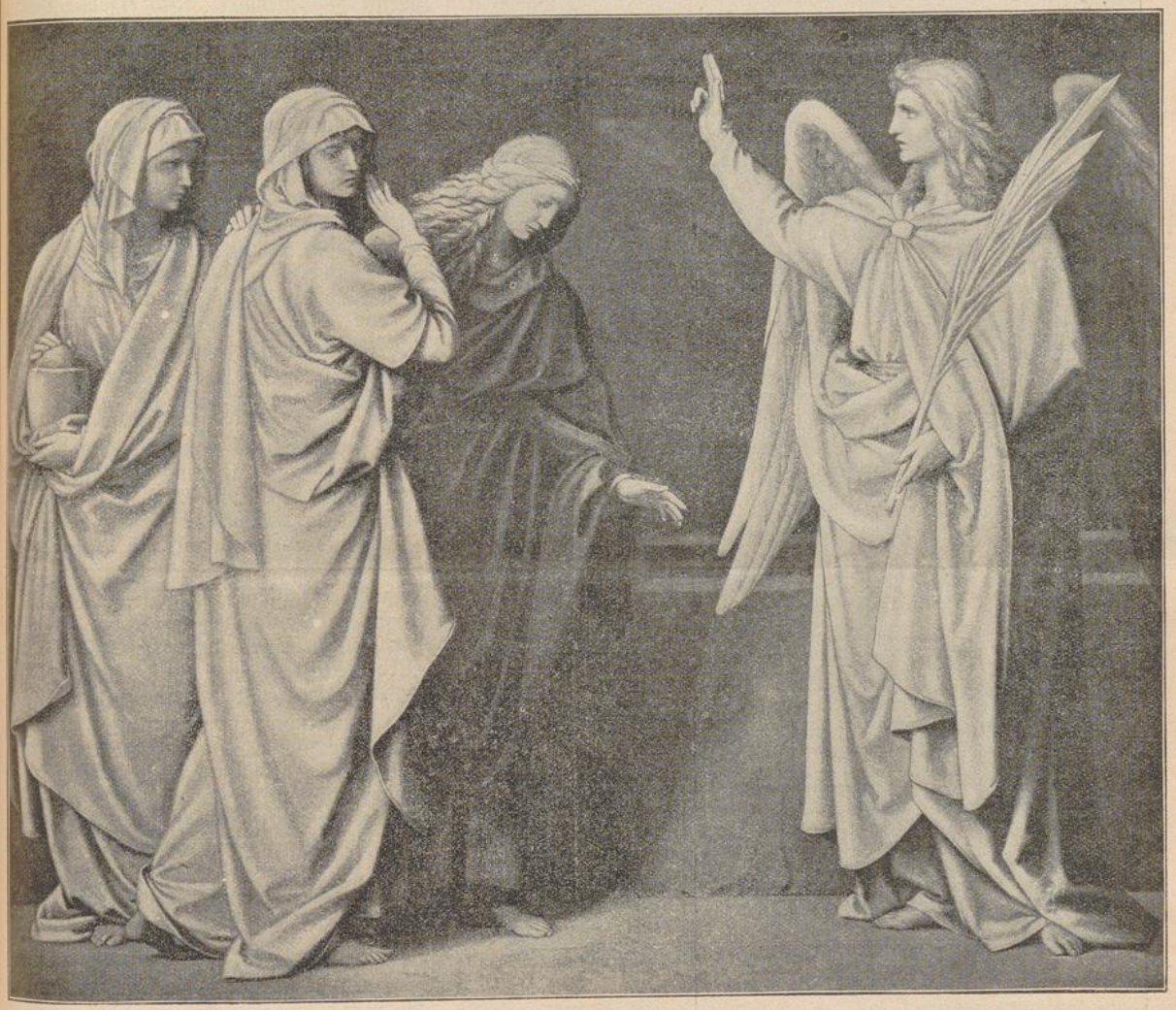
Nun gibt es zwar hier in Südafrika eine Unmasse schädlicher und lästiger Fliegen, Käfer und sonstiger Insekten, sodaß ich oftmals dachte, wir wohnen hier in einem unerlösten Lande, auf dem noch schwer der alte Fluch des Stammvaters Cham lastet. Doch gewisse Insekten, die zur Sommerszeit oft in Deutschland so lästig fallen, wie Bremsen, Wespen und Hornisse, gibt es hier nicht, oder sie sind wenigstens anders geartet.

Bezüglich der Wespen muß ich mich allerdings korrigieren, denn auch hier gibt es verschiedene Arten von Wespen, die aber durchschnittlich viel friedlicher und genügsamer sind, als ihre europäischen Schwestern. Ich wenigstens habe hier noch nie etwas von einem Wespenstiche verspürt; denn die afrikanische Wespe tut niemand etwas zu Leid, wenn man sie nur halbwegs in Frieden läßt und sie ihr kleines Zellengewebe an irgend einem Balken oder einer Blechtafel in Frieden aufhängen läßt. So ein Nest, das nur an einem kleinen, kaum nadeldicken Stielchen hängt, freventlich abzureißen, möchte ich allerdings keinem anraten, denn da könnte es schon auch in Afrika böse Wespenstiche absetzen.

Unlängst stieß ich im Mariengarten auf einen fast zwei Meter langen Leguan oder Alligator, der kaum ein paar Schritte von mir entfernt regungslos am Wege lag. Es ist dies eine Art Rieseneidechse, die sich meist bei Sümpfen, Wasserlöchern und Kanälen aufhält. Zuweilen kommt sie auch in ein Gehöft herein und holt da mit Vorliebe die Eier (manchmal samt dem Huhn) aus dem Neste. Leider hatte ich gerade nichts in der Hand, um ihm zu Leibe zu rücken, und als mich das Tier erblickte, raffte es sich auf und rannte blitzschnell davon.

Im Mühlengarten sah ich einmal auf einem großen flachen Stein 2 junge Alligatoren liegen. Sie waren kaum 2 Spannen lang und hatten die Köpfe wie liebend etwas gegeneinander geneigt. Ich glaubte anfangs, sie spielten oder schliefen, doch wie ich näher hinzutrat, fand ich beide tot. Sie waren völlig unverletzt und ich bin heute noch nicht klar darüber, was sie denn eigentlich in dieser natürlichen Stellung so plötzlich getötet hat.

Ein niedliches Gegenstück zum Leguan oder Alligator bildet die hier einheimische kleine Eidechse. Sie ist



Er ist auferstanden, er ist nicht hier.

kaum fingerlang, schön gezeichnet und ungemein flink und lebhaft. Sie geht im Gegensatz zur europäischen Eidechse nie ins Wasser, sondern hält sich vielmehr mit Vorliebe an warmen sonnigen Plätzchen und in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, wo sie mit großer Behendigkeit nicht nur an den senkrechten Mauern, sondern auch an den glatten Blechwänden emporläuft. Es ist ein munteres, harmloses Tierchen und dabei recht nützlich, weil es eine Menge von Fliegen, Mücken und anderer lästiger Insekten vertilgt.



Im Frühlingshütchen.

Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Centokau. — In der Kinderbewahranstalt unseres Christendorfes hängt ein hübsches Bild. Es stellt den lieben Heiland als den göttlichen Kinderfreund dar und trägt die obige Inschrift: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Unsere Kleinen haben ihre helle Freude an dem schönen Bild und strecken vielfach in Liebe und Schönheit dem lieben Heiland beide Aermchen entgegen.

Nun befindet sich unter der munteren Schar auch ein größeres Mädchen von etwa 9—10 Jahren. Sie ist noch ein Heidenkind und trägt den Namen Pongwana. Eines Tages stand sie auffallend lange vor dem Bilde und betrachtete es mit sichtlichem Staunen. „Worüber denkst du so lange nach?" fragte ich das Mädchen. — Da sah mich das pausbackige, schwarzbraune Mädchen gar wehmütig an und meinte:

„Inkosazana, ich sehe unter den vielen Kindern auf dem Bilde da kein e i n z i g e s schwarzes; hat denn der liebe Heiland uns schwarze Kinder auch so lieb, wie diese Weißen da?"

Es war mir natürlich ein leichtes, dem Kinde seinen sonderbaren Zweifel zu benehmen. Ich erzählte ihm auch von den guten frommen Kindern in Europa und von unseren edlen Missionsfreunden und fügte bei: „Sieh', wenn diese weißen Menschen euch Schwarzen schon so gerne haben und euch so viel Gutes tun, wie sehr wird erst der liebe Heiland selber euch lieben, er, der göttliche Kinderfreund, der gesagt hat: Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Da hellte sich das betrübte Gesichtchen auf wie heller Sonnenschein und Pongwana klatschte vor Freude und Jubel in die drallen, schwarzen Hände.

„Wie soll ich denn dem guten Jesus für seine Liebe danken?" frug mich die kleine Heidin weiter. Ich sagte ihr, sie müsse recht brav und fromm sein und fleißig beten . . . . Da hob Pongwana ihre Hand beteuernd zum Himmel auf und rief: „O wenn ich einmal getauft sein werde, dann will ich Gott nie mehr mit einer Sünde beleidigen. Ngeke, ngeke, ngone futi, nie, nie mehr will ich dann sündigen!"

„Dein Vorsatz ist gut, mein liebes Kind," fuhr ich fort, „aber auch sehr angezeigt, denn nach der heiligen Taufe wird dein Herz ein Tempel des heiligen Geistes sein. O wie schön und rein mußt du ihn zu erhalten suchen."

„Ein Tempel des Herrn werde ich sein", jubelte nun die Kleine. „O wann, wann wird mir dieses Glück zu teil werden? O taufet, taufet mich doch bald! Dann aber schlagt mich tot und laßt mich sterben, ngoba angifani ukwona futi, denn ich will dann nicht mehr sündigen!" —

Pongwana ist ein etwas leidenschaftlich angelegtes Kind, das vor kurzem noch mitten im Heidentum lebte. Namentlich ist sie gern zum Streiten mit andern Kindern aufgelegt und deshalb meinte sie, man solle sie nach der heiligen Taufe lieber gleich sterben lassen, als daß sie nochmals in diesen Fehler zurückfalle. Sie hat sonst guten Willen und ein außerordentlich großes Verlangen nach der heiligen Taufe. Ihr heidnischer Onkel wollte sie neulich mit nach Hause nehmen. (Pongwana wohnt im Hause ihrer Cousine Thekla, wo sie als Kindermädchen dient.) Das Kind aber wehrte sich entschieden und sagte: „Lebend bekommt ihr mich von hier nicht fort! Hier, unter den Christenkindern, ist mein Heim, und von der schönen Schule will ich mich nicht mehr trennen!" — Infolgedessen durfte Pongwana bleiben und sie zählt sich seitdem schon ganz zu den Christen.

Unlängst saß sie vor unserer Lourdesgrotte und hatte das ihrer Obhut anvertraute jüngste Töchterchen ihrer Cousine auf dem Schoße. Sie herzte die Kleine und

gab ihr zeitweilig einen Kuß. Auf die Frage, weshalb sie denn heute die kleine Charitas gar so lieb habe und so oft küsse, gab sie schüchtern die schöne Antwort: „Schwester, ich habe es nur deshalb getan, weil du mir gesagt hast, ein getauftes, unschuldiges Kind sei ein Tempel Gottes." — Ich wunderte mich über den starken lebendigen Glauben dieses noch ungetauften Kindes und dachte unwillkürlich an Leonidas, den Vater des großen Origines, der bekanntlich aus dem gleichen Grunde die Brust seines Sohnes küßte.

Der Dichter Brentano rief bekanntlich einmal aus:

„Wer ist ärmer als ein Kind!
An dem Scheideweg geboren,
Heut geblendet, morgen blind,
Ohne Führer geht's verloren!
Wer ist ärmer als solch' Kind?"

Mit dem gleichen Rechte könnten wir aber auch fragen, wer ist reicher als ein Kind? Wer reicher als ein Wesen, das den vollen Glanz unbefleckter Taufunschuld noch in seinem Herzen trägt? — Welch' eine Ehre auch, und welch' ein Glück, dem göttlichen Kinderfreunde solche Seelen zuzuführen und sie in Unschuld und Herzensreinheit zu bewahren! Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will uns bei diesem Engelsdienste durch Gebet und Opfer helfen?

Goldkörner.

Wenn wir unsere Zeit richtig ausnützen wollen, dann müssen wir sie für Gott anwenden. Wenn wir nur für dieses Leben, nur für die Welt und das Irdische arbeiten, dann haben wir dereinst keinen großen Lohn zu erwarten. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!" hat der göttliche Heiland gesagt; an dem, wie und was wir leisten und arbeiten, wird man erkennen, ob wir für Gott oder für die Welt, für diese Zeit oder für die Ewigkeit arbeiten. Es ist übrigens ungemein leicht und einfach, die Zeit nützlich mit Gott anzuwenden. Man kann nämlich jede Arbeit, auch die geringste, vor und mit Gott tun. Und wenn wir sie also verrichten, so hat sie schon ihren Wert erhalten und ist gleichsam geadelt durch Gottes Nähe.

Der heiligmäßige Bischof Wittmann von Regensburg hatte die schöne Gewohnheit, so oft seine Uhr die Viertelstunde schlug, seinen Schöpfer zu grüßen. Nur mit einem kurzen Gebete tat er's — mit wenigen Worten —, doch aber war's ein Aufblick zum Himmel; wie eine ausgetrocknete Kehle einen frischen Trunk macht, wie einer, der bergan steigt, einen Augenblick Atem schöpft: eine Labe, eine Rast war's für die Seele, die sie hinweghob vom Staube des Erdenlebens hin zu Gott.

Versuche es einmal, ob nicht auch du es inmitten Deiner Geschäfte so machen kannst. Der Geist ist ja frei, die Seele hat Schwingen, mit denen sie auffliegen kann, wenn sie will. Was Du vor Gott tust, tust Du besser; alles wird leichter gelingen, wenn Du es mit Ihm beginnst und vollendest.

Kleine Missionsnachrichten.

Keilands. Am17. August 1910 wurde uns vom Magistrat in Cofimvaba (St. Marks Distrikt) die offizielle Mitteilung zugesandt, daß uns das Haupt-Landmesser-Bureau in Capstadt einen Sabalele für eine Kirche bewilligt hat. Der Platz ist einen halben Morgen groß. Das Original wurde am 5. August in Capstadt ausgestellt. P. Albert.



Jesus, der Freund der Kinder.

Maria Linden. Am Feste der unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria war auf der Station eine kleine Doppelfeier. Es gingen nämlich 12 Personen zur ersten heiligen Kommunion, und 10 empfingen die heilige Taufe. Wenn die Zahl auch klein war, so war es doch eine schöne Feier. Dieselben bereiteten sich auf dieses Fest durch heilige Exerzitien vor. P. Roman.

Mariazell. Auch hier hatten wir an Allerheiligen ein kleines Fest. Es gingen nämlich 22 Personen verschiedenen Alters zur ersten hl. Kommunion. Als nähere Vorbereitung auf diesen schönen Tag hatten dieselben dreitägige Exerzitien auf der Station. Die Feier verlief würdevoll.

Am 21. Dezember fand feierliche Taufe von 34 Personen statt, welche sich auf diesen Tag wie die obigen schön vorbereitet hatten. P. Canisius.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefkasten.

N. B. in D. Wir konnten den Empfang Ihrer Gabe nicht quittieren, weil auf dem Abschnitt stand: „Brief folgt", es traf aber bis heute noch keiner ein. Es wäre uns sehr lieb, wenn Briefe gleichzeitig mit der Gabe abgeschickt würden.

K. Z., München. Mir ist es neu, daß „Augusta" im März sein soll, ich glaubte im August.

Adele St. Mieze soll von Maria, Mia hergeleitet sein. Und wer es machen will recht fein, der führt noch andre Namen ein,
wie: „Anny, Nelly und Resi"
und „Frieda, Sulla und Kitty",
dann „Jenny, Trude und Erna"
und „Nora, Greta" et cetera.

K. Kronschnabel. Nur so zu! Denn die Flinte jetzt in's Korn werfen, wäre sehr gefehlt! Sie haben ja das Recht auf Ihrer Seite.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Schirgiswalde, Anröchte, Diedorf, Eicherscheid, Belmede, Unterbarmen, Herr·ntrop, Schüren, Bielefeld, Horst, Winden, Kreuzau, Witzerath, Werdohl, Aachen, Bochum, Köln, Würselen, Godesberg, Helferskirchen, Werl, Raeren, Oekoven, Koblenz, Bottrop, Mehren, Andernach, Eupen, Heilsberg, Stöblau, Kendenich, Honsfeld, Erfurtshausen, Hörde, Münster, Sterkrade, Lingenich, Eickel, Börnste, Gelsenkirchen, Bergheim, Salzkotten, Westerholt, Limburg, Katzem, Wallen, Bonn, Stieldorferhohn, Elsen, Groß-Hurden, Mülheim-Styrum, Ruhrort, Kaltenengers, Meckenheim, Flape, Neheim, Calle, Contern, Coesfeld, Hartefeld, Goch, Niederfeulen, Frimmersdorf, Baal, Hückeswagen, Kopstal, Wenholthausen, Gereonsweiler, Griesborn, Oberdollendorf, Herhagen, Paderborn, Diekirch, Moselkern, Billerbeck, Altenohr, Altenessen, Münstermaifeld, Gürzenich, Borbeck, Essen, Freund, Mailar, Mülheim, Redebrügge, Rehlingen, Düren, Altenbochem, Werdohl, Hüttersdorf, Würselen, Backum, Crefeld, Pachten, Hemmerden, Wiedeshoven, Rommerskirchen, Soest, Wirtzfeld, Schaffhausen, Stadtlohn, Ehrang, Müggenhausen, St. Wendel, Medebach, Wadgassen, Duisdorf, Herbestha, Ober-Valbert, Menden, Niedersfeld, Sevelen, Bür, Krauthausen, Rüthen, Marienbaum, Dorlar, Imgenbroich, Emmerich, Schönbrunn, Danketsweiler, Neuhausen, Schleching, Säffolsheim, Wernarz, B. V. pro auxilio impetrato, Rauenberg, Mühlhausen: für 1 Hdkd. Mathilde Genovefa, Bruchsal, Mehlsack, Bad Aibling, Mühlhausen, Karlsruhe, Witterda, Uffholz, Gebenhofen, Halsberg, Willanzheim, Eisingen, Betra, Götzingen, Theilheim, Auw, Schupfart, Günsberg, Gretzenbach, Roggliswil, Niederorschel, Riedern, Mögglingen, Binzwangen, Osterzhausen, Ringingen, Blodelsheim, Unterwittstadt, Riegel, München.

Danksagungen.

Herzl. Dank für vielfach erlangte wunderbare sofortige Hilfe. Durch Anrufung der schmerzhaften Muttergottes von Heiligenbronn Erhörung gefunden, Koblenz, K. T. R. Neukirch Höhe.

Choindez (für Hilfe in schwerer Stunde). Herzlichen Dank dem hl. Antonius und der hl. Familie für Erhörung in einem schweren Anliegen (aus Bühlöding).

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Diestedde, Crefeld-Bockum, Heiden, Meschede, Kell, Mandern, Vicht, Hülsweiler, Schauren, Essen, Jörgensmühle, Offenburg, Werden, Eupen, Mettendorf, Unkel, Köln, Aachen, Kellen, Borbeck, Bracht, Birkesdorf, Dernbach, Bonn, Anhoven, Sögel, Hückeswagen, Ahrweiler, Weisweiler, Coesfeld, Medebach, Baal, Castrop, Voßwinkel, Kessebüren, Kopstal, Bocholt, Neuß, Oberdollendorf Stommeln, Gemen, Eicherscheid, Grevenmacher, Ruhrort-Laer, Oberhausen, Metelen, Mülheim-Styrum, Lette, Hövel, Düren, Katzenbach, Werdohl, Elberfeld, Imgenbroich, Holthausen, Dahl, Veen, Ahlen, Steele, Crefeld, M.-Gladbach, Rüttenscheid, Paderborn, Altreichenau, Morbach, Wadgassen, Oberzier, Sevelen, Burtscheid, Merzenhausen, Aipelt, Goch, Dorlar, Waltenschwil, Appenzell, Zürich, St. Gallen, St. Moritz, Schötz, Neuheim, Langgaß, Wildhaus, Altstätten, Lommis, Engelberg, Altnau, Arlesheim, Zuzgen, Entlebuch, Breslau, Oberegg, Sulz, Cham, Horriwil, Affoltern, Hüniken, Günsberg, Obersaxen, Basel, Reiden, Rorschach, Seebach, Detroit in verschiedenen Anliegen, Skotschau, Neuhausen, Oensbach, Würzburg, Rottweil, Sattelpeilnstein, Rauenberg, Eisenbach, Soden, Höllmühle, Josthal, München, Westernhausen, Lindau, Neuötting, Rütschdorf, Ringsheim, Stuttgart, Ettlingen, Hettingen, Vilsbiburg, Sögel, Lehna, Weinsberg, Dreisbach, Kreuzelbuch, Assulzerhof, Dirmstein, Schönau, Kühbach, Grombach, Emelhofen, Mülhausen, Landshut, Niederhomburg, Miesbach, Schönau, Friedrichshafen, Gebenhofen, Seligenporten, Schrezheim, Herbstadt, Altglashütten, Allersheim, Pluistein, Freystadt, Neukirch-Höhe, Aschenroth (Saar-Union), Lindenberg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Bach, Pauline Ullmann, Anton Ullmann, Elisabeth Weber, Benedikt Weber, Eschenz. Maria Bühlmann, Buttisholz, Karl Schmid, Goldach. Willibald Rütti, Uzwil. August Wiesli, Dietfurt. Josefine Leuthart, Arlesheim. Julius Jeker, Oberbuchsitten. M. Anna Beßmer, Oberägeri. Josef Borer, Erschwil. Maria Kyd, Schwyz. Albertine Greiner-Wüllenbühler, Zürich. Karl J. Müller, Baar. Konrad Fuchsloch, Luzern. Maria Viliger, Sins. Herr Looser, Unterwasser. Emma Heimgartner, Fislisbach. Cäsar Wiß, Matzendorf. Kaplan Büsser, Schmerikon. Maria Bauer, Chicago, Ill. Mathias Zimmer, Buffalo, N.-Y. Klemens und Klara Overwater, Cincinnati, Ohio. Theodor Ogorek, Schwientochlowitz. Kunigunda Tittelbach, Gleiwitz. Robert Strauß, Gorkau. Apollonia Mathes, Büchenau. Adam Josef und Margareta Höhl, Ketten. Kath. Bott, Spahl. Elisabetha Hohmann, Rasdorf. Klara Fladung, Geismar. Hugo Jäger, Ettenheim. Peter Winter, Max Maier, Sophie Mayer, Josef und Veronika Haibel, Lindau. Magdalena Rohr, Großrederchingen. Anna M. Schuhwerk, Isny. Dr. Sebastian Kernler, Weingarten. Joh. Schäfer, Poxdorf. Helene Stamm, Bürgel. Konrad Sebald, Wirt, Wozendorf. Josefa Eberhard, Nesselwang. Rosa Dorothea Schrandt, Helmstadt. Pauline Zanner und Kath. Heinz, München. Josef Pinzker, Passau. Anna Zwack, Kleinschwand. Johann Lieb, Mattig. Johann Diez, Birkach. Georg Lang und Johann Ostertag, Greußenheim. Anna Barbara Bend, Helenabrunn. H. Pieper, Lokomotivführer a. D., Hamm i. W. Petronella Kreuzer, Aachen. Johann Langen, Borbeck. Louise Platz, Heddinghausen. Karl Joh. Lesch, Reisweiler. Hochw. Wilhelm Wegener, Silberg. Gertrud Görres und Gertrud Schmitz, Vicht. Maria Hense, Mühlheim a. Rhein. Katharina Nagelsmann, Langenhorst. Michael Küster, Köln-Deutz. Bernhard Möllmann, Oberhausen Gertrud Batgou, Aachen. Gerhard Lersch, Jakobwüllesheim. Regina Mürringen, Hollerath. Franziska Gombert, Erfurtshausen. Joh. Kormelink, Rheine. Ferdinande Schröder, Rath-Anhoven. Nikolaus Dieterich, Münstermaifeld. Ww. H. Straußfeld, Bochum. Josef Esser, Gereonsweiler. Wilhelm Zenz, Bellinghausen. Frau Jangy, Straßburg. Anna Merkl, Wondrele. Anna Sauer, Eibelstadt. Berta Höll, Freiburg. Georg Liebl, Ernading. Dorothea Mühling und Egidius Klinert, Oberlauda. Frau Amrhein, Aschaffenburg. Matthäus Glassenhart und Andreas Ausperger, Ettenbeuren. Michael Mayer, Jahrsdorf. Anna Maria Rumpf, Schraudenbach. Maria Anna Stotz, Kappel. Kath. Brodmann und Franz Thiem, Flinsburg. Monika Stemmer, Haberskirch. Josefine Mack, Erlenbach. Maria Keck und Magdalena Kirchner, Freudenberg. Anna Balghuber und Theresia Heiß, Sieberatsreute. Juliana Gresser und Josef Kiener, Schwarzenfeld. Herr Schaffner, Regensburg. Mathias Hubmann, Ingolstadt. Anna Helene Schulz, Telgte. Josef Schilling Ww., Grießen. Anna Waldschmitt, Schneppenbach. Kunig. Dorsch, Poxdorf. Ehrw. Priorin, Altomünster. Eva Leibold, Anton Bös, Konstantin Irrwart, Florian Leitsch, sämtl. von Motten. Anton Stork, Laer. Christine Karbach-Schmitt, Königswinter. Nikolaus Blau, Niedermendig. Theres von Schütz, Schloß Leerodt. Elisabeth Weber, Eschweiler. Josef Schmidt, Niederhalberg. Peter Pelzer, Brand. Bernard Möllmann, Oberhausen. Maria Phole, Sühle. Anna Brüggemann, Clarholz. Lehrer Peter Dondelinger, Neudorf. Jakob Roth, Bonn. Georg und Anna Maria Waldhelm, Zella. Katharina Essing, Weseke. Josefine Schmidt, Menden. Anna Barb. Bend, Helenabrunn. Josef Gradwohl, Horgenzell. August Wegerich, Ingenieur, Charlottenburg. Eleonore Kuglmayr, Rosenheim. Maria Weinzierl, Sengkofen. Josef Straub und Christina Seifermann, Ottersweier. Peter Sand, Ballweiler. Margaretha May, Wenkheim. Barb., Genofeva und Karl Gausch, Bisingen. Elisabetha Fischer und Martha Rumpel, Schraudenbach. Kresz. Hasenmayr, Fechsen. Karolina Kölbl, Wolfsfeld. Elisabetha Müller, Wernarz. Hermann Neff, Oberförster, Pfullendorf. Augustin Loos, Pfr., Gerichtsstetten. Maria Huber, Waldkirchen. Ernst Thoma, Freiburg. Karolina Prinz, Gundelsheim. Matthäus Glassenhart, Ettenbeuren. Anna Bram', Ringelei. Maria Limmer, Regensburg. Franz Xav. Forster, Landau a. J. Helena Lukaschik, Breslau.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 5.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

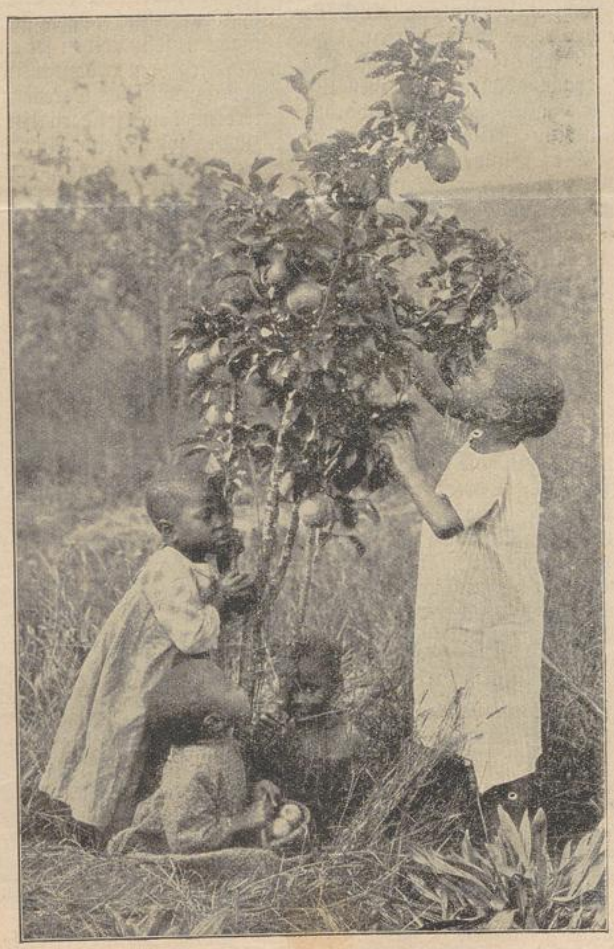
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Mai 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

Zufriedenheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Unter Maria's Schutzpanier.

Und wenn noch ein Funken im Herzen wacht
Vom göttlichen Hasse des Schlechten,
Der schlage mit uns die heilige Schlacht,
Denn ums Höchste gilt es zu rechten:
Um des Glaubens Heil, um der Hoffnung Glut
Erbrausen die Kreuzeszüge,
Es lodert zum Himmel des Kampfes Glut,
Maria, führ' uns zum Siege!

Ja, Bruder, mit Hand und Herz und Mund
Gelob' es der Lieblichen, Reinen:
Du Herrin der Schlachten, wie Felsengrund
Im Kampfe stehen die Deinen!
D'rum die Herzen hoch und hoch das Panier,
Daß es walle und leuchte und fliege:
Und siegen wir nicht, nun — so sterben wir! —
Maria führt doch zum Siege! —

Bornewasser.

Unsere Missionsstation Himmelberg.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Wie war es doch so schön hier auf Erden, als diese noch nicht durch die Sünde entweiht war! Wenn die Dichter vom „goldenen Zeitalter" reden, von seinem wolkenlosen Himmel, den ewig sonnigen Tagen, dem stillen Frieden und der Seligkeit im Menschenherzen, beschleicht uns unwillkürlich tiefe Wehmut über dieses, dem ganzen Menschengeschlecht entschwundene Glück. Die Erde ist jetzt nicht mehr der reine Gottesgarten, sowie er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen, voll Duft und Farbenpracht, voll Fruchtbarkeit und Lebenslust. Durch den Sündenfall ist alles anders geworden. Wie ein sengender Glutwind strich Gottes Fluch über die Erde hin. Die Blumen welkten, und statt der goldenen Feldfrucht kamen Dornen und Disteln, sodaß es dem Menschen nur mehr im schweiße seines Angesichtes gelingt, dem harten Boden kümmerliches Wachstum zu entlocken.

Und wie in der leblosen Natur, so ist es auch in der Menschenseele; auch hier finden wir Unkraut, Disteln und Dornen, und würde heute der Herr der Ernte seinen Schnittern befehlen, zuerst das Unkraut einzusammeln, dann gäbe es wohl viele Büscheln und reiches Brennmaterial fürs unauslöschliche Feuer in der Hölle. Der gute Weizen wächst auf dem großen Ackerfelde der Menschheit nur vereinzelt, und will mit viel Mühe und Sorgfalt gehegt und gepflegt sein, während das Unkraut von selbst allüberall in üppiger Fülle wuchert.

Ist das schon in christlichen Ländern der Fall, so kann man diese Beobachtung noch viel mehr in Heidenländern machen. Welche Mühe hat doch der Missionar, alte Sitten und Gewohnheiten, die wie ein tief eingewurzeltes Unkraut die Menschenseele überwuchern, auszurotten und dafür Tugend und christliche Gesinnung zur Geltung zu bringen. Bei Kindern geht's noch verhältnismäßig leicht, um so schwerer aber bei den Alten, denen heidnisches Denken und Fühlen ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Wohl gibt's auch löbliche Ausnahmen, denn die Gnade Gottes ist oft übermächtig; in der Regel aber muß sich der Missionar in seinem schweren Beruf auf viele Mühen und Opfer gefaßt machen und darf trotz mannigfacher Enttäuschungen und Mißerfolge nie den Mut verlieren. Treue Pflichterfüllung ist ihm ein süßer Trost, und das Bewußtsein, auch nur eine einzige Seele für den Himmel gewonnen zu haben, vollgiltiger Lohn für all seine Arbeiten. Ich will unter vielen Beispielen nur eines herausgreifen:

Einer unserer schwarzen Christen, Jakob Zimande mit Namen, wurde krank. Das Uebel begann damit, daß ihm seine Füße anschwollen und den Dienst versagten; bald gesellten sich dazu große Schmerzen im Unterleibe, und von dem beständigen Liegen auf dem harten Boden bildeten sich große, stark eiternde Wunden; kurz, der arme Mann erinnerte mich, so oft ich ihn besuchte, an den Dulder Job. Seine Geduld war bewundernswert; nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen, trotz der sonstigen schweren Versuchungen, die an den Hartgeprüften herantraten. Er war nämlich früher Protestant (Wesleyaner) gewesen, und seine ehemaligen Glaubensgenossen suchten ihm nun plausibel zu machen, sein Leiden sei eine Strafe Gottes wegen seines Abfalles vom protestantischen Glauben. Er ließ sich jedoch durch dieses Gerede in seiner Gesinnung keineswegs irre machen, sondern litt still und geduldig weiter wie zuvor, sodaß seine Anverwandten selber die Aeußerung taten: „Ein Glaube, der dem Menschen so viel Kraft und Stärke verleiht, kann unmöglich ein falscher sein."

Ich selber staunte, bei einem Neubekehrten einen solchen Glauben und eine solche Vertrautheit mit dem Geheimnisse des Leidens zu finden. Die Kaffern fürchten sonst den Tod über alles; bei ihm aber war nicht die leiseste Spur davon zu finden; er erblickte im Tode nur den Eingang zum wahren, besseren Leben. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er seine Frau und seine vier Kinder, welch' letztere die Missionsschule in Himmelberg besuchen, an sein Sterbelager und richtete an sie folgende herrliche Worte:

„Ihr seht, meine lieben Kinder, daß ich der Auflösung nahe bin, drum höret die Worte eures sterbenden Vaters und bewahret sie wohl in euren Herzen. Bleibet vor allem eurem heiligen katholischen Glauben treu und leistet dem Priester, euerem geistigen Vater, willigen Gehorsam. So ihr auf diesem Wege wandelt, dann fürchte ich nicht für euer Glück und Wohlergehen auf Erden." . . . Seinen beiden älteren Mädchen legte er namentlich nahe, auf der Missionsstation zu bleiben, bis sie sich christlich verheiratet hätten, und auch an die übrigen Kinder richtete er noch manches tiefergreifende Wort. Am folgenden Tage, es war der 1. Juli 1910, starb er still und friedlich im Herrn. Ueber den Gesichtszügen des Verblichenen schimmerte etwas wie ein Glanz der Verklärung, und ich dachte unwillkürlich an das Wort des Psalmisten: „Kostbar vor dem Angesichte des Herrn ist der Tod seiner Heiligen! In den Augen der Menschen schienen sie zu sterben, sie aber sind im Frieden."

Solch' schöne Beispiele sind allerdings selten. Im großen ganzen ist der bejahrte Kaffer nur schwer für den christlichen Glauben zu gewinnen. Redet man zu ihm von Taufe und Bekehrung, so sagt er in der Regel: „Ich bin jetzt alt; was soll ich da noch so fremde Dinge lernen? Nein, ich ziehe es vor, zu bleiben, wie ich bin,

und will nach dem Tode zu den Geistern meiner Vorfahren kommen."

Empfänglicher und biegsamer dagegen sind die Kinder. Diese zeigen in der Regel für die Wahrheiten unseres hl. Glaubens ein lebhaftes Interesse, denn ihr Herz und Gemüt ist noch rein und unverdorben; und nach dem bekannten Ausspruche Tertullians ist die Seele von Natur aus christlich. Gegenwärtig haben wir dahier, in Himmelberg, 65 Schulkinder, die alle nicht nur Unterricht, sondern auch volle Verpflegung genießen.

Bei dieser Gelegenheit sehe ich mich veranlaßt, den geehrten Wohltätern, welche uns auf das Bittgesuch unserer Lehrerin hin verschiedene milde Gaben zukommen ließen, unsern herzlichsten Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott" auszusprechen. Besonders willkommen waren uns die hübschen Kleidchen, welche meist als Weihnachtsgeschenke an die Kinder verteilt wurden. Heute erlaube ich mir eine Bitte beizufügen für unsere Knaben. Es sind ihrer gegenwärtig 25; sie wohnen aber in einer kleinen, armseligen Lehmhütte, die ihnen als Wohn-, Schlaf- und Eßraum zu gleicher Zeit dienen muß und die im Sommer ebenso heiß, wie im Winter kalt ist. Dazu ist sie schon fast dem Einsturz nahe. Kurz, die Knaben sollten dringend einen besseren und größeren Wohnraum haben. So wie sie gegenwärtig wohnen, leidet nicht nur ihre Gesundheit Schaden, sondern wird ihnen mit der Zeit überhaupt der Aufenthalt auf der Station verleidet. Und doch liegt uns so viel daran, gerade die Knaben für die Schule und das Christentum zu gewinnen, weil ihnen später ein größerer Einfluß im Lande zukommt. Wie oft kommt es ferner vor, daß sich unsere katholischen Mädchen verleiten lassen, sich an einen Protestanten oder gar an einen Heiden zu verheiraten, weil eben in der betreffenden Gegend nur eine geringe Zahl katholischer Burschen zu finden ist. — Wer von unsern geehrten Lesern will nun für genannten Zweck ein Scherflein opfern! Herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott" auch für die kleinste Gabe zum voraus!



Kaffernhochzeit in Himmelberg.

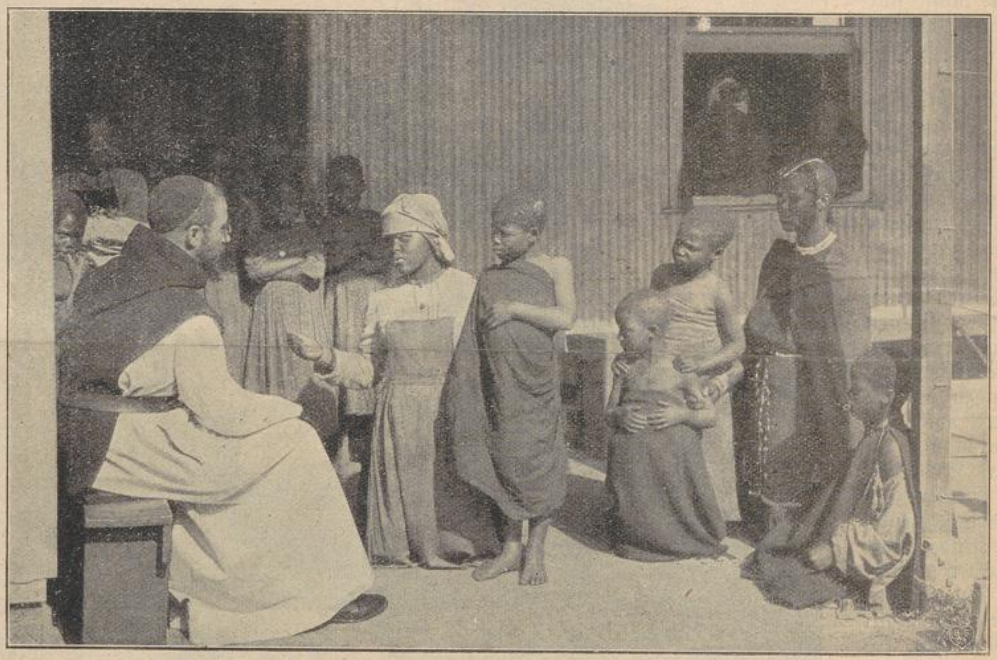
Vorbedeutungen und Ahnungen.

Eine vollständige Liste all der verschiedenen Dinge zu geben, die bei den Kaffern als gute oder schlimme Vorbedeutung aufgefaßt werden, ist rein unmöglich, denn ihre Zahl ist Legion. So oft z. B. ein Haustier irgend etwas tut, was ein klein wenig sonderbar oder ungewöhnlich scheint, so glaubt der Kaffer schon, es liege darin eine Vorbedeutung, irgendein geheimnisvoller Hinweis auf zukünftige Dinge. Ich will nur einige der bekanntesten Beispiele anführen:

Kräht ein Hahn zu ungewohnter Stunde, dann ist sicher, daß die Viehherde des Kraalbesitzers oder die Insassen des Kraales selbst in Bälde von einer bösen Krankheit ergriffen werden. Bricht eine Kuh in eine Hütte ein, oder macht sie wenigstens den Versuch, es zu tun, so ist das ebenfalls ein gar böses Zeichen; nicht aber, wenn ein Kalb es wagt, denn junge Kälber werden von den Schwarzen, zumal von den Pondos, oft in die Hütte eingelassen. Wenn ein Lamm beim Schlachten blöckt, so fürchten die Leute ebenfalls irgend ein Unglück; es kommt sogar vor, daß sie das Fleisch unberührt liegen lassen, so sehr sie sonst auf Fleischgenuß versessen sind. Kommt ein Vogel oder ein anderes Tier dem Wanderer über den Weg, so ist das ebenfalls ein sehr böses „Omen", namentlich wenn es einem Jäger begegnet, der gerade ein Wild verfolgt. Ein Traum hat in der Regel eine tiefe Bedeutung, drum setzt sich ein richtiger Kaffer darüber nie hinweg. Findet man beim Schlachten eines Tieres nur wenig Galle, dann ist sonnenklar, daß die Geister der Ahnen sie ausgesaugt haben; und das hat wiederum vieles und Schweres zu bedeuten.

Lichtenstein sagt, er habe Kaffern gefunden, die wie die Zigeuner aus den Furchen der Hand weissagten. Tritt ein Schwarzer in einen Dorn, so nimmt er ihn nachher in den Mund, kaut ihn und schluckt ihn hinab. Das schützt ihn für alle Zukunft gegen einen ähnlichen Unfall. Hüpft ein Frosch in die Hütte, so gibt's darin bald einen Todesfall. Als ganz besonders schlimmes Vorzeichen wird es aber angesehen, wenn eine Ziege auf das Dach einer Hütte springt. Man schlägt dabei vor Entsetzen einfach die Hände überm Kopf zusammen. Ist auf einer Jagd das erste Tier, das erlegt wird, ein weibliches, so ist die Jagdpartie vom Unglück verfolgt; ist dagegen die erste Beute ein Männchen, dann wird der Jäger Glück haben für den ganzen Tag. Verfehlt ein Mann zweimal nacheinander das Ziel, so weiß er, daß die Geister seiner Ahnen gegen ihn sind; er macht dann einfach Kehrt und stellt für diesen Tag das Jagen ein.

Sogar ein Kriegsheer wagt es nicht, den Kampf zu beginnen, wenn es an einem Tiere eine ungewöhnliche Handlung wahrnimmt, denn das Tier sagt dem ganzen Heere deutlich, daß die Geister der Vorfahren gegen den Kampf sind. Gegen deren Willen anzukämpfen, wäre ein freventliches, zwecklosses Beginnen; denn die Geister schlagen sich direkt über den Häuptern der Krieger, und der Sieg hängt mehr von ihnen ab, als von den Soldaten, die im Felde stehen.



Dem Hochw. P. Odo Ripp werden in Himmelberg Kinder zur Aufnahme in die Schule vorgestellt.

Zum Glück können jedoch üble Einflüsse gebunden und unschädlich gemacht werden. Der Kaffer weiß überall Rat und hat schnell ein Gegenmittel zur Hand. Muß zum Beispiel eine Mutter ihr Kleinstes auf kurze Zeit allein lassen, so läßt sie einfach einige Tropfen Milch auf den Kopf des Kindes fallen. Das hält das Kindlein im Schlaf, und es kann ihm nichts passieren. — Der Kaffer genießt mit Vorliebe saure Milch; niemals aber wagt er das zu tun, während ein Gewitter am Himmel steht, denn dies würde unfehlbar einen Blitzstrahl auf die Hütte herabziehen. Ueberhaupt muß man beim Essen vorsichtig zu Werke gehen. Kommt z. B. bei der Mahlzeit das Haar eines Leoparden unter die gewöhnliche Kost, so hat dies den sicheren Tod zur Folge. Sonst aber nicht; im Gegenteil, verschluckt einer, während der gerade Leopardenfleisch ißt, auch noch verschiedene Haare des erlegten Tieres, so gibt das eine wundersame Kraft, ja alle guten Eigenschaften des Leoparden gehen auf den

Essenden über. — Der Häuptling Lobengula setzte die Todesstrafe auf die Erlegung eines Krokodils, denn es herrschte in seinem Stamme die allgemeine Ansicht, man müsse sterben, wenn man nur ein wenig Krokodilfleisch mit gewöhnlicher Nahrung verzehre.

Mag ein inyanga (kaffrischer Heilkünstler) von einem Ereignis eine noch so phantastische Auslegung geben und so die Sache zu einem „Omen" stempeln, er findet dennoch festen, unbedingten Glauben, und jedermann gibt sich damit zufrieden. — Der Glaube an solche Ahnungen und Vorbedeutungen ist nur eine andere Seite des Glaubens an Hexenkraft und Zauberei. Ein kaffrischer Doktor, der sich als Meister im Zeichendeuten bewährt, gilt immer auch als Meister in der geheimnisvollen Zauberkunst.

Man kann sagen, das ganze Leben des heidnischen Kaffern ist durchsetzt mit Gefühlen geheimer Furcht und banger Ahnung drohenden Unheils. Ist doch die ganze Welt voll von bösen Zeichen und Vorbedeutungen für jeden, der Augen hat, zu sehen. Er, der Schwarze sieht das klar; der Weiße aber, und wäre er sonst der gelehrteste Mensch, versteht von solchen Dingen rein nichts.

Der Europäer wundert sich und findet es unbegreiflich, daß ein Mensch, der sonst bei gesunden Sinnen ist, solchen Unsinn glauben kann. Dem heidnischen Kaffern dagegen ist alles sonnenklar. Der Glaube an das Einwirken der Geister der Vorfahren auf die sie überlebenden Verwandten, sowie an Zauberkraft und Hexentum ist bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen; denn diese Ideen wurden ihm von frühester Kindheit an eingeimpft und werden beständig wach erhalten durch die heidnischen Doktoren und durch das Denken, Fühlen, Reden und Handeln des ganzen Volkes.

Er verwechselt ferner nur allzu leicht ein zufälliges Zusammentreffen mit Ursache und Wirkung. Er sieht z. B. am Morgen, daß eine Kuh etwas Ungewöhnliches tut. Im Laufe des Tages bekommt er Kopfweh, und sofort steigt in ihm die Vermutung auf, daß jenes auffallende Gebahren des Tieres dieses sein Kopfweh wenn



Fr. Paschalis erteilt Unterricht vor dem Kraal.

nicht direkt verursacht, so doch klar und deutlich angezeigt hat.

Man sagt oft, die Kaffern seien nichts als große Kinder; ein Körnchen Wahrheit ist auch dran; übrigens kann der Schwarze oft eine List und Verschlagenheit bekunden, eine Klugheit und einen Witz und eine Schärfe des Verstandes, daß man höchlichst darüber staunen muß. Besser könnte man ihn daher ein verwöhntes oder verzogenes Kind nennen.

Andere behaupten, der Kaffer habe kein Gewissen und keine Moral, doch ganz mit Unrecht. Auch er unterscheidet zwischen Gut und Bös, wenn er auch oft von anderen Prinzipien ausgeht, als der Christ, und auch er vernimmt in seinem Herzen eine Stimme, die ihn nach jeder bösen Tat der Sünde zeiht; es sei denn, er wäre ganz verhärtet und in Sünden und Lastern versumpft. Sein gestrenger Richter ist übrigens Gott allein; Menschen sehen nicht ins Herz hinein und urteilen bald zu milde und bald zu streng. Gott aber ist der Allwissende, der Allheilige und Allgerechte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Pedro I., der neue König von Kongo, war ein ebenso sanfter als kluger Fürst und übertraf noch seinen Vater an Freigebigkeit gegen die Missionare.

In den ersten Jahren seiner Regierung erhielt das Kongoland auch einen Bischof. Er wurde bei seiner Ankunft von dem Volke, das sich in unabsehbaren Scharen nach dem Strande drängte, mit unbeschreiblichem Jubel und den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ganze Straße von der Küste bis zur Hauptstadt wurde sorgfältig gereinigt und mit Matten belegt.

In Banza Congo angelangt, wählte der Bischof die Kirche zu seiner Kathedrale und umgab sich mit einem Kapitel von 28 Domherren. Er traf auch sonstige nützliche Einrichtungen zur Hebung des Gottesdienstes, versah die Kathedrale mit Glocken, einer Orgel und einem Sängerchor und bemühte sich, den Glanz des Hauses Gottes nach Kräften zu heben und die Feiertage der Kirche aufs festlichste zu begehen. Die Schwarzen, die bekanntlich gar sehr am Aeußeren hängen, waren vor Staunen außer sich; in hellen Haufen strömte alles der Kirche zu. So befestigte sich der christliche Glaube im ganzen Lande immer mehr und mehr.

Leider starb der vortreffliche Oberhirte schon im Jahre 1528. Da er vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen hatte, man möge zu seinem Nachfolger einen schwarzen, in Portugal erzogenen Prinzen, den er selbst zum Priester geweiht hatte, wählen, begab sich dieser auf den Wunsch der gesamten Geistlichkeit sogleich nach Rom. Der Papst billigte, nachdem er den Prinzen geprüft hatte, die Wahl, erteilte ihm die bischöfliche Weihe und entließ ihn mit seinem Segen und mit reichlichen Geschenken.

Für das neubekehrte Kongoreich war also ein eigener schwarzer Bischof geweiht. Wie viele schöne Hoffnungen knüpften sich an seinen Namen! Doch, der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der neue Bischof starb an einer akuten Krankheit schon auf der Reise, und das Kongoland blieb infolgedessen mehrere Jahre ohne einen Oberhirten.

Auch König Pedro überlebte ihn nicht lange. Er starb im Jahre 1530. Desgleichen regierte sein Bruder Francisco, der nach ihm den Thron bestieg, nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1532 folgte er beiden im Tode nach.

Unter Diego, seinem Vetter und Nachfolger auf dem königlichen Throne, erschien zwar der dritte Bischof, ein Portugiese von ausgezeichneter Rechtlichkeit und erprobter Frömmigkeit, allein nun tauchten Schwierigkeiten anderer Art auf. Die Geistlichen des Landes hatten sich schon zu sehr an die Unabhängigkeit gewöhnt, und als der Bischof, vom Könige kräftig unterstützt, einige von ihnen nach der Insel St. Thomas oder nach Portugal schickte, tauchten ärgerliche Zwistigkeiten auf, welche dem Ansehen der christlichen Religion in einem fernen, neubekehrten Lande außerordentlich schaden mußten.

Wohl trafen im Jahre 1539 die ersten Mitglieder der Gesellschaft Jesu am Kongo ein; allein selbst diesen klugen und überaus eifrigen Missionären gelang es nicht gänzlich, den leidigen Zwist beizulegen. Das Unheil wuchs, als Diego im Jahre 1540 kinderlos starb. Die Portugiesen begingen die Unklugheit, einen ihnen befreundeten Häuptling, der aber nicht aus dem königlichen Geschlechte stammte, auf den Thron zu erheben. Das verstieß gegen das Grundgesetz des Staates; es entstand ein blutiger Aufruhr, in welchem die erbitterten Kongo-Neger alle portugiesischen Ansiedler und Handelsleute erschlugen; nur die Priester blieben verschont. Henrico, ein Anverwandter des königlichen Hauses, wurde auf den Thron erhoben, und somit war die äußere Ruhe wieder hergestellt.

Sein Nachfolger, Alvarez, war den Christen weniger hold und verbannte sogar im Jahre 1555 die um die Religion und christliche Kultur so hochverdienten Jesuitenväter aus seinem Reiche. Die Kongoneger waren offenbar für die Gnade des christlichen Glaubens nicht dankbar genug gewesen, und nun strafte sie der Himmel mit einer furchtbaren Geißel.

Um diese Zeit erschienen nämlich an den Grenzen des Landes die Schaggaer, oder Agag, wie sie sich selber nannten. Es war das ein wildes, überaus rohes und furchtbares Negervolk, das aus dem Innern Afrikas plündernd und mordend vorrückte und unter der Bevölkerung der Küstenländer unsäglichen Schrecken verbreitete. Wir werden später noch näher auf dieses Volk zurückkommen und wollen uns für heute mit einigen Notizen begnügen, die wir dem berühmten Kapuziner-Missionär Cavazzi verdanken. Er schreibt:

„Dieses Volk der Schaggaer ist voll Härte und Grausamkeit, dazu voll Lug und Trug; Wahrheit und Treue sind ihm völlig unbekannte Dinge. Stets sind sie bereit, die abscheulichsten Untaten zu vollbringen. Trunken von Blut und Mord, verzehren sie gierig die menschlichen Leichen und geberden sich wilder als die wildesten Tiere. Es gilt bei ihnen als ein Zeichen von Seelengröße, die unbändigsten Bestien anzugreifen und sie an Grausamkeit noch zu übertreffen. Diese wahnsinnige Raserei üben sie aber nicht nur gegen alle ihre Feinde, — und jeder Fremdling ist ihr Feind — sondern auch gegen ihre eigenen Kinder; kurz, die Hölle hat diese Ungeheuer ausgespieen; sie sind die reinsten Teufel."

Die Schaggaer waren so schnell und unerwartet ins Kongoreich eingefallen, daß der König Alvarez keine Zeit mehr fand, sein ganzes Heer aufzubieten, um ihnen Widerstand zu leisten. Er flüchtete sich daher mit seinem Hofe auf eine der Inseln des Kongoflusses, wohin ihm die Feinde wegen Mangel an Fahrzeugen nicht folgen konnten. Nachdem sie die Hauptstadt geplündert und niedergebrannt und das ganze Land gräulich verwüstet hatten, zogen sie sich zwar zurück, allein wer der Wut der

Schaggaer glücklich entronnen war, den raffte nun Hungersnot und Pest hinweg. Wären nicht von Brasilien her einige portugiesische Handelsschiffe angelangt, welche das Volk mit den nötigsten Lebensmitteln versahen, so wäre wohl am ganzen weiten Küstenstrich kein Mensch mehr am Leben geblieben.

So wenig sonst König Alvarez den Portugiesen geneigt war, so war er doch genötigt, sie immer wieder und wieder um Hilfe anzurufen, denn er sah sich persönlich vollständig außerstande, den wiederholten Einfällen der Schaggaer und den schrecklichen Folgen ihrer Raubzüge Einhalt zu tun.

König Sebastian von Portugal entsprach seinem Verlangen und schickte im Jahre 1574 ein wohlausgerüstetes Geschwader mit hinreichender Mannschaft, um Alvarez und sein Volk gegen die Schaggaer zu schützen; allein als Entgelt mußte ihnen Alvarez an der Küste von Angola eine Strecke Landes abtreten und hier erbauten sich die Portugiesen eine Festung und legten eine starke Besatzung hinein. Sie erhielt den Namen Loanda de San Paolo und ist bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in Westafrika.

Der König von Portugal hatte ferner durch einige in Lissabon sich aufhaltende Kongoneger erfahren, ihr Land sei reich an Silber und Gold. Das bewog ihn, mit der Flotte auch zwei fachkundige Männer mitzuschicken, um dort Bergwerke anzulegen und deren Betrieb zu leiten. Da jedoch Alvarez befürchtete, er möchte mit den Goldminen zugleich seine Krone verlieren, führte er die Bergleute durch falsche Angaben irre und vereitelte auf diese Weise das ganze Unternehmen. Sobald aber die Aussicht auf reichen Gewinn an edlen Metallen verschwand, erkaltete auch der Eifer des portugiesischen Hofes in der Besorgung der Angelegenheiten des Kongoreiches.

Wohl baten die bekehrten Neger oft und dringend um neue Missionäre, allein es folgten nichts als leere Versprechungen. Und doch war die Not so entsetzlich groß. Das ganze Land war durch Krieg, Hunger und Pest verheert, und wenn nicht rechtzeitige Hilfe kam, mußte in kurzer Zeit in all diesen Ländern das Christentum wieder verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schöner Hochzeitstag.

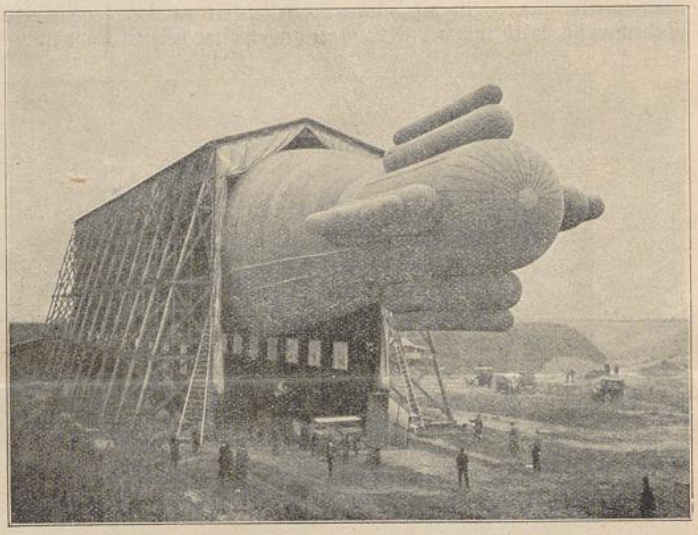
Von Schw. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

Clairvaux. — Das letztjährige Allerheiligenfest war für unsere ganze Missionsstation ein großer, unvergeßlicher Gnadentag. Schon acht Tage zuvor sangen und jubelten unsere schwarzen Schulkinder, als wollten sie die Oktav des hohen Festes gleichsam zum voraus feiern.

Wem galt denn dieser Festjubel? — Zunächst unserm schwarzen Lehrer, Johannes Dhlamini, der an diesem Tage mit einem unserer Schulmädchen christliche Hochzeit hielt.

Die Heimat des Bräutigams ist Bulwer, ein kleines, englisches Städtchen, neun gute Wegstunden von Clairvaux entfernt. Sechs Jahre hat sich unser Johannes Dhlamini auf seinen Lehrerberuf in Mariannhill vorbereitet, und seit weiteren sechs Jahren ist er nun bereits dahier in der Knabenschule tätig. Die Braut, ein braves, stilles Mädchen, besuchte, wie gesagt, unsere Missionsschule.

Als Festsaal diente unsere große Mädchenschule. Die Speisekarte war einfach genug: Bohnengemüse, ein Stück Schwarzbrot und etwas Fleisch, das war alles. Dennoch waren die Gäste, zu denen in erster Linie die Eltern, Geschwister und nächsten Anverwandten der Brautleute zählten, wohl zufrieden. Die Schulkinder bekamen etwas Bohnen unter die Maiskörner gemischt; und auch ihnen erschien das Gericht als der reinste Festschmaus. Das Brautpaar wurde unter Gesang zur Kirche geführt und von dort zur Mädchenschule zurückgeleitet; und während der Hochzeitsmesse selbst wurden verschiedene passende Lieder gesungen, galt es doch, dem Herrn Lehrer und verdienten Sangmeister der Schule, die schuldige Ehre zu erweisen.



Das Luftschiff verläßt die Halle.

Das Schönste beim ganzen Feste aber war der stille Friede und die schöne Eintracht, die unter allen Gästen herrschte. Da gab es keinen Streit, keinen rohen Lärm, keine Uebersättigung in Speise und Trank, obschon die Gesellschaft eine sehr gemischte war; denn außer den Katholiken waren auch viele Protestanten und Heiden zusammengekommen. Die Kinder aber sagten zu mir beim Schlafengehen: „Inkosazana, sibusile namhlanje, Schwester, wir haben heute gelebt wie die Fürsten und sind ordentlich satt geworden!"

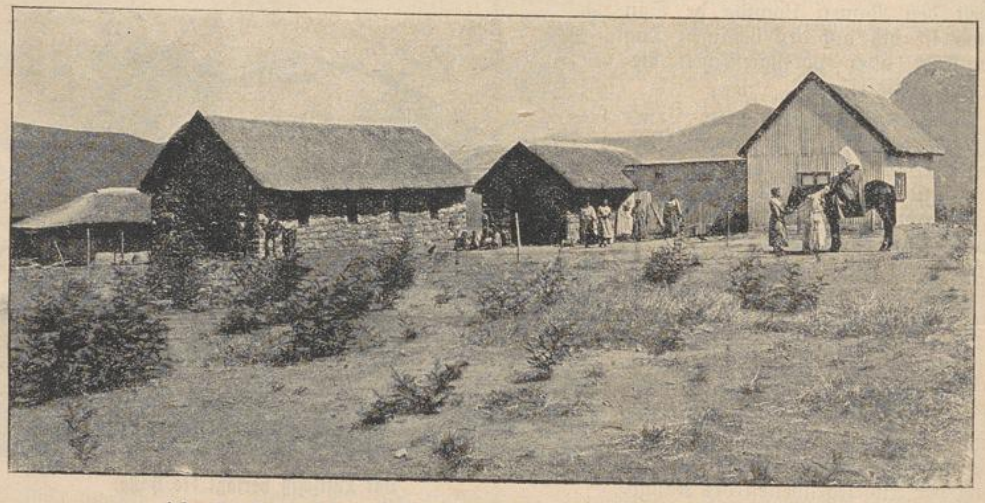
Nur eine trauerte an diesem allgemeinen Freudentag; das war die arme Geldbörse des schwarzen Bräutigams. Ihr war in der Tat gar übel mitgespielt worden. In Europa bringt die Braut dem Bräutigam eine willkommene Mitgift und Ausstattung ins Haus bei den Kaffern aber ist dies anders. Hören wir, was unser Johannes Dhlamini gelegentlich seiner Hochzeit alles zu zahlen hatte:

Zunächst 16 Stück Ochsen als lobola (Kaufpreis) für die Braut. Das war allerdings viel, denn der gewöhnliche Kaufpreis besteht in 10 Rindern. Mancher Häuptling und Induna verlangt aber auch das drei- und vierfache für seine Tochter. Dazu kamen noch weitere 8 Stl. (160 Mark) an den künftigen Schwiegervater, damit er bloß um die Braut „anfragen" durfte; dann 10 Mark für einen Speer, 4 Stl. (80 Mark) für

die Mutter der Braut, 30 Mark Hochzeitspräsent für die Eltern, 10 Mark für die geladenen jungen Mädchen, 6 Ziegen für die Hochzeitsgäste und außerdem noch dies und das, z. B. ein Mantel für den Schwiegervater, 2 Mark zum Einlaß der Braut ins neue Heim usw.

Nicht geringe Auslagen fürwahr für einen schwarzen Burschen, der zudem, wie unser Johannes, von seinen Angehörigen keine Hilfe zu erwarten hatte. Gewöhnlich hilft sonst dem Bräutigam der eigene Vater oder einer der schon verheirateten älteren Brüder. Johannes aber hat keinen Vater mehr, und sein älterer Bruder, der ihm hätte helfen können, ging auf Nimmerwiedersehen nach Johannesburg, seine kleineren drei Brüder sind in der Schule unserer Missionsstation, desgleichen seine zwei Schwestern.

Nun, schließlich konnte er den mannigfachen Anforderungen dennoch gerecht werden, und wenn er mit Arbeitsliebe und Fleiß die nötige Sparsamkeit zu verbinden weiß, wird ihm der liebe Gott auch weiter helfen.



Schwester Juliana kommt zum Unterricht in der Station St. Emanuel an.

Der Kafferndoktor.

Mancher Weiße glaubt, bei den Kaffern seien die Begriffe „Zauberer" und „Jünger der Medizin" gleichbedeutend; tatsächlich sind nun aber die beiden Professionen: Zauberei und Heilkunst von einander getrennt, obschon beide gemeinsame Kennzeichen aufweisen.

Ein Zauberer und Wahrsager gibt sich mit der Bereitung geheimnisvoller Medizinen und Amuletten ab und gibt vor, unter seiner Kontrolle ständen die klimatischen Verhältnisse des Landes, er gebiete dem Regen mit Erfolg und trete mutig dem drohenden Hagelwetter entgegen, er mache nach Belieben die Leute krank und gesund und rieche mit Sicherheit jeden Dieb und Uebeltäter aus. Der Arzt und Medizinmann dagegen beschränkt sich auf die bloße Heilkunst und bedient sich nur natürlicher Heilmittel.

Diese allgemeine Begriffsbestimmung trifft aber im wirklichen Leben nicht immer zu, denn die meisten Kafferndoktoren befassen sich gelegentlich auch mit Zauberei; und umgekehrt manches Mittelchen, das der Zauberer seinem Patienten empfiehlt, ist von Natur aus eine heilkräftige Medizin. Man kann als Regel annehmen, ein je größerer und durchtriebenerer Pfuscher ein Kafferndoktor ist, desto mehr verbindet er mit seiner Heilkunst die Zauberei.

Ferner ist es eine vielgehegte Ansicht, alle schwarzen Doktoren seien eigentlich bloße Quacksalber, und alle ihre angepriesenen Mittel seien an sich wirkungslos; nur die eiserne Konstitution ihrer Patienten bewirke schließlich von selbst die Genesung. Dem ist aber keineswegs so, denn viele Kafferndoktoren verfügen über eine weitreichende Kenntnis von Heilmitteln und Heilkräften. In ihrer Apotheke liegen Hunderte von Heilpflanzen, die sich namentlich bestimmten Krankheitserscheinungen gegenüber als ungemein kräftig und heilsam erweisen. Im Natal-Museum (ethnologische Abteilung) ist ein riesiger Glasbehälter ausschließlich dafür bestimmt, die verschiedenen Medizinen des südafrikanischen schwarzen Doktors zu bergen. Colonel Lugg hat dazu allein einen Beitrag von 200 kaffrischen Kräutern und Heilmitteln geliefert. Dazu kamen noch anderweitige Schenkungen, sodaß die Sammlung auch nach dieser Richtung hin einen ganz respektablen Wert repräsentiert. Man sieht da alles Mögliche, angefangen von der mysteriösen Gewandung des Kafferndoktors bis zum geheimsten Zaubermittelchen, das er in seiner Apotheke führt.

Da sind Ueberwürfe aus Ziegenfellen und lange Lederstreifen, welch' letztere wie ein Flechtwerk kreuzweis um die Brust getragen werden. Da sind luftgefüllte Gallenblasen, vom Doktor als beliebter Kopfschmuck getragen, Hörnchen als Medizinbehälter, von denen der schwarze Heilkünstler immer eine Menge bei sich trägt, Halsbänder aus Eidechsenhaut und sonstige Abzeichen eines Dieners Aeskulaps von Beruf.

Auch an Zaubermitteln fehlt es in der genannten Sammlung nicht. Da sieht man allerlei Gebeine, Menschenfinger, Knochen vom Fuß- und Handgelenke. Gerade diese Knochen sind bei den schwarzen Hexenmeistern sehr in Gebrauch. Sie werfen dieselben unter dem Murmeln geheimnisvoller Zauberworte auf den Boden und wahrsagen dann, je nach der Lage, welche die Gebeine beim Fallen einnehmen.

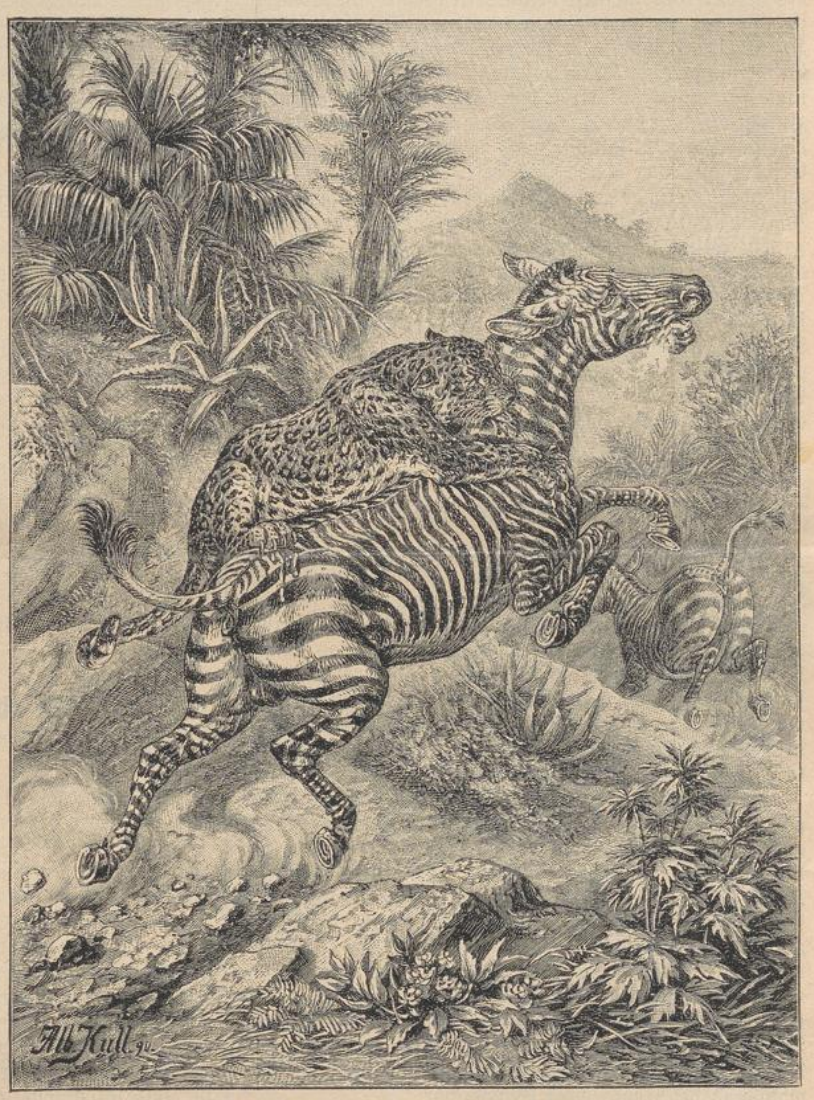
Die Zulus haben, was Zauberei anbelangt, vieles mit den Buschmännern gemein. Der Hochw. Alfred T. Bryant veröffentlichte in der Juli-Nummer 1900 der „Annalen des Natal-Goverment Museums" einen

langen, sehr spannenden Artikel über die kaffrischen Doktoren und ihre Medizinen. Wir entnehmen demselben folgendes:

„Der Kafferndoktor ist sicher arm bestellt in allem, was den Menschen zu einem „zivilisierten Manne" macht, dagegen ist er in seinem eigenen Lebenskreise in vielen Dingen ganz erstaunlich erfahren. Man kann ohne Uebertreibung sagen, er übertrifft den Durchschnittseuropäer, was die Kenntnis natürlicher Heilmittel anbelangt. Schon seine äußere Erscheinung ist Aufsehen erregend. Stelle ich einen studierten, europäisch gekleideten Häuptling, wie es deren jetzt viele gibt, neben einen Kafferndoktor in seinem Nationalkostüm, so erscheint letzterer auf den ersten Blick allerdings bettelhaft. Indes muß man zugeben, seine originelle Erscheinung hat auch etwas Malerisches an sich und flößt vielen Respekt, um nicht zu sagen Furcht ein. In seinem Stamm teilt er mit dem Häuptling das höchste Ansehen. Seinem mit zahllosen Furchen überzogenen Gesicht ist der Stempel eines ernsten, sinnenden Geistes aufgedrückt, aus seinem Auge leuchtet der Widerschein einer tiefen Berechnung, ein Blick, der ganz natürlich erscheint bei einem Mann, der schon so oft hinter den Kulissen an „dunkeln" Unternehmungen teilgenommen. Erscheint der Zauberer in der vollen Ausrüstung seiner seltsamen Profession, so ziert ihn ein buntfarbiger, phantastischer Schmuck, dem wenigstens Originalität und drastische Urwüchsigkeit nicht abgesprochen werden kann.

Die hohe Würde eines Heilkünstlers und Zauberdoktors steht jedem offen, der Liebe und Lust dazu hat. Der Aspirant tritt zunächst in den Dienst eines schwarzen Doktors als dessen Gehilfe. Als solcher begleitet er seinen Meister überall hin, macht dabei seine Beobachtungen, empfängt Winke und Ratschläge von seinem Lehrmeister und gewinnt so nach und nach die nötigen Kenntnisse, verbunden mit eigener Praxis. Diese Lehr- und Studienzeit mag sich auf mehrere Jahre erstrecken, bis sich der Neuling stark genug fühlt, auf eigenes Risiko hin seine Patienten zu behandeln. Er zahlt nun dem Meister den ausbedungenen Lohn — meist 2 bis 3 Stück Vieh — begibt sich nach seinem Heimatskraal und eröffnet seine Praxis. Dabei trägt er Sorge, seine medizinischen Kenntnisse beständig zu erweitern, indem er mit benachbarten Doktoren professionellen Verkehr unterhält, von ihnen Arzneimittel empfängt, oder denselben vom eigenen Vorrat welche überläßt, bis er endlich nach 20 oder mehr Jahren sich alles angeeignet hat, was die kaffrische Pathologie und Arzneikunde ihm bieten kann.

Doch sind Fälle, wie der vorerwähnte, verhältnismäßig selten. Die Heilkunde ist bei den Zulus eine Wissenschaft, die sich in der Regel vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und zwar ganze Generationen hindurch. Der schwarze Medizin-Mann bestimmt einen seiner Söhne, den er eben für den tauglichsten hält, zu diesem Geschäft. So lange er, der Vater, lebt, ist jener sein getreuer Assistent, und bei seinem Ableben erbt der Sohn all dessen Medizinen, Kräuter, Hörnchen und Geheimmittel.



Zebra von einem Leoparden überfallen.

Ueber den Bau des menschlichen Körpers ist der Kaffer ziemlich gut instruiert. Er macht dabei seine Beobachtungen an Tieren, die vielfach ganz ähnliche Organe aufweisen, und lernt auch durch die Praxis. So sind ihm z. B. die Atmungs- und Verdauungsorgane hinreichend bekannt; er weiß, wie sie in gesundem Zustand funktionieren, und welchen Veränderungen sie in

Krankheitsfällen unterliegen. Dagegen ist ihm das ganze Nervensystem eine terra incognita; er hat gar keinen Namen für „Nerv", ja, er weiß gar nicht, daß es Nerven gibt. Vom Gehirn und Rückenmark ist ihm nur bekannt, daß diese Dinge existieren. Daß das Blut durch den Körper fließt, weiß und fühlt er wohl, aber von der eigentlichen Blutzirkulation, und der Tätigkeit der Herzkammern usw. hat er keine Idee.

Obwohl nun der Kafferndoktor über die Ursache und das Wesen der meisten Krankheiten ganz im Dunkeln ist, so hat er doch eine gute Kenntnis der einzelnen Krankheits-Symptome, der Wirkungen und äußeren Erscheinungen der Krankheiten; ja ihm gelten die Symptome für die Krankheit selbst. Hauptregel seiner medizinischen Schule ist: So viele Symptome, so viele Krankheiten. Das Auffälligste, und ich möchte beifügen, das Erfreulichste aber bleibt, daß er trotz seiner im Blinden tastenden Methode ganz überraschende Kuren macht, und zwar sogar in Fällen, wo der europäische Arzt mit all seinem Wissen und Können ratlos dasteht. Der Schwarze weiß eben aus langjähriger Erfahrung und uralter Tradition bei diesem und jenem Leiden hilft dieses spezielle Kraut. Weshalb, das weiß er nicht; kümmert ihn auch wenig, weder ihn, den Doktor, noch seinen glücklichen Patienten. Die Hauptsache ist, daß die Medizin geholfen hat. Und schließlich denkt und fühlt auch der Europäer so, wenigstens so oft ihm ein hartnäckiges Uebel im Leibe sitzt.

Kirchliche Feier in Kevelaer.

Kevelaer. Zu einer recht hübschen Feier gestaltete sich die Benediktion des neuen Missionskirchleins zu Kevelaer am 9. November 1910. Schon längst war die alte Kapelle zu klein geworden und der Bau einer größeren ein dringendes Bedürfnis. Wenn das Bauen bei uns aus Mangel an Kräften im allgemeinen nicht schnell vorangehen kann, so machte doch der Kirchenbau von Kevelar hierin eine Ausnahme. Kaum war der Bau drei Monate in Angriff genommen, als schon die kirchliche Benediktion vorgenommen werden konnte.

Zu dieser Feier hatte sich eine stattliche Anzahl Festgäste eingefunden, sodaß dem armen Kevelaer zuerst wohl bang werden mochte. Das sonst so stille Kevelaer wurde auf einmal ganz bevölkert. Es waren zugegen: Unser Ehrw. Vater Abt, Propst von Mariannhill, der soeben die Benediktion der neuen Kirche in M. Telgte vorgenommen hatte, die hochw. Patres Ivo, Ildefons, Angelicus, Bonaventura, Emmanuel und der hochw. Herr B. Gramsch. Auch P. Benno war mit einer Abteilung seiner Schulknaben eingetroffen, sowie mehrere Brüder von anderen Stationen. Dazu kommen noch die Neubekehrten von der Kevelaer Außenstation Incwadi und der Centocower Sängerchor.

Am Sonntag Morgen verkündete das Leuten „aller" Glocken die nahende Feier. Leider war der Himmel trüb, und es fanden sich deshalb auch nicht so viele Schwarze ein, wie man anfangs erwartete; immerhin war die Kirche mit den fremden Gästen gefüllt, die sich eingefunden hatten.

Um 9 Uhr begann die Feier. Der Ehrw. Vater, im äbtlichen Ornate, nahm die Benediktion vor unter Assistenz der hochw. Patres Angelicus und Bonaventura. Die übrigen Patres und Brüder gruppierten sich um das Harmonium und halfen tüchtig mitsingen. Der Centocower Chor, unterstützt von einigen guten Kevelaer Sängern, brachte eine Messe von Jaspers recht gut zum Vortrag. Auch einige Motette gelangten zur Aufführung, so das „Haec dies, quam fecit Dominus" von Tresch, beim Segen ein „Ave Maria", arrangiert von einem unserer Patres. Nach dem Evangelium hielt hochw. Pater Ivo eine wohldurchdachte Predigt über den Psalmvers: Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi.

Nach dem Hochamte versammelten sich Patres und Brüder, der Ehrw. Vater an der Spitze, zum gemeinsamen Mittagstisch in der alten Kapelle. Einige edelgesinnte Menschen hatten dem armen Kevelaer zu einem guten Festschmause verholfen.

Der Superior der Station, der hochw. P. Gereon, dankte beim Mahle dem Ehrw. Vater für seine Bemühung und allen Gästen für ihr Erscheinen. Hernach war sakramentaler Segen und nachmittags belustigte sich Jung und Alt nach seiner Weise. Die Kinder sangen, tanzten und führten einige Spiele auf. Abends fand zum großen Gaudium aller Anwesenden ein kleines Feuerwerk statt, bei welchem es an lustigen Episoden nicht fehlte.

Am folgenden Montag verließen alle Gäste wiederum das traute Kevelaer teils per Bahn, teils per Pferd, teils zu Fuß.

Die Kirche ist ähnlich der Mariathaler Missionskirche aus Wellblech gebaut und innen mit Ziegeln ausgemauert. Ein schmuckes Türmchen ziert das Dach. Diese Bauart ist nach meiner Ansicht besonders für Außenstation recht angezeigt; billig, nett und schnell hergestellt. Möge das hübsche Kevelaer weiter blühen und die neue Kirche sein nach den Worten des Festpredigers „ein Ort der Andacht, ein Ort, an welchem der arme Erdenpilger Trost, Ruhe und Frieden findet für sein armes Herz." Das war sicher auch der Wunsch, mit welchem ein jeder der Gäste das traute Kevelaer und seine guten Einwohner verließ.

P. Emmanuel.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt. Nun ward es lichter in den Zweigen und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich ins einsame Lahntal senkte.

Hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zur Lahn hinabeilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild. Ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen. Außerdem bekränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträuche, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen.

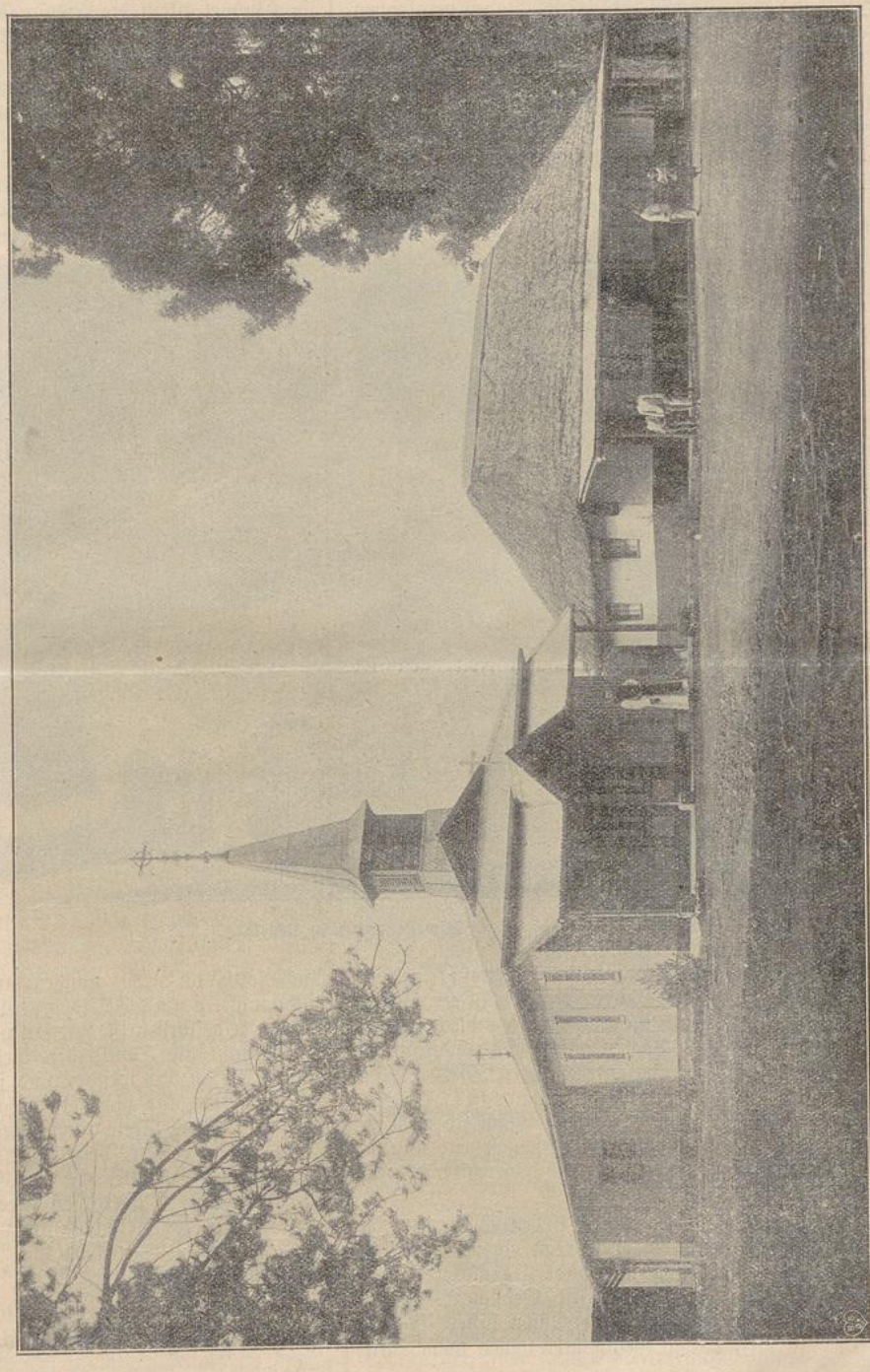
Uns gegenüber erschien die Gegend ernster. Das Lahntal schließt, von diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümmung wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen, mit dunklem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen.

Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein. Ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern bedeckt und

sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich ihr meine Ernte darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirn und sagte: „Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind!"

Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen. Der Efeu hatte frei die Wände umrankt und selbst die verschlossene Türe mit seinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Türe stand, und ich mußte ihr aus einem Loche in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Türe aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Efeuranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Türe abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine, gerätlose Küche in eine viereckige Stube.

Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahntales, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwald hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt und besonders eine Reihe alter Falken. Außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräte, Armbrust, Speere, Netze und dergleichen, in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegengetreten, da ihm der Herr sein wildes Herz gerührt.



Neue Kirche in Kevelaer.

Ich betrachtete all diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf

einem hölzernen Stuhle sitzend, still zum Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurückdenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühle eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst und alle die andern Räder mit ihm sich herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst und die anderen Räder eigentlich sollen, und was überhaupt eine Mühle ist.

Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräte der Hütte ganz vertraut war und in der Hütte tat, als wäre sie immer darin gewesen. Darum fragte ich sie: „Liebe Mutter, bleiben wir nun hier? Ist dies auch unser Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelsteller werden." — Da entgegnete sie freundlich: „Was willst du denn mit den Vögeln anfangen?" Worauf ich sagte: „Ich will sie das Vaterunser beten lehren." Da fragte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?" Und ich antwortete: „Im Himmel." — Nun nahm sie mich zu sich, und ich mußte mich zu ihren Füßen setzen; und da erzählte sie mir ungefähr das, was ich hier weiter niederschreibe.

Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben, denn ich habe mir scharf alles ins Gedächtnis gefaßt und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel, als zu wenig hier stehen mag. Sie sprach aber:

„Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, als die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wegen gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber will ich dir vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke im irdischen Leibe verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, den Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind: die Einfalt, die Demut, die Unschuld und Wahrheit.

Auch sollst du nicht traurig sein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird; nein nur um deine und aller Menschen Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auch sollst du nicht trauern um *deinen* Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuze, an dem er gestorben ist, wie ein unschuldiges Lamm, das dahinnimmt die Schuld der Welt. Zu dieser Versöhnung sollst du dich wenden und fest an sie glauben und auf sie hoffen und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Gott und Heiland dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat. Dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachsen und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen, zu dienen Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöset im Sohn und geheiliget im heiligen Geist!"



Schwesternhaus in Kevelaer.

Was mir meine Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von sich und den lieben Großeltern erzählt hat.

Diese Berghöhe heißt die *Hirzentreu*, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben, seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und

breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor zehn Jahren und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kitzing in Franken und hat sich dieses Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Nassau meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte und sich hier mit ihr niederließ. Es stehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter das erste Mal gesehen; da rettete er ihr das Leben.

Denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, fand das erzürnte Tier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimme meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter ins rechte Auge; und das verwundete Tier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen. Da faßte mein Vater einen guten Mut und riß ihm die halbtote Jungfrau von dem Geweih, legte sie unter jenen Baum und erquickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt.

Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsch stand und mit Schmerzen das Haupt hin- und herschwenkte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührte das niederrinnende Blut meinen guten Vater; er trat zu dem leidenden Tiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, was sie beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, miteinander in christlicher Ehe zu leben.

Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubnis der Klosterherren diese Hütte und führte meine Mutter Agnes als seine liebe Hausfrau hinein. Der gute Hirsch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirsches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinstreckte, und ich als ein Kind ihm Brot gab.

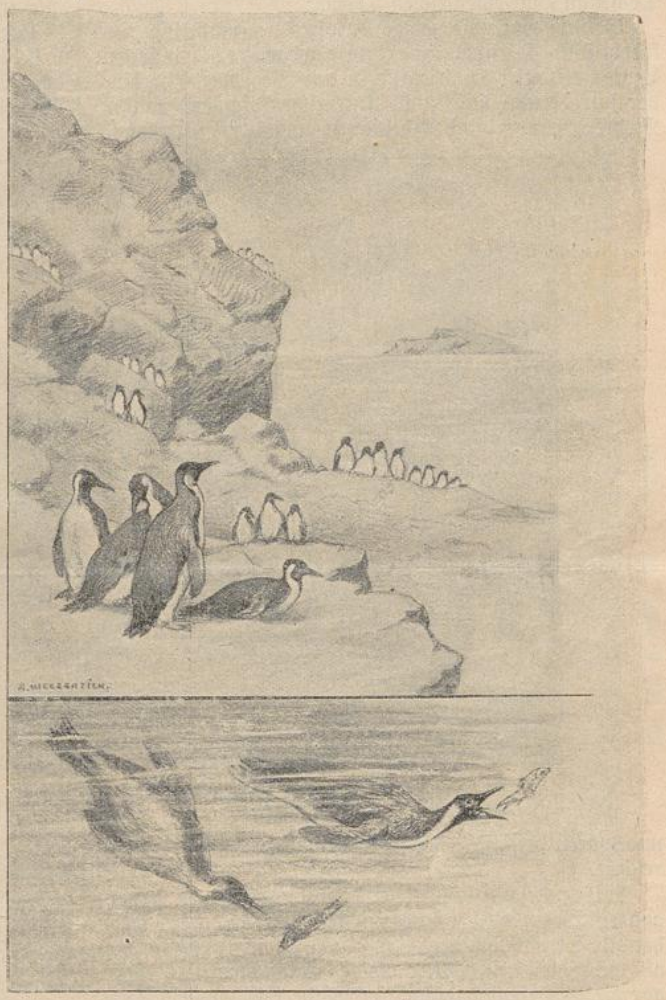
Einmal aber hörte ihn mein Vater in der Nacht heftig schreien; da stand er mit der Mutter auf, und sie gingen hinaus, zu sehen, was dem guten Tiere fehle. Er war aber im Kampf mit anderen Tieren, die ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tag zu den Füßen meiner Eltern starb.

Wir weinten um ihn wie um einen treuen und dankbaren Freund und hat ihn mein Vater unter demselben Baume, wo er ihn einst ins Auge geschossen, begraben, sein Geweih aber so in den Baum befestigt, daß es, zu ewigem Gedächtnis in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen des treuen Hirsches „Hirzentreu" genannt. (Forts. folgt.)

In elfter Stunde.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Gadupi war Häuptling von Endonyane (St. Michaels Missions-Reserve), von Enhlan-



Ruhende und nach Fischen tauchende Pinguine.

hleni, Emgangeni usw. und galt als ein gewaltiger Haudegen. Mit dem Nachbarhäuptling Mabunu lag er nach altem Zulubrauch beständig im Streit; denn jeder von ihnen hatte einige Hundert streit- und trinkfester Mannen um sich.

Vor ungefähr 20 Jahren, also um die Zeit, da die Mariannhiller Missionäre St. Michael übernahmen, wurden bei einer solchen Keilerei 3 Männer erschlagen und auf dem engeren Stationsgebiete begraben. Das waren keineswegs seltene Ausnahmsfälle, im Gegenteil, bald tauchte da, bald dort das Gerücht auf, es sei dem wilden Treiben wieder ein Menschenleben zum Opfer gefallen. Noch vor wenigen Jahren wurde der alte Gadupi wegen eigenmächtiger Lynchjustiz von der englischen

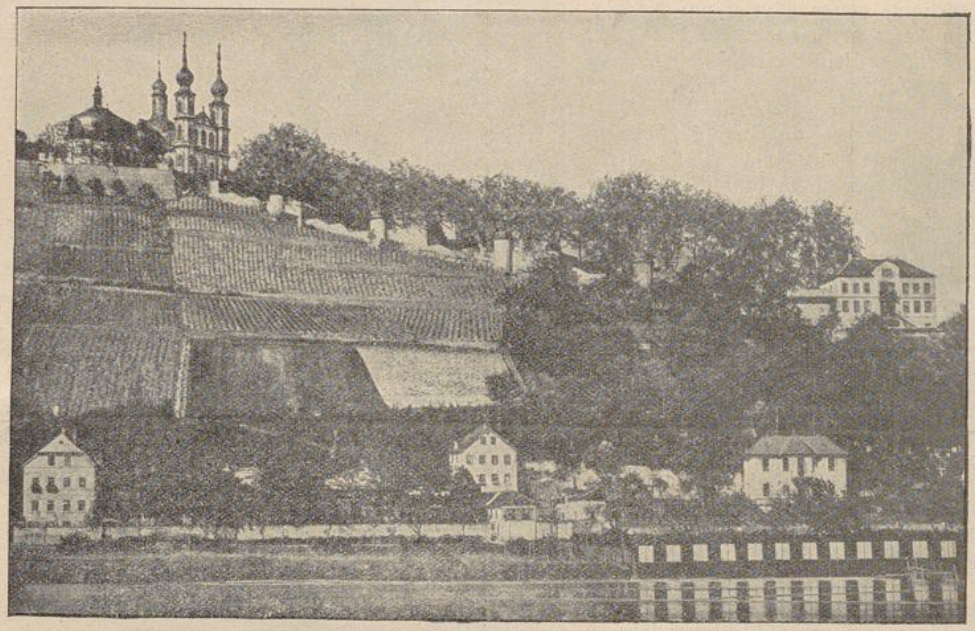
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Regierung zu einigen hundert Pfund Sterling Strafe verurteilt.

Gadupis Bruder, Sotsha mit Namen, steht im Rufe eines großen Zauberers und ist allgemein sehr gefürchtet. Auch er soll manch' dunkeln Casus auf dem Kerbholz haben. Die Regierung ist zwar in solchen Fällen sehr streng, allein anderseits ist die Furcht der Eingebornen vor der Rache eines Umtakati (Zauberer) so groß, daß es keiner wagt, ihn öffentlich vor Gericht anzuklagen. Doch nun zum eigentlichen Thema:

Gadupi war, wie gesagt Inkosi oder Häuptling. Der katholischen Mission war er gut gewogen; er legte seinen Leuten keinerlei Hindernisse in den Weg, wenn sie hierher zur Kirche und zum Unterricht kommen wollten. Mehrere seiner Kinder besuchten unsere Missionsschule ein und zuweilen kam auch eine unserer Missionsschwestern, die nicht verfehlte, ihm etwas angenehmes aus der Küche mitzubringen, und dann ein umso geneigteres Ohr bei der darauffolgenden Katechese zu finden pflegte.

So ging es fort bis anfangs November 1909. Da ließ mich Gadupi durch seine Tochter Antonia wiederholt rufen, um ihn zu taufen; er sagte, er merke, daß es mit ihm zu Ende gehe. Auch jetzt noch begnügte ich mich mit einem eingehenderen Unterrichte, verschob aber die heilige Taufe auf später. Der Häuptling hatte eben seine 15—17 Weiber, und da ist große Vorsicht immer am Platze. Schon mancher Kaffer hat unter ähnlichen Verhältnissen hoch und teuer versprochen, alle seine Frauen bis auf eine zu verlassen, wurde aber später gegen



Das Käppele auf dem Nikolausberg in Würzburg.

und waren getauft. Das sollte auch ihm zum Heile gereichen.

Mit zunehmendem Alter wurde Gadupi in seinem ganzen Wesen milder und ruhiger. Er war nicht mehr der alte Streithahn, der keine süßere Genugtuung kannte, als wilde, leidenschaftliche Rache. Manchmal ließ er sogar die Bemerkung fallen, er werde sich vor dem Tode noch taufen lassen. Viel Gewicht legten wir allerdings auf derartige Aeußerungen nicht; denn selbst wenn der sterbenskranke Häuptling will, so verhindern doch vielfach seine Indunas (Räte und Beamten) die Taufe. Bei ihnen heißt es einfach: „Als Heide hat er gelebt, als Heide soll er sterben. So fordert es unsere und unseres Stammes Ehre, und dieses gereicht zum Ruhme der Vorfahren!"

Anfangs vorigen Jahres (1909) wurde Gadupi krank. Einige seiner getauften Kinder drangen in ihn, sich taufen zu lassen. Er ließ mich rufen und beteuerte, er wolle als Christ sterben. Von einer sofortigen Taufe konnte aber natürlich keine Rede sein; auch sah ich noch keine unmittelbare Gefahr. Wir beschränkten uns daher, ihn verschiedenemale zu besuchen und ihn über die christliche Religion zu belehren und gehörig zu unterrichten. Unser Katechet kehrte auch manchmal bei ihm alles Erwarten wieder gesund und lebte mit ihnen zusammen wie zuvor.

Bei einem abermaligen Besuche am 15. November fand ich alle Männer bei ihm versammelt, um Abschied von ihm zu nehmen und wegen eines Nachfolgers zu verhandeln. Da nämlich vom Großweib kein Sohn oder Erbe vorhanden war, standen sich drei bis vier Parteien gegenüber. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Keilerei schon jetzt losgebrochen. Doch es ging nochmals friedlich ab und auch ich zog wieder nach Hause.

Samstag, den 20. November, kommt um die Mittagszeit Antonia in atemloser Hast dahergestürmt und bittet, schleunigst zu ihrem Vater zu kommen und ihn zu taufen; er rufe mich und wolle getauft sein, denn er merke, der Tod sei nahe. — Ich wollte aber in den Beichtstuhl gehen, packte jedoch sofort meine Taufutensilien zusammen, ließ das Pferd satteln und beeilte mich, zum Kranken zu kommen. Ich fühlte mich zwar an jenem Tage unwohl und das Wetter war auch nicht günstig, ein unheimliches Gewitter zog schwarz herauf; Wind und Regen setzten ein und die Brüder und Schwestern baten mich, dazubleiben. Ein unbestimmtes Etwas aber trieb mich fort. Ich zog also den Regenmantel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an, stieg aufs Pferd und ritt davon. In etwa 40 Minuten war ich am Ziel.

Ich fand Gadupi neben dem Feuer liegend in Decken eingewickelt. Um ihn herum waren einige seiner Frauen, seine Tochter Antonia und zwei andere Getaufte; auf der andern Seite saßen einige seiner ältesten Räte und der kaffrische Doktor. Auf die Meldung, daß der Priester gekommen, ließ sich der Kranke aufrichten und streckte mir dann voll Freude die Hände entgegen. Abermals bat er gar dringend um die hl. Taufe, weil er, wie er sagte, den Tod schon an den Füßen heraufsteigen fühle.

Ich redete ihm nochmals ernstlich zu, erinnerte ihn an die Notwendigkeit, alle seine Frauen bis auf eine zu entlassen, ließ ihn seinen heidnischen Aberglauben abschwören, erweckte mit ihm Akte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Reue und Ergebung in Gottes hl. Willen.... Er versprach alles und bat immer wieder und wieder um die hl. Taufe. Ich frug auch noch seine Räte usw., was sie dazu sagen würden, wenn ihr Inkosi getauft würde. Ihre Antwort war: „Was der Inkosi sagt und will, wollen wir auch."

Soweit war alles in Ordnung; schon wollte ich den Taufakt vornehmen, da kam dem Sterbenden noch ein Bedenken. „Wird mein Leichnam," begann er, „nach Väter Brauch hier im Kraal beerdigt, oder drüben auf der Missionsstation?" — Da galt's eine Klippe zu vermeiden. Ich sagte einfach: „Das hat mit der Taufe absolut nichts zu tun. Wenn du getauft sein willst, um in den Himmel zu kommen, so lasse dich taufen; das andere werden deine Stammesangehörigen schon ordnen." Damit gab er sich zufrieden.



Auf dem Heimweg von der Schule.

Ich richtete nun, soweit es in der Hütte anging, alles her und vollzog die hl. Taufe. Weil gerade so ein stürmisches Wetter war, taufte ich ihn auf den Namen „Elias", in der Hoffnung, er würde, wie sein Patron,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bald im Sturmesbrausen seine Himmelfahrt halten können. — Der neue „Elias" war überglücklich, er dankte mir von Herzen und legte sich dann ermüdet nieder. Ich meinerseits dankte Gott und machte mich zeitig auf den Heimweg. Der Himmel war inzwischen hell und klar geworden, ein schöner Muttergottestag.

Kurz darauf hörte ich, eine gewisse Clique seiner Indunas und sonstiger heidnischer Männer habe mit Gewalt verhindern wollen, daß ihr Chief (Häuptling) getauft werde. Weil aber an jenem Tage so rauhes, stürmisches Regenwetter war, hatten sie den Umfundisi (Priester) nicht erwartet! —

Zwei Tage darauf, am 22. November, ist Elias sanft und friedlich entschlafen. Möge seine Seele eine fröhliche Himmelfahrt gefeiert haben!

Wer von den lieben Lesern betet für das hiesige, heidnische Volk ein Vater unser und Ave Maria, damit



Missionshaus in Mariatal

sich alle, zumal die Männer, auf Mariens und St. Michaels Fürsprache hin recht bald und gründlich bekehren? — Wer gedenkt auch des armen Schreibers, wer?

Das heiligste Altarssakrament.

Worte des ehrw. Pfarrers von Ars.

Der 1859 im Rufe der Heiligkeit verstorbene Pfarrer von Ars, Viannen, pflegte u. a. eine wunderbare Andacht zu Jesus im heiligsten Altarssakrament. Sein Angesicht glühte, seine Augen zerflossen in Tränen, wenn er die heilige Messe feierte, oder vor dem Tabernakel in Anbetung kniete. Hören wir ihn selbst von dem Geheimnis der Liebe reden: „Nach der Konsekration," sagte er öfter, „wenn ich den allerheiligsten Leib unseres Herrn und Heilandes in der Hand halte und wenn mich dann meine Entmutigung so ganz und gar befällt, so daß ich meine, ich verdiene nur die Hölle, so sage ich wohl zu mir: „O, könnte ich ihn wenigstens mitnehmen. In seiner Gesellschaft würde die Hölle selbst wonnig sein und es würde mir nicht schwer werden, dort die ganze Ewigkeit hindurch zu leiden, wenn wir zusammen wären. Aber dann wäre es keine Hölle mehr; die Flammen der Liebe würden die der Gerechtigkeit auslöschen."

„O wie herrlich! Nach der Konsekration ist der liebe Gott da, wie im Himmel. Erkännte der Mensch dieses Geheimnis genügsam, so stürbe er vor Liebe. Gott verhüllt es nur, um uns zu schonen. Als uns der liebe Gott eine Speise geben wollte für unsere Seele auf der Pilgerreise, da warf er einen forschenden Blick über die ganze Schöpfung, aber er fand nichts, das ihrer würdig gewesen wäre. Und da? — Da blickte er auf sich selbst und entschloß sich, sich s e l b s t zur Speise zu geben. — O meine Seele, wie groß bist du! Also nur G o t t kann dich sättigen und befriedigen?! Die Nahrung der Seele ist das Fleisch und Blut eines Gottmenschen! O schöne Nahrung! Wahrlich, wenn man das bedenkt, man sollte sich für alle Ewigkeit in diesen Abgrund der Liebe versenken. —

„Wie glücklich die Seele, die sich in der hl. Kommunion mit ihrem Heilande vereinigen darf! Im Himmel wird sie glänzen den Diamanten gleich, denn man sieht den Herrn in ihr. Unser Heiland hat gesagt: „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben." Niemand hätte wohl je daran gedacht, Gott um seinen eigenen Sohn zu bitten. Aber was der Mensch nicht hätte zu denken und zu bitten wagen können, das hat Gott gegeben. Würden wir jemals gewagt haben, Gott zu bitten, er möge seinen Sohn für uns sterben lassen und uns speisen mit dessen Fleische und tränken mit dessen Blute? Nein, wahrhaftig nicht! Aber Gott selbst hat es so in seiner unendlichen, unbegreiflichen Liebe geordnet. Und wahrlich, so auch konnte Gott, der die Liebe selbst ist, nur handeln! Hätte uns der liebe Gott diese Gnade nicht verliehen, so

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hätte der Mensch ja um eine Gnade bitten können, die Gott ihm noch nicht gegeben; die Bitten und Gedanken des Menschen hätten weiter gehen können, als die Liebe des Herrn. O nein, das wäre nicht denkbar!

„Ohne die heilige Kommunion gäbe es hienieden kein Glück; dieses Leben wäre unerträglich. Mit und in der heiligen Kommunion empfangen wir unsere Wonne und unser Glück!

„Eben weil uns Gott im heiligsten Sakramente der Liebe sich selbst geben wollte, gab er uns ein so großes und weites Herz, das nur er ausfüllen kann. Wer von diesem heiligen Sakramente fern bleibt, der gleicht einem Durstigen, der an reicher Quelle stirbt, weil er das Haupt nicht zum Trinken beugt, einem Menschen, der trotz des vor ihm liegenden, reichen Schatzes arm bleibt, weil er die Hand nicht ausstrecken mag. — Wer würdig zum Tische des Herrn geht, der verliert sich in Gott, wie ein Wassertröpfchen im Meere. Man kann sie nicht mehr trennen.

Wenn uns Jemnad fragen wollte, nachdem wir kommuniziert haben: „Was trägst du in dein Haus?" so würden wir antworten: „Den Himmel". Ein Heiliger sagte, wir seien Gottesträger, und das ist wahr. Aber der rechte, lebendige Glaube fehlt; wir begreifen unsere Würde nicht. Wenn wir vom Tische des Herrn zurückkehren, so sind wir ebenso glücklich, ja noch glücklicher, als es die Weisen aus dem Morgenlande gewesen wären, wenn sie das Jesuskindlein hätten mit sich nehmen dürfen."

Im Mai.

Von Johannes B. Diel, S. J.

War das ein Singen am Morgen gar früh,
So hab ich's vernommen im Leben noch nie.
Und als ich schaute ins Land hinein,
Da nickten die Blumen im Tauperlenschein.

Da krönte die Berge ein Sonnengoldsaum,
Da rauschten die Wälder wie jauchzend im Traum.
Und ringsum erwachten die Vögel im Chor
Und schwangen sich jubelnd zur Sonne empor.

Ei sagt doch, ihr Wälder, was rauscht ihr so sehr,
Ihr Blumen, was tragt ihr Geschmeide so schwer?
Da war mir's, als kläng' es weit über die Höh'n,
Als zög' durch die Lüfte ein heimliches Weh'n:

„Uns haben die Engel gesungen heut',
Und Segen sank nieder und hat uns geweiht;
Maria streute den Segen aus,
D'rum duften wir Blumen als Maienstrauß;

D'rum rauschen wir Wälder zum Willkommsgruß,
Es leuchten die Höh'n, wo gewandelt ihr Fuß;
D'rum fallen wir Vögel in buntem Verein
Als Spielleute Gottes ins Loblied ein."

So sang es — da hab' ich still freudig gesagt:
„Gegrüßt sei, Maria, jungfräuliche Magd!"

Maria, Meeresstern.

Es brausen wild des Meeres Wogen,
Der Sturmwind peitscht die Flut.
Schütz, Meeresstern, mein schwankes Schifflein,
Bis es am Strande ruht.

Lenk es durch Strudel, jähe Klippen
Auf diesem sturmbewegten Meer,
Denn Tod, Verderben schrecken drohend
Und keine Hilfe ist umher.

Strahl mild dein Gnadenlicht hernieder,
Erhell die dunkle Lebensbahn,
Denn Trug und Irrlicht winkend lockend,
Versinken will der kleine Kahn.

Du Stern des Meeres, Rettungsanker,
Der Schiffer Hoffnung, sei mein Glück,
Wenn du mir lächelst, fahr ich sicher,
Das Unheil fliehet deinen Blick.

C. Sch.



Ave Maria.

Am Sonntag wars.

Am Sonntag war's, ich kam geschritten
Vom Dorfe her, — im Morgenschein,
Da stand am lichten Waldessaume
Bedeckt mit Moos — ein Kreuz von Stein.

Versöhnungsmilde hielt der Heiland
Die Arme sehnend ausgespannt.
Es schien, als ob von diesem Bilde
Der Segen strömte in das Land.

Rings war es still. — Nur Rehe hüpften
Durchs feuchte Gras in scheuer Hast,
Im grüngewölbten Blätterdache
Sang Vöglein traulich — ohne Rast.

Und kosend schlangen Efeuranken
Sich um des Heilands blutig Herz,
Bedeckten zärtlich seine Wunden,
Zu schützen sie vor neuem Schmerz.

Verweilen mußt ich hier am Kreuze,
Betrachten Jesu Leidensbild. —
Da traf mich aus dem sterbend Auge
Ein Strahl voll Liebe, Schmerz — so mild.

„Erbarmen" flehten leis die Lippen,
„Verzeih der Sünden große Schuld,
Hast ja aus Lieb für uns gelitten
Schenk Gnade mir und deine Huld."

„Gib Frieden deinem armen Kinde
Das zu dir flieht in Seelenleid.
In deinem liebentbrannten Herzen
Ist ja der Quell der Seligkeit."

Und als ich dann zum Tal gegangen
Dem stillen Heimatdorfe zu,
Da fühlt' ich, wie sich tief gesenket
In meine Seele Sonntagsruh.

C. Sch.



Vorsichtig.

Dorfpfarrer: Sag mir doch, Peter, weßhalb willst du denn nicht das Amt des Totengräbers übernehmen?

Peter: Weil es heißt: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Emaus.*)

Zu zwei'n sind wir den Emausberg 'naufgangen,
Wo hoch du siehst ins Land ein Kreuzbild prangen:
Ein Siegesbaum in Gottes schöner Welt.
In roten Aloe- und Kaktusblüten
Die Lourdes-Grotte und der Berg erglühten:
Der Schöpfung Hauch, der Blatt und Blüten schwellt.

Und wie die Blicke rastlos weiter irrten,
Gleich flücht'gen Faltern um die Blumen schwirrten,
Sich labend an des Lebens süßem Duft,
Betastete der Geist die höchsten Wunder;
Im Dunkel sank die lichte Seele unter,
Und jede Frage ward uns eine Gruft.

Dann als die Höhe wir erreicht im Gehen,
Blieb unser Fuß an jähem Abgrund stehen,
Und ein Gedanken durch die Seelen flog:
Wo ist er jetzt, der einst auf Emaus' Wegen
Hell wie ein Licht, befruchtend wie ein Segen,
Mit seinen armen, irren Jüngern zog?

Wir wandern hin durch Schriften und durch Sagen,
Wir sehnen uns, wir beten und wir fragen
Und lösen doch das kleinste Rätsel nicht.
Wie irre Jünger ziehen wir auf Erden:
„Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Und keiner trägt wie du das ew'ge Licht!"

Nach Elise Miller.

*) Unsere Station Emaus, auf der Grenze unserer Missionsfarm Lourdes gelegen, ward ursprünglich nur als landwirtschaftliche Station betrieben, hat jedoch seit einigen Jahren selbständige Mission. Die Station liegt unter dem Schutze eines etwa 300 Fuß hohen Hügels, der dicht hinter den Gebäuden sehr steil in die Höhe steigt. Der mit Felsblöcken reich durchsetzte Abhang ist mit einem Gewirr würzhafter Kräuter, Blumen und Sträuchern geschmückt, von denen eine strauchartige Aloe die Vorherrschaft behauptet. Zur Blütezeit dieser Aloes ist der Abhang in eitel rotes blühendes Gewand gekleidet, und dann ist es ein Naturgenuß sondergleichen, den von sel. P. Franz mühevoll zwischen den Felsquadern im Zickzack ausgehauenen Kreuzweg den Berg hinauf zu pilgern. Zwischen allen Spalten der Steinmassen grünt und blüht es, und kräftiger Duft durchschwängert die Luft. Auf der Höhe ragt ein riesiges Kreuz mit einem Christusbild. Gleich zur Seite gähnt ein jäher, einige Hundert Fuß tiefer Abgrund.



Merkwürdiges Verlangen.

Bettler, hühnenhafte Gestalt, zu einem winzig kleinen Herrn: „Ach, können Se mir nicht en abjelegten Rock schenken? Meiner will jar nich mehr halten."

St. Josephsgärtchen.

Macht der Fürbitte des hl. Joseph.

Jesus, der Sohn Gottes, hat den hl. Joseph auf Erden geliebt, wie sehr wird er ihn auch jetzt im Himmel oben lieben! Welche Freude wird es ihm sein, seinem guten Pflegevater nun die ganze Ewigkeit hindurch alle die vielen Dienste vergelten zu können, die er ihm einst auf Erden erwiesen. Gewiß wird er all dessen Wünsche erfüllen und keine Bitte abschlagen, die er an ihn richtet.

Die hl. Kirche erblickte von jeher im ägyptischen Joseph ein Vorbild von Joseph, dem Nährvater Jesu. Der Patriarch Joseph hatte, wie die heilige Schrift erzählt, dem Könige Pharao große Dienste geleistet und wurde dafür von ihm auf wahrhaft königliche Weise belohnt. Sprach er doch zu ihm: „Du sollst über mein ganzes Haus gesetzt sein und dem Befehle deines Mundes soll alles Volk gehorchen. Nur um den Thron will ich höher sein!" Hierauf überreichte ihm der König seinen Siegelring, machte ihn zum Vorgesetzten des ganzen Landes und gab ihm den Namen „Retter der Welt." Und als die Jahre der Not, die Joseph vorausgesagt hatte, hereinbrachen und das Volk zum Könige um Hilfe schrie, antwortete dieser: „Gehet zu Joseph, und was er euch sagen wird, das tuet!"

Fürwahr, groß war die Macht des ägyptischen Joseph, aber noch weit wunderbarer ist die Macht des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu; denn nicht nur ein irdischer Fürst, sondern der König der Könige, der allmächtige Gott selbst hat ihn mit Huld und Gnade förmlich überhäuft. Er macht ihn zum Oberhaupt der heiligen Familie, will, daß sein eingeborener Sohn selber ihm untertan sei und gehorche.. Er macht ihn zu seinem Stellvertreter auf Erden, übergibt ihm seine Vaterrechte und vertraut seinen Händen den eigenen innigst geliebten Sohn an, der da ist das „Brot des Lebens". Er will, daß man Joseph den „Retter der Welt" nenne, weil er seinen Sohn, das Heil der Welt (salvator mundi), ernährt, beschützt und aus den Händen seiner Feinde errettet hat. Darum spricht er auch jetzt zu allen Gläubigen durch den Mund der Kirche: „Gehet zu Joseph, damit, was menschliches Vermögen nicht erhalten kann, uns durch seine Fürbitte gegeben werde.

Die Heiligen, Gottes geliebte Freunde, vermögen viel durch ihre Fürbitte; aber ihre Fürsprache ist immer nur eine demütige Bitte, während die Fürsprache des heiligen Joseph einem Befehle gleichkommt. So sagt der heilige Bernardin: „Der heilige Joseph hat im Himmel oben noch immer die Würde eines Pflegevaters Jesu, wie Maria die Würde der Gottesmutter. Wenn aber der Vater seinen Sohn um etwas bittet, so wird seine Bitte einem Befehle gleich geachtet.

Wie könnte wohl Jesus dem heiligen Joseph eine Bitte abschlagen, der ihm während seines Erdenlebens nichts abgeschlagen hat? St. Joseph kann, wenn er bittet, dem lieben Heiland die Hände zeigen, die so viel für ihn und mit ihm gearbeitet haben, kann ihm den Schweiß und die Tränen zeigen, die er seinetwegen vergossen. Wird dann aber Jesus seinem lieben Pflegevater etwas verweigern können? Wenn geschrieben steht, daß Gott den Willen jener tut, die ihn fürchten (Ps. 144), wie könnte er sich dann weigern, den Willen dessen zu erfüllen, der ihn nicht bloß so kindlich gefürchtet, sondern ihm auch 30 Jahre hindurch so treu gedient und ihn so unaussprechlich geliebt hat?

Laßt uns daher in allen unsern Nöten und Anliegen, eigenen wir fremden, mit unbedingtem Vertrauen zum heiligen Joseph gehen. Er kann und will in jeder Bedrängnis helfen. „Jesus", sagt der heilige Bernardin, „hat die Schlüssel des Himmelreiches. Davon gab er einen seiner hochgebenedeiten Mutter, den andern dem heiligen Joseph, damit sie alle ihre Getreuen einführen in den Ort der Erquickung, des Lichtes und des Friedens."

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Bernardin von Siena.

Wer die allerseligste Jungfrau Maria wahrhaft liebt und verehrt, kann auch ihrem jungfräulichen Bräutigam, dem heiligen Joseph, seine Verehrung nicht versagen.

Der heilige Bernardin von Siena war einer der glühendsten Verehrer unserer lieben Frau. Sowie er den heiligen Namen Jesus immer in seinem Herzen und auf seinen Lippen trug, so auch den Namen „Maria". Er durchwanderte ganz Italien und predigte zahlreichem Volke den Namen Jesus; nie aber unterließ er, seine Zuhörer auch zur Liebe und Andacht zur allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria zu ermuntern. Mit gleich inniger Liebe und Andacht hing das Herz des Heiligen am heiligen Joseph. Die Andacht zu diesem großen Patriarchen leuchtet aus jeder Zeile hervor, die er über ihn geschrieben. Wir wollen aus seiner ersten Predigt, die er zu Ehren des heiligen Joseph hielt, nur die Schlußworte anführen:

„Ich glaube, daß der heilige Joseph ausgezeichnet war durch die reinste Jungfräulichkeit, die tiefste Demut, die glühendste Gottes- und Nächstenliebe, sowie durch die Gabe der höchsten Beschaulichkeit und vollkommensten Hingabe an den Dienst Marias, seiner jungfräulichen Braut. Wenn wir durch den Verkehr mit frommen Seelen täglich besser werden, welche Fortschritte wird dann der heilige Joseph in der Tugend gemacht haben, seitdem er im innigsten Verkehr mit Maria, dem erhabensten Vorbild jeglicher Tugend stand!

Läßt Maria kein „Ave" unbelohnt, wie dankbar wird sie sich dann gegen jenen gezeigt haben, den sie so unermüdet, so fleißig und treu arbeiten sah zu ihrem Unterhalte und zur Pflege ihres gebenedeiten Sohnes. Namentlich wußte sie es zu würdigen, daß sich Joseph auf der Flucht nach Aegypten, in diesem Lande selbst und später auf der Rückreise so vielen Beschwerden, Unannehmlichkeiten und Gefahren ausgesetzt hat. Dazu tritt dann noch der überreiche Gnadenlohn, den ihm ohne Zweifel der Allmächtige selbst ausbezahlt hat."

Der heilige Bernardin starb selig im Herrn am 20. Mai 1440.

Der hl. Joseph, Helfer in allen Anliegen.

Es sind nun einige Wochen, seitdem sich über unserer Familie ein drohendes Gewitter zusammenzog, das ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auseinanderreißen von Eltern und Geschwistern unter sich befürchten ließ. In meiner Not wandte ich mich zum heiligen Joseph, dem Helfer in allen Anliegen. Von ihm erhoffte ich sichere Fürbitte und Hilfe; und nicht umsonst. Ich begann zunächst eine neuntägige Andacht zum genannten Heiligen, damit er doch die Familienglieder versöhnen möge. Als sich aber nach Beendigung derselben noch keine Aenderung bemerkbar machte, so machte ich nacheinander noch zwei Novenen, der heilige Joseph mußte ja helfen. Diese beiden Male bat ich aber, falls eine Versöhnung vorläufig nicht nach dem Willen Gottes sei, daß ich doch wenigstens im Geschäft Gehaltserhöhung bekommen möge, um für die in Aussicht stehende, wohl etwas schwere Zeit, vorbereitet zu sein. Gleichzeitig machte ich das Versprechen, wenn meine Bitten erhört würden, dies zu veröffentlichen. Und siehe da! Einige Tage später wurde von unserer Oberdirektion für mich ein Schreiben ausgestellt, daß mir die Erhöhung meines Gehaltes ankündigte!



Hausmütterchen.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Hanfstaengl, München.

Doch auch meine erste Bitte hatte inzwischen Erhörung gefunden: Der Friede ist bei uns wieder eingekehrt. — Um e i n e Gnade habe ich gebeten, z w e i habe ich jedoch erhalten, durch die Fürbitte des heiligen Joseph in Vereinigung mit der allerseligsten Jungfrau Maria. — Mit dankbarem Herzen möchte ich daher allen zurufen: Gehet zum heiligen Joseph, seine Fürbitte ist so mächtig, daß wir ganz sicher auf Erhörung rechnen dürfen.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 30. Januar. — Ein Hirtenknabe war beim Melken einer Kuh verunglückt. Das gereizte Tier hatte ihm mit einem einzigen Stoß den ganzen Unterleib in gräßlicher Weise aufgeschlitzt. Die Mutter des Knaben eilt nach Emaus, den „Doktor" zu holen. Nun war ich aber an jenem Tage weit draußen mit Feldarbeit beschäftigt und die Frau kehrte unverrichteter Dinge nach Hause.

In der Not ging man zu einem Kafferndoktor. Der nähte mit seiner groben Nadel und seinem noch gröbern Zwirn die klaffende Wunde notdürftig zu, so gut er es eben verstand. Am folgenden Tag kommt der Vater des Knaben hieher. Er ist ein reiner Kaffer, hat aber eine weißlichgelbe Gesichtsfarbe, rotes Haar und roten Bart und Gesichtszüge wie ein Hottentotte. Man nennt solche Leute Albinos. Er kam zu Pferd, denn sein Kraal war weit von unserer Station entfernt, und bat um eine Medizin für den Knaben, der beständig über große Schmerzen klage. Wahrscheinlich hatte sich die schlecht zugenähte Wunde entzündet. Da es schon ziemlich spät am Nachmittag war, konnte ich nicht persönlich mitgehen und gab ihm daher eine Medizin. Er nahm sie ohne ein Wort des Dankes und verlangte sofort eine zweite für sich selbst. Diese Leute halten es für selbstverständlich, daß ihnen der katholische Missionär in jeglicher Weise hilft, denn dazu ist er ja von dem Lande jenseits des großen Wassers gekommen. Zu einem englischen Doktor gehen sie nicht; sie scheuen seine Forderungen. Der Kafferndoktor versteht sich nur auf die Hebung gewisser Leiden und somit ist es für die Schwarzen eine wahre Wohltat, wenn zeitweilig der Missionär auch als Arzt eingreift und ihnen hilft. Von jenem Knaben habe ich später nichts mehr gehört. Vielleicht ist er später doch wieder glücklich durchgekommen, denn die Schwarzen haben eine zähe Natur und die schlimmsten Wunden heilen bei diesen Naturmenschen unglaublich schnell.

Emaus, 6. Februar 1910. — Die Heilung einer durch große Brandwunden schlimm zugerichteten Frau hatte mir unter den umwohnenden Schwarzen einen neuen Ruf als „Doktor" erworben und war bis zu den Ohren des Häuptlings Salomon im Ibisiland gedrungen. Dieser sandte zwei berittene Boten zu mir mit der Bitte, zu ihm zu kommen, um seine Frau und seinen erwachsenen Sohn zu kurieren.

Soviel ich von den zwei Boten erfahren konnte, handelte es sich um eine schlimme, langwierige Krankheit. Große Aussicht auf Erfolg war also nicht vorhanden und

die Jahreszeit war zu einem weiten Ritt ebenfalls nichts weniger als einladend; wir standen mitten im Hochsommer, und da ist in diesen Bergen fast jeden Nachmittag ein böses Gewitter zu befürchten. Um jedoch den einflußreichen Häuptling, von dessen Gunst oder Ungunst auch der Missionär bei seinem Wirken unter den Schwarzen vielfach abhängt, nicht vor den Kopf zu stoßen, ritt ich schon am nächsten Tage in Begleitung eines zweiten Priesters dorthin. Als Reiseproviant steckte jeder von uns ein paar Aepfel zu sich. Getränke brauchten wir nicht, denn bei den vielen hellen Wasserläufen, die in dieser Gebirgsgegend zu Tale rinnen, fehlt es nicht an Gelegenheit, den Durst zu stillen.

So ritten wir also gegen acht Uhr morgens fort. Es ging bergauf und bergab, über Bäche und Sümpfe ins Ibisiland hinein. Als wir auf dem höchsten Berge angekommen waren, sahen wir seitswärts schon die Behausung des großen Kaffern-Häuptlings Salomon liegen. Das nach europäischer Art im Viereck erbaute Haus ist auf weite Ferne sichtbar. Es ist nach drei Seiten hin von einer Baumpflanzung umgeben und durch einen Drahtzaun geschützt.

Wir kamen etwas unerwartet und mußten daher eine geraume Weile im Freien warten, bis die schwarzen Herrschaften ihre Toilette gemacht hatten. Auch der besser situierte Kaffer liebt es, zu Hause im Negligee zu gehen; er fühlt sich so bequemer und schont nebenbei die teuren Kleider.

Beim Eintritt fanden wir alles recht bequem zu unserm Empfang hergerichtet. Eine lange Bank, auf der man uns Platz nehmen hieß, stand am Eingang des großen, breiten Zimmers aufgestellt. In einem hübschen Schranke an der Wand befand sich allerlei Tafelgeschirr, seitwärts davon lag auf einem Sofa der kranke Sohn. Er mochte etwa 24 Jahre alt sein und war der Zwillingsbruder der ältesten Tochter des Hauses, die sich viel mit unserer Bedienung zu schaffen machte. Eine jüngere Schwester unterhielt das mitten im Zimmer brennende Feuer, über dem ein brodelnder Teetopf stand. Nebenan kauerte ein junges Weib mit einem kleinen Kinde am Boden und machte sich mit dem Nähen eines blauen Rockes zu schaffen, während die kranke Frau des Häuptlings, die in erster Linie unsere Hilfe beanspruchte, in einer Ecke saß.

Sie erzählte des langen und breiten von ihrer Krankheit. Nur mit Hilfe von Krücken kann sie sich mühsam fortbewegen. Das eine Knie war ihr hoch angeschwollen. Kafferndoktoren hatten, um die Geschwulst zu heilen, tiefe Einschnitte gemacht; dadurch war aber das Uebel erst recht schlimm geworden. Man brachte sie zu einem englischen Doktor nach Kokstad, allein auch seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Sie kehrte zurück und hatte schon alle Hoffnung auf Wiedergenesung aufgegeben, als sie von dem katholischen „Wunderdoktor" in Emaus hörte .... Ich benahm ihr die Hoffnung auf Heilung zwar nicht, gestand ihr aber sofort, daß die Kur eine lange Zeit in Anspruch nehmen würde.

Der Junge auf dem Sofa hatte zwei böse Wunden im Leibe, aus denen beständig Eiter floß. Auch er war schon bei vielen schwarzen und weißen Doktoren gewesen und kam ungeheilt aus dem Spitale zurück. Die Leute stammten aus dem Pondoland und machten in ihrem Benehmen einen recht guten Eindruck. Schon ihr Aeußeres war viel edler und einnehmender, als das der Amabacas und Zulus. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun, ihre Züge sind edel, das Auge mild.



P. Josef Biegner in der Lourdesgrotte bei Emaus.

Der Häuptling selbst war leider nicht zu Hause; er mußte in Geschäftsangelegenheiten zum Magistrate nach Umzimkulu. Er hatte, wie ich hörte, anfangs vier Frauen gehabt, aber zwei entlassen, als er Wesleyaner wurde. Daß er die älteste trotz ihrer Krankheit behielt, ist immerhin ein Zeichen edler Gesinnung; auch gegen uns und die katholische Mission zeigte er sich immer vornehm und gerecht, und ich hoffe, das Verhältnis werde sich mit der Zeit noch günstiger gestalten, wenn es mir mit Gottes Hilfe gelingen sollte, die Krankheit seiner

Frau und seines Sohnes zu lindern, wenn nicht ganz zu heilen.

Die älteste Tochter präsentierte uns einen Tee und trank selbst, auf dem Boden sitzend, eine Tasse für sich. Um nicht anzustoßen, taten wir Bescheid und teilten unter die Anwesenden unsere Aepfel aus, die als große Delikatesse mit Jubel entgegen genommen wurden.

Um halb 3 Uhr nachmittags waren wir wieder zu Hause in unserm lieben Emaus. Wollen sehen, welche Folgen der merkwürdige Ritt für uns haben wird.

(Fortsetzung folgt)

Der Telegraph und die Tierwelt.

Die Länge der Telegraphen-Leitungen der Erde erreicht mehr als acht Millionen Kilometer, aber in den unzivilisierten Ländern ward dieser Sieg nicht leicht erfochten, und groß war die Zahl der Gegner, die immer wieder die neuangelegten Leitungen zerstörten und zerstören. Nicht nur die unzivilisierten Volksstämme vernichteten in blindem Vandalismus das kunstvolle Netz von Drähten, auch die Tierwelt hat der Ausbreitung der Telegraphie schwere Hindernisse entgegengestellt und ist noch heute nicht selten die Ursache schlimmer Störungen. Ein hartnäckiger Feind der Telegraphie war vor allem der Elefant. Eine französische Wochenschrift, die diesen Feinden der Elektrizität einen Aufsatz widmet, erzählt, wie die mächtigen Dickhäuter immer von neuem die Telegraphenstangen mit ihrem Rüssel aus der Erde rissen und allerlei Verwüstungen anrichteten. Welchem Instinkte folgte der Elefant dabei? War es der Haß gegen das Ungewöhnliche? „Das letzte Wort über den Menschen wird eines Tages gesprochen sein," so sagt eine alte Hindu-schrift, „doch nie das letzte Wort über den Elefanten."



Die am 11. März 1911 mit „Avondale Castle" über Köln von London nach Mariannhill abgereisten Passagiere:
Stehende Reihe von links nach rechts: 1. Josef Huberty, Schneider; 2. Ludwig Mayerhöfer, Landwirt; 3. Arnold Hilfiker, Koch; 4. Virgil Ketterle, Landwirt; 5. Albert Judeklofer, Sattler. Sitzende Reihe: 1. Michael Schmitt, Landwirt; Josef Schmid, Krankenwärter; 3. Br. Claudius Kowalewsky; 4. Heinrich Kroeger, Schneider; 5. August Wapniarz, Maschinist.

Aber fast noch schlimmer waren die Störungen, die in Indien die Büffel den ersten Drahtleitungen zufügten. Mit drohend gesenktem Haupte stürzten sie gegen die Pfosten, und die Stange, die dem ersten Ansturm nicht wich, fiel dann sicher dem zweiten zum Opfer. In Nordamerika haben die Höhlenbewohner

den Ingenieuren und Elektrotechnikern manche Sorgen bereitet. Besonders die Gürteltiere, die Wollhasen und die Stinktiere, die sonst gewöhnlich am Fuße der Bäume ihre Höhlen graben, wählten die Telegraphenstangen zu ihren Bauplätzen, gruben hier ihre unterirdischen Gänge und brachten mit der Zeit die Pfosten zu Fall. Die Bären, die in Norwegen die Telegraphie befehdeten, verfolgten dabei verlockende Ziele: das Surren der Telegraphendrähte ließ sie glauben, daß die Telegraphenpfähle ein Standquartier der Bienen seien. Die Sehnsucht nach Honig ließ sie stets neue Verwüstungen anrichten. Aber die zottigen Waldbewohner lernten aus ihren Enttäuschungen, die Zahl der Angriffe auf die Telegraphenleitungen nahmen mehr und mehr ab, und schließlich verlor das Surren der Drähte für Meister Petz seine Anziehungskraft. In Afrika und in Asien benützen die Affen die Telegraphenleitungen als willkommenes Turngerät; die Folge war, daß die Drähte rissen oder sich verwirrten, so daß die Strecken immer wieder abgesucht werden mußten, um die Sünden der Affen wieder gut zu machen. Am besten haben sich noch die Vögel mit dieser Erfindung des Menschengeistes abgefunden: sie wählten die Drähte zum bequemen Standquartier, das einen Rundblick nach allen Seiten gestattet.

Der Specht glaubte im Anfang sehr schlau zu sein, als er aus dem Surren der Drähte schloß, daß die Telegraphenstangen in ihrem Innern eine reiche Beute an Insekten beherbergen müßten. Mit seinem spitzen Schnabel begann er die Pfähle zu beklopfen, hämmerte tiefe, oft 7—8 Zentimeter breite Löcher in das Holz, aber mit der Zeit lernte auch er die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen einsehen und ließ von der Arbeit ab. Er hatte genug Schaden angerichtet: in Amerika mußten Hunderte von Telegraphenpfosten ersetzt werden, weil der Specht sie so zerhämmert hatte, daß sie dem ersten Sturmwind zum Opfer fallen mußten. In der Welt der Insekten hatte man das Auftauchen der Telegraphie offenbar mit Freude begrüßt. Die Mauerbienen erkoren die Porzellanisolatoren zu ihren Nestern, in sorgsamer Arbeit überzogen sie das leuchtende Porzellan mit einer Kruste von Staub, um dadurch die Brechung der Sonnenstrahlen zu verhindern, und bauten dann ihre Nester. Eine besondere Vorliebe für die Telegraphendrähte zeigen die Spinnen, die oft hunderte von Meter lang die Leitung mit ihren Netzen bekleiden. In Japan erreichen diese Spinngewebe bisweilen solche Ausdehnung, daß sie den Strom ableiten und den Depeschenverkehr hindern. Darum gehen dort besondere Beamte in bestimmten Zwischenräumen die Strecke ab, um die Spinnennetze abzustreifen: eine Sysiphusarbeit, denn wenig Tage später haben die fleißigen Tiere die zerstörten Fliegenfallen wieder hergestellt und neue dazu gewoben. Doch nicht nur auf dem Lande, auch in den Tiefen des Ozeans hat die Telegraphie ihre Feinde. Da ist vor allem der Bohrwurm, der in die Kabel eindringt und in der Kautschukumhüllung eine willkommene Abwechslung gegen die eintönige Holznahrung sieht. Schlimme Störungen richtet oft der Sägefisch an, der in den Tiefen des Meeres wohl bisweilen mit dem Kabel zusammenstößt. Das Hindernis erbittert ihn dann so, daß er mit seiner mächtigen Säge den Kabel angreift, und dabei die Leitung zerstört. Die unterseeischen Leitungen folgen nicht immer dem Meeresboden, sondern sind oft von einer unterseeischen Hügelwelle zur anderen gespannt. Dies benützen die Wale als ein bequemes Mittel, um sich ihrer lästigen Schmarotzer zu entledigen: sie reiben sich an dem Kabel, bis die Muscheln, Algen, Schnecken usw. abgestreift sind. Aber diese unterseeische Toilette hat ihre Gefahren sowohl für den Kabel wie für den Walfisch. Es kommt vor, daß er sich mit dem Schwanze im Kabel verwickelt und sich nicht mehr freimachen kann. Sein Los ist dann der Erstickungstod. Im Juli 1873 fand man bei Reparaturarbeiten einen solchen Walfisch, der sich im Kabel wie in einer Schlinge gefangen hatte, und ein ähnliches Phänomen beobachtete man im Oktober 1899 an der brasilianischen Küste. Das Kabelschiff „Wiking", das Reparaturarbeiten vornahm, untersuchte den Kabel und schnitt ihn schließlich an der Stelle, an der der Strom stockte, durch. Man war nicht wenig erstaunt, als unmittelbar darauf, wie von ungeheurer Gewalt emporgeschnellt, der Leichnam eines mächtigen Walfisches an die Oberfläche kam. Im Innern des großen Fisches hatten sich Gase gebildet, die nicht entweichen konnten und nun den gewaltigen Körper wie einen Schleuderball emportrieben.

Goldkörner.

Es ist der natürlichen Trägheit zusagender, nichtstuenderweise sich mit erlittenem Unrecht und erfahrenem Undank zu befassen, als durch einen Akt der Güte das verscherzte Wohlwollen wieder zu erlangen.



Ein besorgter Diener.

Gräfin: „Johann, warum gehen Sie so sehr weit hinter mir nach?"

Johann: „Gnä' Frau, damit d' Leut' nit glauben, i' sei Ihr Gmahl!"

Briefkasten.

M. H. R. Mk. 100.— erhalten und wird die Statue nach M.-Ratschitz besorgt. „Vergelt's Gott."

B. Steininger, München. Daß Sie die Gemäldegallerie in Schleißheim eingehend besichtigten, kann Ihnen doch niemand verwehren. Das erwähnte Gemälde ist sicher ein Kunstwerk. Schade, daß Sie ohne Katalog sich die Sachen anschauten. Wie kamen Sie denn auf den Einfall, sich erst einen Katalog zu kaufen, als Sie das Schloß verließen und heimgingen? Das ist doch jammerschade und der Tadel, den Sie erfuhren, ist wohlverdient. Es ist eben alles möglich und sollen sogar schon Nachtwächter bei Tag gestorben sein.

K. L., Offenburg. Wir konnten mit dem besten Willen den Namen nicht anders entziffern, daher der Fehler in der Adresse. Man sollte Namen und Wohnort uns immer recht deutlich mitteilen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Nebelschütz, Weißenhorn, Mondfeld, Götzingen, Würzburg, Zell a. M., Waldshut, Bobenheim, Kößlarn, Igersheim, Weilheim, Cronberg, Dogern, Rottweil, Steinenstadt, Weinstetten, Schiltigheim, Secthal, Weipolshofen, Ehingen, Ottersweier, Bruchsal, Gedanten, Großnottersdorf, Lippach, Aachen, Düren, Würselen, Byfang, Emmerich, Essen, Marienbaum, Weilerswist, Bochum, Paderborn, Rölsdorf, Schalkenmehren, Rheidt, Höfen, Büecke, H. L., Salzkotten, Emmerich, Essen, Ehrenbreitstein, Affeln, Kirchhoven, Mützenich, Neheim, Niedersfeld, Haltern, Gürzenich, Dalinghausen, Langförden, Mariaweiler, Nordkirchen, Kempen, Schaffhausen, Weywertz, Hagen, Neunkirchen, Zülpich, Eicherscheid, Bedburg, Gelsenkirchen, Weisweiler, Hüchelhoven, Bottrop, Krefeld, Niederau, Niederbachem, Büsbach, Kalterherberg, Rospart, Breitweiler, Winden, Wesecke, Salzkotten, Goch, Gereonsweiler, Echtz, Essen-Rüttenscheid, Rheine, Düsseldorf, Robringhausen, Baal, Dannerhof, Werdohl, Schmithof, Vorst, Köln, Irrel, Dorlar, Oekoven, Elsenborn, Wevelinghoven, Medebach, Mehren, Frauwüllesheim, Olpe, Koblenz.

Danksagungen

gingen ein aus: Reichenbach, Forst, Ehrenbreitstein, Kirchberg a. Inn (40 Mk.).

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Stein a. Kocher, Geislingen, Reichenbach, Mögglingen, Karlsruhe mehrere, Windshausen, Osterzhausen, Laupheim, Hardheim, Ringingen, Altomünster, Grombach, Friedrichshafen, Freising, C. Heintz, Albersbach, Frankfurt a. M., Donaueschingen, Ottrott, Neustadt a. H., Dogern, Tännesberg, Halsbach, Linz, Hildesheim, Bornadken, Danzig, Schwege, Würselen, Anholt, Hasselt, Emmerich, Dinklage, Baasem, Münster, Castrop, Brohl, Cham, Lommis, Roßrüti, Olten, Welsenberg, Bremgarten, Dagmersellen, Wil, Amriswil, Oberurnen, Brunnen, Chur, St. Moritz, Tägerig, Steckborn, Grünau, Semnhof, Wildhaus, Oberhausen, Mangwil, Eschenbach, Gaisau, Wittnau, Gersau, Rheine, Stolberg, Holthausen, Jülich, Guichenbach, Hasselt, Duisburg, Emmerich, Vallendar, Weisweiler, Bünne, Oldenburg, Holthausen, Elberfeld, Godesberg, Aachen, Eupen, Rheidt, Eicherscheid, Barmen, Köln, Gelsenkirchen, Hemmelte, Siemerode, Simmerath, Ruhrort, Bludenz, Weiz, Sternberg, Birkenfeld, St. Johann, Straden, Graz, Mooskirchen, Freistadt.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

S. Wiborada Rosenberger, Linz. Johann Blattner, Baden bei Wien. Katharina Machacek, Kremsier. Maria Baier, Linz. Josef Flattinger, Au a. d. Donau. Angela Kastner, Lewin. Josefa Grundböck, Stössing. Franziska Peinhold, Weiz. Barbara Schöffl, Rind bei Mauth. Johann Kreitz, Dekan, Erdberg. Maria Krondorfer, Kindberg. Maria Tossold, St. Ruprecht a. R. Alois Saubacher, Götzendorf. Anna Raml, Malzbühl. Zäzilia Wolf, Scheifling. Josef Littringer, Kremsmünster. M. Florentia Daul, Linz. Maria Letzl, Merkelsdorf. P. Sigismund Galla, Admont. Johann Puchner, Linz. Heinrich Fischer, Neustadt. Karl Schmid, Daugendorf. Margaretha Kordowich, Würzburg. Theresia Weiß, Treffelstein. Anselm Hildebrand, Bern. Joseph Huch, Neisse. Pauline Stiller, Breslau. Wilhelm Lindner, Grünwald. Vinzenz Löhr, Boxthal. Magdalena Steckenbiller, Landshut. Franz Abrel, Niederrieden. Magdalena Förgg, Niederrieden. Maria Schreiner, Unterleichtersbach. Maria Rosina Schmidt, Mondfeld. Maria Scherer, Straßburg. Anna Maria Wandlinger, Dörndorf. Xaver Blumhofer, Nürnberg. Luise Wahler, Berg a. Laim. Kath. Dreyler, Stocksried. Theres Wurm, Neudorf. Anna Reinschmitt, Benedikt Seiler, Lorenz Moser, Luitgarda Hasenohr, sämtl. von Ottersweier. Franz Unrath, Fuchsstadt. Kaspar Amberg, Herbstadt. Kilian Kuhnimhof, Stadtpfr., Stühlingen. Maria Grieb, Tännesberg. Notburga Landherr, Kaufbeuren. Laura Kriegsstotter, Neckarsulm. Hubertine Hellmanns, Würselen. Ww. Albus, Hattingen. Anna Spelthahn und Gertrud Peters, Ederen. Ww. Elis. Böske, Lutten. Katharina Kreß, Bögen. Adam Kneip, Wesel. Gertrud Keich, Köln. Anna Barbara Schnell, Prüm. Edmund Delonge, Aldenhoven. Ww. Heinr. Siebertz, Büsbach. Katharina Rittun, Herzogenrath. Josef Palm, Würselen. Frau Jos. Jansen, Mayen. Herr Bielefeld, Heddinghausen. Johann Josef Grebe, Wanne. Hermann Hausmann, Borbeck. Hermann Klein, Eickel. Heinrich Schmitz, Xanten. Kath. Pfriem, Lorchhausen. Nikolaus Hans, Eupen. Frau P. Jos. Zettelmeyer, Niederbachem. Frau Jngenhoven, Düsseldorf. Karl Reichling, Bissen. Herr Keil, Ehlenz. Wilhelmina Rütten, Flosdorf. Ww. Reuter, Eupen. Ww. Lahage, Aachen. Ww. Strerath, Dannerhof. Klara Rütting, Werdohl. Ww. Heinrich Röcker, Bochum. Johann Rouenhoff, Veen. Wilhelm von Meer, Caster. Christine Bußkempa und Ww. H. Buller, Wadersloh. Ww. Zieres, Irrel. Elisabeth Flötgen, Bottrop. Josefa van Haag, Frau Johann Giesen, Frauwüllesheim. Magdalena Ernst, Hirschfelden. Frau Heinrich Sparbrod, Birgel. Theodor Timmerhaus, Heege. Frau Anton Willms, Buchholz. Gerhard Röttges, Fischeln. Bernhard Frye, Apelhülsen. Gertrud Herf, Frau Maaßen, Sibilla Zandr, Therese Schiffers, Frau Nießen, Frau Detal, Anna Schmitz, Frau Strüver, Sibilla Keller, Josef Giboni, Friedr. Geller, Frau Till, sämtl. von Aachen. Elisabeth Huster, Clarholz. Maria Ruhren, Krefeld. Frau Jstler, Paderborn. Josef Ellermann, Datteln. Heinrich Kaussen, Freund. Nikolaus Rimher, Frankfurt. Nikolaus Dietz II, Rockenberg. Wilhelmine Tuschen, Niederwenigern. Juliana Katharina und Johann Adam Hohmann, Oberaufhausen. Verena Thuli-Vils, Vilters. Leo Jmahorn, Augustin Hallenbarte, Obergesteln. M. Magdalena Blumental, Obersaxen. Joh. Bapt. Meier, Tägerig. Josefa Rohrer, Sachseln. Nepomuk Ruckstuhl, Tägerschen. Amalie Lorenz, Basel. Leonz Wiprächtiger, Malters. Joh. Jos. Henzen, Blatten. Ww. Beatrix Meier, Oberriet. Josef Stadelmann, Luzern. Franz C. Marhenka, Davos-Platz. Ludwig Derr, Oberalbach. Antonius Holder und Robert Chomes, Steinburg. Nikolaus Meyer, Saar-Union. Rosa Keibach und Josefa Schmid, Rengers. Josefa Fäßler, Ratzenhofen. Kath. Spekle, Jsny. Josefa Stark, München. August Baberske, Hinzendorf. Maria Huber. German Kastenmeier. Viktor Querwater, Osnabrück. Frank Herman, Grand Rapids, Wis. Johanna Renze, Carvoll, Jowa. Anna Wagner, Diethfurt bei St. Gallen. Michalina Klemm, Chicago, Jll. Kunigunda Scheidemantel, Winona, Minn. Edward Reiter, Hudson, Kans. Anna Ahrer, Wejer. Katharina Pléha, Jaromeritz. Ferdinand Kurz, Lambach. Georg Reiter, Linz. Sr. Mamerta Kölbl, Linz. Maria Marchetti, Siebeneich. Georg Hellwagner, Zell a. Pram. Katharina Schäfer, Petropolis. Albert Fließ, Rann. Joh. Lopitsch, Pfr., Murek. Franz Schneweis, Rattendorf. M. Gilkerta Schachner, Linz. Gabriela Würth, Prag. Theresia Watzl, Schlägl-Aigen. Anna Havranek, Prag. Elisvbeth Bleimeier, Friesach. Helena Ulbrich, Alt-Ehrenberg. Johann Berger, Linz. M. Maria Karmehr, Laibach. Terziarschwester Josefa, Linz. Kreszenz Stadler, Weng. Paulina Winder, Kennelbach. Johann Fischer, Herzingeran, Ob.-Oest. Graf Joh. Uiberacker. Engelbert Seyfried. Franz Haslmaier, Gramastetten. Rosalia Jany, Winn. Alois Windischbauer, Wels. Frau Mautinger, Villnös. Theres Heumader, Lambach. Emilie Kremlitschek, Prag. Thekla Olbrich, Mähr.-Altstadt. Maria Letzl, Merkelsdorf. Franz Steinhardt, Pfr., Desselbrunn. Anna Maly, Budapest. Anton Fabian, Wettmanstetten. Rosa Krumpöck, Graz. Anton Moser, Pfr., Söchau. Maria Graf, Ottenthal. Franz Kain, Euratsfeld. Gräfin K. Taronca, Cech. Maria Haßmann, Budweis. Jos. Byhmauh, Pfr., Blumenau. Peter Vordermajr, Pfr., Hopfgarten. Theres Unterweisacher, Graz. Franz Ramerstorfer, Gramastetten. Elisabeth Majhofer, St. Johann-Engstetten. Frau N. Gengembre, Brünn. Jos. Rameis, Trattenbach. Juliana Taistra, Hinterkotten. M. Agatha Metzler, Andelsbuch. Vater Majer, Leoben. Mutter Röttig, Georgwalde. Maria Rauch, Trautenau. Paulina Winter, Keimelbach. Maria Schaffner, Regensburg.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsbruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 6.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

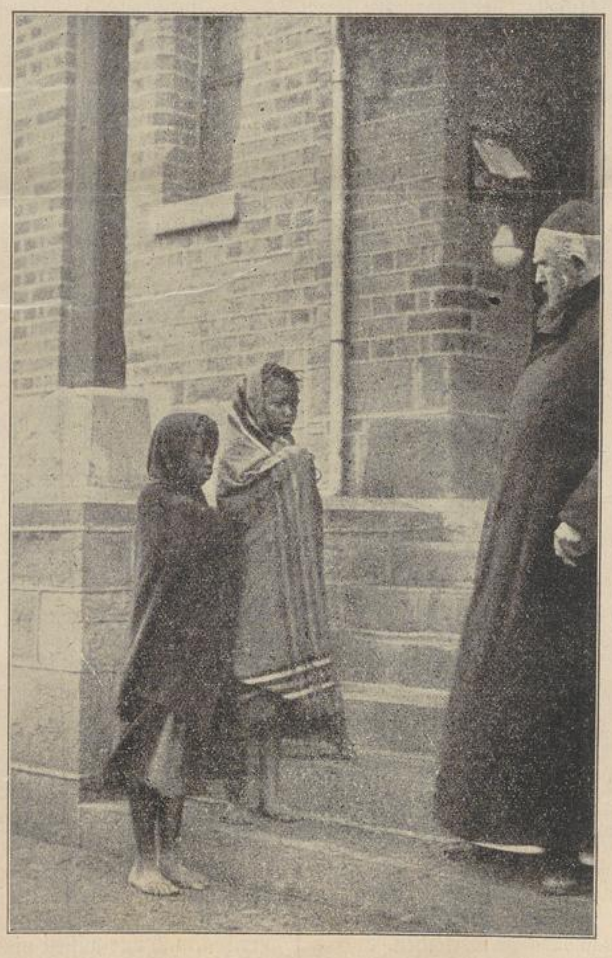
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Zwei Kaffernkinder bitten den Hochw. P. Ambros um Aufnahme in die Missionsschule.

Köln a. Rh.
Juni 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Beim Gottesmahl gewesen.

O sag', warum dein Aug' so licht
Und deine Stirn so klar?
So sah ich dich zuvor noch nicht,
Du blickst so anders gar.

Ich hab' auch nicht zuvor gewußt,
Was wahre Wonne sei,
Doch heute ward in meiner Brust
Ja alles, alles neu.

O sag', warum dein Fuß so leicht,
Und deine Hand so lind?
Und jedes Wort wie aufgeweicht
Von Tau und Maienwind?

Ja sieh', heut' hab' zum erstenmal
Den Frühling ich erblickt,
Und süßer Maien-Sonnenstrahl
Hat mich der Welt entrückt!

O sag', warum dein Lächeln heut'
Mit lauter Licht getränkt,
Und deine Nähe wie geweiht,
So mild und gottversenkt?

O still in meinem Herzen ruht
Ein Kindlein, — Gottes Sohn!
Den gab Maria mir in Hut
Zur ersten Kommunion!

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit (1578) landete der portugiesische Ritter Duarte Lopez auf einem von seinem Oheim befrachteten Schiffe zu Loanda, um sein Glück im Kongoreiche zu machen. Nachdem er das Land nach verschiedenen Richtungen hin durchstreift und manches Abenteuer mit wilden und feindlichen Stämmen bestanden hatte, kam er auch an den Hof des Königs Alvarez, wo er freundliche Aufnahme fand und bald zu großem Ansehen gelangte.

Auf seinem Rat wurden nochmals Briefe nach Portugal gesandt und abermals dringend um Missionäre gebeten, allein König Sebastian hatte inzwischen auf dem unglücklichen Feldzuge nach Marokko sein Leben verloren, und sein Nachfolger, Kardinal Don Henrico, regierte nur kurze Zeit und war ganz von vielen anderen Geschäften in Anspruch genommen. Somit blieb die Antwort aus.

Als aber Philipp II., König von Spanien, im Jahre 1580 auch die Krone von Portugal auf sein Haupt gesetzt hatte, sandte er an alle portugiesischen Kolonien königliche Schreiben und machte ihnen die Besitzveränderung kund. An den König von Kongo überbrachte dieses Schreiben ein gewisser Sebastian de Costa. Der König nahm das Schreiben mit aller Ehrfurcht entgegen und schickte dann Sebastian de Costa nach Spanien zurück, indem er abermals dringend um Priester und Glaubensboten bat und neuerdings die Ueberlassung seiner Bergwerke in Aussicht stellte. Allein das Schiff, worauf sich Costa befand, ging an der Küste von Portugal mit Mann und Maus zu Grunde.

Als Alvarez dieses Unglück erfuhr, beschloß er einen zweiten Gesandten nach Spanien zu schicken und wählte dazu den obengenannten Duarte Lopez. Er übergab ihm die nötigen Beglaubigungsschreiben an den König von Spanien und den Papst und schärfte ihm besonders ein, den traurigen Zustand der christlichen Kirche in seinem Reiche zu schildern und um Abhilfe zu bitten. Um seinen Bitten mehr Nachdruck zu verleihen, mußte der Gesandte Proben der edlen Metalle aus den Minen Kongos zeigen und überdies eine volle Handelsfreiheit anbieten, welche bis jetzt den Portugiesen trotz aller Bemühung noch immer nicht zugestanden worden war.

Lopez gelangte nach vielen Mühen und Beschwerden über Brasilien nach Portugal, fand aber bei König Philipp, der eben mit der Ausrüstung seiner Armada gegen England beschäftigt war, kein geneigtes Gehör. Aergerlich über den geringen Erfolg seiner eifrigen Bemühungen und betrübt über die Eitelkeit und Ungewißheit der menschlichen Dinge überhaupt, vertauschte nun Lopez den Degen mit dem Kreuze, entsagte zu Madrid der Welt und legte eine graue grobe Kleidung an.

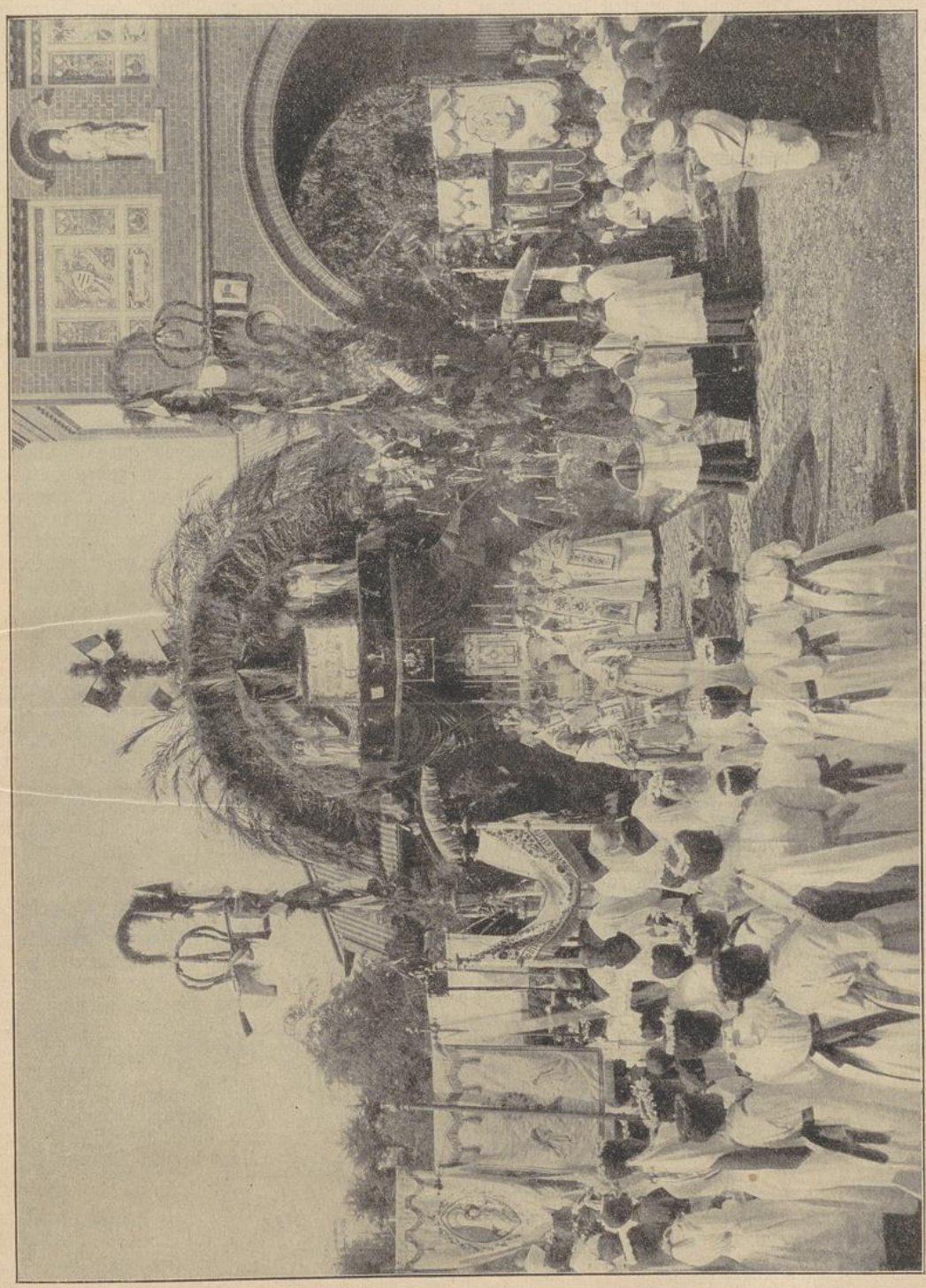
Nun aber hielt er es für doppelte Pflicht, die guten Absichten des Königs Alvarez zu fördern. Er machte sich daher auf und begab sich nach Rom, um dem Papste Sixtus V. den Zweck seiner Reise zu eröffnen. Während seines Aufenthaltes in der hl. Stadt schrieb er seine berühmten Notizen über das Kongoreich nieder, dessen Beschaffenheit und Volk er auf seinen vielen Reisen genau kennen gelernt hatte. Wir gedenken auf seinen Bericht bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen.

Inzwischen war Don Duarte Lopez zu der ganz richtigen Ueberzeugung gelangt, die Bekehrung der Kongo-Neger sei von Anfang an übereilt worden, weshalb die alten heidnischen Gewohnheiten unter der äußeren christlichen Form fortdauerten. Um dem Uebelstand nach Kräften zu steuern, verwandte er einen beträchtlichen Teil seines großen Vermögens zur Stiftung eines Klosters am Kongo. Es sollten darin gelehrte Mönche und Priester unterhalten werden, und diese sollten junge Neger in den freien Künsten und Wissenschaften, namentlich aber in der christlichen Religion unterrichten, letztere aber sollten nachher im ganzen Lande umherziehen und ihre schwarzen Landsleute im christlichen Glauben und allen nützlichen Dingen belehren. Auch nahm er sich vor, ein Hospital für arme christliche Neger zu erbauen, und ließ sich für die Rechte und Freiheiten dieser Anstalten vom Papste und dem Könige von Spanien die nötigen Urkunden ausfertigen.

Nachdem er seine Angelegenheiten geordnet hatte, trat er um das Jahr 1590 die Rückreise nach dem Kongo an. Leider fehlen von da an alle weiteren Nachrichten über ihn, und wir wissen nicht, ob und inwieweit er seine menschenfreundlichen Absichten erreichte.

König Alvarez I. war inzwischen (1587) gestorben, ohne während seiner langen Regierung etwas Ersprießliches für die christliche Religion getan zu haben, denn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Fronleichnamsfest in Mariannhill.

er schwankte beständig zwischen Christentum und Heidentum. Sein Nachfolger Alvarez II. dagegen war ein eifriger Christ. Gleich nach seinem Regierungsantritt schickte er eine Botschaft an Philipp II. und ließ ihm vorstellen, daß ohne die Ankunft eines Bischofes die christliche Kirche am Kongo dem Untergang entgegeneile.

Seine Bitte fand rasche Erhörung. Es traf ein neuer eifriger Bischof ein; mit ihm kamen mehrere Jesuiten, und ihren vereinten Bemühungen gelang es bald, der in ihren Glauben schwankenden Bevölkerung neuen frischen Mut einzuflößen. Viele Bewohner hatten aus Furcht vor den wiederholten Einfällen der Schaggaer Schutz in unzugänglichen Gebirgen gesucht und waren hier fast

ganz verwildert. Die Jesuiten suchten sie in ihren Schlupfwinkeln auf, sprachen ihnen Mut zu und führten sie in die verlassenen Dörfer zurück.

Kurz nach dem Regierungsantritte Alvarez III. trafen neue Missionäre aus dem Jesuitenorden ein, und auch sie wirkten mit großem Erfolge für die Ausbreitung des Christentums.

Eine ganz besondere Vorliebe aber zeigten die Kongoneger für die Kapuziner. Die ersten Mitglieder dieses Ordens waren von Brasilien herübergekommen. Ihr Seeleneifer, ihre Armut und Uneigennützigkeit machten einen tiefen Eindruck auf das Volk, desgleichen erwarben sie sich die Liebe und den Beifall aller durch die bereitwillige Unterstützung der Armen und die liebevolle Pflege der Kranken. Allgemein verlangte man, daß noch mehr Priester dieses Ordens nach dem Kongo kämen. Da sich aber die Verhandlungen, welche Alvarez III. in dieser Angelegenheit mit Papst Paul V. anknüpfte, zerschlugen, erneuerte König Alvarez IV. sein Gesuch um Missionäre aus dem Kapuzinerorden bei Urban VIII.

Die Bitte entsprach ganz dem Wunsche des hl. Vaters. Er traf sofort die nötige Anordnung und wählte 4 Priester und 2 Laienbrüder aus und zwar ausschließlich aus italienischen Klöstern, weil er diesen eine genauere Kenntnis der christlichen Lehre und namentlich des kanonischen Rechtes zutraute. Dieses Verfahren fand jedoch nicht den Beifall des spanischen Hofes, und erst nach umständlichen Verhandlungen, welche über vier Jahre dauerten, erhielten die Missionäre die Erlaubnis zur Reise nach dem Kongo.

Am 20. Januar 1645 schifften sie sich endlich im Hafen von San Lucas auf einem Fahrzeuge ein, das nicht den gewöhnlichen weiten Weg über Brasilien nahm, sondern eine direkt südliche Richtung einschlug. Sie wurden jedoch durch die Strömung und heftige Stürme bis zum Kap der guten Hoffnung getrieben. Hier schlug glücklicherweise der Wind um, und nach einer kurzen Fahrt von fünf Tagen landete man an der Mündung des Kongo. Es war dieselbe Stelle, an der Diego Cam im Jahre 1484 die Küste berührt und einen steinernen Pfeiler mit einem Kreuze aufgerichtet hatte. Da aber dieser von holländischen Seefahrern umgestürzt und zertrümmert worden war, ersetzten ihn die Kapuziner durch ein großes hölzernes Kreuz und errichteten daneben eine Kapelle, worin zeitweilig die hl. Messe gelesen wurde.

Der Häuptling aber, oder wie er sich jetzt nach portugiesischer Sitte nannte, Graf Dom Daniel, Statthalter der Provinz Sogno, hatte sich um diese Zeit empört und führte mit seinem Oberherrn, dem Könige von Kongo, Krieg. Nichts destoweniger empfing er die Kapuziner-Missionäre mit großer Freude. Er kam ihnen mit stattlichem Gefolge aus seiner drei Meilen entfernten Residenz entgegen und führte sie unter vielen Ehrenbezeugungen nach Pinda. Diese seine Hauptstadt bestand allerdings nur aus einer Menge elender Hütten, lag aber in einer sehr fruchtbaren Gegend auf einem sonnigen Hügel und hätte mit geringer Mühe in eine leicht zu verteidigende Festung umgewandelt werden können.

Auf einem freien Platze dieser Stadt stand ein hohes hölzernes Kreuz, und nahe dabei befand sich eine Kirche, in welche sich die Missionäre vor allem begaben und voll Freude über ihre glücklich vollendete Reise das Te Deum oder den ambrosianischen Lobgesang anstimmten. Bald wurde der Zudrang der Eingeborenen so groß, daß die Kirche sie nicht alle fassen konnte, weshalb man, um das hohe Pfingstfest, das im Jahre 1645 auf den 4. Juni fiel, gebührend feiern zu können, einen Altar vor der Kirchentüre im Freien errichten mußte. Obschon von der weiten Reise noch sehr ergriffen, lagen die Missionäre ihren Pflichten mit unermüdlichem Eifer ob, erteilten mit Hilfe von Dolmetschern Unterricht, spendeten die hl. Taufe und hörten Beichte usw. Die übergroßen Anstrengungen in dem heißen, ungewohnten Klima wirkten jedoch so nachteilig auf ihre Gesundheit, daß die meisten von ihnen schwer erkrankten und sehr vom Fieber zu leiden hatten. Es erlag jedoch nur einer der gefährlichen Krankheit, die Uebrigen wurden durch die Umsicht und Geschicklichkeit des Laienbruders Hieronymo de la Puebla, eines geschickten Chirurgen, gerettet.

Bald jedoch gewann man die Ueberzeugung, daß die geringe Zahl der Missionäre für ein so ausgedehntes Arbeitsfeld bei weitem nicht ausreiche. Deshalb wurden zwei von ihnen mit demselben Schiffe, auf dem sie gekommen waren, und das inzwischen mit Ebenholz und anderen Waren nach Brasilien befrachtet worden war, nach Europa zurückgeschickt, um von dort hinreichende Unterstützung zu erbitten. Einer der beiden Abgesandten war Francisco de Pompetona, der früher in der Welt als Tiburtio de Redin, Ritter von San Jago und Generalquartiermeister des spanischen Heeres tätig gewesen war und daher noch immer einen bedeutenden Einfluß am spanischen Hofe hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Phrenologie der Kaffern.

Was weiß der heidnische, ungebildete Kaffer von Phrenologie? Er kennt ja dieses Wort gar nicht. Das griechische Wort kennt er allerdings nicht, wohl aber kennt er die menschlichen Sinne und Gefühle, sowie gewisse Seelenkräfte und Tugenden, und wähnt, es entspreche jeder geistigen Kraft ein bestimmtes körperliches Organ, in dem jene ihren Sitz habe. Daß er dabei von den Ansichten unserer Zeit abweicht und oft arg daneben schießt, versteht sich von selbst. Doch nehmen wir gleich einige konkrete Beispiele:

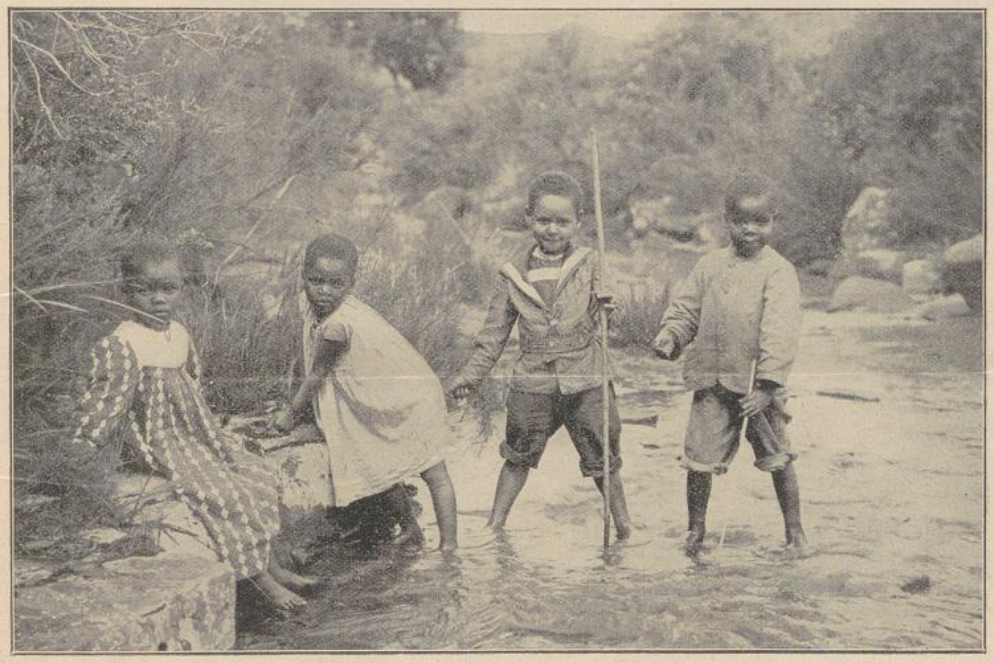
Kühnheit und Tapferkeit ist nach dem Moralbegriff der Kaffern die Fürstin aller Tugenden, sie steht auf gleicher Stufe mit der Tugend der Treue gegen den Häuptling. Die genannten Eigenschaften nehmen bei allen Völkern eine hohe Stellung ein, unzivilisierte stellen sie an die Spitze. Sitz der Tapferkeit ist nach der Ansicht der Kaffern die Leber; manchmal geben sie auch das Herz als deren Hauptsitz an. Die Galle aber ist vollends jene Flüssigkeit, welche so eigentlich das Wesen der Tapferkeit in sich schließt. Will der Schwarze einem einen hohen Begriff geben von dem Mut und der Heldenhaftigkeit eines Mannes, so sagt er: „Der Mann hat eine große Leber und eine scharfe Galle."

Kraft und Ausdauer, dieser wesentliche Faktor im menschlichen Charakterbilde, verbindet sich in der Idee des Kaffern mit dem Begriffe „Schwitzen"; und da der Schweiß zuerst an der Stirne sich zeigt, so behaupten die Kaffern oft, Sitz und Zentrum der Ausdauer ruhe auf der menschlichen Stirne.

Der Sitz des Verstandes und der Erkenntnis wird zuweilen auch in die Leber verlegt, doch der Kaffer versteht hier unter Verstand in erster Linie den strategischen Scharfblick auf dem Schlachtfelde. Jugendliche Lebenskraft, der übrigens nicht oft Erwähnung geschieht, domiziliert er im Marke der Gebeine. Den Sitz des

Lebens sucht er im Blute, doch ist es fraglich, ob ihm diese Idee schon ursprünglich zu eigen war; möglich daß sie ihm von den Arabern eingeimpft wurde. Das Gehirn mag nach kaffrischem Begriff wohl auch der Sitz einer speziellen Eigenschaft sein, doch habe ich nie gehört, daß sie ihm eine besondere Tätigkeit zuschreiben, sagt Dudley Kidd. Auch über den Sitz der Liebe scheint der Kaffer nicht klar zu sein. Eine Mutter würde ihn jedenfalls in die Brust verlegen. Wohl spricht der Kaffer oft von seinem inhliziyo, dem Herzen, allein, er zeigt dabei regelmäßig auf den Schlund und Gaumen, der stets liebende Sehnsucht nach Speis und Trank, speziell nach Fleisch und Bier bekundet.

Cassalis schreibt, daß die Basutos geistiges Fühlen und Wollen ins Herz verlegen. Ein „großes Herz" bedeutet bei ihnen einen klugen, verständigen Mann, ein „kleines Herz" einen leicht erregbaren Menschen. Will



Anhänger Kneipps in Südafrika.

er einen Mann als tapfer bezeichnen, so sagt er, er habe ein „starkes Herz". Ein „weißes" Herz ist voll Glück und Freude, ein „schwarzes" voll Unglück und Kummer. Macht ein Schwarzer ein finsteres Gesicht und blickt er darein wie acht Tage Regenwetter, so sagt er auf die Frage, was ihm fehle: „Mein Herz im Leibe ist krank und schwarz".

Gewisse Gemütsbewegungen versetzen die Basutos in die Lunge. Ein Mann in gehobener Stimmung erklärt z. B., seine Lunge sei erhöht und fliege. Einer, dem sein Gefühl übermannt, beteuert, seine Lunge lasse ihn nicht reden.

Die Milz beißt die Menschen und klagt sie an, weshalb mancherlei Sünden und Gebrechen auf dieses Organ zurückgeführt werden. Ein Mensch dagegen, der imstande ist, ein hartes Geschick mit Gleichmut zu ertragen, hat eine „harte Leber". — Stirbt jemand, so ist er daran, sein Herz zu verlieren; bessert es sich beim Kranken, so sagt man, sein Herz komme wieder zurück. Man sieht, beim Schwarzen gehen die mannigfachen Begriffe bunt durcheinander und logische Konsequenz ist seine Sache nicht.

Wir wollen nun der Reihe nach einige besonders charakteristische Eigentümlichkeiten im Geistesleben der Kaffern näher beleuchten. Den Anfang wollen wir machen mit dem

Gedächtnis.

Die Schwarzen haben für Dinge, die ihr Interesse erregen, ein ganz erstaunliches Gedächtnis. Da sie weder Bücher noch Schriften besitzen — wir reden natürlich immer vom heidnischen, unzivilisierten Kaffer — so sind sie ganz auf ihr Gedächtnis angewiesen. Dieses wird beim Schwarzen nicht beschwert mit all den vielen Gegenständen unseres modernen Schulwesens, wohl aber wird es gekräftigt und gestärkt durch beständige Uebung. Die Kaffern befolgen, was Lord Beaconsfield anratet, der sagt: „Willst du ein gutes Gedächtnis erlangen, so notiere nie etwas auf".

Ich traf einst eine Versammlung von Häuptlingen und anderen großen Männern, die einen schwierigen Rechtsfall unter Behandlung hatten. Um mehr Licht in die Sache zu bringen, berief sich einer der Anwesenden auf einen ähnlichen Fall aus längst vergangener Zeit. Sofort erhoben sich alte, ergraute Häupter und ergingen sich in den kleinsten Einzelheiten des Falles, der doch vor 60 oder 70 Jahren stattgefunden hatte. Sie wußten genau Größe und Farbe der Rinder, um die es sich damals gehandelt hatte. Es war, als wandere ihr Geist in die vergangenen Jahre wie in die alte liebe Heimat zurück und suche emsig alle Spuren des früheren Lebens wieder auf. Nach einer Unterredung von kaum zehn Minuten war der alte Gerichtsfall gleichsam neu ins Leben gerufen, und alle Zuhörer konnten den interessanten Fall samt all seinen Einzelheiten der Nachwelt auf weitere 60 Jahre überliefern. Die anwesenden alten Männer, die also zur Zeit des zur Erläuterung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herangezogenen Falles noch Knaben oder höchstens Insizwas (Jünglinge) gewesen waren, erinnerten sich alle einstimmig des damals gefällten Urteils, sowie der begleitenden Umstände, welche den Entscheid herbeigeführt hatten. Das gab ein wundersames Licht auch für den vorliegenden Fall und nach kurzer Beratung wurde die schwierige Sache glücklich zum Austrag gebracht.

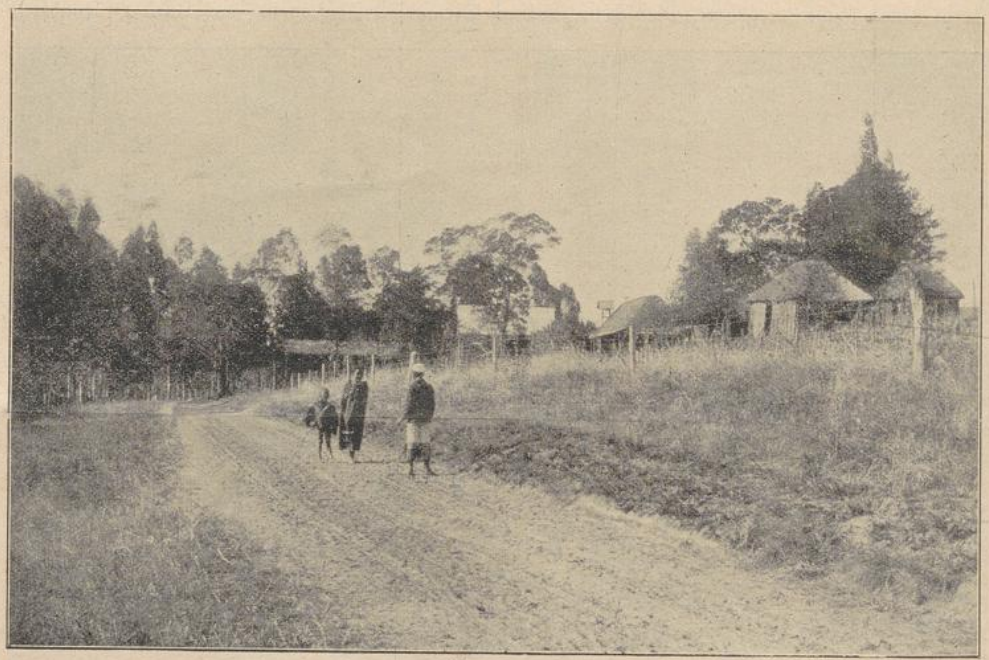
Was die Geistesanlagen der Kaffern betrifft, so kann man sagen, die Kinder sind oft sehr rasch in der Aufnahme neuer Ideen, und machen nicht selten im Lernen raschere Fortschritte, als europäische Kinder; allein, je mehr sich das Kaffernkind dem Alter der Reife nähert, desto mehr läßt es in der Regel im Eifer zum Lernen und in der Schärfe seiner Auffassungskraft nach; dies gilt in Bezug auf die Mädchen fast noch mehr als auf die Knaben. Ausnahmen gibt's natürlich, wie überall, so auch hier.

Einem alten, im Heidentum aufgewachsenen Kaffern noch etwas von europäischer Bildung beibringen zu wollen, ist ein hartes Ding. Lesen und Schreiben zu lernen, ist ihm fast unmöglich. Vielleicht nimmt er einmal hiezu einen Anlauf, indem er meint, in einer Stunde oder zwei sei die Sache abgetan, dann aber schreckt er davor für immer zurück. Auf einer Missionsstation bemühte sich eine Schwester, so einem bejahrten Sohne Chams die Lehre von den Engeln beizubringen. Es ging schwer, denn der Kopf des alten Schülers war ungewöhnlich hart. Nachdem sich die gute Lehrerin wohl eine Stunde lang mit ihm abgemüht und ihm immer wieder und wieder die alten Dinge in die Ohren geschrien hatte, fragte sie zum Schluß: „Was sind also die Engel?" Der Alte sah die Schwester eine Weile bedächtig an und antwortete dann: „Engel? das sind Vögel". — Ein anderesmal fragte sie ihn nach einem halbstündigen Unterricht, was man unter einer Sünde verstehe. Die Antwort lautete: „Sünde — das ist ein Unkraut im Garten". Wahrscheinlich hatte die Lehrerin, um die Sache durch Beispiele klar zu machen, die Sünde mit dem Unkraut verglichen.

Viel Geschick zeigt der Kaffer oft zu rein mechanischen Arbeiten, doch auch hier ahmt er eine Sache lieber sklavisch nach, als daß er sich zu selbständigem Denken und Schaffen erhebt.

Auch ihr Schönheitssinn ist im allgemeinen schlecht entwickelt. Als die Königin Viktoria einst der alten Swasi-Königin ein passendes Präsent schicken wollte, riet man ihr, einen kostbaren Kaschmir-Schal dafür zu wählen. Man tat es. Als aber die schwarze Königin das Geschenk erhielt, schnitt sie den Schal in vier Stücke und verteilte ihn unter ihre Töchter, nachdem sie zuvor das feine Gewebe in Fett eingetaucht hatte, in welchem roter Ocker aufgelöst war.

(Fortsetzung folgt.)



Missionsstation M.-Einsiedeln.

Eine neue Missionsstation und Katechesenstelle.

Vom Hochw. P. Solanus, R. M. M.

Einsiedeln. — Nachdem ich einen näheren Einblick in die hiesigen Missionsverhältnisse gewonnen hatte, dehnte ich meine katechetischen Exkursionen namentlich gegen den „Inhlazuka" aus. Es ist dies ein gewaltiger, mit seinen jähabfallenden Felswänden hoch über die ganze Gegend emporragender Berg, der jedermann ganz nahegerückt erscheint. „St. Michael" hat ihn gleichsam vor der Türe, bei „Himmelberg" ist er ebenfalls ganz in der Nähe, und von „Einsiedeln" aus ist er in 3½ Reitstunden zu erreichen. Die Hauptsache aber ist, daß in der Nähe des Inhlazuka eine große Lokation liegt, wo es von wilden, heidnischen Kaffern nur so wimmelt. „Da wäre nun ein Arbeitsfeld für einen Missionär!" dachte ich mir. Aber man müßte in der Nähe eine eigene Missionsstation haben. Einsiedeln ist zu weit entfernt. Wie nun das anfangen bei unseren beschränkten Mitteln, die kaum für die laufenden, geschweige denn für außerordentliche Bedürfnisse ausreichen? — In dieser Not kam uns die göttliche Vorsehung in ganz augenscheinlicher Weise zu Hilfe.

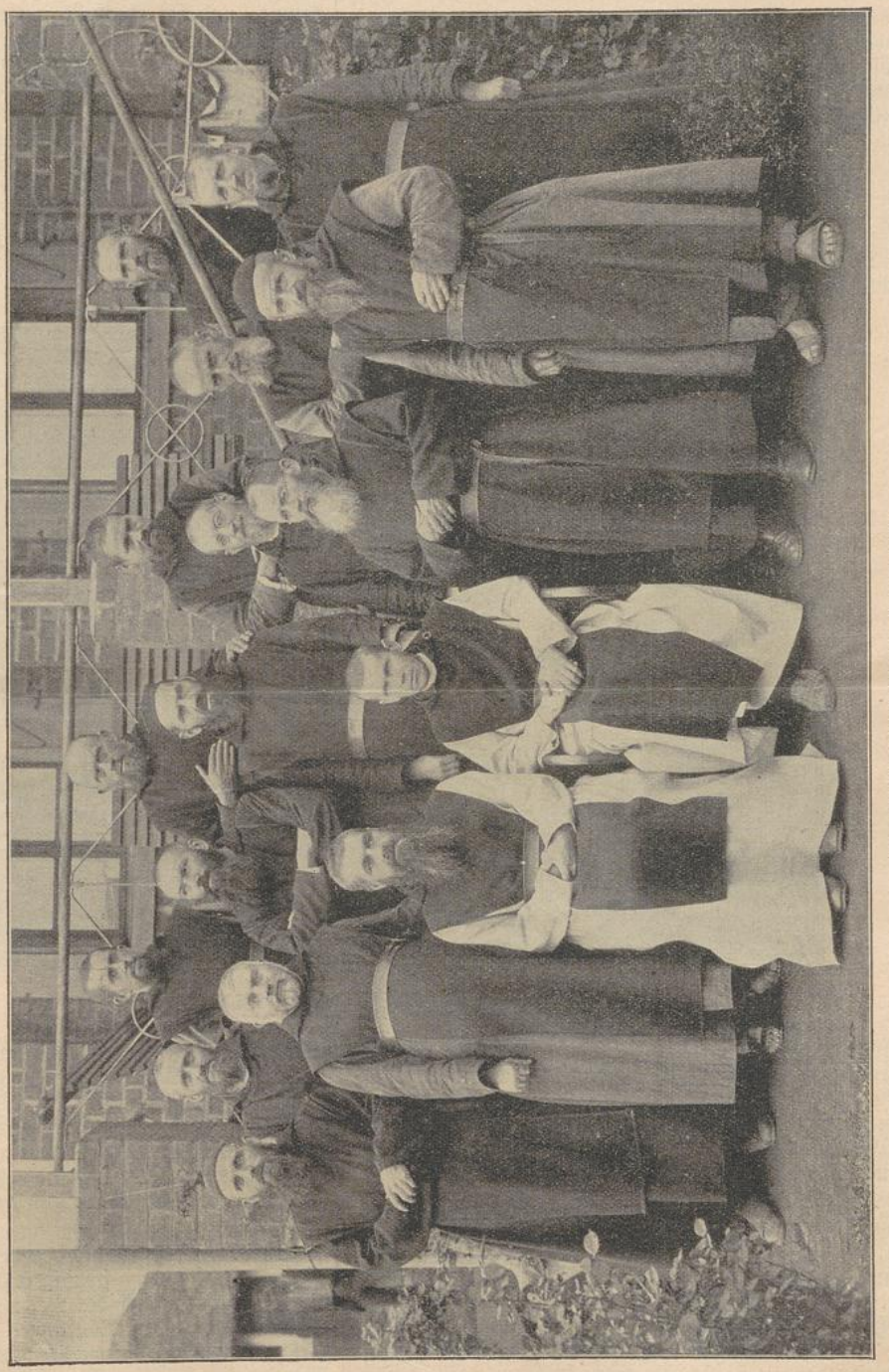
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich lernte nämlich einen Engländer, Namens Cockburn, kennen, der in der Nähe des Inhlazuka eine Farm besitzt. Er erklärte sich bereit, diese seine Farm gegen ein Stück Land umzutauschen, das bisher zu unserer Missionsstation Einsiedeln gehörte. Mit Freuden gingen wir auf den Tausch ein; denn die genannte Landparzelle war eine gute halbe Stunde von Einsiedeln entfernt und daher schwer zu bewirtschaften. Dazu hatten sich im letzten Jahre, infolge der Zeckenpest, die all' unser Vieh hinwegraffte, die Schwierigkeiten noch bedeutend gemehrt. Auf der hiefür einzutauschenden Farm dagegen befinden sich die Felder und Wiesen rings um das Haus; es ist ferner ein Urwald da und ein Wattelwäldchen und, was in Afrika gar hoch anzuschlagen ist, Wasser in Hülle und Fülle. Ungefähr 30 Schritte vom Haus sprudelt eine starke Quelle, die man überall hinleiten kann, und welche allein genügend Wasser liefert für die ganze Station.

Am Allerheiligen-Tage 1910 las ich zum erstenmale daselbst die hl. Messe. Die neue Station wird wahrscheinlich den Namen „St. Bernard" erhalten.

Fast zu gleicher Zeit erhielten wir zwischen Einsiedeln und dem Inhlazuka-Berg eine neue Katechesenstelle. Wir verdanken dies dem freundlichen Entgegenkommen des Farmers Johann Schmidt, der uns, obschon Protestant, in höchst generöser Weise unentgeltlich ein Stück Land nebst einem aus Ziegeln aufgeführten Hause zu Missionszwecken überließ. Ich gab der neuen Katechesenstelle zur Erinnerung an unseren verstorbenen Abt Amandus, der so gern im stillen Einsiedeln weilte, den Namen „Amandus-Hill".

Am Feste Mariä-Lichtmeß l. J. wurde die erste hl. Messe dortselbst gelesen. Nach Schluß des Frühgottesdienstes in Einsiedeln ritt ich mit P. Julius dorthin, während die Schwestern auf einem Eselswagen nachkamen; auch die Brüder durften an der seltenen Feier teilnehmen. Um 10 Uhr las ich, wie gesagt, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, deren Fest wir feierten, sowie für den hochherzigen Spender, Herrn Schmidt und seine Familie, und für die Seelenruhe



Das Missionspersonal von Ezenkochau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unseres unvergeßlichen Abtes Amandus die hl. Messe. Hierauf hielt P. Julius die kaffrische Festpredigt über den Text der Tages-Epistel: „Siehe, Er kommt, spricht der Herr der Heerscharen. Wer wird den Tag seiner Ankunft aussinnen?"

Später fand ein bescheidenes Mittagsmahl statt, wobei statt des „utschwala" das harmlose, nie berauschende „amavewu" an die Schwarzen verabreicht wurde. — Möge Gottes reichster Segen auf den neuen Missionserwerbungen ruhen!

Große Gnadentage in Clairvaux.

Von Schw. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

Wie schon in der Mai-Nummer des „Vergißmeinnicht" angedeutet wurde, war das letztjährige Aller-

An manch' komischem Zwischenfalle fehlte es allerdings auch nicht. Als z. B. den Schulkindern etwas Papier ausgeteilt wurde, damit sie sich für die Generalbeichte einige Punkte notieren könnten, meldete sich auch ein verheirateter Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, und bat ebenfalls um ein Blatt Papier. Auf meine erstaunte Frage, was er denn mit dem Papier anfangen wolle, erwiderte er in kindlicher Einfalt: „O gib mir nur eins; ich werde einen anderen ersuchen, daß er mir meine Sünden aufschreibe." —

Während nun die Erstkommunikanten darauf bedacht waren, ihr Herz im hl. Bußgerichte zu reinigen und durch fromme Uebungen und Tugendakte zu schmücken, boten wir unserseits alles auf, unsere Missionskirchlein und die große Mädchenschule, die wieder als Festsaal dienen mußte, zu zieren und auszustaffieren. Aus einigen Schulbänken, die man rasch zusammen-



Missionsstation Clairvaux.

heiligenfest für unsere ganze Missionsstation ein großes Freudenfest. Acht Tage zuvor feierte unser schwarzer Lehrer, Johannes Dhlamini, seine Hochzeit, und an dem großen kirchlichen Festtage selbst empfingen etwa 40 Katechumenen die hl. Taufe, und gingen bei 20 Neuchristen zur ersten hl. Kommunion.

Die spezielle Vorbereitungszeit war auf volle fünf Monate angesetzt, unsere Schulkinder, elf Erstkommunikanten und sechzehn Täuflinge, erhielten täglich Unterricht, die auswärts wohnenden Erwachsenen zwei- bis dreimal in der Woche; und dennoch wurden bei dem großen Schlußexamen, das unser Superior, der Hochw. P. Ildefons Wohlgenannt, vornahm, mehrere zurückgewiesen, damit sie sich für einen späteren Termin noch besser und gründlicher vorbereiten könnten.

Die Täuflinge bekamen ferner einen Tag Exerzitien, die Erstkommunikanten aber drei Tage. Mit großer Gewissenhaftigkeit hielten sie alle, jung und alt, das übliche Stillschweigen und beteiligten sich mit höchst löblichem Eifer an den gemeinsamen frommen Uebungen.

stellte, und sechs langen, ungehobelten Brettern, machte unser Bruder Nikolaus zwei lange Tische, über die wir große weiße Tücher breiteten. Die Wände, Türen und Fenster schmückten wir mit frischem Grün aus dem nahen Wald, mit Zypressen, Girlanden, bunten Papierketten und Fähnchen. So einfach das Ganze war, so erschien es doch in den Augen der guten Schwarzen als überaus schön und festlich.

Am Vorabend kündeten unsere zwei kleinen Turmglocken mit lautem, freudigem Klange das kommende schöne Fest an, und die Nacht erschien den glücklichen Auserwählten, den Täuflingen und Kommunikanten, viel zu lang. Längst vor der gewöhnlichen Zeit war am Morgen im Schlafraume alles auf den Beinen. Um acht Uhr begannen die Taufzeremonien, die etwa 1½ Stunden in Anspruch nahmen. Kurz vor 10 Uhr versammelten sich die Schulkinder und die von auswärts herbeigeeilten Leute vor der Mädchenschule, um die Erstkommunikanten unter Gesang und Glockengeläute in festlichem Aufzuge zur Kirche zu geleiten. Unser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwarzer Chorregent, Johannes Dhlamini, den unsere geehrten Leser schon kennen, intonierte den Psalm: „Confitebor tibi Domine", worauf der wohlgeschulte Sängerchor vierstimmig von Vers zu Vers responsierte.

In der Kirche angekommen, nahmen die Erstkommunikanten an gesonderten, weißgedeckten Bänken Platz. Der Hochw. P. Missionär hielt eine der hohen Feier entsprechende Predigt; es folgte die Erneuerung der Taufgelübde und eine stille heilige Messe, während welcher in Rücksicht auf die alten Leute, die des Lesens nicht kundig waren, die Kommuniongebete langsam und deutlich vorgelesen wurden. Beim Agnus Dei erschienen zwei kleine, in Weiß gekleidete Mädchen und geleiteten die Erstkommunikanten an die Stufen des Altares, da wir in unserem armen Kirchlein keine Kommunionbank haben. Während des hl. Aktes selbst sang der Chor das schöne, innige Lied: „Nant' ilizwi; Seht, das Wort ist Fleisch geworden. Seht, den Heihland, dort erscheint er! Oeffnet eure Herzen, daß er gnädig Einkehr nehme!" usw.

Nach einer geziemenden Danksagung erfolgte die Aufnahme in die Herz-Jesu-Bruderschaft, dann ging es unter Gesang und Glockengeläute zurück zum festlich gezierten Saale, wo nun die Glücklichen mit ihrem Seelsorger und dem Lehrpersonal ein kleines Mahl einnahmen. Kurz darauf war sakramentaler Segen in der Kirche.

Den Nachmittag brachte man unter Gesang und gegenseitigen Glückwünschen größtenteils im Festsaale zu. Nur einmal standen die braven Erstkommunikanten mitten im Festjubel plötzlich auf und wanderten paarweise zum Friedhofe hinaus, um hier für die Verstorbenen zu beten, sowie sie es während der dreitägigen Retraite getan hatten. Gegen Abend folgte auch noch ein gemeinsamer Besuch des Allerheiligsten.

Als sich die Glücklichen am Abend zur Ruhe legten, bedauerten einige Mädchen laut, daß es ihnen nicht gegönnt sei, an diesem Tage zu sterben. Unsere Martina, ein etwa 15jähriges Mädchen, das früher in einer protestantischen Schule unterrichtet und getauft worden war, brach direkt in die Worte aus: „O, käme doch heute noch ein Bösewicht und brächte mich um! Denn heute wäre mir der Himmel sicher!"

Eine aus der Zahl der Erstkommunikanten, Anacleta Ndhloon mit Namen, war krank. Sie litt an Lungenschwindsucht und mußte sich während der Vorbereitungstage zu Bette legen. Am hohen Festtage selbst wurde sie von ihren Mitschülerinnen in einem Krankenstuhle in die Kirche getragen, wo auch sie im weißen Kleide den lieben Heiland empfangen durfte. Eine kurze Weile durfte sie auch der nachmittägigen Feier im Festsaale beiwohnen; heute aber, da ich diese Zeilen schreibe, ist ihre Seele, wie ich hoffe, schon in den himmlischen Festsaal eingegangen. Denn Anacleta starb noch im gleichen Monat (Ende November 1910), nachdem sie auf dem Krankenlager den lieben Heiland wiederholt als Wegzehrung empfangen hatte. Sie ruhe in Frieden! —



P. Sales erteilt den Kindern in Reichenau Unterricht.

Zum Schlusse erlaube ich mir, bescheiden an die Türe unserer geehrten Leser und Wohltäter zu klopfen und um ein Scherflein für eine neue Kirche zu bitten, denn unser jetziges, armes Notkirchlein versagt allmählich den Dienst. An vielen Stellen des Strohdaches kommt der Regen herein, und die aus Lehm aufgeführten Wände fangen an, sich in ganz bedenklicher Weise zu krümmen und zu biegen. Mit der einen Außenwand treibt gleichsam der Regen seinen Spaß; schon oft und oft haben wir sie geflickt und aufgefrischt, allein der nächste Regenguß reißt alles bis auf Gras und Reisig wieder weg. Der ganze Bau, das Aeußere sowohl, wie die innere Ausstattung, ist eines Gotteshauses einfach unwürdig.

Unser Hchw. P. Superior hat allerdings von den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Obern die Erlaubnis zum Bau einer neuen Kirche erhalten, aber bis zur Stunde fehlt uns dazu noch fast alles, Baumaterial sowohl, wie die nötigen Geldmittel. Nur einige Tausend Ziegel wurden während des letzten Winters gebrannt. Neue Ziegelarbeiter sind für den nächsten Winter in Aussicht genommen; allein die Leute wollen bezahlt sein. Und kommt schließlich die Kirche unter Dach, so fehlt uns noch die ganze innere Einrichtung.

Wer von unseren geehrten Lesern und Leserinnen will uns da zu Hilfe kommen und Gott zuliebe ein Scherflein beitragen zu einem neuen, würdigen Missionskirchlein in Clairvaux? Tausend Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott" für jede, auch die kleinste Gabe, zum voraus!

Ueber Ladysmith nach Maria-Ratschitz.

Einem Briefe, den der ehrw. Bruder Sabinus im November 1910 an den Redakteur des „Vergißmeinnicht" nach Mariannhill schrieb, entnehmen wir folgendes:

„Wie schnell doch die Zeit vergeht! Schon sind wieder 14 Tage verflossen, seitdem ich vom lieben Mutterhause hieher nach M. Ratschitz fuhr. Der Zug war, wie das auf der Hauptlinie von Durban nach Johannesburg ja oft der Fall ist, sehr überfüllt. Schlafen konnte ich nur wenig; sobald es tagte, saß ich am Fenster und hielt fleißig Ausschau. Am meisten interessierten mich die Erinnerungen aus dem Burenkrieg.

Wenn schon bei Estcourt die von den Buren gesprengte Eisenbahnbrücke meine Verwunderung erregt hatte, so kam ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus, als wir uns Ladysmith näherten. Wie lebhaft stiegen in meinem Geiste die Erinnerungen an die alten Tage wieder auf! Da sah ich den Imbulwane-Berg, von dessen Höhen aus die Buren mehrere Monate hindurch die Stadt bombardierten, sah die Town-Halle (das Rathaus) von Ladysmith mit seinem durchschossenen, nun durch eine eiserne Säule ersetzten Pfeiler, sah später das Schlachtfeld bei Elandslaagte und rechts und links von der Bahnlinie eine Menge Gräber. Sie waren alle mit Drahtzäunen umgeben und hatten einen Grabstein oder ein Kreuz. Br. Makarius, unser Feldschaffner, der mit mir fuhr, gab mir die nötigen Aufklärungen und sagte mir, daß die mit großen Denksteinen gezierten Stätten Massengräber seien.

Es beschleicht uns ein eigenes Gefühl beim Anblick solcher Gräber. Wie furchtbar sind doch die Schrecken des Krieges und alles, was damit zusammenhängt: Armut, Hunger, Elend und Tod! Und jene, die einst auf diesen Schlachtfeldern so blutig miteinander gerungen auf Leben und Tod, wo sind sie nun? Ihre Leiber ruhen nun friedlich im Grabe beieinander bis zum Tage der künftigen Auferstehung. Gebe Gott, daß auch ihre Seelen nun der Ruhe und des Friedens genießen im ewigen Heimatlande.

Sehr bewunderte ich auch das schöne, hochgelegene Sanatorium in Ladysmith, das von katholischen Ordensschwestern (Augustinnerinnen) geleitet wird. Leider hatte ich keine Zeit, es näher in Augenschein zu nehmen.

Gegen 3 Uhr nachmittags langten wir auf der Endstation Waschbank an. Hier erwartete uns ein zweispänniges Gefährt, das uns nach der 9 engl. Meilen entfernten Missionsstation bringen sollte. Maria-Ratschitz, 210 engl. Meilen von Mariannhill entfernt, liegt hart am Fuße des großen Hlatikulu. Hoch oben auf der Spitze des Berges haben unsere Brüder ein von Bruder Stefan, dem hiesigen Schmiede, gefertigtes Kreuz aufgestellt, das wie ein Panier des katholischen Glaubens weit in die Lande ragt.

Unter den Stationsgebäuden ragt vor allem die neue, schöne Kirche hervor. Seit Weihnachten 1909 wird darin die hl. Messe gelesen, doch bis zum vollen Ausbau wird noch geraume Zeit vergehen. Die Kirche ist etwa 100 Fuß lang und 36 Fuß breit und ist in ihrem ganzen Aufbau mit Chor, Schwesternkapelle und Emporbühne wohl proportioniert. Die Chorfenster weisen hübsche, von unserm Bruder Otto hergestellte Glasgemälde, die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus darstellend, auf. Der Turm ist kaum zur Hälfte ausgebaut, doch sind schon viele Steine dazu gebrochen, und unsere beiden Brüder Cyprian und Lambert sind mit ihren schwarzen Knaben fleißig am Behauen derselben. Von den übrigen Gebäuden ist nur das Schwesternhaus, sowie Stall und Scheune aus Ziegeln aufgeführt, alles übrige sind arme, mit Wellblech gedeckte Notbauten; doch läßt sich bei dem schönen Frieden und der brüderlichen Eintracht, die unter uns herrscht, recht gut darin wohnen.

Arbeit haben wir genug, das freut uns; Arbeit macht das Leben süß! Der Boden ist hier schwer, wird daher bei großer Trockenheit sehr hart und bei vielem Regen sumpfig und naß, doch heuer stehen die Felder recht schön. Möge uns der liebe Gott nach den schweren Hagelschlägen, die wir die letzten Jahre über hatten, eine gesegnete Ernte geben!

Unsere Viehherden blieben bisher, obschon ringsherum das Ostküstenfieber herrscht, von dieser schrecklichen Seuche gottlob verschont. Die auf unserer Farm wohnenden Kaffern haben ihr Vieh auch noch, doch muß dasselbe, wie unser eigenes, jede Woche „gedippt" werden. Viel Freude, aber auch viel Arbeit machen uns die Angora-Ziegen, deren wir eine ganz respektable Herde haben. Zweimal im Jahre werden sie geschoren. Vorige Woche wurden sie alle, groß und klein, in einer eigens für sie präparierten Flüssigkeit gedippt. War das eine Arbeit, da wir jede Ziege eigens in die große Wanne hineinheben mußten!

Herzlichen Gruß an die lieben Mitbrüder in Mariannhill!" . . .

Ueber unsere Mission in Triashill

berichtet der Hochw. Missionär Franz Mayer in einem Briefe vom 11. Januar l. J. u. a. folgendes:

„Unsere Mission hat sich während der letzten 1½ Jahre schon so entwickelt, daß jeder von uns Priestern und Katecheten vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf zu tun hat. Um auch eingeborne Hilfskräfte zu erhalten, habe ich angefangen, 14 erwachsene Burschen vorzubereiten als Lehrer und Hilfskatecheten. Diese haben täglich sieben Stunden Unterricht und Studium und außerdem zwei Stunden Handarbeit.

Der Eifer unserer jungen Christen ist in hohem Grade erbauend. Ganz aus freien Stücken finden sie sich, trotz der weiten Wege, die sie meist zu machen haben, fast vollzählig beim sonntäglichen Gottesdienste und dem Empfange der hl. Sakramente ein. Nicht minder groß

ist der Eifer unserer Katechumenen. Schule wird gehalten in der Kirche, im Stalle, unter der Veranda und in meinem Wohnzimmer. Von Schulbänken ist natürlich keine Rede. An Sonntagen ist unser Missionskirchlein so überfüllt, daß kaum die Hälfte den Priester am Altare sehen, und viele auch nicht hören können. Aber trotzdem zeigen die Leute guten Willen und kommen regelmäßig stundenweit zur Kirche.

Mit dem Gesangunterricht dagegen habe ich hier meine liebe Not. Bei den Zulus in Natal und Griqualand kann man spielend mehrstimmige Lieder einprobieren, ja sie machen sich vielfach die zweite und dritte Stimme selbst, aus freien Stücken. Anders hier; vielen geht da jeder Kunstsinn ab, und lautes, krächzendes Geschrei gefällt ihnen am besten. Nun vielleicht wird's mit der Zeit schon noch besser werden. Aller Anfang ist schwer. —

Wir haben diesen Sommer auffallend viel Regen; der Januar pflegt überhaupt der regenreichste Monat zu sein. Für die Gärten und Felder ist das ja recht gut, allein leider pflegt auf viel Regen auch viel Fieber zu kommen. Möge uns der liebe Gott davor beschützen. Zur Vorsicht wird das Trinkwasser gekocht, um es unschädlich zu machen.

Großen Verlust erlitten wir auch durch die sog. Zeckenpest oder das Ostküstenfieber. Wir verloren all unsere Rinder bis auf das letzte Stück. An Stelle der Kühe und Kälber sind jetzt im Stalle kleine Esel untergebracht. Während der Nacht und bei Tag dient der Stall als Schullokal für eine große Abteilung von Kindern.

Möchten sich doch unser die geehrten Leser und Wohltäter erbarmen und uns durch Gebet und fromme Spenden bald zu einer geräumigen Kirche, sowie zu Schule und besseren Wohnhäusern verhelfen. Trockene, geräumige Wohnungen sind bekanntlich für die Erhaltung der Gesundheit von größter Bedeutung. Hier in Triashill und seinen Außenstationen ist das Bedürfnis nach geeigneten Bauten um so größer, weil allseits ein ganz ungewöhnlicher Andrang des Volkes zur Kirche und zur Schule ist."



hört du's klingen?

So Father Mayer. Wer will den guten Leuten, die wirklich gar sehr eine Unterstützung bedürfen und verdienen, ein Scherflein geben? Herzlichen Dank und tausendfaches „Vergelt's Gott" für jede, auch die kleinste Gabe!

Kleine Missionsnachrichten.

Mariannhill. — Am 6. Januar dieses Jahres, dem Feste der hl. drei Könige, das zudem auf den ersten Freitag im Monat fiel, fand die feierliche Weihe unserer Mission an das göttliche Herz Jesu statt. Der Herz-Jesu-Altar war schön geschmückt und auch über dem Hochaltar stand ein Statue des heiligsten Herzens.

Am Morgen war in der Stiftskirche feierliche Pontifikalmesse, wobei unsere schwarzen Schulknaben sich wieder als treffliche Sänger erwiesen. Nach dem „O salutaris hostia" wurde ein passendes Weihnachtslied eingeschaltet, die eigentliche Weihe der Mission, des Mutterhauses sowohl wie aller unserer Stationen, fand im Laufe des Nachmittags im Anschluß an den sakramentalen Segen statt. Unser verehrter Oberer, Probst Gerard Volpert, nahm den ergreifenden Akt persönlich vor und schien seine ganze Seele in die herrlichen Worte seiner Widmung hineinzulegen. Es folgte ein deutsches Herz-Jesulied, und nach dem hl. Segen sang der Knabenchor ein kräftiges „Te Deum."

M. Ratschitz. — Die ersten Tage dieses Jahres waren wieder große Gnadentage für unsere Station; denn am Neujahrstage empfingen 37 Personen die erste hl. Kommunion, am 6. Januar wurden 18 Erwachsene getauft, und am darauffolgenden Sonntag wurde vom Hochw. Herrn Bischof an 174 schwarze Neubekehrte das hl. Sakrament der Firmung gespendet. Unter den Firmlingen befanden sich auch Schwarze aus unserer Nachbarstation „St. Joseph."

An den der Firmung unmittelbar vorhergehenden drei Tagen wurde den Schwarzen von unsern beiden Missionären Ildefons und Beda eine Volksmission gehalten. Trotz der Ungunst der Zeit — die Kaffern hatten auf ihren Feldern vollauf mit der Jätearbeit zu tun — beteiligte sich das Volk recht eifrig an der hl. Mission, und der Empfang der hl. Sakramente war ein recht erfreulicher.

Das Wetter war anfangs günstig. Am Samstag aber, kurz nach Empfang des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, fing es zu regnen an und dauerte fort bis Sonntag Mittag. Infolgedessen war leider unsere Kirche, obschon der H. H. Bischof ein Pontifikalamt zelebrierte, nicht allzusehr gefüllt. Am Montag war die kanonische Visitation, und tags darauf reiste unser hoher Gast nach New-Castle ab. Ich hoffe, daß diese Tage für unsere Gläubigen recht segensreich waren und daß der Nutzen ein langandauernder sein werde.

P. Cyprian.



Missionshaus und Schule in Triashill.

St. Michael. — Ende Dezember 1910 wurde dahier mit dem Bau einer neuen Mädchenschule begonnen. Sie war längst ein dringendes Bedürfnis. Der Bau soll zweistöckig werden mit einer Veranda; der untere Teil ist für drei Schulräume und ein paar andere Zimmer berechnet, der obere für den Schlafsaal. Die Größenverhältnisse sind 84 bei 35 engl. Fuß, und sollen etwa 100 Schulmädchen darin untergebracht werden.

Eine große Schwierigkeit bildet dahier, in St. Michael, die Fabrikation der Ziegelsteine. Einerseits ist nämlich die Ziegelerde sehr minderwertig, und anderseits fehlt uns das nötige Holz zum Ziegelbrennen; dieses muß vielmehr von weit her geschleppt werden. Unter solchen Umständen ist nicht gut bauen.

Etaw 12 engl. Meilen von hier entfernt haben wir voriges Jahr eine kleine Farm erworben. Die neue Station erhielt den Namen „St. Raphael." Nächsten Monat soll dort regelmäßiger Unterricht beginnen und zeitweilig auch Gottesdienst stattfinden. Die Aussichten für die Missionsarbeit sind deshalb sehr günstig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da unsere Missionsstation dem hl. Erzengel Michael geweiht ist, und ihr „St. Raphael" als Filiale beigegeben wurde, lag es nahe, einer dritten Station den Namen „St. Gabriel" zu geben. Es besteht begründete Aussicht, einen passenden Platz hiefür (einige wenige Acres), im nahen Springvale zu erwerben. Mögen die drei hl. Erzengel mächtig für uns und unsere Mission eintreten!

Zu den genannten Missionsfeldern kommt als weitere Außenstation „Immaculata". Sie liegt hart an einer Lokation (einer von der Regierung ausschließlich für die Schwarzen reservierten Gegend) fast genau in der Mitte zwischen St. Michael und Oetting, ganz nahe an der Hauptstraße und der von Esperanza nach Iropo führenden Eisenbahn. Unser Plan geht dahin, auf dieser Stelle vorerst eine Tagesschule zu errichten und auch Katechese zu halten. Auf dem kleinen Stückchen Land, das dazu gehört, kann ein Lehrer oder Katechet sich leicht erhalten. Möge die „Unbefleckte" helfen, daß alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen sich gestalte! P. Erasmus.

Kevelaer. — Im Juli und August 1909 wurden dahier 400 Obstbäume gepflanzt. Da das Obst überhaupt, und die Apfelbäume insbesonders, hier gut gedeihen und reichlich tragen, so ist es wirklich der Mühe wert, sich der Obstpflege etwas mehr zu widmen. Kinder wie Erwachsene greifen mit beiden Händen nach frischem Obst, und was übrig bleibt, findet auf dem Markte guten Absatz. Dazu ist unsere Station nur ein halbes Stündchen von der Bahn entfernt, die von P. Maritzburg nach der Kapkolonie führt.

P. Gereon.

Ein blinder Mann, ein armer Mann!

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Am Weihnachtsabend 1910 lernte ich auf unserer Missionsstation „St. Augustin" einen blinden Kaffer kennen, dessen Lebensschicksale so überaus ernst und herzergreifend sind, daß ich nicht umhin kann, sie unseren geehrten Lesern mitzuteilen. Vielleicht ist es manchem, der auch sein Kreuzlein zu tragen hat, ein Trost, wenn er sieht, daß er mit seinem Leid nicht allein dasteht, und daß es immer aus höchst weisen Absichten geschieht, wenn uns Gott mit einer schweren Prüfung heimsucht.

Das Leben unseres armen Blinden kann füglich mit einem Trauerspiel verglichen werden. Im ersten Akt sehen wir einen jungen, heidnischen Kaffernburschen voll Lebenslust und Lebensfreude. Er ist keiner von der faulen Haut, es treibt ihn vielmehr hinaus in die Fremde, wo er rüstig nacheinander in verschiedenen Städten der Weißen arbeitet. Anstatt nach dem Beispiele loser Kameraden das Erworbene rasch durchzubringen, hebt er jeden Schilling sorgfältig auf, und sieht sich daher nach einer Reihe von Jahren im glücklichen Besitz einer stattlichen Herde von Ziegen und Rindern. Höhere, übernatürliche Ziele kennt der junge Mann noch nicht. Er will sich eine Braut erwerben und einen eigenen Hausstand gründen, das ist alles.

Man gestatte mir hier die Bemerkung, daß das vielgeschmähte „Lobola-Gesetz", wonach der Schwarze um eine gewisse Zahl Ochsen sich seine Braut erkaufen muß, neben vielen Nachteilen doch auch den nicht zu unterschätzenden Vorteil hat, daß es manchen jungen Kaffernburschen, der sonst im Nichtstun oder in der Schlemmerei verkommen würde, zur Arbeit und Sparsamkeit antreibt.



Br. Fintan mit einem von Wohltätern geschenkten Gramophon.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch zurück zu unserm jungen, schwarzen Freunde! Betrachten wir ihn nun im zweiten Akt. — Wohlgemut, nichts Schlimmes ahnend, die Brust voll froher Hoffnungen, lenkt er eines Abends seine Schritte dem heimatlichen Kraale zu. Bisher ist sein Leben in schönster Harmonie verlaufen; warum sollte es nicht immer so weitergehen? Doch sieh, da erklingt plötzlich ein greller Mißton! Es ist, wie wenn auf einem musikalischen Instrument eine Saite springt. —

„Wäre nicht der Neid der Götter,
Menschen könnten glücklich werden;
Wäre nicht der Haß der Menschen,
O, wie schön wär' es auf Erden!"

singt der Dichter. Nun, Gott sei Dank, als Christen wissen wir, daß es nicht der Neid der Götter ist, der sich des Hasses der Menschen bedient, um uns eine Trübsal zu schicken, sondern vielmehr die unendliche, unbegreifliche Güte Gottes, die uns vom Irdischen losreißen und einem höheren, übernatürlichen Ziel entgegenführen will.

Schon ganz nahe seinem Reiseziel wird der junge Wanderer plötzlich von rohen Menschen überfallen, niedergeworfen und in ein abgelegenes Gebüsch geschleppt. Dort wird er ausgeraubt, jämmerlich mißhandelt und zuletzt auf beiden Augen geblendet. Vom namenlosen Schmerze betäubt, bleibt er, wie tot, regungslos liegen. Die Unmenschen, welche kalten Herzens die grausige Tat vollbracht, entfernen sich eine Weile. Sie wollen ihre Messer zurichten, dem Aermsten den Leib aufschlitzen und zu abergläubischen Zwecken und heidnischen Medikamenten Herz und Leber herausnehmen.

Doch seine letzte Stunde war noch nicht gekommen. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich und schleppt sich, dem martervollen Tode zu entrinnen, mühsam auf Händen und Füßen weiter. Gott, der die Wunden schlägt und wieder heilt, lenkte die Bewegungen des Unglücklichen in die Nähe der dortigen anglikanischen Missionsstation. Alles entsetzt sich bei seinem Anblick! Man spendet ihm die erste, dringendste Hilfe und schickt ihn dann nach Maritzburg ins Sanatorium, das den erprobten Händen katholischer Schwestern anvertraut ist.

So ist der junge Mann auf der dritten Station seines Lebens angelangt. Lange schwebt er zwischen Leben und Tod; endlich ist die Gefahr vorbei, aber bis zu seiner völligen Genesung vergehen volle drei Jahre, und das verlorene Augenlicht konnte ihm natürlich keine ärztliche Kunst wiedergeben. In der Zwischenzeit wurde er vom Hochw. P. Mayr im christlichen Glauben unterrichtet und getauft. So wurde ihm durch Gottes weise Fügung statt des verlorenen Gesichtssinnes das wahre Licht unseres hl. Glaubens zu teil.

Fragen wir hier, wer waren denn diese Teufel in Menschengestalt, welche den armen, unschuldigen Menschen so übel zurichteten, und was war denn der Grund ihrer schaudervollen Tat? Die eigentlichen Urheber waren — Gott sei's geklagt! — seine eigenen leiblichen Brüder, und der Grund war schnöde Habsucht. Um sich ungestört seinen Besitztum aneignen zu können, hatten sie mit einigen ruchlosen Gesellen verabredet, wie sie den Bruder bei seiner Rückkehr überfallen und heimlich aus dem Wege schaffen könnten. Reue darüber kannten sie nicht, hatten sie doch die Unverfrorenheit, den armen, geblendeten Bruder im Sanatorium zu besuchen und ihm nahe zu legen, er möge ihnen seinen Besitz vermachen, da er doch blind und halbtot sei und also damit nichts anzufangen vermöge. — So tief kann der Mensch sinken, wenn ihn die Leidenschaft verstrickt und blendet.

Griff die weltliche Behörde nicht ein? — Doch, allein die rohen Gesellen gingen straflos aus. Sie leugneten alle. Nur einer der Täter wurde verhaftet; man hatte ihn an einer Bißwunde am Finger erkannt, die ihm der Ueberfallene beigebracht hatte. Allein auch er log sich hinaus und mußte schließlich freigegeben werden. Nun dem Gerichte Gottes werden sie nicht entgehen.

Kehren wir zu unserm Blinden zurück. Er steht nun in seiner Tragödie beim vierten Akt. Seine leibliche Gesundheit ist so ziemlich hergestellt, die geistige hat er neu gewonnen. So verläßt er denn das Sanatorium, das ihm zur zweiten Heimat geworden, und kehrt in sein Haus zurück. Seine Braut war ihm nicht nur treu geblieben, sondern hatte in der Zwischenzeit ebenfalls den christlichen Glauben angenommen. Er führt sie als Gattin heim, und wird der Vater mehrerer Kinder. Drei derselben haben schon das Zeitliche gesegnet, das dritte und jüngste lebt. Gesehen hat er sie allerdings noch nicht, das wird erst drüben, im besseren Leben, stattfinden.

Sieben Jahre sind nun verflossen, seit er das Sanatorium Maritzburg verließ. Seine Heimat ist in Greytown; weil sich daselbst keine katholische Mission befindet, geht er zum Empfang der hl. Sakramente zeitweilig nach „St. Augustin", was für ihn und seinen Führer volle drei Tage in Anspruch nimmt. Aus dem einst so frohen, lebenslustigen Jüngling ist ein ruhiger, gesetzter Mann geworden. Er nimmt es ernst mit seiner religiösen Pflicht, trägt still und gelassen sein schweres Geschick und schreitet mit seinem Kreuz mutig den Kalvarienberg hinan.

Heil ihm, wenn er mit Gottes Gnade glücklich bei der letzten Station angekommen! Auf seinen Charfreitag wird ein herrlicher Ostertag folgen, und auf die irdische Nacht wird die Sonne der Gerechtigkeit ihm tagen für die ganze Ewigkeit!

Bilder aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 11. Februar 1910. — Angela, ein etwa sechzehnjähriges Kaffernmädchen wird krank. Da lange Zeit kein Zeichen der Besserung eintritt, äußert sie den Wunsch, zu den Ama-Romas, zur katholischen Missionsstation, gebracht zu werden. Der Vater ist sofort damit einverstanden; er weiß, dort ist sein Mädchen gut aufgehoben, bekommt ihre Pflege und alles, was sie braucht, während sie ihm zu Hause als kranke, arbeitsunfähige Person nur zur Last ist.

Dem probaten Grundsatz folgend „frisch gewagt, ist halb gewonnen", spannt er acht Ochsen an den in der Hütte bereitstehenden Schlitten, hebt seine Angela in den darüber angebrachten korbähnlichen Aufsatz hinein und fährt, ohne sich irgendwie zuvor angemeldet zu haben, wohlgemut der Missionsstation Emaus zu. Beim Kaffer heißt es einfach: „Da bin ich, da habt ihr mich!"

Wie der Blitz verbreitet sich auf der Station die Kunde: „Ein krankes Kaffernmädchen ist mit Ochsen auf einem Schlitten hierher gebracht worden und will bei uns bleiben! Können und sollen wir sie behalten? Wo ist ein passender Ort, um sie eventuell unterzubringen?" — Man ruft auch die Schwester Oberin herbei. Die ist sofort durch den Umstand gewonnen, daß das kranke Mädchen „Angela" heißt, wie sie selbst, und macht den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschlag, ihr eine Lagerstätte im sogenannten „Magazin" herrichten zu lassen. Der Rat findet allgemeinen Beifall. Das Magazin, ein großes geräumiges Zimmer, steht zur Benützung frei; es befindet sich gegenwärtig nicht darin, als einige Utensilien zur Käserei, hat einen guten Bretterboden, das nötige Licht, kurz, ist für den genannten Zweck gerade wie geschaffen.

Der Kaffer, der seine Tochter persönlich hieher gefahren hatte, hört die Kunde mit Entzücken. Er kippt einfach den Schlitten mit dem darauf befestigten Korbe um, zieht sein Töchterlein, sanft oder unsanft, wie's eben geht, daraus hervor und trägt sie mit Hilfe eines



Auf hoher See.

schwarzen Genossen in's Magazin. Ein paar Schwestern beeilen sich, einen weichen Strohsack nebst Kissen und Decken herbeizuschaffen, und so hat die verwunderte Angela eine Lagerstätte so schön und fein, wie sie sich's im Traume nicht hätte besser einbilden können.

Was fehlte denn der Kranken eigentlich? Einige vermuteten, sie sei vom Schlage gerührt worden, denn die ganze linke Seite war lahm, andere befürchteten, sie habe die Lungenschwindsucht, denn sie mußte beständig husten. Man fragte Vater und Mutter und ihre sonstigen Angehörigen, diese aber sagten, sie könnten jetzt nicht reden; sie seien von dem weiten Transport so erschöpft, daß sie vor allem ihren Hunger und Durst stillen müßten; ob wir ihnen denn nichts zu essen und zu trinken geben könnten? Die Bitte ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; man gab, was man hatte, und die Kaffern waren im Zugreifen nicht blöde.

Inzwischen schaute ich selbst die Kranke etwas an. Bei Weißen erkennt man die Krankheit schon an der veränderten Gesichtsfarbe, beim Schwarzen zwar auch, denn bei ihm nimmt das Gesicht in Krankheitsfällen eine hellere Färbung an, allein immerhin bleibt es bei ihm viel schwerer, aus der Gesichtsfarbe allein den Krankheitszustand zu beurteilen. Das Zählen der Pulsschläge läßt auch noch manchen Zweifel übrig, das sicherste bleibt, das Messen der Blutwärme mit dem Thermometer. Ich zog also mein Instrument hervor und maß 38½ Grad Celsius. Angela hatte also ein mittleres Fieber.

Die Kaffern staunten meinen Maximal-Thermometer als ein wahres Wunder an. Sie erkannten, das Instrument war in die geheimsten Tiefen der Krankheit ihres Kindes eingedrungen, der weiße Doktor hatte dann einfach vom Glase die Sache abgelesen und wußte nun alles! Damit stieg natürlich das Vertrauen, das sie zu mir hatten, auf Höchste. Der Vater fuhr mit seinem Schlitten heim, die Mutter aber blieb zur Pflege ihrer Tochter hier und befolgte gewissenhaft alles, was ich zur Kur verordnete.

Zunächst ließ ich der Kranken Leinwandstücke, die man in kaltes Wasser getaucht und darnach ausgerungen hatte, auf den Oberleib legen und wieder weg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nehmen, sobald sie heiß geworden waren. Die Mutter verstand den Zweck dieser Manipulation nicht, tat aber getreulich, was ich ihr sagte. Ich weiß, der Kaffer verlangt bei Krankheiten vor allem „umuti", Medizin. Dieselbe darf so bitter sein, wie sie mag, tut nichts, der Kranke trinkt sie bis zum letzten Tropfen mit Gier; nur eines muß sie haben, wenn sie in seinen Augen Gnade finden soll, eine schöne Farbe. Zu Pulvern hat er weniger Vertrauen, zu den kleinen homöopathischen Kügelchen vollends gar keines; diese straft er mit Verachtung. In diesem Falle gab ich aber der Kranken dennoch ein homöopathisches Mittel, nämlich „Aconit", weil ich weiß, daß dasselbe, zumal im Anfangsstadium einer Krankheit, außerordentlich günstig wirkt. So auch hier; am nächsten Morgen hatte Angela nur mehr 37½ Grad Fieber und ihr Gesamtbefinden hatte sich bedeutend gebessert. Ich zweifle nicht, daß sie in wenigen Wochen, vollständig hergestellt, wieder in den heimatlichen Kraal zurückkehren wird.

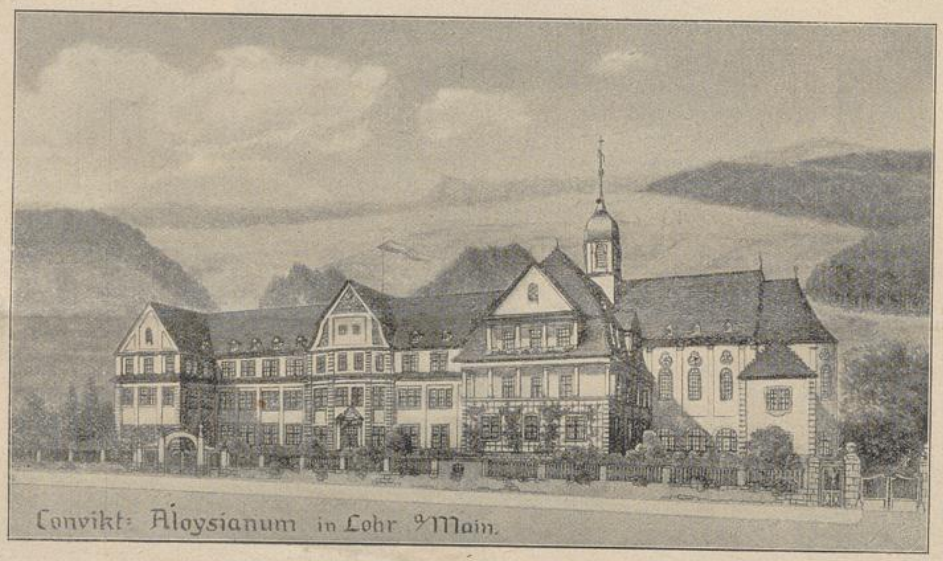
Abend über die Bruchstelle. Du wirst staunen, wie schnell der Knochen wieder zusammenwächst!"

„Baba, n'kosi!" Mein Vater und Gebieter", rief der Kaffer aus, hob Arm und Zeigefinger der rechten Hand, machte noch ein halbes Dutzend Bücklinge und trollte überglücklich von dannen.

Endlich kam heute noch eine Frau zu mir mit der Bitte, zu ihrer uralten, wohl schon hundertjährigen Mutter zu kommen. Diese sei unwohl und möchte nicht ohne die hl. Taufe sterben.

Es war allerdings schon ziemlich spät am Nachmittag, und stand überdies ein schweres Gewitter, Unheil drohend, am Himmel; allein in solchen Fällen gibt's beim Priester kein Bedenken, ich machte mich einfach auf den Weg und ging.

Das gute alte Mütterchen war hinreichend unterrichtet und bestens disponiert, sodaß ich ihr ohne Bedenken die hl. Taufe spenden konnte. Ich hatte ihr schon vorher durch ihre Tochter eine Decke verabreichen lassen,



Convikt: Aloysianum in Lohr a. Main.

Ihre Mutter warf schon manch' begehrlichen Blick nach dem Futterale meiner Brille. Sie glaubte steif und fest, es sei Schnupftabak darin. Eine kräftige Prise geht dem Schwarzen über alles; oft und oft werde ich von Männern und Weibern um Tabak angebettelt und nur selten wollen sie es mir glauben, wenn ich ihnen sage, daß ich weder rauche noch schnupfe. So 'was erscheint ihnen einfach als ein unbegreifliches Rätsel. „Weshalb denn nicht schnupfen, wenn man den besten Tabak in Hülle und Fülle haben kann? So was findet man aber auch nur bei den Ama-Romas."

Heute kommt ein Kaffer hierher geritten und klagt: „Mein Junge hat sich durch einen Sturz vom Pferde den Oberarm gebrochen; gib mir eine Medizin!"

Der Kaffer verlangt bei jedem Unwohlsein eine Medizin. So wähnte dieser Vater hier, der gebrochene Arm seines Sohnes würde, obschon man ihn inzwischen wieder eingerichtet hatte, nicht zusammenwachsen, wenn man nicht auch eine Medizin anwendete. Ich kam daher seinem Wunsche entgegen, gab Arnika, die in den hiesigen Bergen massenhaft wächst, kochte daraus einen kräftigen Absud und händigte dem Bittsteller eine große Flasche voll ein mit den Worten: „Da nimm diese umuti, und gieße davon täglich dreimal: am Morgen, Mittag und

jetzt schenkte ich beiden noch einige Aepfel und ein Stück Brot, was die guten, armen Leutchen überglücklich machte. Das Gewitter hatte sich inzwischen verzogen, und so kam ich wohlbehalten mit dem glücklichen Bewußtsein nach Hause, durch einen kleinen Liebesdienst ein paar armen Leuten eine große Freude gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Knaben-Konvikt „Aloysianum" in Lohr am Main.

Gewiß kennen viele unserer Leser das traute, an der Bahnlinie „München-Köln" gelegene Lohr a. M. mit seiner herrlichen, überaus gesunden Lage. Das etwa 6000 Einwohner zählende bayerische Städtchen hat eine Heilanstalt für Lungenkranke, eine Schullehrerpräparandie, ein vollständiges Kgl. Gymnasium usw.

Hiezu gesellt sich nun das neue Knaben-Konvikt „Aloysianum". Zweck desselben ist, katholischen Knaben und Jünglingen während ihrer Studienzeit — die humanistischen Studien selbst machen sie am genannten königlichen Gymnasium — ein religiöses Heim zu bieten. Das Konvikt sorgt nämlich für die leiblichen Bedürfnisse seiner Zöglinge, überwacht und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fördert ihre Studien und ist namentlich darauf bedacht, sie in religiös-sittlicher Beziehung zu leiten und zu heben.

Eigentümerin des „Aloysianums" ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die ihren Sitz in Würzburg hat. Auch die Mariannhiller Mission ist an diesem Unternehmen beteiligt und zwar so, daß unser Missionsprokurator darin die Stelle eines Geschäftsführers bekleidet. Dieser ist auch in der Lage, einigen braven und talentvollen Knaben, welche die ernste Absicht haben, später, d. h. nach Vollendung ihrer humanistischen Studien in die Mariannhiller Mission einzutreten, unter gewissen Bedingungen Stipendien zur Bestreitung ihrer Studienkosten zukommen zu lassen, falls die Vermögensverhältnisse der Eltern hiezu nicht ausreichen.

Unsere heutige Nummer des Vergißmeinnicht bringt den schönen, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Konvikt-Neubau, der seinem inneren Ausbau entgegengeht, im Bilde. Ein zweites Bild zeigt uns drei geweckte Knaben, die sich als die ersten Zöglinge für den Eintritt ins „Aloysianum" schon gemeldet haben.

Als Direktor des Konviktes wurde vom Hochwürdigsten Herrn Bischof in Würzburg der bisherige Religionslehrer an der Lohrer Schullehrer-Präparandie, der hochw. Herr Hoffmann bezeichnet. Ein zweiter Priester, der die Stelle eines Präfekten oder Assistenten bekleiden soll, wird noch gesucht. Die Führung des Haushaltes im Institut wird von den in Lohr bereits ansässigen Franziskanerinnen übernommen, die ihr Mutterhaus in Dillingen a. D. haben.

Der volle Pensionspreis beträgt pro Jahr 500 Mark. Näheres besagt ein Prospekt, der auf Verlangen sowohl vom erwähnten hochw. Herrn Direktor Hoffmann in Lohr a. M., als auch vom Geschäftsführer der Konvikt-Gesellschaft, dem hochw. Herrn Pater Notker Vorspel, Würzburg, Reibeltsgasse 10, versandt wird.

Etwaige Bewerbungen um Aufnahme in's „Aloysianum" möge man schon deshalb ohne Verzug machen, weil in diesem Jahre, d. h. mit Beginn des neuen Schuljahres, das an den bayrischen Gymnasien auf Mitte September festgesetzt ist, nur etwa 50 Zöglinge aufgenommen werden können.



Die ersten Zöglinge des Knabenkonviktes in Lohr a. M.

Deutsche Störche in Süd-Afrika.

Allgemein bekannt ist es, daß der Storch, der interessanteste der europäischen Zugvögel, sich nach Afrika begibt, wenn er vor dem herannahenden Winter seiner Heimat den Rücken kehrt. Weniger bekannt aber, oder besser gesagt: so gut wie unbekannt ist es bisher geblieben, daß dieser in Europa so gerne gesehene Vogel sich für diese Zeit nicht etwa nur nach dem nördlichen Afrika zurückzieht, sondern den erstaunlichen Weg bis nach Südafrika macht, um dort den europäischen Wintermonate zu verbringen. Und doch ist dies nach den neuesten Beobachtungen eine feststehende Tatsache geworden.

Im November des Jahres 1909 zeigte sich in Reichenau eine Menge großer weißlicher Vögel, die schließlich als Störche erkannt wurden. Wir dachten jedoch nicht anders, als daß es eine in Afrika heimische Art dieser Vögel sei, und schenkten ihnen infolgedessen keine weitere Beachtung. Da wurden wir eines Tages mit der verblüffenden Neuigkeit überrascht, daß auf der etwa ¾ Stunden von Reichenau entfernten „Moßbank-Farm" ein Storch aufgefunden worden sei, an dessen einem Beine sich ein Gummiring befand mit der Aufschrift: „Vogelwarte Rossitten Germania 2219". Der Vorfall wurde mir wenige Tage, nachdem der Fund gemacht worden, von dem Besitzer der betreffenden Farm selbst erzählt, und da dieser in Reichenau persönlich gut bekannt war, hatten wir keinen Grund, an der Sache irgendwie zu zweifeln, und gelangten nun zu dem Schlusse, daß wir es auch hier in den kürzlich zugewanderten großen Vögeln nicht etwa mit einer einheimischen Art, sondern mit leibhaftigen deutschen Störchen zu tun hatten.

P. Paschal.

Ein fröhliches Herz ist das Beste, was man auf Erden haben kann. Wenn uns dieses fehlt, was hilft uns der größte Reichtum der Welt? Laßt uns auf Gott vertrauen, recht tun, und fröhlich sein, so werden wir glücklich sein.

Chr. v. Schmid.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine Träume gehen wandern.

Meine Träume gehen wandern
In mein Heimattal hinein,
Weite Wiesen, blaue Berge
Liegen dort im Frühlingsschein.

Und vom Berge steigt hernieder
Lächelnd die Erinnerung,
Singt die alten lieben Lieder
Leise durch die Dämmerung.

Windet mit den weißen Händen
Einen Schlüsselblumenstrauß,
Und dann führt sich mich die Stege
In mein stilles Vaterhaus.

Und in längst versunkne Tiefen
Steig ich, öffne weit das Tor,
Und die Märchen, die dort schliefen,
Drängen sich zum Licht empor.

Und die alten Brunnen rauschen,
Und des Frühlings Geige singt,
Und vom Klosterberg zu Tale
Leis die Ave-Glocke klingt. —

Und ich lausche, lausche bebend,
Was so weich die Winde weh'n,
Während durch die blaue Ferne
Meine Träume wandern geh'n. — —

Eugenie Tauskirch.

Bete und arbeite um das tägliche Brot.

Zu Lyon in Frankreich lebte vor mehreren Jahren ein Schuhmacher, welcher sein Handwerk mit großem Erfolge betrieb. Eines Tages brachte ihm die Magd einer angesehenen Familie ein Paar Stiefel zum Ausbessern. Halb scherzend sprach sie beim Eintritt in seine Werkstatt:

„Hier ist schon wieder ein Paar zerrissene Stiefel; nein, was doch die gnädigen Herren das Jahr für eine Menge durchtreten; doch ich will nichts darüber sagen, ihr Schuhmacher betet ja auch um's liebe Brot."

„Wie! ich um's liebe Brot beten?" erwiderte der Schuhmacher höhnisch lächelnd, „das ist mir seit vielen Jahren nicht eingefallen, das brauch' ich nicht; ich muß mir mein täglich Brot selbst verdienen."

Der Magd war es ganz unheimlich geworden ob solcher Rede, und sie ging ihres Weges.

Der Mann hatte schon vor mehreren Jahren solche Bücher in die Hände bekommen, die unter dem Scheine der Aufklärung dem unkundigen Leser den Glauben an Gott und dem Christentum auf eine recht feine Manier allmählig aus dem Herzen reißen. Der eitle Handwerker wollte auch gern „aufgeklärt" sein, wie der Verfasser jener Schriften. Wie er nun so über diese Dinge belehrt und verführt war, da ging es auch bald in Gesinnung, in Handlung und Wort über. Aus dieser trüben Quelle stammte auch seine obige Rede an die Magd, die er bei Gelegenheit oft noch bei anderen wiederholte. Doch hören wir, was geschah.

Zwei Jahre nach dem erzählten Vorfall wurde er krank; sein Uebel bestand in einer gewaltigen Anschwellung der Speiseröhre nach innen. Trotz aller angewandten ärztlichen Mittel nahm die Anschwellung derart zu, daß er keinen Brosamen mehr hinunterschlucken konnte. Ein einziger Tropfen Wasser mit Wein vermischt, brachte ihm jedesmal einen Anfall von Erstickung. Was hätte er darum gegeben, von einer Speise nur so viel hinunterschlucken zu können, als der Kopf einer Stecknadel ist; allein er konnte es nimmer. Seit bereits zehn Tagen hatte er, im übrigen sonst gesund und stark, nicht mehr seine Eßlust zu stillen vermocht.

So lag er da, bald verlechzend vor Durst, heißhungrig, dem schmerzlichen Tode nahe. Er rang die Hände verzweiflungsvoll; seine früheren Spottreden kamen ihm jetzt immer und lebhaft in den Sinn, und öfter seufte er auf: Ach, ich hätte nun für alle Tage Brot genug; allein Gott, den ich aus dem Herzen verloren, hat seinen Segen von mir genommen! Kinder, denkt an mich, Gott läßt seiner nicht spotten. Vater unser, gib uns heute unser tägliches Brot! Diese Bitte, liebe Kinder, vergesset nie!

Nach kurzer Zeit starb er des Hungertodes, und selbst das Brot des Himmels, das hl. Abendmahl, konnte er nicht empfangen, obschon er reumütig gestorben ist.

Bekämpfe den Zorn.

Galenus, einer der berühmtesten Aerzte des Altertums, erzählt, er habe einmal noch als Kind einen Mann gesehen, welcher, weil er die Tür des Hauses nicht gleich mit einem Schlüssel öffnen konnte, darüber in so heftigen Zorn geriet, daß er mit den Füßen gegen die Tür schlug, mit den Zähnen in den Schlüssel biß, dann die Faust drohend gen Himmel erhob und in greuliche Flüche ausbrach. Dieser Anblick machte auf Galenus einen solchen Eindruck und erzeugte einen solchen Abscheu vor dem Zorn in ihm, daß er sich nie in seinem Leben von dieser Leidenschaft hinreißen ließ.



Ein moderner Homer.

Sieben Städte streiten sich um die Ehre, Homers Geburtsstadt zu sein — sieben Städte streiten mir die Ehre ab, in ihnen geboren zu sein — natürlich nur wegen des Unterstützungsgeldes.

St. Josephsgärtchen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Franz von Sales.

Dieser hl. Bischof, der sein ganzes Leben lang die Worte des Herrn befolgte: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen", was dem hl. Joseph wunderbar ergeben und verehrte unter allen Heiligen keinen so sehr, als den keuschen Bräutigam der allerseligsten Jungfrau Maria. Ihn hatte er sich zu seinem besonderen Beschützer erwählt, an ihn wandte er sich in allen seinen Anliegen, ihm hat er auch sein wunderschönes Buch „von der Liebe Gottes" geweiht. Niemals schlug er eine Bitte ab, die man im Namen des heil. Joseph an ihn stellte.

Er wollte, daß seine Liebe zu diesem großen Heiligen sich auch auf seine geistlichen Töchter, die Klosterfrauen von der Heimsuchung Mariä, vererbe. Die erste Kirche dieses Ordens zu Annecy weihte er dem heiligen Joseph. In allen Ordenshäusern sollte sein Fest feierlich begangen werden; auch wollte er, daß die Novizinnen, wenn sie ihre geistlichen Uebungen hielten, den hl. Joseph als ihren Führer und Patron erwählten.

Als er sich einige Zeit in Lyon aufhielt, lud ihn der dortige Kardinalerzbischof ein, am Feste des hl. Joseph in der Klosterkirche der Karmeliterinnen zu predigen. Zu gleicher Zeit bat ihn auch der Rektor der Jesuiten, er möchte in ihrer, dem hl. Joseph geweihten Kirche die Predigt halten. Mit der größten Freundlichkeit antwortete ihm der Heilige: „Mein lieber Pater, muß ich nicht an einem guten Erfolge zweifeln, wenn man von mir verlangt, an demselben Tag zweimal zu predigen? Doch aus Liebe zum hl. Joseph will ich gerne ein zweitesmal die Kanzel besteigen."

Vor seinem Tode kam er noch einmal nach Lyon, aber schon sehr krank. Tags zuvor, als er abreisen wollte und noch keine Gefahr einen nahen Todes bemerkte, wollte P. Beraud, Rektor des Jesuitenkollegiums, sich von ihm verabschieden. Auf dessen herzliche Begrüßung antwortete der Heilige mit seiner gewohnten englischen Güte: „Wissen Sie denn nicht, mein Pater, daß ich ganz dem hl. Joseph angehöre?"

Der hl. Joseph, ein Helfer in jeglicher Art.

Eine Familie im Münsterlande war durch mannigfache Unglücksfälle ganz heruntergekommen. Ein Schlag folgte auf den andern, die Not war groß. Die armen Leute, schon vorgerückt an Jahren, fühlten sich von Gott und den Menschen verlassen. Der Gedanke, daß sie ihr Besitztum auch beim besten Willen würden nicht mehr lange erhalten können, falls nicht der liebe Gott schleunige Hilfe sende, schnitt ihnen tief ins Herz.

In dieser Not wandten sie sich an den hl. Joseph und legten all' ihre Sorgen in seine Hände. Wiederholt hielten sie dem großen Heiligen zu Ehren eine Novene und flehten, er möge ihnen doch Mittel und Wege angeben, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Da gab ihnen jemand den guten Rat, einen jungen Mann, der die Wirtschaft wohl verstände, als Verwalter zu sich zu nehmen. Es meldeten sich mehrere, um aber den Rechten zu treffen, hielten sie abermals zu Ehren des hl. Joseph eine Novene.



Tod des hl. Franz Xaverius.

Am Tage darnach kam ein Brief von einem jungen Manne, der, wie es schien, alle Eigenschaften für die Stelle hatte. Die guten Leutchen betrachteten den Umstand, daß der Brief gerade nach Beendigung ihrer Novene eintraf, als einen Fingerzeig Gottes und nahmen den Verwalter an. Von dieser Stunde an war ihnen geholfen, denn selbst der eigene Sohn hätte für sie nicht besser sorgen können, als dieser junge Mann. In allen Stücken war er darauf bedacht, den alten Leutchen ihre Tage zu versüßen.

Auch vielen anderen hat der Herr auf die Fürbitte des hl. Joseph in ähnlicher Weise aus der Not geholfen. D'rum gehet zu Joseph!

Die hochheilige Eucharistie das Meisterwerk Gottes.

Die geheimnisvolle Verwandlung von Weizenbrot und Traubenwein in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi ist Gottes Meisterwerk, ein Wunder über alle Wunder, das gleichsam alle die Großtaten Gottes in sich schließt, die seine Allmacht im Laufe der Jahrhunderte gewirkt hat. Es ist ein Werk, das in seiner Größe der Schöpfung selber gleichkommt, weil dabei die ganze Substanz zweier Stoffe verschwindet und ins „Nichtmehrsein" hinabsinkt..

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um ein Wesen in seinem vollen Sein zu vernichten, bedarf es ebenso einer unendlichen Allmacht, wie um dasselbe aus dem Nichts hervorzuziehen. Das ist aber in der hochheiligen Eucharistie der Fall: Das Wesen von Brot und Wein verschwindet und es bleiben davon nur die Gestalten. Diese Fortexistenz der Gestalten ist aber ein neues Wunder; denn nach den Naturgesetzen können sie nicht bestehen, ohne von einer Substanz getragen zu werden.

Wer trägt nun diese Gestalten? Etwa der Leib des Herrn? Keineswegs, er ist nicht ihr natürlicher Stützpunkt, indem er weder Form noch Farbe oder andere sinnenfällige Eigenschaften mit der Hostie gemein hat. Wie kommt es nun aber, daß diese schwachen Wesensformen gleichsam über dem Abgrund des Nichts schweben? Denn einerseits können sie nicht durch sich bestehen und anderseits werden sie auch nicht vom Leibe des Herrn getragen. Wer trägt und hält sie also? Antwort: Die Allmacht Gottes.

Ferner, als Jesus die hochheilige Eucharistie einsetzte, war er 33 Jahre alt, stand also im kräftigsten Mannesalter und besaß einen Leib, so edel und vollkommen, daß er, der „Menschensohn" alle seines Geschlechtes weit überragte. Im allerheiligsten Altarsakramente aber ist die Menschheit Jesu urplötzlich wie auf einen einzigen Punkt beschränkt; alles ist verschwunden, dem Auge erscheint nur noch der Schleier der Brotsgestalt, wie eine Art Grabstein. Wer hat nun diese höchst überraschende Wirkung am Leibe Jesu Christi zustande gebracht? — Der Arm des Allmächtigen.

Und selbst im kleinsten Teilchen der konsekrierten Hostie, das unser Auge kaum noch wahr nimmt und unsere Hand nicht mehr zu teilen vermag, setzt der göttliche Heiland sein Leben und sein Erlösungswerk fort. Sein ganzer Leib ist hier zugegen, seine Augen, seine durchbohrten Hände und Füße, sein heiliges, liebevollstes Herz, desgleichen seine Seele und seine Gottheit. Welches ist die Hand, die solch staunenerregende, sich scheinbar ganz widersprechende Wunder wirkt? — Die Hand des Allmächtigen selber.

Die ewige Liebe hat an diesem anbetungswürdigen Wunder ihre große Freude, und daher setzt es die göttliche Allmacht seit dem letzten Abendmahle fort durch alle Jahrhunderte hindurch, indem sie sich aus dem Menschengeschlechte schwache Diener erwählt und ihnen die geheimnisvolle Macht dazu anvertraut. Seitdem beginnen und vollenden Tausende von Priestern zu jeder Stunde und auf dem ganzen Erdenrunde diese unerklärbaren Wunderwerke, und zwar ohne Mühe, durch einen höchst einfachen Akt, indem sie bei der hl. Messe nur ein paar Worte leise aussprechen.

Wer denkt wohl an diese ununterbrochene Tätigkeit der Allmacht Gottes, die unsere Erde zum Schauplatz unzähliger Gotteswunder umgestaltet?



Ein christlicher Kraal.

O unendliche Liebe, Weisheit und Allmacht Jesu Christi, ich bete dich an! Die hochheilige Eucharistie ist dein größtes Werk; du allein konntest sie schaffen, du allein sie erhalten. Ich weiß, daß den Wünschen deines Herzens alles möglich ist, und ich glaube gern an alle Wunderwerke, welche du in ihr wirkest.

Etwas vom allerheiligsten Sakrament.

1. Der heilige Franziskus Regis ging nie an einer Kirche vorüber, ohne in dieselbe einzutreten, und Christo Jesu, dem guten Hirten, im allerheiligsten Sakrament den Gruß seiner Verehrung und Anbetung darzubringen. — Er nannte gar oft den Tabernakel die „Heimat seiner Seele". — Fand er aber manchmal die Kirche verschlossen, so blieb er gleichviel, ob die glühendste Sonnenhitze ihn brannte, oder Regen ihn durchnäßte, oder der Wintersturm ihn umbrauste, vor der Tür auf der Schwelle andächtig knieen. Er war getröstet, wenn er sich auch nur aus der Ferne mit seinem Gottheiland in der Eucharistie unterhalten konnte. —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

2. Eine Nonne sah einst in der Kirche des Karmeliten-Klosters zu Granada durch das Chor-Gitter — den heiligen Johannes vom Kreuz lange Zeit hingestreckt vor dem Sanctissimum liegen, still und regungslos; alsdann aber voll Freud' und Jubel, und wie feuerflammend im Gesicht, aufstehen. — Im Sprechzimmer nahm sie sich nun später das Herz, ihn um die Ursache dieses seines Frohlockens zu fragen. Ohne, wie sonst in anderen Fällen zu überlegen und sich zu besinnen, sagte er, noch ganz trunken von himmlischem Entzücken: „Sollte ich nicht voll des Jubels sein, o Tochter! da ich meinen lieben Herrn Jesus angebetet und geschaut habe?" — Er legte dann seine Hände kreuzweis über die Brust und rief: „O Tochter, was für einen grundgütigen Gott haben wir doch! O, wie huldig, wie seligmachend er doch ist!" —

3. Sankt Gregorius von Nazianz bezeugt in der Trauerrede, die er seiner Schwester Gorgonia hielt, das Folgende: Sie litt an einer ungewöhnlich heftigen Krankheit; und da alle Aerzte sie aufgaben, nahm sie ihre Zuflucht zu dem Größten aller Aerzte. — Gorgonia wankte in der Stille der Nacht, da ihr Schmerz ein wenig nachgelassen, zu dem Altar in der Kirche, worin das allerheiligste Sakarment aufbewahrt wurde, warf sich nieder und begann mit lauter Stimme dem Herrn Jesus alle Wunder, die er je gewirkt, vorzuerzählen, und flehte dann zu ihm um Hilfe. Zuletzt ward ihre Bitte noch inniger, ihr Vertrauen noch fester; sie legte ihr Haupt auf den Altar, vergoß einen Strom von Tränen, umfaßte gleichsam die Füße Jesu und sagte: „sie werde nicht gehen, bis ihr Hilfe gewährt sei!" — Und während sie betete, wurde sie an Leib und Seele gestärkt, und erhielt die Gesundheit ihres Leibes wieder.

4. Der heilige Ambrosius erzählt von seinem Bruder Satyrus: Derselbe trug, als er eines Tages eine Reise über das Meer unternommen (nach dem damals üblichen Gebrauche) die heilige Kommunion in einem weißen Tüchlein am Halse. Er hatte dabei das feste Vertrauen: daß ihn in der Gegenwart eines so mächtigen Begleiters kein Unheil verderben könne. — Auf dem Meer erhob sich indes ein Sturm, das Schiff trieb wieder einen Felsen und wurde zertrümmert. Satyrus warf sich mutvoll mit seinem göttlichen Reisegefährten in die wild aufstosenden Meeresfluten und landete bereits am Ufer, während die übrigen sich nach Brettern und Balken umsahen, um sich an dieselben zu klammern und ihr Leben zu retten. — Satyrus erfuhr demnach, wie wahr es sei, was St. Cyrillus von Jerusalem bezeugt: „Jegliche Verwirrung und Gefahr schwindet, wo Jesus Christus gegenwärtig ist!" —

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war noch ein so kleines Mädchen, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und frommen Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag.

Da ich nun oft, wie meine Mutter, Arzneikräuter suchte, mit ihr im Wald gewesen war und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgeteilt hatte, so war damals meine Seele so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einmal in der Nacht vor anbrechendem Tag in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und ich war weit von unserer Hütte verirrt, aber ich vergaß vor Begierde, das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger; und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Tränen zu dem lieben Jesukinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brot schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit eingeschlafen.

Nach einigen Stunden erwachte ich und sah eine edle schöne Frau vor mir stehen; ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß; sie aber war abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich ‚wer ich sei. Und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzentreu und sei heute früh ausgegangen, ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg; denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter. Von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Roß und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals; ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

So zogen wir ein Stück Weges nach dem Lahntal hinab, und hatte ich sofort all meine Not vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing an, mich zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brot nicht mehr in der Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Els, was weinest du?" und ich sagte ihr: „Ich hungre, denn ich habe dem Jesuskind mein Brot gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten; aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre", und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen.

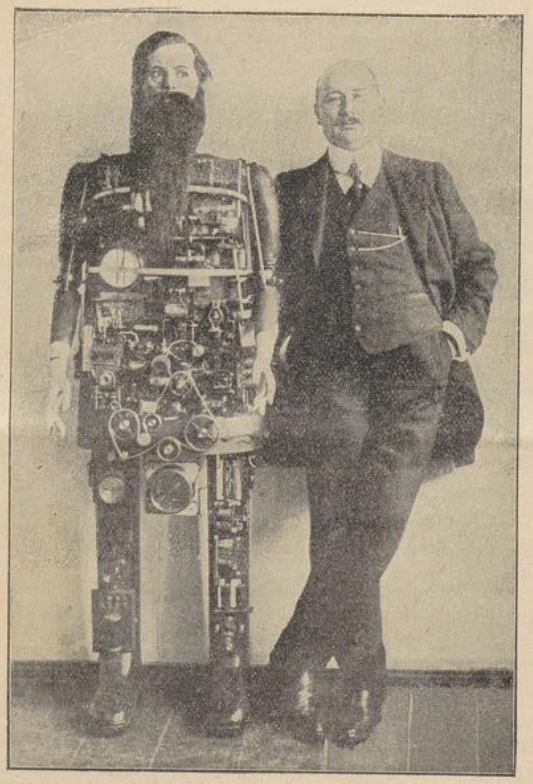
Ich mußte der Edelfrau aber das Kraut beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn siehe, mein Kind, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuche eingeschlagen in seinem Wadsack auf dem Rücken. Das Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern ich habe es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat." Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unserer Hütte zu.

Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener auch bald kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern sicher zurückbrachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit und versprach, sie selber morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen und sprach: „Du, Kleine, das stell' an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man siech ist. Elslein, komm bald wieder!" Da gab er mir die Hand und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bett; die umarmte mich und sagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben können aus Sorge, daß du verloren seiest; Gott aber



Der künstlich und mechanisch sprechende Mensch „Occultus"

hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquickt." Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock; der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte. Nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden. Mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager einschlief.

Gegen Morgen aber weckte mich der Vater und sagte mir mit Weinen: „Wach' auf, lieb' Elslein, und schau nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt; sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still ,und so sie es verlangt, reiche ihr zu Trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspahn im Kamin, daß kein Unglück entsteht!"

Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite! Ich gehe nach Kloster Arnstein; o wie ist dir, liebe Agnes?" — Da sagte die Mutter: „Ich lege mein krankes Haupt wie ein Kind in den Schoß dessen, der gesagt hat: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet", und ich habe das Vertrauen, er werde mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen. So gehe denn hin und bringe mir den letzten Trost!" — Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?" Da sagte sie: „Ja, lieb' Elslein; doch stehe erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe; mich verlangt sehr danach." — Geschwind eilte ich zu der Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht heben konnte. Das klagte ich der Mutter; die sagte: „Elslein, bete! Der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, der wird dir auch helfen, die Truhe zu öffnen, so du ihm vertraueſt." Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe öffnen. Und Gott erbarmte sich mein; ich öffnete die Truhe mit leichter Mühe und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Polsnich an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Haus ist dieselbe Truhe.

Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es und drückte es an ihr Herz; ich aber legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich. — Bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: „Hüter, ist die Nacht schier hin? — Wer da? — Gut Freund! Sei getrost, ich bin's! Fürchte dich nicht! — Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser!"

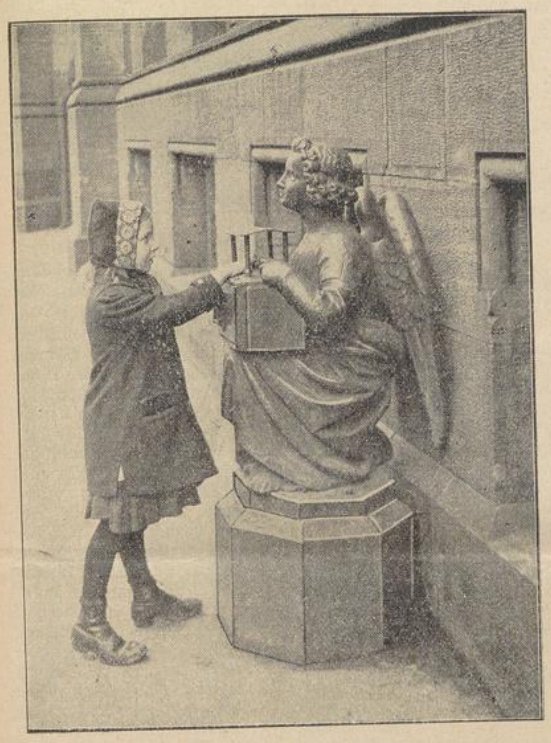
Nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht und weckte sie mit Küssen: „Lieb' Mutter, was verlangt dein Herz?" — Da schlug sie die Augen auf und sagte: „O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland nicht gesehen? Wo ist er hingegangen?" — Ich verstand sie nicht und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da ist der liebe Heiland!"

Da küßte sie das Kreuz wieder und sagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser. Es war eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und ich sehnte mich nach dem Tag. Endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser wie ein Wächter durch die Flur. Da rief ich mit aller Macht: „Hüter ,ist die Nacht schier hin?" — Und der Stern antwortete: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein; wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen." — Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es ein einsame Gestalt war. Wer da?" Und es antwortete: „Gut Freund!" — Ach, da ward mein Herz so freudenvoll und ich dachte: „Sollte es wohl mein J e s u s sein? „Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht!" Und ich sprach: „Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser."

Da winkte er mir und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir her schwebte wie eine Wolke oder ein Schatten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und wenn ich so recht mutig und begierig auf ihn zuging und recht glaubte, daß er es gewiß sei, und daß er sich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zum himmlischen Paradiese fahren werde — ach, da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte. Dann kam aber plötzlich eine Welle, und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser. Und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne. Ja,



Der Engel als Armenpfleger.

es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand.

Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her. Ich sah dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin und saß bei dir im Kahn und herzte dich; du aber entschliefest in meinem Arme.

Ich aber wachte, und die Nacht war wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: „Wächter, ist die Nacht schier hin?“ — Es flog aber ein Täublein über meinem Haupt, das rief mir zu: „Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach! Deine Seele findet nicht, wo sie ruhe auf der Sündflut. Siehe, schon streckt der himmlische Noah seine Hand aus der gestirnten Arche, von der du ausgeflogen, um dich wieder hereinzunehmen. Aber achte, daß dein Gefieder rein sei!“ — Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn; und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubinen und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu. — Ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen; aber sie waren schwer und unrein. Da rief ich: „O Herr, nur ein Tröpflein deines heiligen, kostbarsten Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereinigt sein!“ Und es floß nieder zu ihnen; — da waren sie rein, und ich schwang sie freudig!

Du aber lagest in meinem Schoße. Ich wollte dich küssen und Abschied von dir nehmen, da schlangest du die Arme um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume.“

(Fortsetzung folgt.)

Der künstliche, mechanisch sprechende Mensch.

(Hiezu Bild Seite 142.)

Einem Berliner ist es nach jahrelanger Mühe gelungen, einen künstlichen Menschen herzustellen, der gehen, sprechen, singen, lachen und pfeifen kann. Dieses neue mechanische Kunstwerk „Occultus“ ist eine vollkommen lebensgroße Figur, die dem Menschen so täuschend ähnlich nachgemacht wurde, daß man auf 1 Meter Distanz nicht mehr entscheiden kann, ob diese Figur lebt oder künstlerisch hergestellt ist.

Der Engel als Armenpfleger.

(Hiezu Bild nebenstehend.)

Dem die Stadt Hannover besuchenden Fremden fallen besonders die an vielen Straßenecken befindlichen aus Gußeisen gefertigten Standbilder eines Engels auf, der auf seinem Schoße eine überdachte Almosenkasse hält. Diese Engel sind seit undenklichen Zeiten aufgestellt und die eigenartigen Kassen werden viel benutzt, um gefundene oder auch auf unreellem Wege erworbene Geldbeträge den Armen zuzuführen. Man sagt in Hannover allgemein, wenn man ein Geschäft oder eine Sache nicht unternehmen will: „ich werfe lieber den Betrag in den Engel, als daß ich das unternehme.“ Diese mahnenden Almosenempfänger wären auch in anderen Städten sehr am Platze.



Eine 80jähre Studentin.

Die achtzigjährige Witwe eines reichen Fabrikanten aus Racine Wisconsin, Frau Amy D. Winship hat an der Universität des Staates Ohio in Columbus ihr zweites Studienjahr begonnen. Sie hat sich zu diesem Studium vorher durch eine Kur in Texas gekräftigt, gedenkt vier Jahre stud. phil. zu bleiben und dann noch verschiedene „Praktika“ durchzunehmen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem finstern Heidentum.

Vom Hochw. P. Ema. uel Hanisch.

Czenstochau. Eine eigentümliche Erscheinung ist hier in den letzten 4—5 Monaten zu Tage getreten. Vier schwarze Häuptlinge sind binnen kurzer Zeit unter den nämlichen Krankheitserscheinungen gestorben. Die Sache hat allem Anscheine nach einen politischen Hintergrund.

Vor einem halben Jahre wurde der Amakuza-Häuptling Pata von der Regierung wegen verschiedener Vergehen abgesetzt und des Landes verwiesen. Zu gleicher Zeit wurde ein neuer Häuptling, Mnyamana mit Namen, von der Regierung eingesetzt. Derselbe kam aus einer andern Gegend und hatte seine Sachen bereits auf seinen neuen Bestimmungsort bringen lassen. Er selbst wollte noch einige Tage bei seinen Verwandten am Inkonso-Flusse, in der Nähe von Creighton, zubringen. Da kam plötzlich die Nachricht: „Mnyamana ist tot." Bald darauf beschloß die Regierung, einen Beamten des früheren Häuptlings Pata zum Inkosi zu machen; Vezela war sein Name. Die Regierung hatte noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, als wir die Nachricht erhielten: „Vezela, der uns noch wenige Tage vorher ganz gesund einen Besuch abgestattet hatte, ist tot." Der Distriktsarzt von Bulwer kam noch am späten Nachmittag und ließ den bereits begrabenen Vezela wieder exhumieren.

Besonderes Aufsehen erregte hier auch der Tod des Amabaca-Häuptlings Bekukupiwa. Derselbe war kaum 30 Jahre alt, stark gebaut und immer gesund. Auch er gleich den übrigen Häuptlingen war nur zwei oder drei Tage vor seinem Tode krank gewesen.

Ein vierter Häuptling endlich, Mzukumetshe mit Namen, der zwischen Czenstochau und Kevelaer wohnte, starb ebenfalls so plötzlich wie seine Kameraden. Daß diese Ereignisse unter den hiesigen Kaffern das höchste Aufsehen erregen, versteht sich von selbst.

Briefkasten.

K. K., Günzburg. Sie wollen ein Buch haben über A. K. Emmerich? Kaufen Sie das betr. vorzügliche Werk von P. Thomas Wegener, Dülmen, Laumann'sche Buchhandlung.

J. K., Bergheim. Eine treffliche Ausgabe der „Nachfolge Christi" ist die von A. Fox, C. M. Erscheint ebenfalls bei Laumann in Dülmen.

Aus Neunzähn. Den großmütigen Betrag richtig erhalten. Gott vergelte es!

M. G. 100.

L. O., Frankfurt a. M. Werden Ihrem Wunsche entsprechen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Emmerich, Ederen, Schlebusch, Schmithof, Atteln, Schafffhausen, Aachen, Oedingen, Krefeld, Stadtlohn, Münster, M.-Gladbach, Würselen, Affeln, Schoppinitz, Morbach, Gretzenbach, Ibach (für Erhörung in wichtigen Anliegen), Bürglen, Chur, Wyler, Näfels, Stans (Dank dem hl. Josef für glückliche Operation), Haag (Dank dem hl. Josef für Erhörung in wichtigen Anliegen), Thann, Brännlingen, Ingolstadt, Mahlberg, Langerringen, Felizenzell, Niederhomburg, Eggenfelden, Geisa, Blickweiler, Wernarz, Malsch, Winden, Billebeck, Henglarn, Lohmar, Schauren, Holzheim, Körbecke, Ensdorf, Gronau, Bruchhausen, Niederemmel, Herrentrop, Warendorf, Mantinghausen, Gey, Nordkirchen, Breyell, Witzerath, Eupen, Eicherscheid, Pfaffendorf, Nottuln, Gelsenkirchen, Rehlingen, Lippspringe, Widdeshofen, Goch, Paderborn, Angermund, Börholz, Irrel, Velmede, Niederau, Ziegelscheune, Voßwinkel, Bütgenbach, Grevenbroich, Guichenbach, Klein-Heusweiler.

Danksagungen

gingen ein aus: Bautzen, Ellwangen, Geiselhöring, herzl. Dank dem hl. Antonius in bes. Anliegen, K. K. in W., Warendorf Vorst, Rottweil (durch Anrufung des hl. Judas Thaddäus in einem schwierigen Anliegen Hilfe gefunden), Bettmaringen für Glocke 12 Mk., Jahrsdorf (das Herz Jesu hat geholfen in schweren Anliegen), Maierhof bei Vaduz, Mutters bei Innsbruck.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Sögeln, Henglarn, Wendfeld, Carum, Diedorf, Bruchhausen, Merkstein, Eschweiler, Andernach, Straßfeld, Gescher, Büsbach, Velmede, Scheuren, Klein-Heusweiler, Guichenbach, Altstätten, Wohlen, Wildhaus, St. Gallen, Olten, Leuchingen, Mülheim, Schwyz, Oberriet, Wil, Thal, Wohlenschwil, Stein a. R., Einsiedeln, Mörel, Wittnau, Sirnach, Wohlen, Näfels, Morschach, Günsberg, Güttingen, Kägiwil, Erschwil, Würenlos, Graudenz, Neubrunn, Ellwang (schweres Seelenleiden), Geiselhöring, Felizenzell, Friedrichshafen, kranker Priester, Regelung sämtlicher Verhältnisse, Friede unter Mitgliedern, Schiltigheim, Linz a. D., Gastenz, Ob.-Oest.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Elisabetha Müller, Nürnberg. Maria Hetzenecker, Kern. Therese Linsenkircher und Kreszentia Thalhofer, Rieden. Therese Weßpiser, Karolina Peter und Muria Linder, Sierenz. Nikolaus Meyer, Saarunion. Helene Helferich, Wernarz. Prälat Dr. Gustav Wanjura, Posen. Wwe. Peter Heynen, Winnekendonk. Johann Kribben, Pingsdorf. Anna Weber, Münster i. W. Hochw. Joh. Wolf, Glatz. Bertha Most, Breslau. Hochw. Jos. Prießnitz, Riemerstheide. Xaver Rothärmel, Lauschdorf. Johann Stix, Prof., Tettnang. Michael, Maria und Barbara Krimmel, Schwemmelsbach. Rosina Bader Distelhausen. Karl Müller, Ilfurt. Kath. Umscheid, Dorfprozelten. Hochw. Martin Rolmsperger, Landsberg a. L. Josef Budenz, Rasdorf. Josefa Ries, Riegel. Margaretha Kolb, Hardt. Johann Maister, Weiler. Friedrich Walch, Ottersweier. Franz Abrel, Niederrieden. Franz Hauser, Mahlberg. Barbara Kraus, Hausen. Heinrich Vilsmaier, Sulzbach. Mr. Heilmann, Newyork. M. Anna Sichler, Kempten. Xaver Wagner Opfenbach. Apollonia Bayer, Ruelzheim. Engelbert Seyfried, Meersburg. Elise Krämer, Hochdorf. Sebastian Fahrübel, Regina Kronfelder, Maria Schropp, Ambros Plank, Nikolaus Plank, Anna Fischer, Josef Groß, sämtl. von Regensburg. Michael Hirner, Reinhausen. Josef Dietl, Roth, Therese Fischer, Innenhienthal. Franziska Wild, Regensburg, Maria Langmann, Ligist. Anna Pok, Straden. Herr Hofer. Ybbsitz. Theres Lenert, Stadt-Lieban. Franziska Konesny, Troppau. Josefa Ruiter, Linz. Helena Ruebhausen, Albany, Amerika. Katharina Orgler, Brenner. Rudolf Dewagner, Linz. Peter Auer, Obertilliach. Johanna Weyer, Winn. M. Maria Gabriela, Laibach. S. M. Johanna, Priorin, Köszeg. Johanna Sukenik, Sarajevo. Theres Fasching, Gleinstetten. Maria Heinz, Graz. Anna Papst, Graz. Anton Weber, Fuhring. Maria Remling, Gnas. Mater Modesta, Klagenfurt. Maria Klingbüchl, Maria Bacher, Elisabeth Schaffer, Helena Brugger, sämtl. aus Murau. Gebhard Gisler, Bürglen. Agatha Killer, Wil-Turgi. Herr Wiß, Matzendorf. Gottfried Ludäscher, Subingen. Anton Vogel, Näfels. Barbara Rittler, Wyler. Jakob Stieger, Mörschwil. Maria Gröbli, Engelberg. Mathilde Burkhard, Malters. Bernhard Möllmann, Hagen. Andreas Endres und Anna Maria Schmitz, Prüm. Joh. Hubert Hürtzen, Straß. Josef Wingelmann und Anton Schallör, Körbecke. Johannes Knappstein, Delecke. Heinrich Heinen. Franz Tambour und Martin Gillissen, Aldenhoven. Peter Jos. Königstein, Elisabeth Königstein, Franz Wirtz und Maria Helena Wirtz, Niedermerz. Frl. Fromm, Paderborn. Pfarrer Thomé, Burgen. Pfarrer Biel, Grevemacher. Wwe. J. A. Michels, Sessenhausen. Josefine Weber, Freund. Anna Maria Berrisch, Köln-Sülg. Emma Felder, Hückeswagen. Klemens Bocklage, Carum. Nikolaus Haus, Eupen. Peter Lützenkirchen, Steinbüchel. Pfr. Heinrich Mehrmann, Herbern. Frau Gastwirt Witte, Henrichenburg. Wilhelm Sains, Ortsvorsteher, Heisterbacherroth. Margareta Schiffers, Herzogenrath. Hochw. Dr. Willenborg, Oythen. Wilhelm von Meer, Caster. Frau G. Stratmann, Velmede. Kath. Pitten, Herzogenrath. Henry Mattes und John Bolster, Carroll, Jowa. John Knoll, Mountangel, Ore. Anton Neubauer, Milwaukee, Wis. John Weber, Chicago, Ill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 7.

Köln a. Rh.
Juli 1911.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

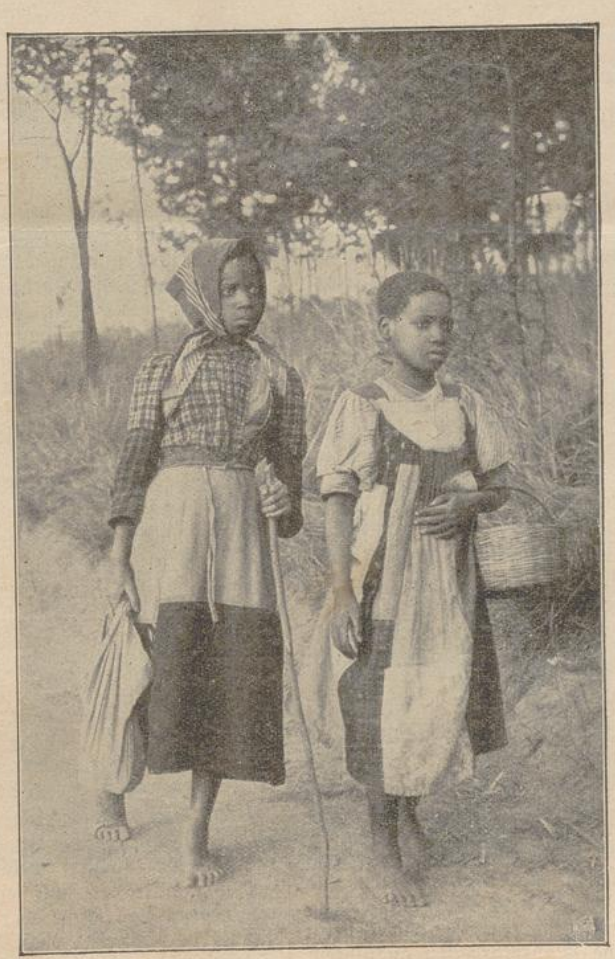
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Verwaist.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

O Roma!

Mitunter steigt in klarer Silhuette
Ein Bild des Südens strahlend vor mir auf:
Ich schaue Rom mit der Albanerkette
Und wandle wieder an des Tibers Lauf.

O Rom, — Du Stadt der Kirchen und der Bronnen,
Denk ich an Dich, mir wird das Auge feucht,
Wie hat Dein Zauber mir das Herz umsponnen,
Durft' ich Dich schau'n im Abendgold-Geleucht!

Wenn alle Glocken rings zum Ave klangen
Vom kleinsten Kirchlein bis zum Petersdom
Und brausend ihre Jubelhymnen sangen,
Vom Monte Pincio zog der Düfte Strom.

O diese Gärten, diese Prachtpaläste,
Mit ihren Kostbarkeiten alter Kunst,
In Deinen Mauern ward mir jeder Tag zum Feste,
Erblühte mir des Lebens höchste Gunst. —

Und immer wieder in beredtem Schweigen
Ersteht vor mir des Forums Trümmerfeld:
Zerfall'ne Tempel — Gras wächst in den Steigen —
Und war doch einst der Mittelpunkt der Welt.

Und Du, von schwermutsvollem Reiz umflogen,
Campagna, stummbeseelte Träumerin,
Wie zieht Dein Bild, umrauscht von Gräserwogen,
Mir immer wieder lockend durch den Sinn! —

Wer je auf Roms geweihtem Grund gestanden
Und einst aus der Fontana Trevi trank,
Den läßt die Sehnsucht nicht aus ihren Banden,
Dem bleibt Erinnerung treu sein Leben lang.

Josefine Moos.

Eröffnung unseres neuen Missionshauses „St. Paul".

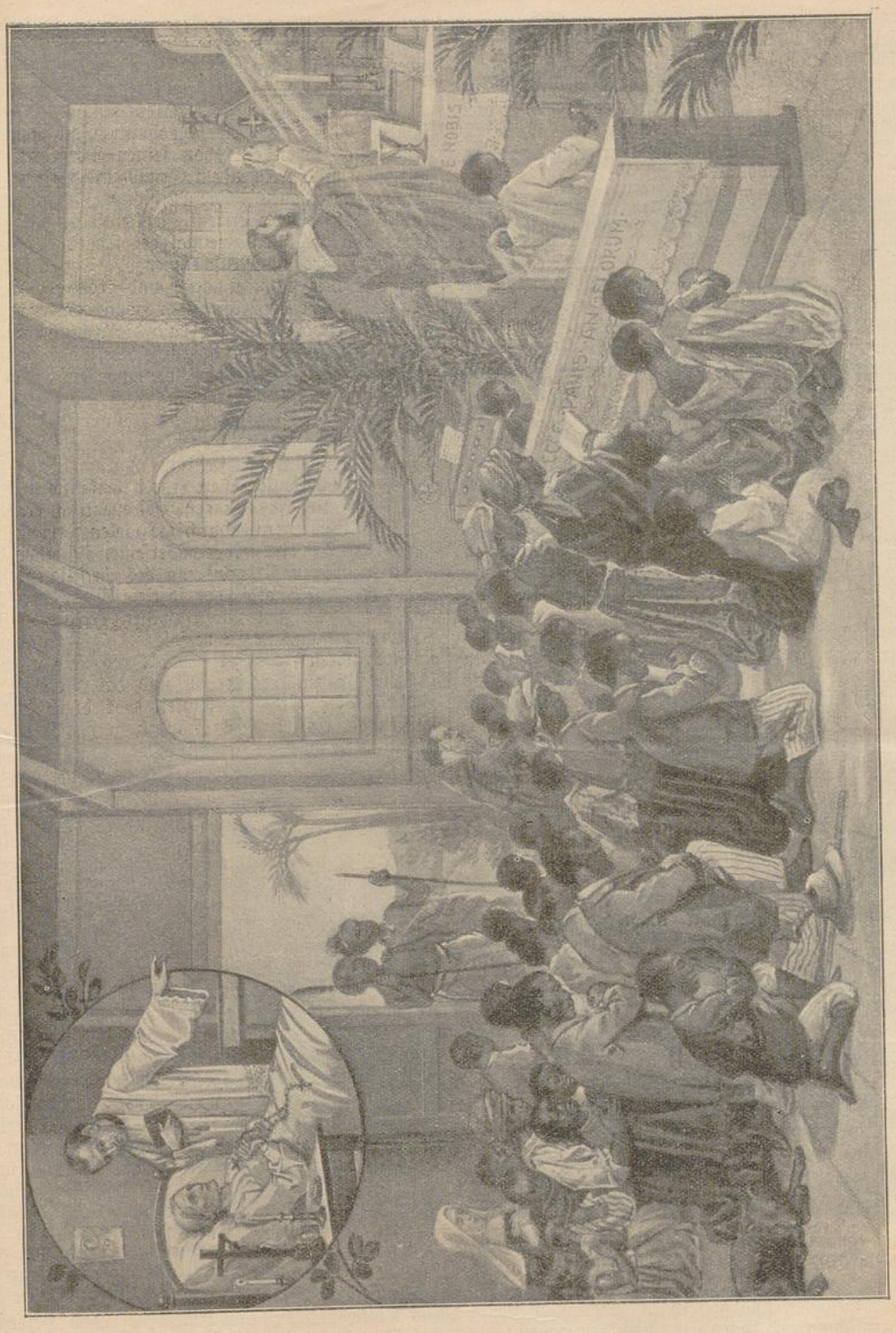
Als P. Franz Pfanner, der bekannte Gründer der beiden Klöster Mariastern und Mariannhill, im Jahre 1869 in Bosnien, welches damals noch zur Türkei gehörte, zum Zwecke einer klösterlichen Niederlassung ein Stück Land angekauft hatte, fand er daselbst an Gebäuden nichts vor, als einen ehemaligen Kälberstall. In diesem nun kniete er — Tisch und Stuhl war nicht vorhanden — auf den Boden nieder und schrieb auf der Schwelle seines Kälberstalles an seine Freunde und Bekannten draußen in der Welt einen Brief, über den er das Datum setzte: Trappistenkloster Mariastern, am 21. Juni 1869. P. Franz war eben ein Mann voll unbegrenzten Gottvertrauens und sah in der neuen Niederlassung nicht nur das, was es in illo tempore war, sondern was es unter Gottes Segen mit der Zeit werden sollte. Gegenwärtig ist tatsächlich Mariastern eines der größten Trappistenklöster der Welt.

Nun, so arm, wie seinerzeit in Mariastern ging es bei der Eröffnung unseres neuen Missionshauses „St. Paul" in Holland am 1. Mai l. J. gerade nicht her, obschon sich die klösterliche Armut ebenfalls recht fühlbar machte. Denn auch hier sollte unser erster „Speisesaal" im Pferdestall eingerichtet und unsere Schlafräume auf dem Dachboden untergebracht werden. „St. Paul" oder „Klein-Fink", wie es bisher hieß, war eben bisher ein schlichtes, einfaches Bauernhaus und muß nun erst einigermaßen klösterlich eingerichtet werden. Die diesbezüglichen Pläne harren noch der Ausführung, d. h., wir müssen die vorgesehene Kapelle erst bauen, den öden, dunkeln Dachraum verschalen und mit Fenstern und Mansarden versehen, müssen hier eine Mauer ausheben, dort Türen und Fenster einsetzen, einen kleinen Neubau anfügen, kurz eine Menge Maurerarbeiten ausführen, bis wir einigermaßen klösterlich in „St. Paul" leben können.

Was „St. Paul" eigentlich ist und bezweckt, haben wir den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht" schon in der Februar-Nummer des „Vergißmeinnicht" erzählt. Wir wollen nämlich dortselbst ein Missions- und Probehaus errichten für alle diejenigen, die sich dauernd der Mariannhiller Mission anschließen wollen. Die Nützlichkeit, ja moralische Notwendigkeit eines solchen Hauses liegt auf der Hand. Das Kloster lernt dadurch seine Leute rechtzeitig kennen, kann sie auf ihren Beruf prüfen und auswählen und schon in Europa für die späteren Missionsarbeiten einigermaßen schulen und ausbilden. Der Postulant oder Kandidat seinerseits lernt aus eigener Anschauung und Praxis das klösterliche Leben kennen, kann sich hinreichend über die Mariannhiller Mission informieren, kann unter den Augen erfahrener Missionspriester seinen Beruf prüfen und seine Kräfte messen, sodaß er nicht, wie bisher, Gefahr läuft, eventuell die weite Reise nach Südafrika, die für die Hin- und Rückfahrt eine Auslage von 700 Mark in sich schließt, umsonst zu machen.

Die Eröffnung des genannten Missionshauses erfolgte am 1. Mai 1911. Fürwahr, ein schöner, passender Tag! Die Kirche feiert bekanntlich am 1. Mai das Fest der beiden Apostel Philippund Jakob, dazu gesellt sich der Beginn des schönen Gnadenmonats der Maienkönigin. Möge dieses schöne Zusammentreffen von guter Vorbedeutung sein, und die allerseligste Jungfrau, die Königin der Apostel, mit der Gründung dieses Probehauses für die Mariannhiller Mission einen neuen Frühling aufgehen lassen: Gott zur Ehre und Tausenden unsterblicher Seelen zum Heile! —

Auf äußere Festlichkeiten mußten wir am genannten Tage verzichten; die Umstände gestatteten es einfach nicht. Der Pächter, welcher bisher in „Klein-Fink" gewohnt hatte, war mit seiner Familie erst kurz zuvor abgezogen. Das Haus war damit noch keineswegs geräumt, da noch eine zweite Familie (die des bisherigen Schweizers) verschiedene Räumlichkeiten bis zum 1. Mai besetzt hielt. Erst dann konnte es mühsam mit den nötigsten Tischen, Stühlen, Betten und hundert anderen Sachen und Sächelchen eingerichtet werden. Die Eröffnungsfeier bestand daher in der Hauptsache darin, daß



„Mutter, siehe da deinen Sohn!"

von unserem Missionsprokurator, dem Hochw. P. Notker Vorspel, in einem entsprechend hergerichteten Zimmer eine stille, heilige Messe gelesen wurde, wobei die wenigen anwesenden Brüder und Postulanten die hl. Kommunion empfingen. Am Nachmittage wurde „St. Paul" durch einen Besuch des benachbarten Klerus aus dem holländischen Arcen und dem deutschen Walbeck beehrt.

Das hübsche Altärchen, an dem die erste hl. Messe in „St. Paul "gelesen wurde, verdanken wir der Güte der ehrwürdigen Franziskanerinnen in Mook (Holland); die ersten Paramente lieferten in ebenso hochherziger Weise

die Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung in Varensell; dafür hatten die beiden klösterlichen Genossenschaften auch das Anrecht auf eine der ersten hl. Messen in „St. Paul". Desgleichen soll die erste Kreuzwegandacht daselbst für die Familie des braven Schreinermeisters abgehalten werden, welcher die Rahmen für die 14 Stationsbilder kostenfrei geliefert hatte. Mariannhill vergißt seine Wohltäter nicht.

Superior des neuen Missionshauses ist der Hochw. P. Isembard Leyendecker, bisher Prior in Mariannhill. Er traf jedoch erst am 4. Mai mit einigen weiteren Brüdern aus Mariannhill in „St. Paul" ein. Zu ihnen gesellten sich ein paar unserer Sammelbrüder, sowie der Redakteur unserer Missionsschriften, der, um dem Druckort (Würzburg, in Bayern) näher zu sein, künftig seinen Wohnsitz ebenfalls in „St. Paul" nehmen wird. Alle Patres, Brüder und Postulanten zusammengerechnet zählt die neue Familie gegenwärtig 16 Mitglieder, die aber in Bälde auf zwei bis drei Dutzend anwachsen dürfte. Mehr als 50 haben im gegenwärtigen Notbau nicht Platz, auch wenn wir uns noch so sehr einschränken wollten. Doch dafür lassen wir den lieben Gott sorgen; bisher hat der Herr geholfen.

Mit dem Probehaus sind natürlich erhebliche Kosten für die Mariannhiller Mission verbunden. Schon der Ankauf von Grund und Boden kostete eine hübsche Summe Geld, desgleichen der jetzige Umbau, sowie die neue Kapelle. Für uns selbst wagen wir diesmal keine Bitte zu stellen, obschon es der Wünsche und Bedürfnisse gar mannigfache gäbe, sondern nur für den lieben Heiland in unserm neu zu erbauenden Kirchlein. Wie willkommen wären uns da weitere Kirchengeräte, Alben, Pallien, Purifikatoren und Paramente in den verschiedenen kirchlichen Festfarben. Am Tage der Eröffnung verfügte das neue Haus erst über drei Meßkleider. Wohl ist unsere Bitte groß, allein, wir wissen auch, daß es unter der Zahl unserer geehrten Leser noch immer hochherzige und edelmütige Seelen gibt, die es als Ehrensache betrachten, dem lieben Heiland in armen Missionskirchlein eine würdige Wohnung zu bereiten. Heil diesen edlen Männern und Frauen! Gottes Segen ist ihnen sicher; denn der Herr läßt sich an Großmut von uns Menschen keineswegs übertreffen, und belohnt jedes Opfer, das wir seinetwegen bringen, zehnfach und hundertfach in diesem und jenem Leben.

Etwaige fromme Spenden wolle man adressieren an die bekannte Vertretung der Mariannhiller Mission, mit dem Bemerken, für das Missionshaus „St. Paul".

P. Dominikus.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als der König von Kongo die Ankunft der Kapuziner-Missionäre in Pinda erfuhr, schickte er sogleich einen Boten, um sie an seinen Hof einzuladen. Der Häuptling von Sogno aber, der bei dieser Gelegenheit vorteilhafte Friedensbedingungen zu erlangen hoffte, entließ den P. Bonaventura, den Präfekten der Mission, nebst drei seiner Genossen und gab ihnen zuverlässige Leute mit, sie zu führen und ihnen das Gepäck zu tragen.

Die Reise war für die kaum hergestellten und unter der Last ihrer Kutten seufzenden Kapuziner höchst beschwerlich. Nur mühsam vermochten sie unter der afrikanischen Sonnenhitze den rasch voranschreitenden Negern zu folgen. Sie hätten von ihnen auch einen schlechten Schutz zu erwarten gehabt, denn so oft in der Ferne ein wildes Tier brüllte, kletterten die Schwarzen schnell wie die Affen auf einen Baum und überließen die wehrlosen Mönche ihrem Schicksal.

Sie erreichten übrigens wohlbehalten San Salvador, wo sie der König freundlich empfing und in eine zu seinem Hofe gehörende Wohnung aufnahm; auch schenkte er ihnen eine von seinen Vorfahren erbaute Kirche nebst hinreichendem Grund und Boden, um ein Kloster zu erbauen. Die Missionäre, über den glücklichen Anfang sehr erfreut, legten sogleich Hand ans Werk und predigten zweimal des Tages vor dem Hof und einer großen Menschenmenge. Der Erfolg übertraf alle ihre Erwartungen, und trotz der Verdächtigungen, welche die kalvinischen Holländer gegen sie ausstreuten, erwarben sie sich bald die Achtung und Liebe der Eingeborenen in so hohem Grade, daß sie sich stets von einer Menge derselben umringt sahen, welche Unterricht und Taufe begehrten.

Weit schwieriger war ihre Stellung den Häuptlingen und Großen gegenüber. Diese hatten zwar schon früher das Christentum angenommen, konnten sich aber nicht entschließen, ihren heidnischen Gewohnheiten gänzlich zu entsagen. Namentlich erregten sie beim Volke Aergernis durch die vielen Kebsweiber, die sie hielten. Die Kapuziner widersetzten sich allen Ernstes dieser gröblichen Uebertretung des christlichen Gesetzes, allein das Uebel hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ihre Predigten nur Unwillen erregten. Manche fingen sogar an, sie zu verfolgen. Die mutigen Missionäre fuhren zwar fort, das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und das Volk zu unterrichten, aber ihre Wirksamkeit war durch den bösen Willen der einflußreichen Häuptlinge gelähmt. Da sie überall nur geringe Unterstützung fanden, erlagen sie allmählich den übergroßen Anstrengungen, sowie dem ungewohnten Klima.

Im Oktober 1647 war jedoch eine zweite aus dem Orden des hl. Franziskus gewählte Gesellschaft von Missionären, bestehend aus 12 Priestern und 2 Laienbrüdern, zu Cadix unter Segel gegangen, sie landeten aber nach vielen Opfern und Gefahren erst am 6. März 1648 in der Gegend von Pinda. In San Salvador angelangt, beschlossen sie vor allem die Gründung eines Seminars zur Erlernung der Negersprachen; denn die Unkenntnis derselben hatte sich als das hauptsächlichste Hindernis des Gelingens der sonst viel versprechenden Unternehmungen herausgestellt. Man hielt es für gut, dem Beispiel der Jesuiten zu folgen, welche nicht eher die Bekehrung eines Volkes ernstlich unternahmen, bevor sie ihm Unterricht in der Landessprache erteilen konnten. Die Kapuziner hatten diese Vorsicht leider versäumt. Sie hatten in ihrem Eifer gemeint, ihren löblichen Zweck durch Dolmetscher erreichen zu können, mußten aber bald einsehen, daß ihnen diese teils aus Unwissenheit, teils aus Habsucht und List die größten Schwierigkeiten in den Weg legten.

Man hatte wohl einen kleinen Katechismus in der Sprache der Kongoneger hergestellt, allein damit allein war noch nicht geholfen; denn der Katechismus mußte dem Volke auch erklärt werden. Dem Heiden und Katechumenen steigen oft Zweifel auf über die vorgetragenen Wahrheiten, vieles versteht er auch ganz verkehrt, weshalb der Missionär stets neue Aufschlüsse und Erklärungen des Gesagten geben muß. Hat er die Sprache vollkommen inne, sodaß er jede Frage des Katechumenen versteht und ihm klar und deutlich alles auseinandersetzen kann, so hat er sicherlich seine große

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freude daran; anders aber, wenn er sich eines Dolmetschers bedienen muß, der vielleicht weder die Frage des Katechumenen, noch die Antwort des Missionärs korrekt wiedergibt. Mancher Dolmetsch versteht vielleicht die eine der beiden Sprachen nur unvollkommen und entbehrt der theologischen Bildung. Dazu fehlen in jeder Negersprache für gewisse theologische Begriffe die entsprechenden Wörter und müssen erst neu gebildet werden. Ich erinnere nur an die Worte: Gnade, Taufe, Kirche, Sakrament, Tugend usw.

Das Schlimmste aber war, daß sich am Kongo viele Dolmetscher zu direkten Betrügereien hinreißen ließen. Zum Beweise des Gesagten nur einige Beispiele: Weil den Kapuzinern das strenge Gelübde unbedingter Armut nicht gestattet, sich Reichtümer zu erwerben, wiesen sie stets jedes diesbezügliche Anerbieten seitens der Fürsten zurück und nahmen nur die für den einzelnen Tag nötige Nahrung an und so viel Almosen, daß es zur Bezahlung und zum Unterhalte ihrer Dolmetscher hinreichte. Diese aber begnügten sich nicht mit dem ihnen zukommenden Lohn, sondern ließen sich, da sie zugleich mit dem Einsammeln der Almosen und Lebensmittel betraut waren, weit über Gebühr geben und scheuten sich nicht, sich auf Kosten der Missionäre und zum Nachteil der christlichen Religion zu bereichern.

An trügerischen Vorspiegelungen fehlte es ihnen nie. So sagten sie z. B. den Neubekehrten, es wäre eine Schande für sie, wenn sie nicht einen Teil ihrer zeitlichen Güter den Männern ablassen wollten, welche aus so weiter Ferne gekommen, um ihnen die Schätze des wahren Glaubens zu spenden. Sie brauchten ja nur eine Handvoll Mehl zu geben, ein Huhn oder ein Ei, oder irgendeine Frucht. Nebenbei suchten sie auch deren Ehrgeiz aufzustacheln, indem sie darauf hindeuteten, welch schlechten Begriff die fremden Völker, denen die Missionäre angehörten, von den Negern bekommen müßten, wenn sie nicht reichlich Almosen spendeten; denn man würde sie dann für gänzlich arme oder geizige Leute ansehen. — Ja, sie gingen sogar so weit, zu behaupten, die Wirkung der Taufe und der übrigen hl. Sakramente richte sich nach der reicheren oder geringeren Spende der Empfänger! —

Durch diese Betrügereien und Erpressungen abgeschreckt, zogen sich die Eingeborenen allmählich von den Missionären zurück, ohne daß diese eine Ahnung vom wirklichen Sachverhalt hatten; und als es ihnen endlich



Christus, der Kinderfreund.

klar wurde, kostete es ihnen unsägliche Mühe, dem Volke seine Vorurteile zu benehmen.

Sobald die zuletzt angekommenen Glaubensprediger die nötige Kenntnis von Land und Leuten sich angeeignet hatten, wurden sie nach verschiedenen Provinzen verteilt. Dionysis Moreschi, der Präfekt der Mission, behielt nur einige wenige in seiner Nähe, um in der Stadt und Umgebung von San Salvador zu wirken.

Die beiden Väter Gabriel von Valencia und Antonio von Ternelli wurden nach der großen und

fruchtbaren Provinz Embatta geschickt. Kaum hatten sie die Grenze überschritten, so wurden sie von einer solchen Menge nach der Taufe verlangender Neger umringt, daß sie sich genötigt sahen, Tag und Nacht zu predigen und Unterricht zu erteilen, und kaum mehr Zeit fanden, ihr Brevier zu beten und etwas Speise zu sich zu nehmen. Bei den älteren Leute hatten sie ihre liebe Not, ihnen die notwendigsten Glaubenswahrheiten beizubringen und mußten sie ihren Unterricht beständig wiederholen. Manche Neger beklagten sich auch über die vielen Fragen und Förmlichkeiten und konnten gar nicht begreifen, weshalb denn die guten Missionäre so viel Umstände machten, bis sie ihnen „ein wenig Salz auf die Zunge legten". Mit dem letzteren Ausdruck pflegten sie nämlich die hl. Taufe zu bezeichnen.

Inzwischen war seitens des Häuptlings der Provinz eine Einladung eingetroffen, die beiden Missionäre möchten nach der Hauptstadt von Embatta kommen. Sie brachen alsbald auf, denn eine so günstige Gelegenheit, sich den Schutz und die Gewogenheit eines so einflußreichen Mannes zu erwerben, wollten sie nicht versäumen. Etwa sechs Meilen vor der Hauptstadt kam ihnen ein Minister des Häuptlings entgegen, führte sie in eine aus Bambusstangen und Palmzweigen hergestellte Hütte, wünschte ihnen eine angenehme Ruhe und empfahl sich dann unter vielen Bücklingen. Die Hütte hatte einen kleinen Vorplatz und zwei Kammern, in welchen sich Rasenbänke befanden, die als Betten dienen sollten.

Von einem heftigen Platzregen bis auf die Haut durchnäßt, baten die beiden Missionäre um etwas Holz, um ein Feuerchen anmachen und ihre nassen Kleider trocknen zu können; und weil das Wasser in die tief liegende Hütte von allen Seiten eindrang, machten sie zu diesem Zwecke in der Mitte eine kleine Erhöhung aus Erde. Allein, sie warteten vergebens auf Brennholz und auf ein Abendessen, dessen sie doch so sehr bedurft hätten. Endlich streckten sie sich, nachdem sie ihr Brevier gebetet hatten, auf ihr hartes Lager nieder und versanken vor übergroßer Müdigkeit bald in einen tiefen Schlaf.

Am anderen Morgen erschien schon bei Tagesanbruch der Minister und erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Befinden und fragte, ob sie gut geschlafen hätten. Sie dankten für die freundliche Nachfrage, sprachen aber offen ihre Verwunderung darüber aus, daß man sie, obschon von dem weiten Marsche und heftigen Regen ganz erschöpft und durchnäßt, so ohne jegliche Hilfe gelassen habe. Der Minister aber erwiderte mit der freundlichsten Miene von der Welt: „Seid überzeugt, meine lieben Väter, daß unser Herr und Gebieter recht wohl weiß, was er zu tun hat. Wenn er Euch keine Lebensmittel schickte, so geschah das keineswegs aus Nachlässigkeit oder Mangel an Achtung, sondern nur, um die Landessitte nicht zu verletzen. Denn will man bei uns einen Gast recht ehren, so darf man ihm in der ersten Nacht weder Speis noch Trank vorsetzen."

Bei näherer Erkundigung erfuhren die beiden Kapuziner, daß sie noch von Glück reden konnten; denn gewöhnlich pflegte man die Neuangekommenen auch noch gehörig durchzuprügeln, nicht aus Feindschaft, sondern um ihnen zu verstehen zu geben, zu welch' mutigen und tapferen Leuten sie gekommen. „Seht, welche Helden wir sind," wollten sie ihnen sagen, „und wie erbärmlich es denen ergehen würde, die es wagen sollten, Hand an Euch zu legen!"

Bald erschien mit einem großen Gefolge der Fürst persönlich und führte sie unter allen möglichen Ehrenbezeugungen in seine Hauptstadt ein. Hier wies er ihnen eine Wohnung an und versah sie mit Lebensmitteln, welche in einem Huhn, zwei Säckchen Mehl und etwas gesalzenem Elefantenfleisch, einem nach Negerbegriffen königlichen Schmause, bestanden.

Die Provinz Embatta hatte einen bedeutenden Umfang und eine zahlreiche Bevölkerung. In der Hauptstadt selbst fanden jedoch die Missionäre ein schlechtes Arbeitsfeld; das Haupthindernis für die Bekehrung der Schwarzen bildete die Vielweiberei. Sie beschlossen daher eine Rundreise durchs ganze Land anzutreten. Hier fanden sie zwar Leute genug, welche willig die Lehren des Christentums annahmen, d. h. sie glaubten alles, was die Missionäre predigten und waren gerne bereit, sich taufen zu lassen; doch von ihren alten, verkehrten Gewohnheiten wollten nur wenige lassen. Mancher Unverschämte sagte den Missionären sogar ins Gesicht, sie seien nur deshalb von Europa fortgegangen, weil sie dort nichts zu essen gehabt hätten, und wollten sich nun hier, im reichen fruchtbaren Afrika gütlich tun.

Da zuletzt ihre Stellung immer schwieriger wurde, und sie oft kaum wußten, wie sie ihr Leben fristen sollten, beschlossen sie, nach San Salvador zurückzukehren. Der Weg war weit, und die schmalen Pfade waren so mit Dornen und Schilfrohr überwachsen, daß die armen Missionäre mit zerfleischten Füßen und ganz mit Geschwüren bedeckt, dort ankamen. Erst nach einem Krankenlager von vier Monaten konnten sie ihre Arbeiten wieder aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenbesuch.

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Himmelberg. — Daß der Priester manchmal auch zur Nachtzeit zu einem Kranken gerufen wird, ist gerade nichts Auffälliges, allein jüngst hatte ich einen Krankenbesuch unter etwas ungewöhnlichen Umständen, sodaß ich glaube, davon auch im „Vergißmeinnicht" erzählen zu dürfen.

Zunächst ein Wort über Krankenbesuch beim Kaffern im allgemeinen. Der Schwarze weiß, daß der Missionär die Pflicht hat, „allen alles zu sein", und darnach richtet er sich in der Praxis, ohne sich viele unnütze Gedanken darüber zu machen, daß andere auch noch versorgt sein wollen, und nicht er allein. Für gewöhnlich ist das nicht schlimm; mit Kindern muß man Geduld haben, und ein Kind bleibt der Durchschnittskaffer sein Lebtag.

Unangenehm wird die Sache jedoch, wenn für den Missionär irgend ein Hindernis dazwischen tritt, wenn er z. B. sonstige dringende Arbeiten hat, oder soeben mit seinem abgehetzten Pferd von einem langen Ritt müde nach Hause kam. Nicht selten erfolgt gerade unter solchen Umständen ein neuer Krankenruf. Nach Aussage des Boten ist Gefahr auf Verzug, bis morgen darf man unmöglich warten . . . Wer den Kaffer kennt, weiß, daß er in solchem Falle meistens übertreibt, allein, ganz sicher ist man doch nicht; es könnte diesmal doch zutreffen und wirklich kein Augenblick zu verlieren sein.

Doch nun zu unserm konkreten Fall. Ich hatte eben meine erste Woche in „Himmelberg" zugebracht, und wollte nun auch meinen Nachbar, den Hochw. P. Erasmus, in „St. Michael", besuchen. Da die beiden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsstationen durch die von Esperanza nach Donnybrook führende Bahnlinie miteinander verbunden sind, benützte ich die Gelegenheit und fuhr ausnahmsweise mit der Bahn. „St. Michael", das ich zum erstenmale sah, wurde besichtigt, seine romantische Lage bewundert und gebührend gepriesen.

Nach dem Abendessen saßen wir noch längere Zeit bei hellem Mondschein im Freien, unterhielten uns mit schwarzen Katecheten von St. Michael und sprachen, wie es sich gerade traf, dies und das über altheidnische Kafferngebräuche, Aberglauben, Spukgeschichten usw. Endlich begaben wir uns zur Ruhe.

Ob ich nun mitten in der Nacht von selbst aufwachte oder geweckt wurde, weiß ich nicht sicher; ich weiß nur, daß ich noch im Halbschlafe war, als ich klopfen hörte. Dadurch ganz wach geworden, jedoch nicht sicher, ob ich auch gut gehört, — es war eine etwas windige Nacht — blieb ich liegen. Nach einer langen Pause klopft es wieder. Diesmal habe ich mich nicht getäuscht. Ich antworte mit „Ja", stehe auf und zünde ein Licht an, in der festen Meinung, ich sei geweckt worden, weil es eben Zeit zum Aufstehen sei. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich jedoch, daß kaum die Mitternacht vorüber war. Ich muß mich also doch getäuscht haben, denke ich, blase das Licht wieder aus und lege mich neuerdings ins Bett.

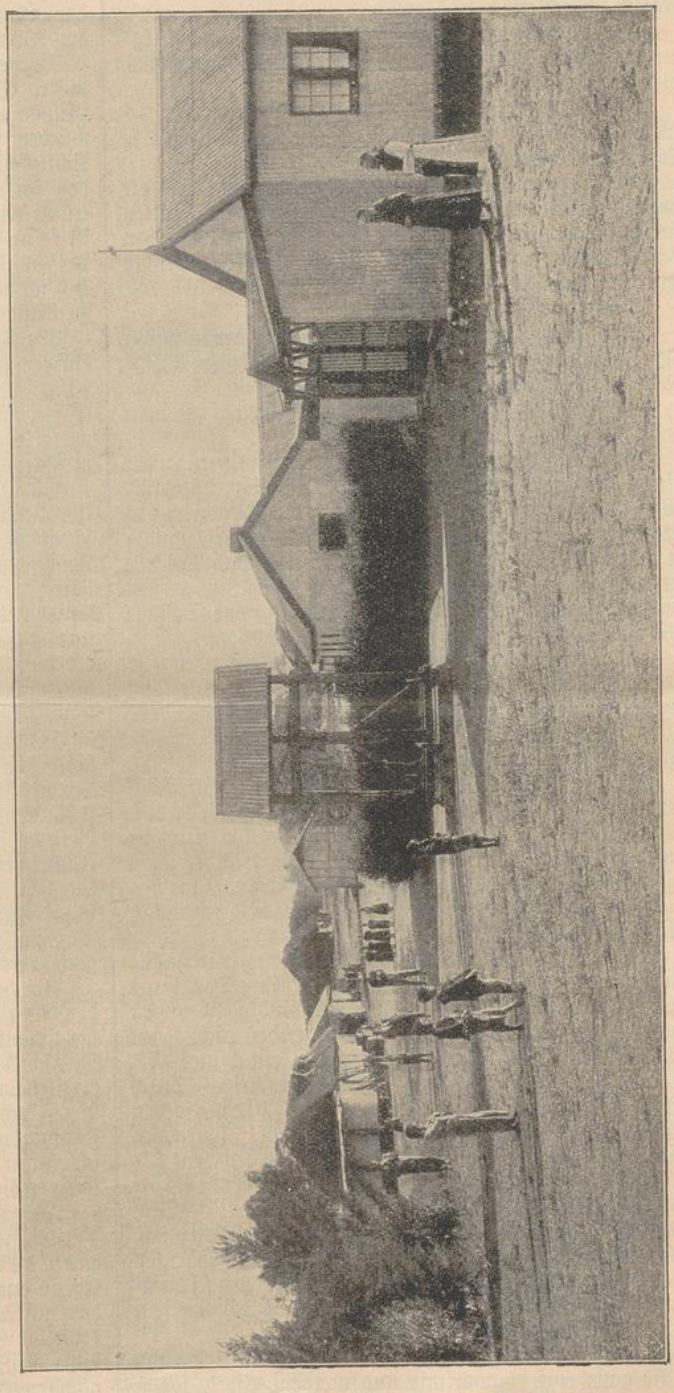
Nach einer abermaligen langen Pause klopft es wieder. — Na, das geht doch offenbar nicht mit rechten Dingen zu! Auf fremder Station, wo man sich, wenn etwas vorkommen sollte, nicht an mich wenden wird, dieses Klopfen um Mitternacht, mit so langen Zwischenräumen, ohne daß man ein Wörtchen hört. — — Sollte es in dem Zimmer spuken? Oder spukten bloß noch die famosen Spukgeschichten vom letzten Abend in meinem Kopfe? In „St. Michael" hat man übrigens von dergleichen Sachen schon viel gehört. Spuk und Zaubergeschichten, Wunder ganz merkwürdiger Art, Besessenheit, große und kleine Irrlichter usw., das war alles schon vorgekommen, und ich selbst hatte erst vor wenigen Stunden leuchtende Johanniskäferchen, oder was es war, die Menge umherfliegen sehen. Sollte nun einer aus dem Reiche der Schatten auch mir einen Besuch abstatten wollen, um mich zu überzeugen, daß doch „etwas daran sei"? — Diese und ähnliche Gedanken schwirrten mir im Kopf herum.

Um mir Klarheit zu verschaffen, rufe ich auf deutsch: „Was gibt es denn? Wer ist da?" — Und siehe, der „Geist" antwortet ebenfalls in geläufigem Deutsch: „Ein Kranker ist da!" —

Ein sonderbarer Kranker das, der persönlich kommt, mich zu rufen, anstatt, wie üblich, einen Boten zu schicken. Riecht das nicht ebenfalls nach Spuk? — „Wo ist denn der Kranke?" frage ich. — „Draußen, bei den Kaffern, weit weg!"

„Ah so! Aber, was hab' denn ich damit zu tun? Es ist doch nicht meine Sache, hier in „St. Michael" Kranke zu versehen? Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Bruder Juniperus."



Missionsstation Himmelberg.

Jetzt geht mir endlich ein Licht auf! Mein guter Br. Juniperus ist in löblichem Seeleneifer mitten in der Nacht von „Himmelberg" herübergekommen, um mich zu rufen.

Ich kleide mich an und gehe hinaus. „Ist's wirklich

notwendig?" frage ich den Bruder. „Ist große Gefahr, oder ginge es vielleicht an, daß ich erst morgen mit der Bahn heimkomme?"

„Ja, die Person ist sehr schwer krank; sie befindet sich in Todesnot." — „Wissen Sie den Kraal, wo sie liegt?" — „Nein."

„Wo ist denn der Bote, der mich in „Himmelberg" zur Kranken holen wollte?" — „Der ist heimgegangen, wird aber morgen wieder kommen."

„Haben Sie ein zweites Pferd mitgebracht?" — „Nein, nur eines; aber das ist für Sie, ich selbst will zu Fuß zurückkehren."

„Schon gut, aber ich bin hier fremd und kenne die Gegend nicht; wie soll ich, wenn ich allein reite, mitten in der Nacht den Weg finden? Nun, ich muß eben im Schritt reiten, und Sie können als Wegweiser nebenher gehen. Doch, wo ist denn das Pferd?"

„Das hat mir jemand weggenommen?"

„Unmöglich, wer sollte denn hier auf der Station ein Pferd wegnehmen, jetzt bei nachtschlafender Zeit? Hatten Sie das Pferd angebunden?"

„Nein, ich ließ es draußen grasen, und da hat man es weggeholt."

Ich kannte meinen guten Bruder Juniperus, der seinem großem Namenspatron alle Ehre macht, und blieb ruhig. Wozu auch sich ärgern? Man macht dadurch das Geschehene doch nicht ungeschehen; wartet man geduldig zu, so stellt sich in der Folge vielleicht doch das Richtige heraus, oder man erkennt wenigstens, daß im großen Ganzen alles seinen richtigen Platz hat und das Seinige zum gewünschten Ziele beiträgt.

Bruder Juniperus machte sich nun ans Suchen; ich aber weckte Bruder Medard, den Stationsschaffner, sowie P. Erasmus, den Superior, und beratschlagte, was unter den obwaltenden Umständen zu tun sei. Der einstimmige Beschluß war: „Wir müssen warten."

Es wurde 5 Uhr, bis Bruder Juniperus sein Rößlein fand; und bis wir nach Himmelberg zurückkamen, war es Mittag. Ich frage sofort nach dem Boten; er ist noch nicht da. „Lebt die Kranke noch, oder ist sie schon gestorben?" Niemand weiß es. Doch siehe, zehn Minuten später trifft der schwarze Bote ein, und ich mache mich sofort auf den Weg.

Eben reite ich im Schritt — der Bote war etwas zurückgeblieben — an einem Kraal vorbei. Das Gras war hier so üppig, daß es sich vollständig über den Fußpfad zusammenschloß und ich den Boden nicht sehen konnte. Da plötzlich ertönt hinter mir ein lautes Geschrei. Ich schaue um, und — o Schrecken! — durch das Grasgewölbe, daß ich mit meinem Pferde soeben passiert hatte, bohrt sich ein schwarzer Kopf! Fürwahr, wäre es der Kopf einer gehörnten Schlange gewesen, wie sie nach Aussage der Kaffern in diesen Gegenden vorkommen sollen, ich wäre nicht so erschrocken. Denn, was ich da vor mir, oder besser gesagt, hinter mir sah, war nicht der Kopf eines Drachen oder einer gehörnten Riesenschlange, sondern der eines kleinen Kaffernjungen, der unter dem schattigen Grasgewölbe sein Mittagsschläfchen gehalten hatte.

Der Junge mochte etwa drei Jahre alt sein und blickte ganz entsetzt nach mir und meinem Pferd, sodaß ich fürchtete, er möchte etwa durch den Tritt des Pferdes eine gefährliche Verletzung erlitten haben. „Was ist Dir geschehen?" rufe ich ihm zu. Meine Stimme bringt den Kleinen wieder zu sich; zugleich scheint ihm die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß es noch etwas Nützlicheres gebe, als zu schreien und zu weinen, denn plötzlich springt der kleine Wicht auf und rennt über Hals und Kopf davon. Nun, damit war meine Frage klar und deutlich genug beantwortet, und ich konnte getrost weiterreiten. Der in seinem Mittagsschläfchen gestörte Junge aber, der diesmal noch mit dem bloßen Schrecken davonkam, dürfte in Zukunft etwas vorsichtiger sein bei der Auswahl seiner Lagerstätte.

Wegen meiner Kranken beunruhigte ich mich nicht mehr. Ich war fest überzeugt, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden sei, obschon der Bote äußerte, wir würden sie wohl kaum mehr am Leben treffen. Und richtig, als ich endlich beim betr. Kraale ankam, fand ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Wie die Krankheit enden wird, weiß ich allerdings nicht, aber gegenwärtig ist keine Gefahr vorhanden. Die Kranke selbst hielt ihr Leiden für tötlich; es war mir dies insofern angenehm, daß ich mir nun keine Mühe zu geben brauchte, sie dahin zu bringen, sich auf den Tod bereit zu halten.

Es handelte sich hier um eine junge Person, die vor einigen Jahren in Todesgefahr getauft worden war, und die, wie das in solchen Fällen leider nur allzu oft geschieht, später, nachdem sie wieder gesund geworden war, sich wenig um die Taufe und die übernommenen Christenpflichten gekümmert hatte. Erst jetzt, da sie dem Tod ein zweitesmal ins Auge schaute, kam ihr alles wieder ins Bewußtsein. Ich unterrichtete sie, machte sie ungescheut auf ihre Treulosigkeit gegen Gott und ihren Leichtsinn in Sachen des Seelenheiles aufmerksam, und hörte dann ihre Beichte, die erste ihres Lebens. Hoffentlich war ihre diesmalige Bekehrung eine aufrichtige und andauernde. Allem Anscheine nach war sie jetzt in einer guten Verfassung, und ich trug ihren Angehörigen auf, mich sofort in Kenntnis zu setzen, falls sich ihr Zustand verschlimmern sollte. Dann ritt ich wieder heim.

Es verging eine Woche und darüber; ich erhielt keine Nachricht. Eines Tages treffe ich einen Verwandten der Kranken, denselben, der mir beim ersten Besuche als Führer gedient hatte. Ich erkundigte mich nach ihrem Befinden; die Antwort lautet: „Sie ist krank, schwer krank, verlangt sehr nach Unterricht usw." Ich verspreche, in zwei Tagen zu kommen, denn es war damals schon ziemlich spät, ich selbst sowohl, wie mein treues Rößlein, waren müde, und der betreffende Kraal liegt ganz abseits.

Am bestimmten Tage also mache ich mich wieder auf den Weg, finde aber zu meinem Erstaunen den Kraal der Kranken mit einem Hängeschloß abgesperrt. Kein Mensch, d. h. kein Erwachsener ist da, mir Auskunft zu erteilen; nur einige Kinder, die bei meinem Erscheinen die Flucht ergriffen hatten, standen in einiger Entfernung am Rande einer Kluft, bereit, darin zu verschwinden, falls es die persönliche Sicherheit ratsam erscheinen ließe.

Ich rufe ihnen zu und frage, ob nicht eine kranke Person hier sei? Die Kleinen erklären rundweg, daß sie weder hier, noch in der Nachbarschaft von einer Kranken irgend etwas wüßten. Ich stutze; — sollte ich etwa vor dem unrechten Kraale stehen? Möglich wäre es schon, denn die Gegend ist mir, dem Neuling, noch keineswegs hinreichend bekannt. Ich reite eine Strecke weiter, dem nächsten Hügel zu und halte Umschau; doch der Zweifel bleibt. Ich will zu dem erstgenannten Kraale zurück, doch die Kinder machen mir schon von Ferne Zeichen nach einer anderen Richtung hin, ungefähr nach dort, von wo ich gekommen. Ich folge ihrem Wink und sehe mich dann abermals um; vergebens, der gesuchte Kraal ist nirgends zu finden. Die Kinder haben mit ihrem

Zeichen offenbar nur den Zweck verfolgt, den gefürchteten Besucher fernzuhalten.

Je länger ich schaue, desto gewisser wird es mir, daß ich zuvor doch beim richtigen Kraal gewesen. Ich kehre ein zweitesmal dorthin zurück, allein die Kinder sind verschwunden und weigern sich, auf mein Rufen zu reagieren. — Jetzt reite ich nach der entgegengesetzten Richtung zu den nächstgelegenen Kraals und halte Nachfrage. Die Leute bestätigen mir, daß ich beim rechten Kraal gewesen und erklären, daß ihres Wissens die Kranke dort sein müsse. Ich reite ein drittesmal zurück. Die losen Kleinen aber, die, während ich auf der benachbarten Anhöhe mit den Leuten sprach, aus ihren Schlupfwinkeln herausgekrochen waren und zu mir herübersahen, waren, als ich zurückkam, abermals wie in den Boden versunken. Ich durfte suchen und rufen, solange ich wollte, ich erhielt keine Antwort, und es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder heimzureiten.

Auf dem Rückwege treffe ich den Vetter der Kranken wieder, der mir schon wiederholt „Auskunft" gegeben hatte. Ich frage ihn, ob das Mädchen vielleicht wieder gesund geworden sei. „Nein", beteuerte er, „sie ist krank, schwer krank." — „Wo ist sie denn gegenwärtig?" — „Nun, wo soll sie sein? Offenbar in ihrem alten Kraal, sonst nirgends." — — Da ließ sich Verschiedenes denken und sagen . . . .

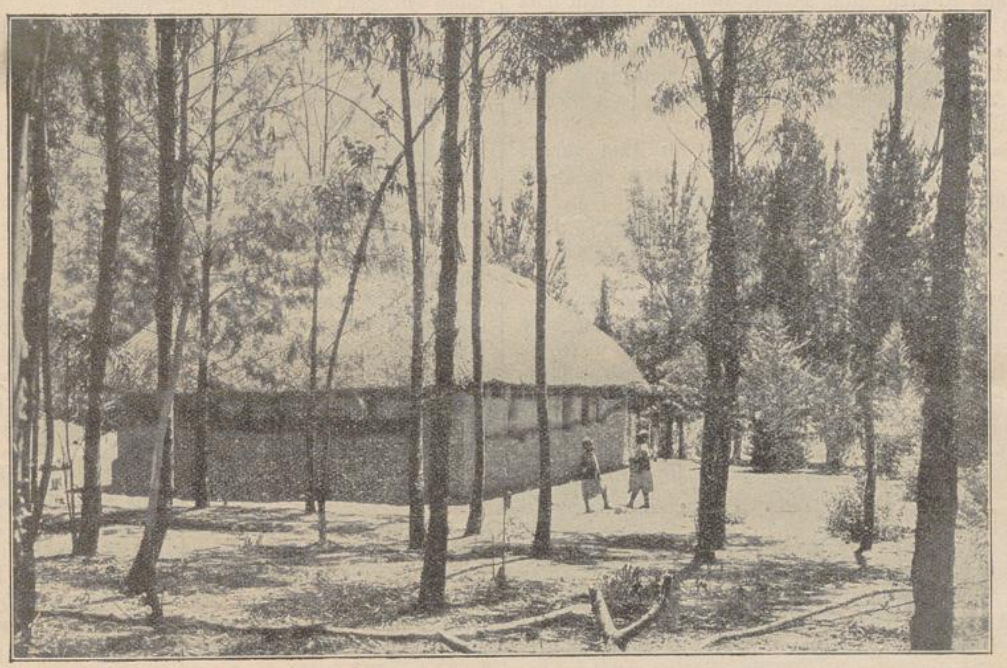
Drei Tage später schickte ich einen schwarzen Katecheten hin, um die Geschichte auszukundschaften. Das Resultat war: die nach Aussage der Kaffern totkranke Person hat den bisherigen Kraal verlassen und sich nach einem andern begegeben, der in einer schwer zugänglichen Schlucht liegt. (Der Katechet, ein gesunder Mann, war kaum imstande, dorthin zu kommen.) Der Hauptsache nach ist sie von ihrem Uebel genesen, doch kränkelt sie noch immer. Sie verließ den Kraal ohne Wissen der Kinder, darum konnten mir diese keinen Aufschluß geben. (Diese Behauptung kommt mir übrigens ganz unglaublich vor!) Das Mädchen bittet um Unterricht in der christlichen Religion usw. usw.

Schon gut, aber aus dem Loch muß sie heraus. Es ist ohnehin zeitraubend genug, solch' einzelne Personen in ihren Kraals zu unterrichten, doppelt schwierig aber, wenn sie in Schluchten wohnen, wo man kaum zu Fuß, geschweige denn auf einem Pferde hinkommen kann.

Um des hl. Glaubens willen.

Von Schw. M. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

Clairvaux. — Mpenduka, ein etwa zwanzigjähriges Kaffernmädchen, das früher die Missionsschule in Clairvaux besucht hatte, wurde von ihrem Vater gegen alles kaffrische Herkommen ohne den üblichen Kaufpreis und ohne Trauung einem heidnischen Manne beigegeben, der



Kapelle und zugleich Schule in Dumisa.

schon eine Frau hatte. In ihrem neuen Heime besuchte Mpenduka den Gottesdienst, den in Ermangelung eines Priesters ein schwarzer Katechet an drei Sonntagen im Monat abzuhalten pflegte. (Am vierten Sonntag kam der Priester persönlich.)

Da ihr jedoch der Mann den Besuch des christlichen Gottesdienstes verbot und sogar verlangte, daß sie sich nach heidnischer Art kleide, kehrte Mpenduka Mitte Juni 1910 nach Clairvaux zurück und bat um christlichen Unterricht und um die hl. Taufe. Der Unterricht wurde ihr mit Freuden gewährt, mit der Spendung der hl. Taufe wollte der P. Missionär noch warten.

Einige Tage darnach erschien auch ihr angeblicher Mann auf der Missionsstation und forderte die Rückkehr seines Weibes. Letztere aber war gegen alle seine Bitten und Schmeicheleien taub, sodaß er mit leeren Händen abziehen mußte. Auch die Drohung mit Anwendung heidnischer Zauberkünste, die der Mann in einem benachbarten Kraale, in dem er Einkehr genommen, fallen ließ, verfingen bei Mpenduka nicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sie blieb ihrem Vorsatze, Christin zu werden, treu, und überließ alles andere ruhig und gelassen der göttlichen Vorsehung.

Nach etwa einem Monate griff der eigene Vater Mpendukas in die Streitfrage ein. Er kam zur Missionsstation und verlangte mit seiner Tochter zu reden. Leider war unser Hochw. P. Superior gerade verreist. Ich hatte Mühe, Mpenduka zu bewegen, sich ihrem Vater zu zeigen. „Ich fürchte mich, zu ihm zu gehen," sagte sie, „ich weiß er will mich zwingen, zu dem heidnischen Manne zurückzukehren."

„Nein," entgegnete ich, „der Vater behauptet, die Mutter sei krank, und er wünscht, daß du heim kommst, sie zu pflegen."

„Meine Mutter ist allerdings oft kränklich, aber glaube mir, Inkosazana, dem Vater ist es keineswegs darum zu tun, daß ich der Mutter helfe; er will mich einfach zur Rückkehr zum Manne zwingen. Dazu aber kann ich mich um keinen Preis verstehen." Sie machte noch ein paar Einwendungen, redete aber schließlich doch mit ihrem Vater. Sie tat es namentlich uns Schwestern zuliebe, damit jener nicht glaube, wir hielten sein Mädchen versteckt.

Die Unterredung verlief, wie ich zum voraus wußte, resultatlos; doch tobte und polterte der Heide nicht, wie die Schwarzen in ähnlichen Fällen zu tun pflegen; er ging vielmehr gelassen seines Weges. Das fiel mir auf. Der Mann führte sicherlich etwas im Schilde; stille Wasser gründen tief! —

Es verstrich eine Woche, da kam vom englischen Gerichte, wo der Vater Beschwerde erhoben hatte, ein schwarzer Polizist, um unsere Mpenduka zur Gerichtsverhandlung mitzunehmen, die am nächsten Tage stattfinden sollte. Unser Hochw. P. Superior aber, der inzwischen zurückgekehrt war, ließ ihn wissen, es sei keineswegs nötig, daß das Mädchen von einem Polizeimanne zu Gericht geführt werde, er wolle sie vielmehr am nächsten Tage durch seinen schwarzen Lehrer dorthin bringen lassen.

Von Clairvaux bis Impendhle, dem Ort, wo das Gerichtsverfahren stattfinden sollte, sind drei gute Wegstunden, und von dort bis zur Heimat Mpendukas ist es eine Tagreise. Als das Mädchen am anderen Morgen in Begleitung des schwarzen Lehrers und ein paar verwandter Schulmädchen die Missionsstation verließ, beteuerte sie nochmals ihren festen Entschluß, nicht nach Hause zu gehen, sondern zu uns zurückzukehren. Doch es sollte anders kommen. Am Abend kamen der Lehrer und die Schulmädchen, welche Mpenduka begleitet hatten, traurigen Herzens allein zurück und berichteten uns folgendes:

„Der Richter fragte das Mädchen, weshalb sie nicht mit dem Vater gehe, die kranke Mutter zu pflegen. Mpenduka erwiderte, sie gehe nicht heim; die Krankheit der Mutter sei nur ein leerer Vorwand, in Wirklichkeit wolle sie der Vater einem heidnischen Manne übergeben. — Daraufhin warnte der Richter den Vater, solches zu tun und forderte Mpenduka auf, sich sofort an das Gericht zu wenden, falls man es dennoch versuchte, sie zu zwingen, mit einem Heiden zusammenzuleben. Doch das genügte dem Mädchen, das seine heidnische Umgebung nur allzugut kannte, nicht. Sie bat daher, man möge ihr gestatten, zur Missionsstation zurückzukehren, denn nach Hause gehe sie nicht, eher lasse sie sich vom Richter den Hals abschneiden. Der Richter dagegen meinte, sein Schutz verbürge ihr die nötige Sicherheit und hob die Sitzung auf.

Als der Lehrer und die Schulmädchen den Rückweg antraten und sich von Mpenduka verabschiedeten, wollte diese nichts von einer Trennung wissen, sondern ging vielmehr eine Strecke weit hinter ihnen her, bis ihr der heidnische Vater mit seinen Stöcken den Weg versperrte und sie zum Richter zurücktrieb mit dem Bemerken, daß sie sich weigere, mit ihm nach Hause zu gehen. Auf dieses hin wurde Mpenduka vom Richter eingesperrt.

Neun Tage war sie im Gefängnisse; dann aber wurde sie auf Veranlassung ihres Vaters entlassen und von dessen Bruder nach Hause gebracht. Kaum war sie daselbst angekommen, da erschien auch schon ihr angeblicher Mann und drang in den Vater, ihm seine Tochter zu geben. Dieser entschuldigte sich anfangs mit seiner Furcht vor dem englischen Gerichte, machte aber zuletzt die zweideutige Bemerkung, er solle selber zusehen, wie er das Mädchen bekomme. — Der ruchlose Mensch verstand den Wink und machte seine Pläne.

Kurz darauf besuchte Mpenduka ihre verheiratete Schwester Mechtildis. Auf dem Heimwege trat ihr mit vier anderen gleichgesinnten Brüdern ihr Mann entgegen und forderte sie auf, mit ihm zu gehen. Als sie sich dessen entschieden weigerte, fielen sie wie die Wölfe über die Aermste her und schleppten sie in die Hütte ihres Bruders, der gerade vom Hause abwesend war. Hier banden sie das wehrlose Mädchen mit Riemen an einen Pfosten, daß ihr die Arme hoch aufschwollen. Jener Unmensch aber riß ihr die Kleider vom Leibe, würgte sie, mißhandelte sie mit Faustschlägen und suchte ihr so, wenn auch vergebens, das Versprechen abzunötigen, mit ihm zusammenzuleben. Mpenduka glaubte schon, ihr letztes Stündchen sei gekommen. Leer und wirkungslos verhallten ihre Hilferufe, die man recht wohl im elterlichen Hause, das nicht weit davon entfernt war, hören konnte. Der Vater ließ sich nicht sehen, obschon ihn die Mutter energisch aufforderte, dem armen Mädchen zu Hilfe zu kommen, ein Beweis, daß er im Geheimen mit dem ruchlosen Plane einverstanden war.

Bis gegen Abend stand Mpenduka an der Martersäule. Da kam der Eigentümer des Kraales heim, band entsetzt das Mädchen los und führte es am nächsten Morgen zu seinem Vater. Dem wurde nun auch bange; denn Mund, Hals und Arme seines Kindes waren hoch aufgeschwollen. Was wird das englische Gericht zu dieser Mißhandlung sagen, um die er (der Vater), offenbar wußte und zu der er zum voraus seine geheime Zustimmung gegeben hatte? Er wollte daher dem drohenden Uebel zuvorkommen, nahm seine Tochter und führte sie persönlich zu Gericht.

Es kam zur Verhandlung. Die fünf ruchlosen Menschen behaupteten, sie hätten dies alles nur im Auftrage des Vaters des Mädchens getan. Da aber Mpenduka die Unschuld ihres Vaters beteuerte — er hatte sie auf dem Wege zu Gericht direkt um ihre Hilfe gebeten — wurde ihrer Aussage kein Glaube geschenkt. Jeder von ihnen wurde zu einer ziemlich hohen Geldstrafe und zu drei Monat Gefängnis verurteilt. Das Mädchen aber kehrte voll Freude zur Missionsstation zurück. Der Vater legte ihr kein Hindernis mehr in den Weg, denn er war froh, daß er mit der Hilfe seiner Tochter noch so leichten Kaufes aus der Klemme herausgekommen war.

Wer von unseren geehrten Lesern betet für die heldenmütige Mpenduka ein Ave Maria, daß sie ihren guten Vorsätzen treu bleibt und eine gute Christin wird? Gegenwärtig ist sie während der Schulferien zu Hause, um der Mutter bei der Feldarbeit zu helfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere Knaben.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 29. Dez. 1910. — Eigentlich kann man die auf unserer Missionsstation wohnenden Zöglinge nicht Knaben nennen, denn es sind fast ausnahmslos schon erwachsene, heiratsfähige Burschen. Ja, einige haben schon Weiber daheim; wir haben das erst nachträglich erfahren.

Nur einer unserer Zöglinge ist noch ein richtiger Knabe; er ist erst zwölf Jahre alt und wurde am letzten Weihnachtsfeste auf den Namen Anton getauft. Sein Vater, ein Witwer, will jetzt ebenfalls als Zögling hier eintreten und hat schon einige Mark als Kostgeld hinterlegt. So wird also der interessante Fall vorkommen, daß Vater und Sohn auf einer Schulbank, d. h. natürlich bei uns in Triashill auf dem Fußboden, sitzen und mit einander lernen, wobei überdies der Sohn dem Vater um ein Bedeutendes voraus sein wird.

Unserer großen Armut wegen war bis vor einem halben Jahre die Zahl der aufzunehmenden Kostschüler auf dreißig festgesetzt; nun aber wurde auf unser wiederholtes Bitten vom Obern in Mariannhill volle Freiheit gewährt. (Tagesschüler konnten wir natürlich vom Anfange an in beliebig hoher Zahl aufnehmen; da hieß es immer: je mehr, desto besser.) Gegenwärtig ist die Aufnahmsziffer der „Boarders", d. h. jener, die bei uns nicht bloß Unterricht, sondern auch volle Verpflegung genießen, auf sechzig gestiegen. Da jedoch hier, im Maschonaland, die Verhältnisse wesentlich anders sind, als in Natal und der Kapkolonie, so muß bei uns jeder Kostschüler für seinen Aufenthalt, den er auf drei Jahre ausdehnen kann, die Summe von drei Pfund Sterling oder sechzig Mark hinterlegen. Ueberdies muß er für Kleider und Wäsche selbst sorgen, erhält aber seine Schilfmatte, auf der er sich, in seine Decke gehüllt, nachts ausstrecken kann, sowie seine blecherne Schüssel, aus der er seine bescheidene Mahlzeit einnimmt. Die Kost ist jahraus jahrein fast immer gleich und besteht in einem steifen, rötlichen Brei, oder aus einer einheimischen Art kleiner Bohnen; zuweilen auch aus etwas Grünem, je nach der Jahreszeit. Wenn es hie und da Fleisch gibt, so ist das ein Leckerbissen. Findet eine größere Tauffeierlichkeit oder etwas Aehnliches statt, dann gibt es auch einheimisches Bier, das aus derselben Hirse bereitet ist, von der auch der genannte rötliche Brei, ihr tägliches Brot, herstammt.

Beschäftigung für die Jungen gibt es genug. Sie erhalten am Vormittag und Abend Unterricht in Religion, Englisch, Rechnen und Gesang, arbeiten des Mittags für uns, bald in Garten und Feld, bald bei Aufstellung neuer Gebäulichkeiten oder der Herstellung von Ziegeln usw. Alle unsere Zöglinge kommen von außerhalb der Farm, aus Gegenden, wo es protestantische Schulen in Menge gibt. Daß sie die katholische Religion, die hierzulande bis jetzt noch eine sehr bescheidene Stellung einnimmt, dennoch schon als die einzig wahre erkennen und allen anderen gegenüber bevorzugen, beweist schon der Umstand, daß sie mehr als 30 und mehr als 100 Mark, die sie bei anderen Religionsgesellschaften bereits als Eintrittsgeld bezahlt hatten, fahren ließen, um bei uns einzutreten.



Am Marterl.

Im allgemeinen ist mit unseren Burschen gut auskommen, jedenfalls viel besser, als mit vielen Sonntagsschülern in Europa. Diese schwarzen großen Burschen sind wirklich vielfach noch wie Kinder, haben deren gute und schlimme Eigenschaften. Eines Tages kamen sie und verlangten stürmisch Ferien, die Regenzeit sei nahe; sie konnten es gar nicht verstehen, als ich nicht sofort auf ihr Ansinnen einging. Ja, am nächsten Morgen dachten sie, es verstehe sich ganz von selbst, daß sie nun nach Hause, in die Schulferien, dürften. Kurz nach der hl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Messe standen sie alle reisebereit vor meiner Türe. Ich bedeutete ihnen nun, die Bestimmung der Ferienzeit könne nicht von ihnen ausgehen, sondern sei Sache des Obern. Zur rechten Zeit würde schon Vakanz gegeben, aber heute hätten sie alle miteinander schön dazubleiben.

Da gab's nun lange Gesichter; sie waren enttäuscht, begannen zu streiken und keiner ging in die Schule. — Nun machte ich aber Ernst und erklärte ihnen kurz und bündig, wenn sie nicht sofort in die Schule gingen, würde ich sie samt und sonders entlassen. Wer keinen Gehorsam leisten wolle, könne gehen; wir hätten keinen von ihnen nötig.

Das war nun allerdings eine gewagte Drohung — allein, sie gaben nach und wanderten gehorsam der Schule zu. Noch an demselben Abend, kurz nach dem gemeinsamen Abendgebet, hielt ich ihnen mit wenigen Worten ihr Unrecht vor. Sie hätten damit nicht so fast mich, als vielmehr den lieben Gott beleidigt, sie sollten ihre Tat bereuen und nie mehr wiederholen. Still und aufmerksam hörten sie mir zu, und ich sah es ihnen an, daß nicht ein bischen Trotz mehr in ihrem Herzen zurückblieb. Noch am späten Abend kam eine ganze Reihe von ihnen zu mir, um wieder „gutes Wetter" zu machen. Sie hatten allerlei Anliegen, hatten gar viel zu reden, baten sogar aus meinem Kruge Wasser trinken zu dürfen, kurz, sie taten, als wäre zwischen uns den ganzen Tag nicht das Geringste vorgefallen. Alles war wie vergessen, — gerade wie bei Kindern.

Groß ist der Lerneifer dieser Burschen, namentlich für Englisch; mußte mich schon oft darüber wundern. So marschierte ich z. B. eines Tages zur Katechese nach „St. Cassian", das 2½ Stunden von hier entfernt liegt. Ich hatte für den Burschen, der mich begleitete, ein englisches Buch mitgenommen. Während ich nun mein Gebet verrichtete, studierte mein schwarzer „Raphael" aus dem englischen Buche mit einem Eifer, daß ich nur so staunen mußte. Er nahm das Buch zur Hand, setzte sich am Rande des Weges nieder und begann mächtig zu studieren. Ich aber setzte meine Wanderung ruhig fort. Nachdem ich ein gutes Stück Weges vorangekommen war, stand er auf und begann im Galopp nachzurennen, bis er mich eingeholt hatte. Dann setzte er sich wieder zum Studium nieder, um mir nach einer Weile abermals nachzurennen. Ich weiß nicht, wie oft er dieses Manöver wiederholte. Als wir dem Ziele nahe gekommen waren, meinte er doch, er wolle jetzt aufhören, weil es ihn zu sehr anstrenge.

Unwillkürlich fragte ich mich: warum studiert denn der Junge so? Und ich konnte keinen genügenden Grund finden. Er hatte doch wahrlich kein Absolutorium und kein Staatsexamen vor sich! — Doch, Gott sei Dank, dieser Lerneifer ist ein ausgezeichnetes Mittel, um diesen Schwarzen auch die Wissenschaft unserer hl. Religion in möglichst gründlicher Weise beizubringen. Der hehren Himmelstochter Religion steht nichts würdiger zur Seite, als wahre Wissenschaft.



Triashiller Außenstation „St. Barbara".

Von den Annehmlichkeiten des Tropenlebens.

Es heißt, wer jemals in seinem Leben die Schönheit des Tropenhimmels geschaut, könne ihn in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen und leide an beständigem Heimweh darnach. Man spricht von der Herrlichkeit der Palmen und der tropischen Pflanzenwelt überhaupt, von ihrer Farbenpracht, dem würzigen Hauche ihrer Gärten und Felder, von der Pracht des südlichen Sternenhimmels und tausend anderen, höchst wundersamen und seltsamen Dingen. Doch diese schöne Medaille hat auch ihre Kehrseite.

Ich will da nicht reden von der sengenden afrikanischen Gluthitze, nicht vom Malariafieber, nicht von gefährlichen Raubtieren, giftigen Schlangen und wilden, räuberischen Volksstämmen, nein, ich will nur kurz erwähnen, wie peinlich und lästig oft die Vertreter der

Insektenwelt auftreten können. Es sei nur ein Fall erwähnt, der seinerzeit unserem Bruder Nivard in Rhodesia passierte. Doch lassen wir ihn selber reden; er schreibt:

„Auf Hartmannshill bei Salisbury gibt es eine Art Fliegen, die sich bei Nacht an den schlafenden Menschen heranschleichen, ihn, wo es ihnen gutdünkt, stechen, und sich dann wieder davonmachen. Auch ich wurde mit ihrem Besuche beehrt. Schon in Chishawasha, auf der bekannten Jesuitenfarm, verspürte ich an verschiedenen Stellen ein Stechen und Jucken, das von Tag zu Tag ärger wurde. Da und dort zeigte sich auf der Haut ein feuerroter Fleck von der Größe einer halben Mark, mit einem kleinen gelben Tüpfchen in der Mitte.

Die Entzündung wurde immer größer und schmerzlicher. Als wir eine Woche später am Machekefluß auf der Suche nach einer Farm — unserer heutigen Missionsstation Monte-Cassino — begriffen waren und nachts unser Quartier in der Blechhütte eines Storekeepers nehmen mußten, konnte ich nicht nur wegen der entsetzlichen Rattenplage kein Auge zudrücken, sondern auch wegen der bohrenden Schmerzen, die ich an den verschiedensten Stellen fühlte. Sogar das Gehen wurde mir zuletzt beschwerlich, und noch mehr das Aufstehen, wenn ich ein Viertelstündchen geruht hatte, und die roten Flecke wurden jetzt so groß wie ein alter Reichstaler. Es war, als ob abwechslungsweise, bald auf der einen Stelle, bald auf der anderen, jemand mit einer Nadel ganz bedächtig und langsam ins Fleisch hineinbohrte, nachließe und dann gehörig weiterbohrte; kurz, ich wußte nicht, wie ich mich legen und wenden sollte.

Als ich am Morgen — es war am hl. Karfreitag — während des Teekochens vor der Hütte saß, meinte ich es vor Schmerz nicht mehr länger aushalten zu können und wollte einmal gründlich nachsehen, wie denn die Sachen mit den roten Flecken und gelben Pünktchen stünden. Ich begann an einer Stelle kräftig zu drücken um eine Eiterentleerung zu bewirken, doch zu meinem Erstaunen steckte eine Art „Raupe" ihr schwarzes Köpfchen in Gottes freie Natur hinein. Rasch nehme ich nun aus meinem Universal-Taschenmesser eine Nadel und Pinzette heraus und verhelfe der munteren Gesellin vollends zum freien Eintritt ins goldene Leben. Nun ging es von einer Leidensstelle zur anderen und innerhalb einer Viertelstunde hatte ich eine Kollektion von neun der niedlichsten Dingerchen! Sie waren dicht behaart, vier Millimeter dick, 15 Millimeter lang und verfügten über ganz erstaunliche Beißwerkzeuge. Die Löcher, die sie mir in den Leib gebohrt hatten, waren wie mit einem Nagelbohrer ausgeführt und nun wußte ich, woher der bohrende und stechende Schmerz gekommen war. Die kleinen Antropophagen hatten in ihrem Kämmerlein offenbar für Frühstück, Mittag- und Abendessen selbst gesorgt und sich auf anderer Leute Kosten gütlich getan. —



Kindergruppe.

Nun war, gottlob, wieder Friede im Land! Ich fühlte mich ungemein erleichtert, als ich diese Menagerie nicht mehr im lebendigen Leib tragen und zu füttern brauchte, und die zierlichen, roten Flecken waren in Bälde auch wieder verschwunden."

Bruder Nivard in seinem unverwüstlichen Humor fügt bei: „Vorige Woche wurden eine kleine Stunde von Umtali entfernt drei Schwarze von Löwen zerrissen. Krokodile im Fluß, Sandflöhe in der Erde, Wurmfliegen und Moskitos in der Luft, während Wildschweine das Feld durchwühlen und Heuschreckenschwärme die Sonne verdunkeln. Es lebe Südafrika, es lebe das Land der Tropen! Wer sich da den Himmel nicht verdient, der ist wahrlich gar nicht wert, daß er hineinkommt!" —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Klemens Brentano.

(Fortsetzung.)

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumt, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: „Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kommt, so bitte sie, daß ich auch mitfliegen darf! Ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und mir die Truhe geöffnet, der wird mir auch Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann."

„Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist," sagte die Mutter, „aber wenn ich wieder einschliefe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben beim Vater, daß er nicht allein sei." — Da sagte ich zu ihr: „Ja, das will ich, liebe Mutter, so du bald wiederkehrest und mir etwas mitbringst." — Sie aber erwiderte: „Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird alles voll Herrlichkeit sein. Aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen und mußt auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr nachkommen werdet. Denn das Täublein wird bald kommen; mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag."

Da küßte ich die Mutter und sagte: „Ich will tun, liebe Mutter, wie du willst, und will dein gutes Elslein sein; will auch den Vater trösten, so gut ich kann." — Da küßte sie mich wieder mit den Worten: „Gott segne dich, mein liebes, gutes Elslein!" Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt. Da sprach ich:

„Hör', liebe Seel', wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blute rein,
Dann werd' ich glaubend schweben.

Du rufest mir, Wie arm ich bin,
Darf ich doch zu dir kommen.
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all' von mir genommen.

Sag', Herr, wird auch ein Nestlein sein
Für mich bei dir gefunden? —
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!" —

Mein Jesus, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben? —
„Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben." —

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben.
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben! —

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein vom Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: „Ruckuck". Sie tat es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin; aber heute hatte ich nicht den Mut, es zu tun und dachte: „Ach, da kommt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will! Doch ich will ihr den Abschied nicht schwer machen."

So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf und ging hinaus und kniete an dem Bächlein ins Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen; der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm; deren einer trug das hochwürdige Gut, und der andere das heilige Oel. Ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. — Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmels-



Ein in Kreuzform gewachsener Baum.

Dieser eigenartige Baum, wovon ein Abzweig die Form eines Kruzifix bildet, befindet sich im Garten des Pfarrers St. Paul lès Beauvais in Frankreich. Der Baum ist ca. 300 Jahre alt und stets im Besitz der Kirche gewesen, die natürlich diese Kreuzform nach Möglichkeit gepflegt hat.

taube ist schon da, welche die Mutter abholen will! Wir dürfen aber nicht gleich mit; ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit!" — Mein Vater verstand mich wohl und trat mit den Geistlichen in die Hütte; ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern.

Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihnen. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein; der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle. Er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter. Da erzählte ich ihm von der Taube und von allem.

Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte. Da lag meine Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bett und weinte. Als ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest,"

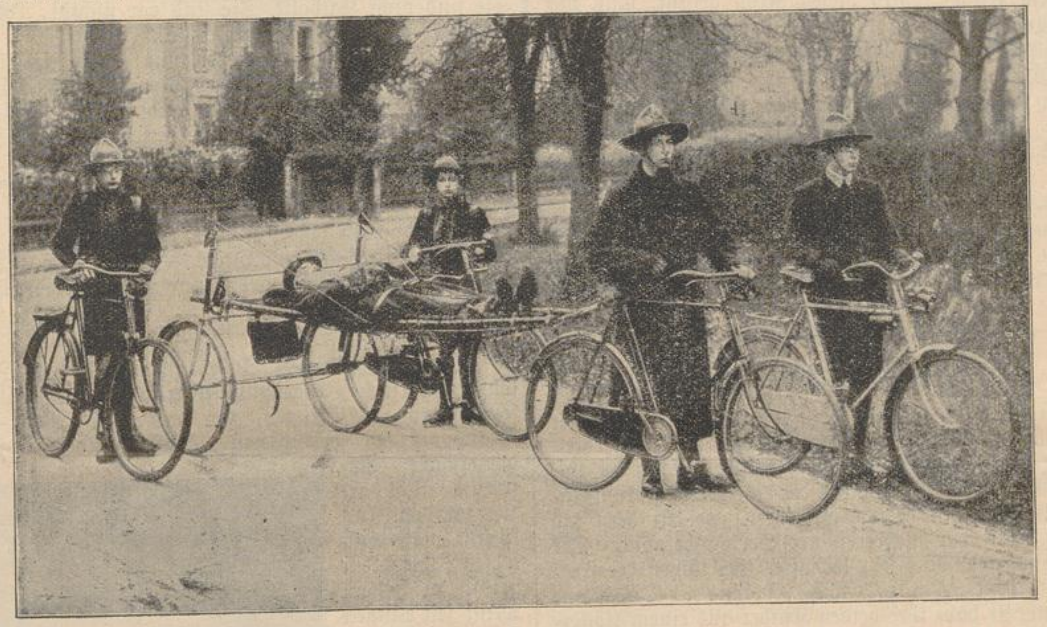
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, mein Kind! Tröste den Vater, bis ihr nachkommt. Elslein, ich fliege schon!" — Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb' Mutter!" und weinte laut.

Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein. Dem erzählte ich alles; und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie! Geleit' dich Gott, herzliebe Mutter!" — —

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum anderen Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. mit ihrem Sohne Johann zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen.

Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Türe sitzend in stillem Gespräch. Als der Diener seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arm den steilen Pfad herauftrug, stand er auf und trat beiseite. Mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Arm und herzte mich unter Tränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und tröstete ihn, so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm; und so sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine



Ein neuer Krankenwagen.

Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben und besorgte die Hirzentreu, als der Vater einen ganzen Tag im Kloster Arnstein blieb, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen.

Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie heimkehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und ihren älteren Sohn Johann mit. Beide waren beim Grafen von Nassau gewesen, der des Johann Taufpate war, und die Frau war ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch; und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählte, trug er großes Mitleiden mit meinem Vater und sprach: „Heute noch hat Graf Johann von Nassau bei Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen und seiner vor allen seinen Dienern in Ehren gedacht! Ich habe ihm auch versprechen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und er will ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein," sagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich selbst zu deinem Vater bringen! Es ist noch hoch am Tage, und mag er wohl des Trostes bedürfen!"

Da brachte mich der Ritter zur Hirzentreu, und Junker Jörg ging wieder mit. Die Edelfrau aber blieb erste Hausfrau samt dem Kindlein im Wochenbette gestorben; deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräch stand ich zwischen meines Vaters Knieen und Junker Jörg war neben seinem Vater, dem Laurenburger, und spiegelten wir uns in dessen blankem Brustharnisch und lachten, weil er, hohl geschliffen, unsere Gesichter auf mancherlei Weise entstellte.

Dann sagte der Vater mir ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube; aber die war ganz anders geworden. Wo das Bett gestanden, stand nun der Betschemel und das Altärlein; auch hing ein neues Muttergottesbild an der Wand und an demselben war der Mutter und des Vaters Brautkränzlein. Ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein; und war alles gar verändert. — Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leides desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenk der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus. Der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Bescheid tun. Auch sagte der Ritter: „Das ist ein köstlicher

Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte! Ihr habt ihn wohl aus meinem Klosterkeller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze; der schmeckt nach dem Krummstab."

Mein Vater lächelte und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken! Aber er hat auf einem milden Fasse gelegen; denn Eure liebe Frau Judith hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht; und wenn er Euch hier besser schmeckt als wie zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket!"

Da trank der Laurenburger noch einmal und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen! Das Faß, aus dem Frau Judith diesen Krug gefüllt, muß mir ebensogut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt!"

Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten; aber Ihr müßt mir dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken. Da fließet auch Gottes Segen darin!"

Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen. Ich aber ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

(Fortsetzung folgt.)

Was man erlebt, wenn man reist.

Ein Trierisches Blatt erzählt: Es war auf einer Reise zwischen Trier und Saarbrücken. Man unterhielt sich im Kreise der Herren, die im Kupee saßen, recht gut. Auf einer Zwischenstation, auf der eine Seitenstation einmündete, stieg eine Dame mit ihren zwei Kindern ins Kupee. Sie war mehreren der Herren bekannt. Die Begrüßung war eine sehr lebhafte. Es kamen die Fragen nach dem „Woher?" und „Wohin?". Die Dame erwiderte, sie habe ihre beiden Kinder aus einem klösterlichen Pensionat, wo sie zur Zeit seien, abgeholt. „Wie kann man nur in der heutigen fortgeschrittenen Zeit seine Kinder noch einem Kloster zur Erziehung übergeben?" — meinte der eine der Herren. „Ueber die Periode der mittelalterlichen Verdummung sollten wir doch alle hinaus sein. Klösterliche Institute sind ja samt und sonders nichts als Stätten bigotter Verdummung."

Ein peinliches Schweigen folgte auf diese durch nichts veranlaßte Aeußerung echt moderner Rücksichtslosigkeit; auch die apostrophierte Dame fand nicht gleich die richtige Antwort. Da griff einer der Herren, der israelitischen Glaubens war, in die Situation ein. „Sie gestatten mir, dem bei solchem Streit unbeteiligten Israeliten, wohl eine Bemerkung! Ich wundere mich darüber, daß Sie als Katholik über die Einrichtung Ihrer Kirche (und das sind die Klöster doch) sich in so absprechender Weise äußern. Ich muß gestehen, ich bin überrascht davon." — „Erlauben Sie gefälligst", war die Antwort, „Sie sagten vorhin ganz richtig, daß Sie als Israelit Unbeteiligter seien. Diese ganze Sache dürfte Sie also wohl nichts angehen."

„Gewiß bin ich Unbeteiligter. Aber wenn Sie hier, ohne von jemanden provoziert zu sein, in unserer Gegenwart solche Aeußerungen, die jene Dame verletzen müssen, tun, so darf ich, dessen Ohren das ja auch hören mußten, mir die Freiheit nehmen, Ihnen meine Verwunderung auszudrücken. Ich wiederhole es. Sie sind Katholik, und Sie haben in einer mir, dem Israeliten, unverständlichen Weise sich über eine Einrichtung Ihrer Religion, Ihrer Kirche hier im Eisenbahnkoupee ganz ohne Not in der abfälligsten und absprechendsten Weise geäußert. Ich gestehe Ihnen nochmals, daß ich der Israelit, es nicht begreife, wie man gegenüber seiner Religion so handeln kann." Der andere lachte verlegen und mit verlegenem Lachen meinte er: „Das ist doch merkwürdig! Das ist ja gerade, als ob die Rollen vertauscht wären, als ob Sie der Katholik und ich der Israelit wäre."

„Doch nicht," war die Antwort, „es sind keine Rollen vertauscht. Ich bin der Israelit und bleibe der Israelit, auch bei dem, was ich Ihnen zu sagen mir die Freiheit nahm. Sie aber, mein Herr, ich will es Ihnen sagen, Sie sind nicht Katholik, Sie sind gar nichts! Ich bin Israelit, aber Sie sind gar nichts!"

Damit endete die Unterhaltung; der israelitische Herr (er ist ein Trierer) hatte den stillen Beifall der anderen auf seiner Seite; jener andere fühlte das recht gut, und auf der nächsten Station zog er es vor, nach seinem Hut zu greifen und unter irgend einem Vorwande das Kupee zu verlassen. Er vertauschte es mit einem anderen.

So tatsächlich geschehen vor nicht allzulanger Zeit zwischen Saarbrücken und Trier. — Wenn doch nur alle gläubigen Christen so viel Courage im Leibe hätten, wie dieser Jude!

Schon seit vielen Jahren wurden von Fachleuten Versuche angestellt, Petroleum in haltbare feste Form zu bringen, um auf diese Weise den Transport zu erleichtern. Bisher aber konnten brauchbare Resultate nicht erzielt werden. Nun scheint man auch dieses Problem gelöst zu haben. Denn seit einigen Tagen erscheint festes Petroleum in der Form einer gallertartigen Masse auf dem englischen Markt. Es soll sich bereits sehr gut bewährt haben, da es nicht explosiv, außerordentlich leicht ist und viel weniger Raum beim Transport einnimmt, als das flüssige Petroleum.



Petroleum in fester Form.
Neuerdings ist es gelungen, Petroleum in fester Form herzustellen, wie es auf den englischen Markt kommt.

Raffiniert. Frau: „Ich schenke meinem Manne hundert Zigarren zum Geburtstag." — Nachbarin: „So? Was haben Sie denn dafür bezahlt?" — Frau: „Nichts! Schon seit einiger Zeit nehme ich ihm täglich eine oder zwei Zigarren aus der Kiste. Er hat nie etwas davon gemerkt. Und jetzt wird er sich über meine Aufmerksamkeit so freuen, daß er mir sicherlich auch mal was Hübsches mitbringt."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der ehrwürdige Diener Johann Gabriel Perboyre.

Diese fromme Priester und Missionär wurde im Jahre 1802 in einem kleinen Dörfchen Frankreichs geboren. Seine Eltern, einfache Landleute, erzogen ihn nur für Gott. Weil er die im Gotteshause gehörten Predigten so schön nacherzählen konnte, bestimmten ihn seine Eltern zum Priesterstande, wozu der brave Knabe selbst die größte Zuneigung hatte. Während seiner ganzen Studienzeit bewahrte er seine Taufunschuld, sodaß er mit den schönsten Tugenden geschmückt vor den Bischof hintreten konnte, um sich die hl. Priesterweihe erteilen zu lassen.

Schon längere Zeit hegte er das Verlangen, als Missionär nach China geschickt zu werden, um dort den Heiden das Wort Gottes zu verkünden. Sein Wunsch ward erfüllt; 33 Jahre alt reiste er nach China ab. Unter unzähligen Mühen und Gefahren war er nun damit beschäftigt, möglichst viele Seelen für den Himmel zu gewinnen durch Predigt, Gebet und sein eigenes gutes Beispiel. Durch die Betrachtung des Leidens Jesu wuchs seine Liebe zum Leiden und wurde sein Herz von dem Verlangen, ein Märtyrer zu werden, mächtig entzündet. Wunderbare Gnaden für seine Missionsarbeiten erhielt er durch seine Andacht zum allerheiligsten Sakramentes des Altares, zur allerseligsten Jungfrau Maria und zum hl. Joseph.

Zu letzterem Heiligen hatte er von Jugend auf die größte Verehrung und ein unbegrenztes Vertrauen. Namentlich bewunderte er an ihm seine Ergebung in Gottes heiligen Willen, seine Liebe zum Stillschweigen, zur Zurückgezogenheit und zum verborgenen Leben, und bemühte sich, diese Tugenden nach Kräften nachzuahmen. Wo er nur konnte, empfahl er die Andacht zum hl. Joseph auch andern.

Sein Vertrauen auf die Hilfe des hl. Joseph blieb nicht unbelohnt. Nachdem er fünf Jahre unermüdlich am Heile der Seelen gearbeitet hatte, wurde er ergriffen, in Ketten geworfen und vom Mandarin zum Tode verurteilt. Mit Freuden sah der große Missionär sein heißes Verlangen, ein Martyrer zu werden, erfüllt. Er wurde an ein Kreuz gebunden und von einem Schergen grausam erwürgt. Nach seinem Tode staunte jedermann über die übernatürliche Schönheit und Anmut, die über seinen ganzen Leib ausgegossen war. Der Mund war geschlossen, die Augen bescheiden gesenkt und die Gesichtsfarbe frisch, wie die eines Lebenden. Sein heiliger Tod erfolgte am 11. September 1840.

Eine wahre St. Josephs-Geschichte.

In den achtziger Jahren lebte in Tirol ein geistlicher Herr als Frühmesser, der den hl. Joseph außerordentlich in Ehren hielt und wahrhaft kindlich verehrte. Jeden Abend pflegte er nach dem Rosenkranz die Litanei vom hl. Joseph zu beten, und gab es irgendwo ein Anliegen oder eine schwere Not, so ermunterte er zur Verehrung und zum Vertrauen auf den hl. Joseph; drückte ihn aber selbst irgendwo etwas, so ließ er es sich nicht zweimal sagen: „Gehet zu Joseph!" Er hatte sich sogar den Namen Joseph zu seinem Taufnamen beigefügt und sich ihm ganz und gar geweiht.

Da entschloß er sich, um eine kleine Pfarrei anzuhalten und schickte an hoher geistlicher Stelle seine sehr guten Zeugnisse ein; auch empfahl er die ganze Angelegenheit dem hl. Joseph, wie es seine Gewohnheit war. Wirklich! — es wurde ihm die Pfarrei verliehen. Voll Freude machte er sich auf den Weg zur sogenannten „Brautschau", das heißt, seine neue ihm angetraute Pfarrei zu besichtigen. Aber, wie war er enttäuscht, als er zum erstenmal das Gotteshaus erblickte! Fast wäre er verunglückt, als er zur Tür eintrat; denn der hölzerne Fußboden zeigte gewaltige Gruben und Löcher. Und welch ein Anblick! Alles in vernachlässigtem Zustande; Schmutz und Staub, Elend und Armut schienen Kirchenpatron zu sein. Die Betstühle wackelten und drohten umzustürzen, wenn man es wagte, sich ihnen auch nur zu nähern. Die Altäre schienen mit Spinnengeweben an die Wand angehängt zu sein, die Heiligenstatuen voll Staub und Ruß, die Vergoldungen kaum mehr erkenntlich unter der Menge der Wachstropfen. Wehmütig blickte das altehrwürdige Muttergottesbild auf ihn nieder, als wollte es sagen: „Schau, in welch' armseliger Hütte ich wohnen muß!" An den Seitenwänden tropfte das Wasser herab, die Tünche derselben war unter dem Schimmel nicht mehr erkenntlich.

Jetzt tritt er in die Sakristei. O weh! Auch da sieht es bös aus! in allen Ecken und Enden Staub und Unrat; in Kästen und Schränken war der Boden ausgefault, und große Schwämme mit üblem Modergeruch wuchsen überall üppig heraus. Und erst die Paramente! Der Rauchmantel fadenscheinig, um nicht zu sagen, zerrissen und zerlumpt. Von den Meßkleidern sind nur eins oder zwei ganz, Kirchenwäsche ist fast gar keine vorhanden. Die Kelche sind abgenützt und schmutzig, die Leuchter mit Bändern zusammengebunden; durch die zerbrochenen Kirchenfenster fliegen die Schwalben ein und aus, das Dach ist schadhaft, so daß bei Regenwetter das Wasser inkleinen Bächlein durchs Gewölbe sickert usw.

Mit Grauen betritt er den Pfarrhof. An Einrichtungsgegenständen ist nichts da, als eine Bank, ein kleiner Tisch für die Küche und der Archivkasten; sonst nur die nackten, feuchten Wände. Der Ofen raucht, wenn man ihn heizt; wenn es regnet, fließt bei der hinteren Haustür das Regenwasser herein und bis in den Keller hinunter. — Horch! Da schlägt es vom Kirchturm 12 Uhr! Aber, was ist das für ein Ton? Das klingt ja wie eine durchlöcherte Küchenpfanne! Daß Gott erbarm, das geht noch ab; die große Glocke hat einen Sprung. Er fragt den Provisor: „Wie viel ist den Kirchenvermögen da?" „Fast nichts." „Sind die Leute in dieser Gemeinde wohlhabend?" „Sie sind alle sozusagen arm," lautete die Antwort. — Jetzt ließ der gute Herr den Kopf hängen und starrte in den Boden hinein, als überlegte er: „Soll ich meine Eingabe zurücknehmen, oder es doch versuchen mit Hilfe des hl. Joseph diese Pfarrei wieder herzustellen?"

Er ging durchs stille Tal hinaus und sah nicht, wie die goldene Sonne Berge und Fluren verklärte, er hörte nicht der Vöglein lieblichen Sang noch des munteren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Baches Rauschen; er war nur in den einen Gedanken vertieft, was er jetzt tun solle. Aber auch dieses Mal empfahl er sich seinem erprobten Ratgeber und Helfer, dem hl. Joseph. Mit diesen Gedanken legte er sich zur Ruh, und als ihn am anderen Morgen die Sonne begrüßte, war sein erster Gedanke: „Ich will es versuchen mit Hilfe des hl. Joseph." Und siehe da! sein Vertrauen ward nicht zu Schanden.

Am Bartholomäustage trat er in seiner Gemeinde ein. Sofort entwarf er einen Plan zu einer gründlichen Renovation der Kirche. In einer Predigt, in der man die Wärme seiner Worte fühlte, stellte er der Gemeinde den traurigen Zustand der Kirche vor Augen und bat sie, ihr Möglichstes beizutragen zur Renovation. Das erste war ein neuer Fußboden. „Es fehlen noch so und so viele Bretter", lautete von jetzt an gewöhnlich der Schluß der Sonntagspredigt. Die Bauern, obwohl selbst arm, brachten sie ihm gerne, denn sie sahen den Eifer und Fleiß des Hochw. Herrn, wie er selbst überall Hand an's Werk legte, nicht bloß als Maurer, Zimmermann, Tischler, Anstreicher und Maler, sondern auch als Paramentenschneider. Alte Meßkleider wurden zertrennt, die noch brauchbaren Stücke gewaschen, gefärbt und gebügelt und zu sogenannten „neuen" zusammengestellt, so daß sie wieder rein und ganz waren. Am Vorabend des St. Josephifestes legte der Herr Pfarrer alles, was noch an unbrauchbaren Paramenten in der Sakristei vorhanden war, auf den Altar des hl. Joseph, indem er wehmütig zu ihm aufblickend sagte: „Hl. Joseph, wir brauchen Besseres; bitte, sorge du dafür!" Er selbst aber blieb täglich, wohl oft über eine Stunde lang vor dem Allerheiligsten knieen und betete. So manche Leute gingen verwundert zum Josephi-Altar und untersuchten diese sprechenden Armuts-Zeugnisse, was sie zu bedeuten hätten. Da kam am Josephi-Tage eine herrliche Predigt über die Macht der Fürbitte dieses großen Heiligen, mit der Aufmunterung: „Gehet zu Joseph!" Zum Schlusse sagte er, er habe selbst mit gutem Beispiele vorangehen wollen und auch zum hl. Joseph seine Zuflucht genommen. Und siehe! Nach beendigtem Gottesdienste kamen viele Leute in den Pfarrhof, der eine spendete einen Gulden, der andere zwei, ein anderer zehn, und so ging es fort, bis eine hübsche Summe beisammen war. Im nächsten Jahr strahlte schon am Josephitage vom Hochaltar der neue Goldornat; aber auch die ganze Kirche war innerhalb vier Jahren innen und außen vollständig erneut. Der Fußboden war stets so weiß und blank, daß die Bauern sagten: „Man könnte darauf Knödel essen, ohne sich den Appetit zu verderben." Die ganze Kirche war so nett, sauber und freundlich, daß die Leute viel lieber und fleißiger zur Kirche und den hl. Sakramenten kamen, als früher. Und als die alte Leitnerin — sie war gerade beim Kühmelken, — die neuen Glocken ertönen hörte, mußte sie weinen vor Freude, es kam ihr vor, wie himmlischer Gesang. „Woher haben Sie denn soviel Geld, Herr Pfarrer, daß Sie das alles machen konnten?" fragte sie; und er antwortete: „„Das hat alles der hl. Joseph zuweg gebracht.

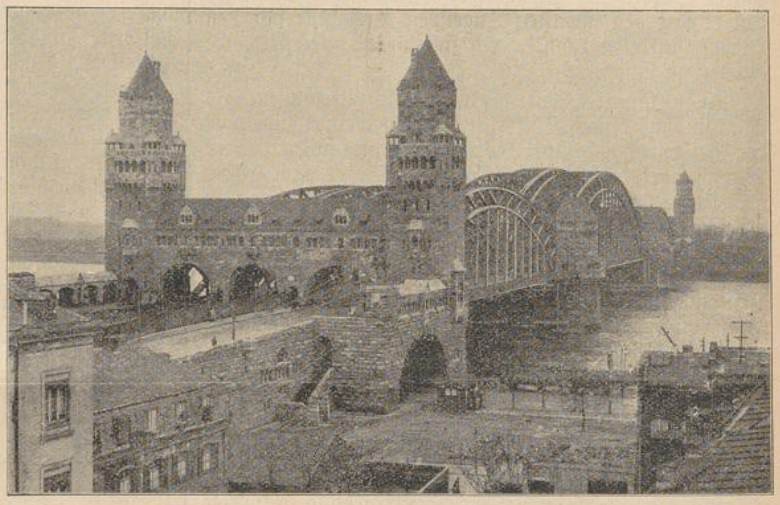
P. Virgil Waß, O. C.

Far-View.

Von Br. Maximilian Frühwirth, R. M. M.

Was bedeutet denn dieser kuriose Namen? Far-View (sprich: Far-Wiu) heißt auf deutsch: „Fern-Sicht" und ist seit Ende vorigen Jahres eine Filiale unserer Missionsstation Mariazell, wovon es in nordöstlicher Richtung etwa 25 engl. Meilen oder vier Reitstunden entfernt ist.

Woher der englische Name „Far-View"? Wäre nicht ein deutscher oder kaffrischer Name besser am Platze gewesen? — Nun, den Namen wählten nicht die Mariannhiller Missionäre, er wurde vielmehr der genannten Niederlassung von seinem Gründer, einem englischen Storekeeper gegeben und paßte recht gut für jenen Platz; genießt man doch von seinen stolzen Höhen aus weit in die Lande hinein eine herrliche Aussicht. Der erwähnte Engländer machte hier mit seinem Store (Kaufladen) gute Geschäfte, führte aus Bruchsteinen verschiedene massive Gebäude auf, legte Gärten und Waldungen an und gründete so in der afrikanischen Wildnis ein schönes, trautes Heim. Seine Nachfolger dagegen hatten weniger Glück oder Geschick; die Anlagen und Gärten kamen immer mehr in Verfall, das Gut selbst wanderte von einer Hand in die andere, bis es schließlich im Oktober 1910 von der Mariannhiller Mission käuflich erworben wurde. Möge es nun unter Gottes Segen neu aufblühen, und als Missionsstation eine wahre Segensquelle werden für die ganze, weite Umgegend!



Die neue Hohenzollernbrücke zu Köln am Rhein.

Die neue monumentale Brücke wird in nächster Zeit im Beisein des Kaisers feierlichst eingeweiht werden. Auf der Brücke selbst steht (links auf unserem Bilde) das Denkmal Kaiser Wilhelm II., das vor kurzem bereits enthüllt wurde. Die Brücke gewährt einen gewaltigen und architektonisch guten Eindruck, da sie eine mächtige Breite besitzt und durch ihre Torbogen auch eine prächtige Wirkung bietet.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen erlaube ich mir, unsere geehrten Leser und Leserinnen einzuladen, im Geiste an der schönen Eröffnungsfeier der dortigen Mission teilzunehmen, die unser Superior, der hochw. P. Canisius Pfingstmann, auf den 1. Januar 1911 festgesetzt hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am genannten Neujahrsmorgen hatte unser Stallmeister, der gute Bruder Andreas, vollauf zu tun, um die nötigen Pferde zu besorgen, denn die einen unserer Brüder und Schwestern fuhren auf zwei kleinen Wagen zum Feste, die anderen, zu welchen auch meine Wenigkeit gehörte, ritten zu Pferd. Ich bekam ein munteres, sammetschwarzes Rößlein mit weißer Blesse an der Stirn, das vorzüglich lief. Bruder Firmus, unser Stationsschaffner, nahm mit Bruder Andreas in einem sogenannten Spieter Platz, während ein zweites ähnliches Gefährt, in dem zwei Missionsschwestern fuhren, von einem Schwarzen kutschiert wurde. Die wackeren Pferde griffen mutig aus, und so ging es wie im Flug durch die frische Morgenluft dahin.

Etwa eine Stunde Wegs mochten wir zurückgelegt haben, als sich in dem Schwesternwägelchen plötzlich der sog. Reibnagel, der das Vordergestell zusammenhält, loslöste und verloren ging. Was nun? Man flocht an der schadhaften Stelle einen Riemen ein, allein damit konnte man höchstens schön langsam und bedächtig wieder nach Hause zurückfahren, nicht aber nach dem noch über zwanzig englische Meilen entfernten Far-View, zumal bei den schlechten Wegen, mit denen man hierzulande zu rechnen hat. Da gab's nun lange Gesichter. Besonders leid tat es uns um die arme Küchenschwester. Seit Jahr und Tag war sie hinter den heißen Töpfen und Kesseln in der dunstigen Küche gestanden, endlich hatte sie einmal einen freien Tag bekommen, an dem sie sich in der frischen Luft erholen und mitten unter dem schwarzen Völkchen an einer seltenen Feier teilnehmen konnte, — und nun war plötzlich mitten auf dem Weg der ganze schöne Plan zu Wasser geworden! — Da erwies sich als Helfer in der Not unser guter Bruder Stallmeister. In generöser Weise verzichtete er auf die Teilnahme am schönen Feste, überließ seinen Platz auf dem ersten Spieter der Küchenschwester und trat gelassen den Rückweg nach Mariazell an.

Nach diesem kleinen Zwischenfall ging es wieder flott voran über Berg und Tal, durch grüne Maisfelder und saftige Wiesengründe mit mancherlei Herden von Rindern, Ziegen, Schafen und Pferden; denn wir standen gerade mitten im Hochsommer, und die schreckliche Seuche der Zeckenpest, die unter den Rindern so verheerend auftritt, ist gottlob noch nicht hierher gedrungen, obschon sie übrigens die Grenze zwischen Natal und der Kapkolonie bereits überschritten hat. Bald stießen wir auch auf Gruppen buntgekleideter Burschen und Kaffernmädchen. Sie kamen wie aus einem Verstecke aus ihren Hütten heraus, die zum Teil mitten zwischen kolossale Felsblöcke hineingebaut sind, so daß man auf die Ferne Hütte und Berg kaum unterscheiden kann. Unter fröhlichem Singen und Jauchzen wanderte das junge Volk dem Festplatz zu.

Inzwischen war die frische Morgenkühle einem heißen Sommertage gewichen. Gegen 9 Uhr brannte die afrikanische Sonne schon so unbarmherzig auf uns herab, daß mich die Augen empfindlich schmerzten und ich die Schutzbrille aufsetzen mußte. Die Pferde waren in Schweiß gebadet, und so fragte ich den Bruder Firmus, ob wir nicht bald am Ziele wären? Er wies nach einem kleinen Wäldchen, das in mäßiger Entfernung auf der gegenüber liegenden Höhe zu sehen war. In einem halben Stündchen waren wir dort.

Das war also „Far-View". Fürwahr, ein herrliches Plätzchen, wie geschaffen für eine Mission! Denn rings herum wohnen in der Lokation, d. h. in dem von der Regierung den Schwarzen reservierten Land, eine Menge Kaffern. Wohlgemut zogen wir auf der schönen Straße, die auf beiden Seiten mit schlanken, turmhohen Eukalyptusbäumen bepflanzt ist, in unsere neue Station ein. Wir fanden ein solides, mit einer Veranda umgebenes Wohnhaus, einen Garten, ein Wäldchen, einen Teich usw. Waren die verschiedenen Anlagen auch etwas in Verfall, so entmutigte uns das keineswegs; denn diesem Uebelstande kann von fleißigen Brüder- und Schwesterhänden bald abgeholfen werden. Außer dem Wohnhaus fanden wir ein zweites geräumiges Gebäude, das nun als Kirche dienen soll; ein drittes wird in Bälde zu einer Schule umgewandelt werden.



Das Railophone,
eine Erfindung, um von einem fahrenden Zuge aus telephonieren zu können.

P. Superior war schon in voller Tätigkeit; denn an jenem Tage wurden 20 Personen getauft und 40 ins Katechumenat aufgenommen. Gegen 10 Uhr kamen die hohen Festgäste an, nämlich Herr Barry, der Magistrat von Mount-Fletcher, mit seiner Frau und den beiden Töchtern, und Dr. Ricono, ein Italiener von Geburt, nebst einigen andern. Dr. Ricono,, Distriktsarzt vom benachbarten englischen Flecken Mount-Fletcher, ist nebst seiner Familie Katholik, während die übrigen der Mehrzahl nach zur anglikanischen Hochkirche gehören. Von den Schwarzen aber war eine Unmasse Volkes, wohl 1300—1500, zugegen. Da gab es Basutos, Pondos und Zulus in den buntesten Kleidern und mannigfachsten Trachten; denn die einen waren schon europäisch gekleidet, während die anderen noch ihre Wolldecken mit dem bekannten Perlenschmucke trugen.

Um 11 Uhr erschien P. Superior, mit den kirchlichen Paramenten angetan und die schwarzen Ministranten

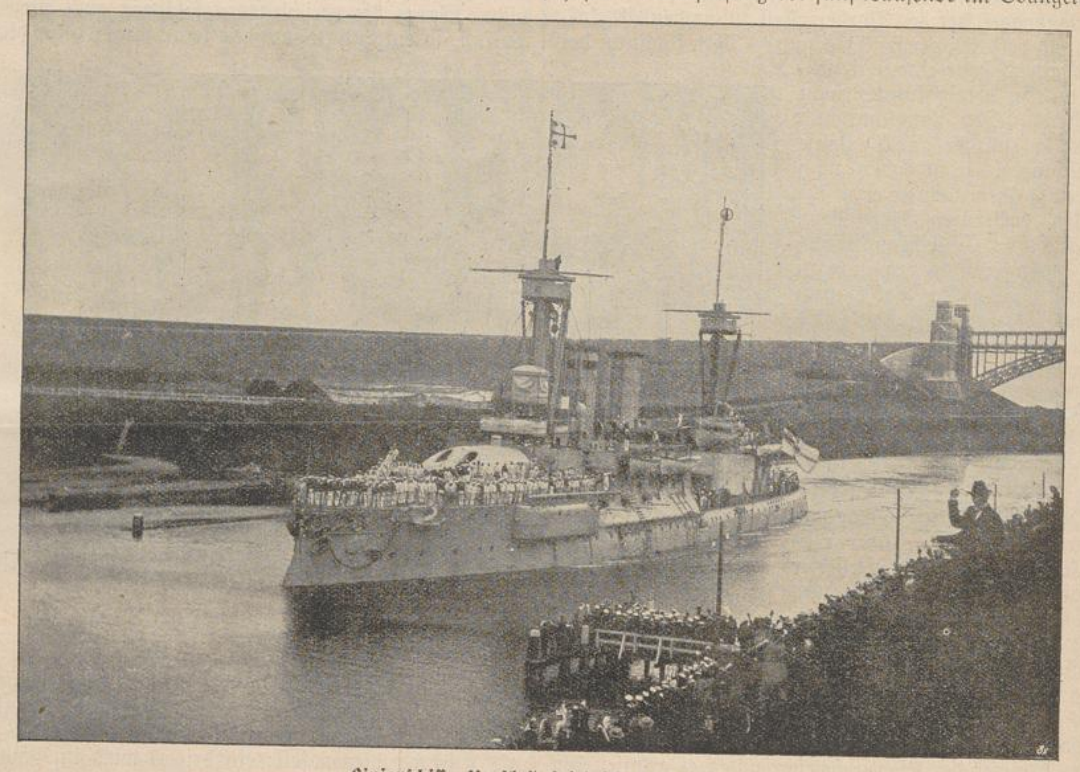
an der Seite, vor der verschlossenen Kirchentüre und richtete in Englisch eine kurze Ansprache an den Magistrat und die übrigen Gäste, worin er seiner Freude über deren Anwesenheit Ausdruck gab und zuletzt den Magistrat ersüchte, persönlich die Kirche zu öffnen. Letzterer nahm hierauf ebenfalls das Wort und betonte, mit welcher Freude er der Einladung zum heutigen schönen Fest nachgekommen sei. Er sei stolz auf die Ehre, die man ihm erwiesen, er wisse recht wohl, wie viel Gutes die Mariannhiller Missionäre den schwarzen Eingebornen schon erwiesen hätten. Noch nie habe er in seinem Distrikt eine solche Menge Volkes beisammen gesehen und er hoffe, daß Far-View ein Zentralpunkt sein werde für die Schule und die Mission. Obschon nicht unseres Glaubens, wolle er uns doch jederzeit behilflich sein, soweit es nur in seiner Machtbefugnis stände.

P. Superior überreichte ihm nun auf einem Teller die Kirchenschlüssel. Der Magistrat nahm sie huldvoll entgegen und schloß persönlich die Türe auf mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Amen." Es war ein ergreifender Augenblick. Ich selbst dachte mir, als nun das Volk massenhaft in das neue Missionskirchlein sich hineindrängte: „Sieh', wie schön ist das! Der Vertreter der weltlichen Macht hat dem schwarzen Volke der hiesigen Mission die äußeren Tore geöffnet, der Priester und Missionär aber wird im Namen der Kirche all denen, die guten Willens sind, die g e i s t i g e n Tore öffnen und wird sie durch das Wort Gottes und die Spendung der hl. Sakramente einführen in das wahre Haus Gottes, den Himmel und seine Herrlichkeit!" —

Es folgte die hl. Messe, wobei auch die hohen Gäste geduldig bis zum Ende ausharrten, obschon die Kirche ganz vollgepfropft war, und eine enorme Hitze herrschte.

Nach der Messe hielt P. Superior noch eine zweite Ansprache an das Volk, worin er die Feier des Tages erklärte und alle aufforderte, regelmäßig dem sonntägigen Gottesdienste beizuwohnen. Solange kein eigener Priester für Far-View zur Verfügung steht, wird allerdings nur jeden zweiten Sonntag daselbst eine heilige Messe gelesen werden, an den übrigen Sonntagen müssen sich die Leute mit einer von Bruder Johannes gehaltenen Katechese begnügen.

Nach einer kleinen Pause war sakramentaler Segen, dann folgte ein bescheidenes Mittagsmahl. Die Weißen —, 26 an der Zahl, — setzten sich, obschon aus Welt- und Ordensleuten gemischt, an den gemeinsamen Tisch, die Schwarzen aber lagerten zu vielen Hunderten draußen im kühlen Gras und erinnerten mich lebhaft an die Speisung der fünf Tausende im Evangelium.



Linienschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm".

Nachmittags um 4 Uhr brach alles wieder auf, und mit Einbruch der Nacht befand ich mich wieder im trauten Mariazell. — Zum Schlusse habe ich nur e i n e n Wunsch, daß nämlich der liebe Gott Arbeiter in seinen Weinberg schicke. Unsere Priester und Katecheten sehen sich längst außer Stande, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, und dabei wächst das Missionsgebiet beinahe von Tag zu Tag. Besonders willkommen wären uns fromme, seeleneifrige Priester! Welch' schönes, segensreiches Arbeitsfeld stände ihnen hier offen!

Ich denke dabei namentlich an mein teures Vaterland O e s t e r r e i c h, das nur durch verhältnismäßig wenige Priester in unserer Mission vertreten ist. Würde jedes seiner 14 Kronländer nur je e i n e n Missionspriester stellen, welch' hochwillkommener Zuwachs würde das für uns sein! Wohl gibt es dahier der Opfer und Entbehrungen viel, auch mannigfache Enttäuschungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bleiben nicht aus, allein all das wiegt das beseligende Bewußtsein auf, auch nur eine einzige unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen zu haben. Welch' eine Ehre, welch' ein Glück, den Heiden das Evangelium verkünden zu dürfen! O Oesterreich, mein liebes, teures Vaterland, schicke uns recht viele glaubensstarke und opferwillige Missionäre! Es wird dir zum Segen sein fürs eigene Land, denn Hunderte und Tausende in weiter Ferne werden als besten Entgelt den reichsten Himmelssegen auf dich herabflehen!

Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr.

Es fällt wohl manchem unserer geehrten Leser auf, wenn wir alljährlich schon so frühe unsere Wünsche äußern für's kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Vertretungen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden.

Womit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Kattunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungswert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des „Vergißmeinnicht" angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!"

St. Paul, 20. Mai 1911.

Die Redaktion.

Magnificat.

Dort gingen sie, die Hohen, Edlen,
Maria und Elisabeth,
Wo auf dem Hügel einsam friedlich
Das Landgut Zacharias steht.

Die letzte Biegung ist genommen
Und gastlich öffnet sich das Haus — —
Hier noch ein Gruß und leuchtend strahlet
Maria ihre Liebe aus.

Sie hüllt Elisabeth in Wonnen
Und jen' erstaunt, weiß was ihr frommt;
„Woher," spricht sie, „woher der Segen,
Daß Gottes Mutter zu mir kommt." — — —

Es weben Harfen in den Himmeln
Noch nie gehörte Weisen süß,
Die erste Vesper wird gesungen
Von Engeln jetzt im Paradies.

Maria kreuzet sich die Hände
Vor ihrer Brust in heilgem Drang;
„Magnificat" nun singt sie selig
Der Demut und der Liebe Sang.

Stuttgart. F. Hermanutz.

Vor dem Heiland.

Wie ich den Heiland vor mir sehe,
Den Marterkranz ums Dulderhaupt,
Aus zahllos Wunden sich verblutend,
Da wußte ich, was ich geraubt.

Sein göttlich Herz, im Tod gebrochen,
Verzehrend sich in Lieb und Huld,
Dies Flammenherz, vom Speer durchstochen,
Ließ mich erkenen meine Schuld.

Voll Sündenelend sink ich nieder. —
Wie mild sein Blick nun auf mir ruht,
Der Wunden Male weiter bluten,
Entströmt dem Aug 'ne Tränenflut.

„Nicht sollst du fürder um mich leiden,
Mein Herz, — nimm's hin, der Treue Pfand,
Soll stets in Lieb nur dir erglühen." —
Er reichte lächelnd mir die Hand. C. Sch.

Das Railephone.

(Siehe Bild S. 163.)

Das erste Railophon ist soeben öffentlich probiert worden und die erste Installation auf der Strecke nach Stratfort on Avon wurde durch Marie Corelli eröffnet. Mit Hilfe dieses Railophons kann man während der Fahrt des Zuges telephonieren. Der Bürgermeister von Stratfort on Avon war auf dem Zuge und sprach nach einer Station auf der Strecke, an welcher der Erfinder, Herr von Cramer, plaziert war. Die neue Erfindung ist ein kolossaler Erfolg und wird bald auf allen Strecken in England eingeführt werden. Ein Draht ist nach dem Geleise gelegt und mittelst Magnetismus wird die Verbindung hergestellt. Der Apparat ist mit einem Rahmen verbunden, welcher unter dem Boden des Wagens befestigt ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Studentenkonvikt Aloysianum Lohr a. M.

(Bayern).

Im Jahre 1911 wurde zu Lohr a. M. für katholische Gymnasiasten das Studentenkonvikt Aloysianum errichtet. (Solche, welche Lust und Beruf haben, sich später den Missionen zu widmen, haben Aussicht, von einer Missionsgesellschaft unter gewissen Bedingungen Stipendien zu erhalten.)

Einrichtung des Konviktes.

Das Institutsgebäude ist ein Neubau mit Garten und Spielplätzen, im Süden der Stadt (an der Rodenbacherstraße) frei gelegen, zirka 20 Minuten vom Hauptbahnhof entfernt, 10 Minuten vom Stadtbahnhof. (NB. Jede Fahrkarte nach Lohr a. M. berechtigt zur Weiterfahrt vom Hauptbahnhof nach dem Stadtbahnhof.)

Das Konvikt enthält 1 Hauskapelle, mehrere große Studier- und Schlafsäle, Waschräume, 1 Speisesaal, Rekreationssäle, Musik- und Unterrichtszimmer, Krankenzimmer, Sprechzimmer, Badeanlage, sowie die Wohnungen für Vorstände, Schwestern und Personal. Das Institut ist ferner versehen mit Wasserheizung (auch für die Schlafsäle und Waschräume), elektrischer Beleuchtung, sowie Wasserleitung.

Aufgabe des Konviktes.

Das Konvikt setzt sich zur Aufgabe: 1. Die Verpflegung der Zöglinge des Konviktes; 2. die Förderung ihrer Studien; 3. ihre Erziehung.

1. Die Verpflegung sorgt für gesunde Entwicklung der Zöglinge durch die allen ministeriellen Vorschriften entsprechenden Konvikträume, durch eine kräftige, reichlich bemessene Verköstigung, durch entsprechende Erholung im Garten und auf den Spielplätzen, durch Bäder (Voll- und Brausebäder) im Sommer und Winter, durch Turnen und Schwimmen, Spaziergänge und Ausflüge.

Erkrankten Zöglingen steht die Hilfe durch den Hausarzt, Arznei, Warte und Pflege im Konvikt auf Kosten des Instituts zur Verfügung. In schweren Krankheitsfällen werden die Eltern oder deren Stellvertreter sofort benachrichtigt.

2. Ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten die Zöglinge an der örtlichen höheren Bildungsanstalt. In ihren häuslichen Arbeiten werden die Zöglinge sorgfältig überwacht, in ihren Fortschritten genau kontrolliert und zu Fleiß und Strebsamkeit ermuntert.

Zöglinge, die dessen bedürftig sind, werden Nachhilfsunterricht im Konvikt erhalten. Darüber entscheidet der Direktor im Einvernehmen mit den Leitern der von den Zöglingen besuchten Anstalten.

Die Zöglinge haben Gelegenheit zur Teilnahme an den sog. Wahlfächern (Englisch, Italienisch, Hebräisch, Stenographie). Die Entscheidung über Zeit und Umfang dieser Beteiligung steht dem Direktor zu.

Der englischen Konversation wird im Konvikt eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

3. Die Erziehung der Zöglinge ruht auf katholischer Grundlage. Sie setzt sich als Aufgabe die Bildung eines religiös-sittlichen Charakters in jedem Zögling und die Anleitung zu einem wohlanständigen Auftreten.

Das Konvikt sucht nach Möglichkeit die Familienerziehung zu ersetzen, indem die Vorgesetzten der Individualität der Zöglinge Rechnung tragen und bestrebt sind, die zielbewußte Festigkeit des väterlichen Willens mit der Sorgfalt mütterlicher Güte zu verbinden.

Die Lebensweise der Zöglinge im Konvikt ist durch eine eigene Haus- und Disziplinarordnung geregelt.

Um Fehler und Verirrungen zu verhüten, unterstehen die Zöglinge ständig der Ueberwachung und demgemäß auch der Disziplinargewalt des Direktors und der ihm beigegebenen Präfekten (oder Assistenten).

Aufnahmebedingungen.

Aufnahme in das Aloysianum finden nur katholische Studierende, welche in eine Klasse des humanistischen Gymnasiums einzutreten berechtigt sind, sei es, daß sie dafür den Nachweis durch Zeugnisse eines anderen Gymnasiums oder durch eine bestandene Zulassungsprüfung für eine bestimmte Klasse des Lohrer Gymnasiums beibringen. Dabei wird körperliche Gesundheit, die erforderliche Begabung, Unverdorbenheit der Sitten und guter Fortgang vorausgesetzt.

Wer in die erste (unterste) Klasse aufgenommen werden will, muß das 10. Jahr vollendet haben oder in dem laufenden Jahre noch vollenden, darf aber das 12. Lebensjahr nicht überschritten haben.

Die Aufnahmegesuche sind alljährlich nach Ostern bis spätestens zum 15. August an das Direktorat des Aloysianum Lohr a. M. zu stilisieren und daselbst einzureichen. Zu belegen sind die Gesuche: 1. mit dem Taufzeugnisse, 2. den gesetzlichen Impfscheinen, 3. mit einem ärztlichen Gesundheitszeugnisse, 4. mit sämtlichen Studienzeugnissen oder dem jüngsten Zeugnisse der Volksschule (bzw. des Privatlehrers). — Der Erfolg der Gesuche wird vor Ende August den Eltern mitgeteilt, insofern er nicht noch von einer für ein späteres Datum angesetzten, erst noch zu bestehenden Gymnasial-Prüfung abhängig sein wird. (Das Schuljahr beginnt in Bayern Mitte September, abweichend von anderen Staaten Deutschlands, woselbst es nach Ostern anfängt.)

Jeder aufgenommene Zögling hat wenigstens folgende, mit der ihm zugewiesenen Eigentumsnummer versehene Gegenstände in gutem Zustande mitzubringen:

1. 3 Röcke, Beinkleider und Westen,
2. 1. Ueberrock,
3. 3 Halsbinden,
4. 6 lange Hemden,
5. 12 Krägen,
6. 6 Unterbeinkleider,
7. 12 Paar Socken,
8. 12 Taschentücher,
9. 3 Paar Schuhe,
10. 1 Paar Hausschuhe,
11. Kamm, Waschschwamm, Zahn- und Haarbürste,
12. 1 Kleider- und Schuhbürste,
13. 1 Paar Handschuhe,
14. 1 Regenschirm,
15. 1 Badehose.

Die Zöglinge tragen Schirmmützen, mit deren Anschaffung jedoch ein Anstaltsdiener beauftragt wird.

Die Besorgung der Wäschereinigung übernimmt das Institut ohne besondere Vergütung.

Pension.

Das Pensionsgeld beträgt 500 *M* jährlich.

Davon sind zu zahlen am ersten Tage des Schuljahres 250 *M*, am ersten Tage nach den Weihnachts- bzw. Osterferien je 125 *M*. Gesuche um Stipendien für die eingangs Genannten werden durch den Geschäftsführer der Konviktgesellschaft Lohr (Würzburg, Reibeltsgasse 10) vermittelt. Geldsendungen des Pensionsbetrages können erfolgen durch Postscheckkonto 194, Nürnberg.

Für den Ankauf der gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände der Zöglinge (Bücher, Schreibmaterialien usw.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind zum Beginn des Schuljahres in die Konviktskasse 50 *M*, nach den Osterferien 10 *M* einzuzahlen. Jedem Zögling wird darüber am Schlusse des Semesters eine Privatrechnung ausgehändigt. Die Zöglinge haben nach dem Eintritt jedesmaliger Rückkehr aus den Ferien alle ihr Bargeld im Institut abzugeben, um sämtliche Privatausgaben während des Aufenthaltes im Konvikt einer Kontrolle zu unterbreiten.

Die Verköstigung der Zöglinge ist folgendermaßen geordnet:

1. Frühstück: Milch oder Kaffee mit Brot, dazu ein Weißbrot für die Vormittagspause.
2. Mittagessen: Suppe, Fleisch (Braten) mit Beilage, an Abstinenztagen werden Fastenspeisen gegeben. An einigen hohen Festtagen erhalten die Zöglinge ein ihrem Alter entsprechendes Glas Wein.
3. Vesperzeit: Brot mit Beigabe.
4. Abendessen: Suppe, 1 Fleischspeise mit Beilage, oder eine Mehlspeise.
5. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage nach dem Spaziergange erhält der Zögling je nach dem Alter ¼—½ Liter Bier. Sonst ist Wasser das Getränk. Im Interesse der Gesundheit wie der Disziplin der Zöglinge ist es untersagt, Eßwaren oder Getränke in das Institut zu bringen oder kommen zu lassen.

Notwendige Dienstleistungen werden von den Zöglingen selber besorgt.

Austritt.

Die Zöglinge können mit Genehmigung der Eltern oder Vormünder jederzeit aus dem Konvikt austreten.

Erfolgt der Austritt während des Schuljahres, so ist er zwei Monate vorher anzumelden; erfolgt er am Ende des Schuljahres, so ist spätestens bis zum 1. Juli Anzeige zu erstatten.

Wird diese Anzeige unterlassen oder nicht rechtzeitig erstattet, so ist eine Konventionalstrafe von 80 *M* in die Konviktkasse zu leisten.

Anmeldung und Erklärung des Austritts nimmt der Direktor nur schriftlich entgegen.

Eine Rückvergütung des Pensionsgeldes findet nicht statt.

Entlassung.

Die Dimission vom Gymnasium hat die Entlassung aus dem Konvikt zur unmittelbaren Folge.

Schwere Vergehen gegen die Religion, die Sittlichkeit, den Gehorsam, die Disziplin, ziehen sofortige Entlassung aus dem Institute nach sich.

Ebenso kann ein Zögling entlassen werden, wenn er auf dreimalige Verhängung einer schweren Strafe oder auf die Androhung der Entlassung hin keine Besserung gezeigt hat.

Humoristisches.

Hans: „Dein Vater muß aber ein schlechter Mensch sein. Er ist Schuhmacher und läßt dich in so schlechten Schuhen herumlaufen.“

Max: „Dein Vater ist auch nicht besser. Ist Zahnarzt, und dabei hat dein Schwesterchen nur einen einzigen Zahn.“

Briefkasten.

A. s. B. s. Sendung erhalten. Vergelts Gott!

K. Brief mit Marken angekommen.

Landau, Pfalz. Angekommen und besorgt.

Arbeiterinnenheim Müllerhof. Vergelts Gott für die Gabe aus dem Negerkästchen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Herchbach, Münstermaifeld, Gellep, Gladbeck, Büscheim, Sögel, Aachen, Borbeck, Eicherscheid, Holthausen, Bäsweiler, Krefeld, Kray, Fretter, Arth, Widnau, Burgdorf, Bürglen, Zuzwil, Langnau, Bonndorf, Schafdorn, Saaralben, Lochweiler, Gutmeigen, Hub, Klingen, Schiltigheim, Pocking, Wallersberg, Ringingen, Oberseebach, Offenburg, Radolfzell, Limbach, Roggenburg, Wemding, Augsburg, Nebelschütz, Säffolsheim 2mal, Drachselsried, Erfurt, Bahl, Müllerhof, Sondernau, Gilching, Haslach, Götzingen, Stuttgart, Unterstürmig, Bubesheim, Münchberg, Hochheim, Volkertshausen, Surburg.

Danksagungen

gingen ein aus: Lochweiler, Berlin, Limbach. Innigen Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für glückliche Operation, Familie B. in L.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Heiden i. W., Bochum, Hauset, Oldenburg, Münstermaifeld, Gladbeck, Bonn, Sögel, Oberwalbert, Köln, Epe, Brand b. M.-Indersdorf, Breslau, Bad Kudowa, Bußwil, Wil, Sarnen, Wohlen, Rieden, Sirnach, Sempach, Oberägeri, Zürich, Bonningen, München, Augsburg, Oberammergau, Denkingen, Rißmannsdorf, Oberviechtach, Müllerhof, Blieskastel, Kirchdorf. Verschiedene Anliegen der Wohltäter in Amerika.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Edward Reiter, Hudson, Kansas. Anna Brinkmann, Petersburg, Nebr. Katharina Graf, Otto und Kunigunda Popp, Cincinnati, Ohio. Helena Ruebhausen, Albany, N.-Y. Gertrude Dorothy Beck, Rochester, N.-Y. Maria Baumert, Austin, Texas. Fred Schuetz, Herndon, Kans. Josef Maier, Wallerstein. Ferdinand Wingenfeld, Setzelbach. Wwe. Göller, Spahl. Wwe. Grieshaber, Ueberauchen. Ludwig Gschwendner, Oberstdorf. Euph. Braig, Unterendersbach. Jul. Bisinger, Aalen. Gg. Härtl, Langenbruck. Barbara Rupprecht, Neuzirkendorf. Philipp Olkus, Marlach. Marg. Arnold, Rimpar. Gallus Finzel, Bamberg. Daniel Flaig, Tennenbronn. Franz Sales Matt, Oberhof. Christina Mappes, München. Mathilde Braun, Würzburg. Andreas Becker, Oberwürzbach. Michael Teutsch, Schifferstadt. Schw. M. Herberta, Lichtenfels. Dr. Burkart, Pfr., Ottersweier. Cäzilie Krafft, Habsheim. Frau Thr. Heimes, Wenholthausen. Peter Burg, Wasserliesch. Pfarrer Mehrmann, Herbern. Anna Lang, Hellingen. Quirin Esser, Birkesdorf. Joh. Jos. Müllejans, Eschweiler. Franz Weiß, Koblenz. H. Brochmann, Ederen. Anna Gertr. Niemann, Langförden. Wilhelm Lützenkirchen, Dericum. Johann Michael Thönnissen, Winnerath. Agnes Walraf, Groß-Büllesheim. Wwe. Köpp, Emmerich. Frau Florentine, Benhausen. Wwe. Karolina Thomann, Lutten. Adelheid Wimmer, Brand. Elise Düpmann, Clarholz. Franz Disch, Feuerscheid. Michael Haslinger und Josef Ekter, Apfeldorf. Theres Walter, München. Therese Balk, Waldmünchen. Sophie Hirsch und Marie Müller, Feldkirchen. Vinzenz Wolfrum, Matzersreuth. Apollonia Ulsamer, Theilheim. Elisabetha Engert, Barbara Waltz, Schiltigheim. Franziska Laimer, Landau a. J. Frau Halder, Wengen. Jakob Barth und Salomea Schott, Lochweiler. Josef Anzengruber, Reischach. Karl Blum, Assamstadt. Maria und Marianna Leberle, Hörbach. Kreszenz Schmid, Ringingen. Jakob Dick, Maierhöfen. Theresia Wirtenberger, Neutraufburg. Agatha Gut, Rothenbach. Amalia Hopp, geb. Günter, Freiburg. Frau Rektor Tobias, Bielschowitz. Anna Görlich, Breslau. Anna Afinger, Bernau. Josefa Frank, Wald. Elise Prenitzer, Passau. Michael Müller, Somborn. Josef Schneider, Traunwalchen. Georg Huber, Kleinarmschlag. Otto Hall, Columbus. Ruppert Bruttel, Detroit. M. Rosa Riedener, Eggersried. Heinrich Kappeli, Merenschwand. Herr Schmid, Oberlinsbach. Elise Bauer Steckborn. Ratsherr Karl Furrer, Attinghausen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Soeben erschienen:

Mariannhiller Missions- Kalender pro 1912.

Unser Kalender hat sich heuer so zeitig der Presse entwinden können, daß er schon jetzt in fertigem Putz bereit steht, um an die Türen all' derer, denen er bisher ein willkommener Gast war, anzuklopfen und um Einlaß zu bitten. Er möchte aber noch weitere Bekanntschaften machen, und bittet darum seine alten Freunde um gütige Empfehlung und Einführung.

Zur besonderen Zierde gereicht ihm ein überaus schönes **Farbenbild.** Es stellt eine schwarze Christengemeinde der Mariannhiller Mission dar, welche eben dem hl. Meßopfer beiwohnt. In einem darüber befindlichen Lichtkreis sehen wir eine sterbende Mutter. Ihr größter Trost auf dem Sterbebette ist ihr Sohn, der im fernen Afrika als Missionär tätig ist, derselbe, der hier am Altare steht. Der Priester, welcher der Sterbenden beisteht, weiß das, und spricht daher, auf den Celebranten weisend, das tröstliche Wort: **„Mutter, siehe da deinen Sohn!"** *)

Auch sonst ist der Kalender, welche heuer denselben klaren und deutlichen Druck aufweist, wie das Vergißmeinnicht, mit mehr als 50 Bildern (darunter 10 Vollbilder) reich illustriert. Dem bunten Bilderschmuck entspricht der Text. Es seien von den zahlreichen, höchst interessanten Erzählungen und Berichten aus dem Missionsleben nur folgende erwähnt:

Erinnerungen an Dunbrody,
Kaffrische Heiratsgesetze,
Die kaffrische Schwiegermutter,
Altheidnische Kafferngebräuche,
Das Kind im Heidentume,
Aus meinem Tagebuche,
Gerettet aus höchster Not,
Mark Twain in Natal,
Eine Hexenverbrennung,
Aus dem Leben eines bayer. Chevauxlegers,
Er schielt,
Vergeßt der armen Seelen nicht.
Wenn Insekten größer wären,
Die Wunder der Zahl,
Ein Geiser am Rhein,
Edelmut eines Sträflings,
Das südafrikanische Pferd,
Der kleine Zeitungsträger,
Das unerhörte Kunststück,
Volksverein für das kath. Deutschland,
Entstehung des Bockbiers,
Der Engel des Wohltuns,
Herstellung des Geldes,
Und die Treue ist doch kein leerer Wahn,
usw. usw.

Der Kalender ist von den Beförderern unserer Mission, sowie von den im „Vergißmeinnicht" angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 0.50 M., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Einzeln per Post zugesandt für Deutschland 0.60 M., für Oesterreich 70 Heller, für die Schweiz 70 cts.

*) Siehe Bild Seite 147. Das Farbenbild kann auch in **Großformat** 49×58½ cm um den Preis von 50 Pfg. von unsern Prokuraturen bezogen werden und bildet den schönsten Zimmerschmuck eines jeden Missionsfreundes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 8.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Eine Schüssel Maisbrei gefällig?

Köln a. Rh.
August 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Schön wie der Mond!

Hohes Lied 9.

Wie strahlt am Himmel hehr und rein,
Macht hell die dunkle Nacht,
Der schöne Mond mit gold'nem Schein,
Umkränzt von Sternenpracht!

Dem Wand'rer ist ein Freund so traut,
Ein Heimatgruß sein Licht,
Dem Erdenmüden, der es schaut,
Es winkt: „Verzage nicht!"

Sein Zauberglanz mein Auge bannt,
Es zieht sein klarer Blick
Den Geist hinauf ins bess're Land,
Spricht mir von Heil und Glück.

Du Mond, mit deinem milden Glanz,
Bist mir ein schwaches Bild
Der Jungfrau mit dem Sternenkranz,
Der Gottesmutter mild.

Denn schaut mein Geist zu ihr hinauf,
In Lebensnacht und Schmerz,
Da geht der Hoffnung Stern mir auf,
Kehrt Friede in mein Herz.

Maria, himmlisch hehr und rein,
So schön und wunderbar,
Sie, ew'ger Sonne Wiederschein,
Der Welt das Licht gebar.

Ihr Zauberglanz die Herzen bannt,
Sie bringt uns Heil und Glück,
Und führt das Kind an Mutterhand
Zur Heimat dort zurück!

E. H.

Die ersten Tage in „St. Paul".

Von P. Dominikus, R. M. M.

Es war Samstag, den 6. Mai l. J., also an einem Muttergottestage, der zugleich dem Andenken an das Martyrium Johannis des Evangelisten geweiht ist, da schnürte auch ich meinen Bündel und wanderte von Köln, in dessen Mauern ich seit Wochen ein so gastliches Heim gefunden, hinüber nach unserm neuen Missionshause „St. Paul". In meiner Begleitung war Fr. Edmund, der erst wenige Tage zuvor von Südafrika gekommen, und Br. Rustikus. Die Fahrt ging über Neuß, Crefeld und Kempen; von da benützten wir die Geldernsche, über Straelen nach Kevelaer führende schmalspurige Kreisbahn bis Walbeck.

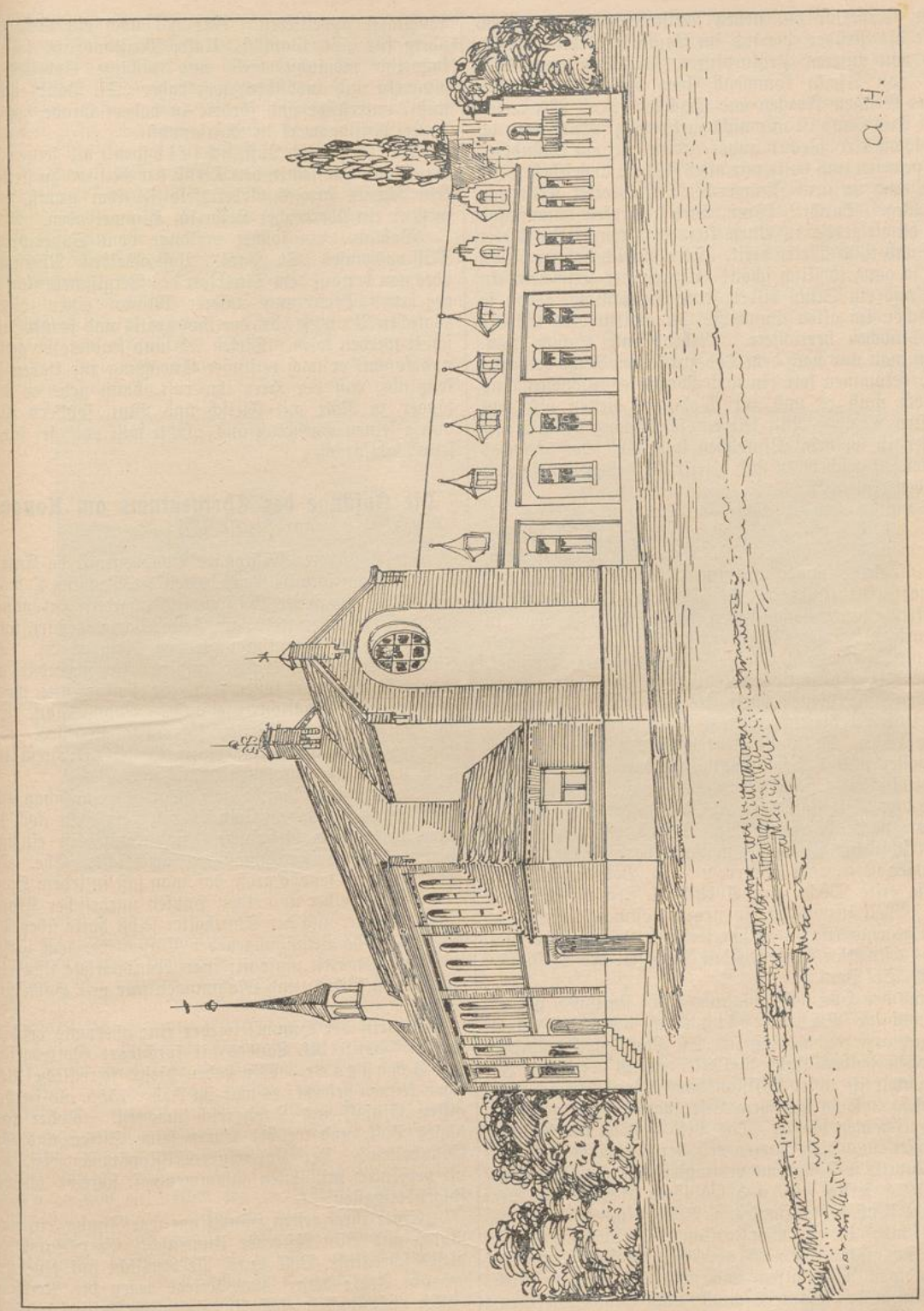
Hier begrüßte uns mit hellem Zuruf unser Missionsprokurator, der Hochw. P. Notker, der im Dezember 1910 das Missionshaus angekauft und während der letzten Tage für die neuen Ankömmlinge mit vielem Eifer und Fleiß wohnlich eingerichtet hatte. Nebenan stand ein großes, zweispänniges Gefährt, auf dem im Notfall 10—12 Personen Platz hatten. Der Wagen ist ein Geschenk des vormaligen Besitzers von Klein-Vink („St. Paul") und leistet uns vortreffliche Dienste. Als Kutscher aber fungierte unser wackerer Br. Servulus, der ebenfalls erst zwei Tage zuvor mit dem Hochw. P. Superior und drei anderen Brüdern von Mariannhill eingetroffen war. Da gab's nun ein fröhliches Wiedersehen, Grüßen und Händedrücken! Waren wir doch in Südafrika über zwei Jahrzehnte hindurch in Freud und Leid beisammen gewesen.

Rasch lud man die mitgebrachten Effekten, ein halbes Dutzend Koffer, Kisten und Pakete auf den elegant gebauten, goldgelb angestrichenen Wagen, wir stiegen auf, und in munterem Trabe ging es nun der holländischen Grenze zu. Die Strecke von Walbeck nach „St. Paul" geht man sonst in einer kleinen Stunde zu Fuß; des Gepäckes wegen machten wir einen beträchtlichen Umweg über Arcen, hatten aber dafür den Vorteil einer bequemen Landstraße. Die ganze Gegend ist eben und flach wie ein Stubenboden und durch zahllose kleine Gräben und Wasserläufe markiert. Kommt einmal dazwischen ein mit dichtem Heidekraut überwachsener Sandhügel zum Vorschein, so gilt er hier schon als „Berg". Für geziemende Abwechslung sorgen übrigens die zahlreichen Wälder, meist Pinien, Eichen, Buchen und Birken, die wohlgepflegten Wiesen und Felder, sowie die schmucken, oft weit auseinander liegenden Gehöfte, sodaß der Gesamteindruck ein recht günstiger ist.

Nach kurzer Fahrt waren wir an der Grenze und standen nun dem holländischen Zollamt gegenüber. Da hieß es Halt machen und den Forderungen des Staates genügen. Unsere Versicherung, wir hätten nur „gebruikte Zaaken" (gebrauchte Sachen), fand bei dem gestrengen Herrn nur halben Glauben. Wenigstens ein Blechkoffer mußte herunter und im Zollamt geöffnet und untersucht werden. Man tat's; der Zollbeamte wühlte etwas in dem geheimnisvollen Inhalte herum, gab sich aber bald zufrieden und ließ uns alle miteinander in Gnaden passieren.

Wir kamen nach Arcen; es ist das ein großes holländisches Dorf mit ungefähr 1500 Einwohnern, einer prächtigen gothischen Kirche und schmucken, recht proper gehaltenen Häusern. Von allen Enden und Ecken tauchten neugierige Gesichter auf, denn alles wollte die fremden Missionäre sehen, die soeben aus dem fernen Afrika gekommen. Wir grüßten und wurden auf's freundlichste wieder gegrüßt.

Auch der Himmel sandte uns seinen Gruß; denn unerwartet schnell zogen sich, eben als wir durch Arcen hindurchfuhren, dunkle Wolken zusammen, und ehe wir uns versahen, ging ein tüchtiger Regenguß nieder, gegen den unsere Schirme nur wenig schützten. Um die Sache noch kräftiger zu machen, gesellten sich zum Regen auch prasselnde Hagelschlossen. Doch all das vermochte uns den guten Humor nicht zu verderben, im Gegenteil, wir nahmen diesen Segen von oben als eine gute Vorbedeutung und dachten, es sei unsere „Taufe" zu einem glücklichen Einstand in „St. Paul".



Missionshaus „St. Paul".

Geraume Zeit ging es auf der prächtigen, rechts und links mit großen Buchenbäumen geschmückten Chaussee, die seinerzeit Napoleon I. erbaute und die von Paris nach Nijmwegen führt, in flotter Fahrt voran. Das Gewitter hatte sich ebenso schnell, wie es gekommen, wieder verzogen und mildem Sonnenschein Platz gemacht. Plötzlich bogen wir in einen schmalen Seitenweg nach rechts ein, und ein paar Minuten darauf hielten wir — vor „St. Paul".

Hier kam uns sofort der Hochw. P. Isembard Leyen-

decker, Superior des neuen Missionshauses, entgegen, sowie die Brüder, die sich im Laufe der letzten Woche, teils von unseren Prokuraturen Würzburg und Köln, teils von Afrika kommend, hier versammelt hatten. Neues Grüßen, Fragen und Erzählen! . . . Wir treten ein. Das Haus ist mir nicht mehr ganz fremd, denn ich war schon vier Wochen zuvor einmal auf ein Stündchen hier gewesen und hatte mir alles flüchtig angesehen. Ich frage nach meinem Zimmerchen. P. Notker weist mir den Weg. Durch 2 Türen, über 5 Stufen hinauf und drei hinab geht's in einen kleinen Raum, 3,80 Meter lang und 2,90 Meter breit. Hier bin ich daheim! Da ist's ja ganz idyllisch schön! Ein kleines Tischchen, ein Bett und ein Stuhl bilden seine Einrichtung, genau so wie schon im alten Bund die Sunamitin dem Elisäus ein Stübchen herrichtete. Mehr braucht's auch nicht. Wenn man uns nach dem Tod zur letzten Ruhe bestatten wird, bekommen wir ein noch schmaleres Plätzchen, und dennoch muß es uns zur Wohnung dienen bis zum jüngsten Tag. — Bin seitdem schon ganz heimisch geworden in meinem Winkelchen und hab' schon manches Artikelchen geschrieben und gefeilt für's Vergißmeinnicht und den Kalender.

Sonntag, den 7. Mai, am Schutzfest des hl. Joseph, gab es in „St. Paul" schon drei hl. Messen und eine „Festpredigt". Das Kapellchen ist zwar klein, ein einfaches Zimmer mit einem einzigen Fenster, oder vielmehr einer Glastüre, doch war es, dank der Freigebigkeit einiger hochherzigen Wohltäter, wie schon in der vorigen Nummer des Vergißmeinnicht erwähnt, mit dem zur Feier der hl. Messe Notwendigsten eingerichtet. Kleine Kreuzwegstationen, ein paar Gipsfiguren und Heiligenbilder dienen darin als besonderer „Schmuck". Anwesend bei diesem ersten Sonntagsgottesdienste in „St. Paul" waren 18 Personen, nämlich 3 Priester und 1 Priesteramtskandidat, 9 Brüder und 5 Postulanten. Doch zogen drei derselben wieder in Bälde von „St. Paul" ab: P. Notker, der Missionsprokurator, nach Würzburg, Br. Nivard, unser Architekt, der verschiedene Pläne für unabweisbare Neubauten zu entwerfen hatte, nach Bayern, und Br. Valentin, der nur für die erste Woche hier Aushilfe leisten mußte, nach Köln. Weil inzwischen ein neuer Postulant eintraf, so bilden gegenwärtig — ich schreibe diese Zeilen Ende Mai 1911 — sechzehn Personen das Personal des Missionshauses „St. Paul".

Nach der Hochmesse, die um 9 Uhr stattfand, gab es eine wichtige Bauratssitzung, denn, wie schon mehrfach angedeutet, muß in „St. Paul" noch während des ersten halben Jahres allerlei gebaut werden. In Wirklichkeit ist unser Missionshaus keineswegs so groß und schön, wie es manchem Leser nach dem beigefügten Bilde erscheinen dürfte. Das Bild ist nach den Plänen gezeichnet, und diese harren erst der Ausführung. Die neue Kapelle soll übrigens vertragsmäßig schon bis Ende Juli 1911 fertig sein, und bis Ende August auch der geplante Umbau des Hauses, z. B. die Umwandlung des Pferdestalles in ein Refektorium, des Dachraumes in einen Schlafsaal usw.; ob aber die ebenfalls dringend notwendigen Werkstätten und neuen Stallungen noch vor Beginn des Winters unter Dach kommen werden, ist fraglich.

Die Anforderungen, welche durch all' diese Bauten an unser bescheidenes Missionshaus gestellt werden, sind groß und übersteigen weit unsere Mittel. Man zeihe uns daher nicht der Unbescheidenheit, wenn wir immer wieder an die Opferwilligkeit unserer geehrten Leser und Wohltäter appellieren. Wer hat noch ein Scherflein übrig für „St. Paul"? Unser Missionshaus soll bekanntlich möglichst viele und tüchtige Arbeitskräfte sammeln und ausbilden; wer daher „St. Paul" unterstützt, unterstützt und fördert in hohem Grade das gesamte Missionswerk in Mariannhill.

Wer hat endlich Lust, sich selbst mit all' seinen Talenten und Kräften in den Dienst der Mission zu stellen? Ein schönes großes Arbeitsfeld ist ihm gewiß, nicht minder ein überreicher Lohn im Himmel oben.

Wohlan, ein solcher verlange vom Superior des Missionshauses „St. Paul", Post Walbeck, Rheinland, oder von der auf dem Titelblatt des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretung unserer Mission einen diesbezüglichen Prospekt, der ihm gratis und franko zugeschickt werden wird. Diesen lese und studiere er genau, und kommt er nach reiflicher Erwägung zur klaren Erkenntnis, daß der Herr ihn ruft, dann gehe er nicht länger zu Rate mit Fleisch und Blut, sondern führe mutig seinen Entschluß aus. „Gott will es!" sei fortan sein Wahlspruch.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Die Kapuziner-Missionäre Bonaventura de Carriglia und Francisco de Veas hatten die Provinz Ovando als ihr spezielles Missionsfeld zugeteilt bekommen. Am 8. September 1649, am Feste Maria Geburt, langten sie in der Hauptstadt gleichen Namens an. Der Collunto oder Statthalter empfing sie scheinbar mit großer Freude, wies ihnen aber eine elende Hütte, worin es an jeder Bequemlichkeit fehlte, als Wohnung an. Erst am späten Abend erhielten sie etwas zu essen. Die Mahlzeit bestand aus etwas in Wasser gekochtem Gemüse und einer gebratenen Maus.

Die Provinz Ovando galt zwar als eine schon zum Christentum bekehrte, allein überall herrschten noch die alten heidnischen Gebräuche, und kaum ein einziger Mann lebte in rechtmäßiger christlicher Ehe. Die Sittenlosigkeit war so groß, daß man fast in jedem Hause einige Kebsweiber und einen Haufen unehelicher Kinder finden konnte, und der Statthalter selbst hatte über 200 Weiber. Alle Bemühungen der Missionäre, dem Unfug zu steuern, waren umsonst; man beantwortete ihre eindringlichen Bitten und Mahnungen nur mit Hohn und Spott.

Da griff der Himmel wieder ein; abermals erschien an der Grenze des Landes die furchtbare Gottesgeißel der Schaggaer. Wir haben dieses schreckliche Volk schon kennen gelernt; es war im Jahre 1555, als sie den ersten Einfall ins Kongoreich machten. Woher kam dieses Volk, und welches waren seine Sitten und Gewohnheiten? Der Kapuziner-Missionär Cavazzi, der oft persönlich mit ihnen zusammentraf, schreibt darüber folgendermaßen:

„Einer ihrer ersten Häuptlinge war Zimbo, ein nach Ruhm und Blut lüsterner Unmensch. Er verstand es, dieses schreckliche Volk durch die Aussicht auf eine ungeheure Beute derart zum Kriege gegen die Nachbarvölker aufzustacheln, daß sie wie wilde Bestien darüber herfielen. Zuerst drangen sie bis ins Herz des Kongoreiches vor und verwüsteten es auf so furchtbare Weise, daß es bald einer Wüste glich. Als die Städte und Dörfer niedergebrannt und die Bewohner ermordet und aufgefressen waren, begannen die zahllosen Krieger, welche der Hunger zu quälen anfing, einen erbitterten

Kampf gegen die wilden Tiere. Sie warfen, um sie aus ihren Schlupfwinkeln aufzuscheuchen, Feuer in die prachtvollen Urwälder, und als auch das Wild zu Ende ging, fraßen sie Gras und Baumblätter und zogen erst nach einer anderen Gegend ab, nachdem sie den Heuschrecken gleich jeden grünen Halm abgenagt hatten.

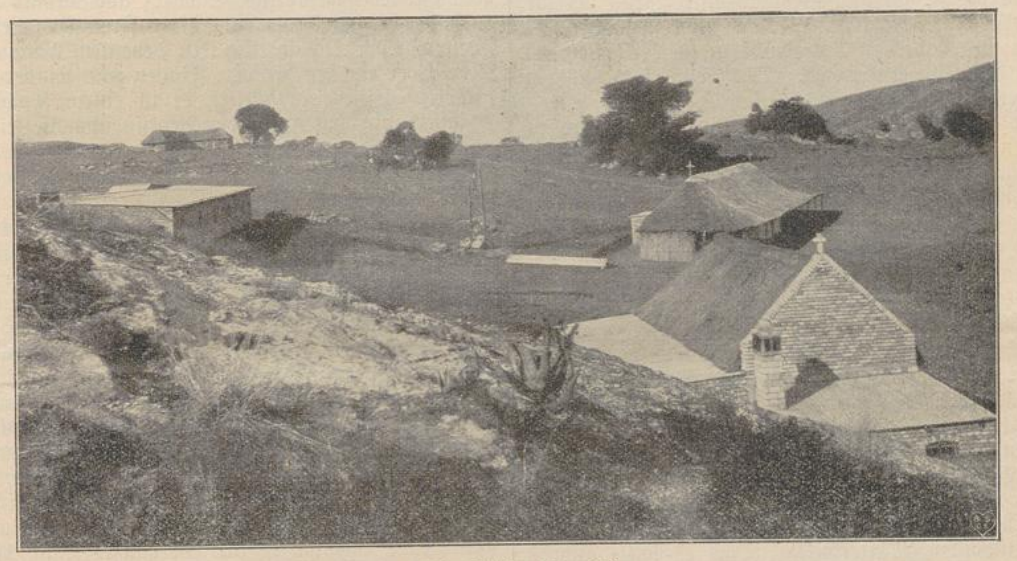
Einer der Hauptstämme ließ sich später in Matamka, der östlichen Provinz des Kongoreiches, nieder, wo er unter seiner berüchtigten Königin und Gesetzgeberin Tenban-Dumba eine schreckliche Berühmtheit erlangte. Diese Königin, die Tochter eines Häuptlings, zeichnete sich von früher Jugend an durch eine unbändige Kraft und Kühnheit aus. In Männerkleidung kämpfte sie stets in der vordersten Reihe, empörte sich nach dem Tode ihres Vaters gegen die eigene Mutter und machte sich selbst zur gefürchteten Königin ihres Stammes.

Ihre Regierung begann sie mit einer Schauder erregenden Handlung. Sie berief nämlich das ganze Volk zu einer Versammlung und ließ, nachdem sie ihr Vorhaben, neue Gesetze zu geben, kundgetan, ihren kleinen Sohn bringen, erwürgte ihn mit eigener Hand und zerstampfte ihn in einem Mörser zu Brei. Dann vermischte sie ihn mit zerriebenen Wurzeln, Blättern und Oel und kochte die Mischung in einem Kessel zu einer Salbe, womit sie sich den ganzen Leib einrieb.

„Wir müssen", sprach sie zu ihren Kriegern, „den Völkern das Andenken Zimbos ins Gedächtnis zurückrufen und ihnen Furcht einflößen. Der Schrecken muß vor uns hergehen und niemand wird es wagen, uns Widerstand zu leisten. Unser Grundsatz sei, nie einen Feind zu schonen; keiner soll sich rühmen können, bei uns Gnade gefunden zu haben. Habt auch keine Furcht wegen Speise und Trank; solange es Menschen auf Erden geben wird, haben wir zu essen, und ihr Blut sei unser Trank, denn wir wollen sie alle den Geistern unserer Vorfahren opfern und verzehren. Ich bin fortan eure Königin; ich will stets an eurer Spitze marschieren, und mein einziges Verlangen ist es, euch berühmt zu machen und mir den Namen einer gefürchteten Herrscherin zu erwerben. Fürchtet nicht, daß mich etwa die Schwäche meines Geschlechtes zu einer Handlung verleite, welcher meiner Herkunft, meines Mutes und des Ruhmes meines Volkes unwürdig ist. Selbst meines eigenen Kindes, des einzigen, das ich geboren, habe ich nicht geschont, um wie viel weniger werde ich also jemals einen Feind verschonen!"

Diese Rede ward mit ungeheurem Jubel aufgenommen, alle schworen Tenban-Dumba blinden Gehorsam und gelobten, alles zu unternehmen und auszuführen, was sie nur immer befehlen würde. Die Mütter aber erwürgten, dem Beispiele der Königin folgend, ihre kleinen Kinder und kochten daraus eine Salbe, die man Madshija-Samba nannte und noch lange Zeit in wohlverstopften Gefäßen als eine kostbare und heilige Sache aufbewahrte.

Tenban-Dumba aber ergriff ein Beil, stellte sich an die Spitze ihres Heeres und zog gegen die Nachbarländer aus, wo alle Wohnungen niedergebrannt, die Felder und Gärten verwüstet, und Menschen und Tiere schonungslos niedergeschlagen wurden.



Missionsstation Triashill.

Eines der ersten Gesetze der Schaggaer gebot den Müttern, alle männlichen Kinder sogleich nach der Geburt zu ermorden, oder den wilden Tieren vorzuwerfen; damit es jedoch den Mädchen nicht an Männern fehle und der Stamm nicht aussterbe, wurden die im Kriege gefangenen Knaben gar streng und hart erzogen. An sich schon zu den wildesten und häßlichsten Stämmen des Negerstammes zählend, suchten sie sich ein noch schreckhafteres Aussehen zu geben, als sie schon hatten. Sie machten sich tiefe Einschnitte in die Wangen und Lippen, verdrehten die Augen, daß man nur das Weiße darin sehen konnte, rissen sich an der obern und untern Kinnlade zwei Zähne aus und feilten die Eckzähne möglichst spitz, um ja den wilden Raubtieren möglichst ähnlich zu sehen. Ihre gewöhnliche Speise war Menschenfleisch, und nur wenn dieses fehlte, sättigten sie sich vom Fleische der Tiere. Schweine, Elefanten und Schlangen jedoch galten ihnen als unrein. Feldfrüchte verschmähten sie zwar nicht, wenn sie solche in Feindes Land vorfanden, sie selbst aber beschäftigten sich nicht mit deren Anbau.

Die Frauen müssen den Männern in den Krieg folgen, müssen während des Kampfes stets in deren Nähe bleiben, ihnen frische Pfeile und Speise reichen, ihren Mut anfeuern und die Gefallenen auf die Seite schaffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nur die liebste Gemahlin bleibt zurück und besorgt das Hauswesen. Sie muß aber dem Manne bei dessen Scheiden Treue schwören. Kehrt er wohlbehalten zurück, so bietet er ihr das Herz und Gehirn eines von ihm erschlagenen Feindes an. Ißt sie das ohne Zaudern, so gilt ihre Treue als erprobt, weigert sie sich, so wird sie als untreu angesehen und erstochen.

Das also waren die Schaggaer. Als sie im Jahre 1650 der Provinz Ovando nahten, erfaßte das ganze Volk ein furchtbarer Schrecken. Der Statthalter nahm seine Zuflucht zu den Missionären und bat um Rat und Hilfe. Sie mahnten ihn, auf die Barmherzigkeit Gottes zu vertrauen und sich der Hilfe von oben durch wahre Buße würdig zu machen. Er versprach Besserung und zog mit seinem Heere gegen den Feind, wurde aber in einem entscheidenden Treffen geschlagen und fiel auf dem Schlachtfeld.

Die Bewohner der Hauptstadt ergriffen bei dieser Nachricht die Flucht und niemand blieb zurück als die beiden Kapuziner-Missionäre, welche nicht zu folgen vermochten und daher in der Kirche an den Stufen des Altares den Tod erwarteten. Der Feind kam wie ein Hagelwetter daher, begnügte sich aber, die beiden Priester zu beschimpfen und zu mißhandeln. Die rohen Soldaten zertrümmerten den Altar, traten die Kirchengefäße mit Füßen und führten sodann ihre Beute vor ihre Königin, die berüchtigte Zingha, welche inzwischen mit ihrem Lager bis in die Nähe der Stadt Ovando vorgerückt war.

Mit Schaudern gewahrten die Missionäre auf ihrem Wege, daß das ganze Land verheert und mit den Leichen der erschlagenen Bewohner bedeckt war. Sie begegneten Scharen von Kriegern, welche Stücke von menschlichen Körpern auf Bambusrohren gespießt trugen und völlig roh aßen, sodaß das Blut über Gesicht und Brust heruntertriefte. Man kann sich die Angst und den Schrecken der armen Kapuziner denken, als sie von solchen Leuten zu dem Zelte der wegen ihrer Grausamkeit und Blutgier überaus berüchtigten Königin Zingha geführt wurden. Was konnten sie anders erwarten, als den grausamsten Martertod? Doch es sollte anders kommen.

Zingha saß in ihrem aus Baumästen und Binsen hergestellten Zelte auf einem prächtigen Teppiche; neben ihr lagen ihre Waffen: Schild, Pfeil und Bogen. Als die beiden Priester eintraten, erhob sie sich etwas vom Boden und redete sie in portugiesischer Sprache an. Sie sollten Mut haben, sagte sie, und sich nicht fürchten, denn sie selbst sei eine Christin. „In meiner Jugend", fuhr sie fort, „wurde ich getauft und in meinem Innern bin ich noch immer dem Christentum zugetan. Sobald die Verhältnisse meines Reiches es zulassen, will ich meinen Glauben offen bekennen." — Sie unterhielt sich mit den erstaunten Missionären, welche sie in ihrem Vorhaben zu bestärken suchten, noch lange über religiöse Dinge, bewirtete sie mehrere Tage aufs beste und gestattete ihnen dann, nach San Salvador zurückzukehren. (Fortsetzung folgt.)

Härte und Grausamkeit der Kaffern.

Die meisten unzivilisierten Völker sind hart und grausam; es lebt etwas Wildes, Tierisches in ihnen, man könnte auch sagen Diabolisches. Denn wenn ein Mensch direkt seine Freude bekundet an den Qualen und Peinen anderer, wie wir das bei so vielen Häuptlingen des Zuluvolkes finden, so kann man das nicht anders nennen als teuflisch und diabolisch.

So ein Mann war Tschaka, der vielgenannte König der Zulus. Er mordete seine Leute wegen der geringsten Veranlassung. Ein Mann niest in der Gegenwart des Königs. Das ist eine Respektslosigkeit, ja eine Majestätsbeleidigung, die nur mit dem Tod gesühnt werden kann. Man schlägt den Frevler einfach mit einer Keule nieder. Seine Angehörigen bekunden Schmerz darüber; das ist unverzeihlich; sie nehmen offenbar Partei für den Rebellen gegen den angestammten Fürsten, darum sind auch sie Kinder des Todes. Wer hat überhaupt das Recht, anderer Meinung zu sein, als der König?

In Tschakas Tagen wandten sich die Leute an die Wahrsager und Zauberdoktoren und baten um eine Medizin gegen die Trauer; sie wollten ein Kräutlein haben, das den Schmerz aus dem Herzen vertilge, denn es war geradezu lebensgefährlich, Schmerz und Trauer merken zu lassen bei der Ermordung eines Freundes oder eines Verwandten. Tschaka trug kein Bedenken, Männer zum Morde der eigenen Brüder, Frauen und Kinder aufzufordern. Eines Tages ließ er in einem Kraale alte Männer abschlachten mit der Begründung, sie seien unnütz und nähmen seinen Kriegern nur das Essen weg, und der Mann sei überhaupt nur für den Staat da, nicht für die eigene Familie.

Manchmal pflegte er auch zu einem Krieger zu sagen: „Ich will doch sehen, wer dir mehr gilt, ich, dein Herr und König, oder dieser dein Bruder da. Drum schlag' ihn augenblicklich nieder!" Und der Angeredete tat es; er hätte geradeso gut sich selbst den Assegai ins Herz gestoßen, wenn der König es von ihm verlangt hätte. — Beim Tode seiner Mutter wollte Tschaka anfangs alle Mütter des ganzen Landes ermorden lassen, und erst als man ihm vorstellte, daß dann kein Nachwuchs an Kriegern mehr zu hoffen wäre, begnügte er sich mit dem Tode von 7000 Müttern. Es fällt uns schwer, solche Tatsachen zu erwähnen, und wir tun es nur, um unsern Lesern zu zeigen, wie der Heide von Natur aus ist, und welche Wohltat es für ein ganzes Land bedeute, wenn das Christentum seinen Einzug hält und die Grundsätze wahrer Liebe und Duldung zur Geltung bringt.

Verunglückte ein Mann auf der Jagd und brach sich Arm und Bein, so konnte der König etwa sagen: „Seht, welch' ein armseliger und unnützer Kerl der Mensch da ist, und welch miserable Beine er hat!" War er gerade gut bei Laune, so fügte er wohl auch bei: „Nun, ich sehe schon, zu einem Krieger taugst du nicht mehr; du bist ein altes Weib geworden und magst heiraten." Zu Tschakas Zeiten durften nämlich die Soldaten, solange sie im Dienst standen, nicht heiraten. Er selbst war auch nicht verheiratet, hatte aber ein paar Hundert Mädchen, die er seine „Schwestern" nannte. Niemals duldete er, daß eines seiner eigenen Kinder am Leben blieb, aus Furcht, es könnte ihm einer seiner Söhne den Thron streitig machen. Bei einer gewissen Gelegenheit sprach jemand die Vermutung aus, einer der anwesenden Knaben sei des Königs leibliches Kind — und dem war auch so — da stand der Wüterich auf und tötete den Knaben mit eigener Hand, die Mutter aber ließ er von andern in seiner Gegenwart niederstechen.

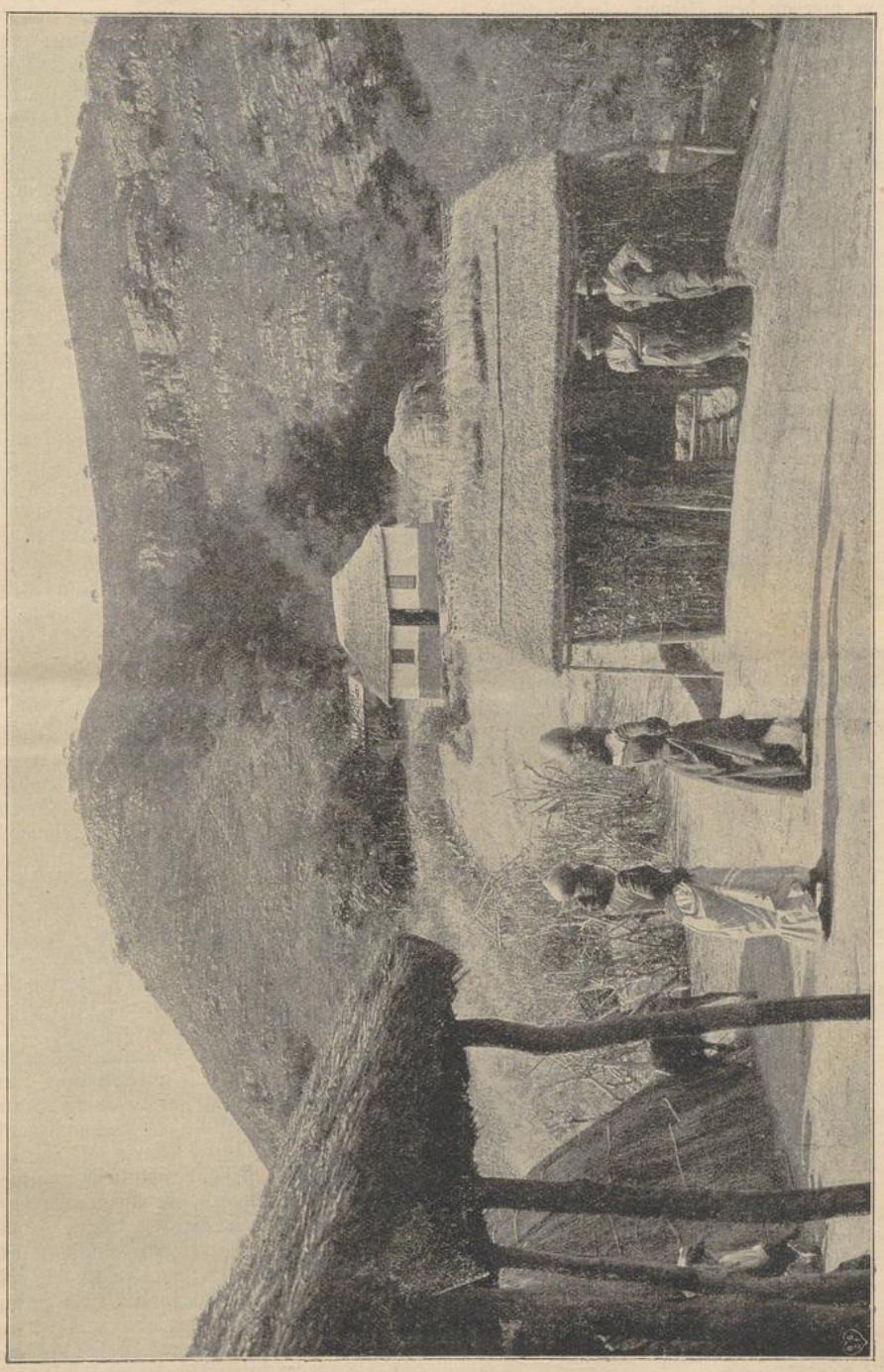
Tschaka wird vielfach der südafrikanische Napoleon genannt. Tatsächlich hatte er eines der tapfersten Heere der Welt. Doch das Mittel, seinen Soldaten den Gedanken an Flucht zu nehmen, war grausam genug: Ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Regiment, das im Kampfe den kürzeren gezogen, wurde bei der Rückkehr in den Königskraal sofort niedergestoßen. Verlor ein Mann seine Waffe im Kampf, so wurde er wegen Feigheit mit dem Tode bestraft. Und wollte sich der König davon überzeugen, welches die besten Waffen seien, so ließ er sofort ein Probegefecht veranstalten, und dabei ging es immer auf Leben und Tod.

Trotz alledem schwärmten die Zulus förmlich für ihren Fürsten. Bei seinem Tode trauerte das ganze Land, und heute noch erhebt der Zulu begeistert Arm und Hand, sobald er den Namen „Tschaka" nennen hört. Mag sein, daß der jetzige Zulu nur noch an die ehemalige Größe und Macht seines Fürsten denkt und vergessen hat, mit welcher Härte und Grausamkeit er regierte; übrigens ist der Durchschnittskaffer aus hartem Holze geschnitzt und denkt und fühlt in manchen Stücken anders, als wir Europäer. Zum Belege dafür sei eine Geschichte angeführt, die Dudley Kidd in seiner originellen Weise also erzählt:

„Ein Kaffer im Suasiland hatte an einer Zehe ein Hühnerauge. Woher er dies bekam, erwähnt er nicht. Vielleicht huldigte der betreffende Schwarze schon der europäischen Kultur und trug Schuhe, die ihn drückten. Kurz, das Hühnerauge war da, und der ungewohnte Schmerz brachte ihn in förmliche Wut. In der Verzweiflung ging er zu einem benachbarten Weißen und borgte sich da ein scharfes Stemmeisen. Im Triumph kehrt er heim, hält das Eisen über die wunde Zehe und befiehlt seiner Frau, einen Stein zu nehmen und kräftig draufzuklopfen. Dieser fehlt der Mut. Da faßt er selber den Stein und trennt mit kräftigem Schlag das vordere Glied der Zehe ab. Hochbefriedigt betrachtet er sodann sein Werk; das leidige Hühnerauge ist weg und wird ihn fortan nicht mehr vexieren! Den Schmerz an der blutenden Zehe brachte er gar nicht in Anschlag."



Christliche Kaffernwohnungen.

Dudley Kidd fügt bei: „Der Fall enthält ein Rätsel. Wie kam es, daß der Mann die Schmerzen des Hühnerauges so peinlich und unausstehlich fand, während er das

Abhacken des Gliedes für nichts achtete? Wer mag das sagen? Vielleicht war ihm das Hühnerauge etwas ganz Neues und Ungewohntes, von dem kein Mensch im ganzen Suasilande etwas wußte und das er daher unmöglich dulden konnte; vielleicht genierte es ihn auch, daß er hier an dem kleinen, elenden Glied so wehrlos dulden mußte, während er dagegen beim Abhacken desselben als ritterlicher Held sehr aktiv zu Werke ging. Möglich auch, daß er dachte, besser ein heftiger, aber vorübergehender Schmerz, als zeitlebens so eine ungewohnte Belästigung mit sich herumzuschleppen. Wir bemühen uns, der Sache auf den Grund zu kommen, der Kaffer aber dachte wahrscheinlich von all dem gar nichts, sondern handelte einfach in blinder Wut und folgte einem augenblicklichen Einfall."

Wir sprachen vorhin von Tschaka; sein würdiger Nachfolger war sein Bruder Dingaan. Er war nicht so tapfer und klug, wie Tschaka, aber deshalb nicht weniger boshaft und grausam. Er hatte von den Engländern ein Brennglas bekommen und es machte ihm ein königliches Vergnügen, damit seiner Umgebung die Hände und Arme zu verbrennen. Der nächste König Cetwayo hob viele alte Strafgesetze auf, die Todesstrafe z. B. sollte fortan nur noch auf Zauberei bestehen, sonst aber wollte er „milder" zu Werke gehen. Die Schuldigen wurden nicht mehr getötet, man stach ihnen bloß die Augen aus. Der König hatte für diesen Zweck ein eigenes Messer und eine dreizinkige Gabel in Bereitschaft.

Der König Ponda sah eines Tages in seinem Regiment einen Krieger, der auffallend lange Haare trug. Sofort befahl er, den Mann aus dem Wege zu räumen. — Aber nicht bloß Könige und Häuptlinge waren so grausam, sondern auch gewöhnliche Kaffern, Leute aus dem Volke. So stieß ein Neger eigenhändig seine Frau bloß deshalb nieder, weil sie aus seiner Wolldecke ein kleines Stück herausgeschnitten hatte.

(Fortsetzung folgt)

Unser Marienhaus.

Von Schwester M. Rosa, C. P. S.

Czenstochau. — Die geehrten Leser des „Vergißmeinnicht" kennen längst den Zweck unserer Marienhäuser. Es sollen nämlich darin die der eigentlichen Missionsschule entwachsenen Kaffernmädchen ein religiöses Heim finden, wo sie bis zum Eintritt in den Ehestand gegen die Gefahren des noch vielfach heidnischen Kraallebens geschützt sind. Wenn ich sage, die der „Schule entwachsenen Mädchen", so dürfen sich unsere Leser nicht nach europäischen Verhältnissen Kinder von 12 bis 13 Jahren vorstellen, sondern das sind, weil viele von ihnen erst spät in die Missionsschule eintreten, meist Mädchen von 20 Jahren und darüber und stehen somit alle schon im heiratsfähigen Alter; dennoch sind manche von ihnen zehn und noch mehr Jahre Zöglinge unseres Marienhauses. Hier, in Czenstochau, zählt man durchschnittlich 50 solcher Marienhausmädchen, welche alle unter der erprobten Leitung unserer Schwester Koletta stehen.

Neben dem angedeuteten sittlichen Schutz soll diesen Mädchen auch eine gründliche Ausbildung in den gewöhnlichen Hausarbeiten, wie im Nähen, Waschen, Kochen usw., zuteil werden. Die Arbeiten im Garten und Feld verstehen sich dabei von selbst. Die Tagesordnung im Marienhause ist folgende: Um 5 Uhr Aufstehen, dann Morgengebet; um ½6 Uhr hl. Messe in der nur wenige Schritte vom Marienhaus entfernten Kirche; von 6—7 Uhr Näharbeiten im Marienhaus, dann Frühstück. Um ½8 Uhr geht's an die Arbeit. Die einen gehen aufs Feld, andere in die Schwestern- oder Kinderküche, wieder andere ins Näh- oder Bügelzimmer; einzelne helfen beim Unterricht in den verschiedenen Schulen, andere backen Brot, flechten Körbe usw. Um ½12 Uhr Schluß der Arbeit, 12 Uhr Mittagessen. Die darauffolgende freie Zeit verwenden sie zum Mattenflechten oder zum Beten in der Kirche. Von ½2 bis ½6 Uhr geht's wieder an die bestimmte Arbeit, nachher kann jedes nach Belieben etwas lesen, schreiben, nähen, flechten usw. Um 6 Uhr ist Abendessen und um 8 Uhr geht es nach kurzem gemeinsamen Abendgebet zur Ruhe. Wer will, kann unter stiller Beschäftigung auch bis ½9 Uhr aufbleiben.

So geht es Tag für Tag, und diese strenggeordnete Lebensweise ist notwendig, um die von Natur zum Müßiggang und zu ungeordneter Freiheitsliebe geneigten Kaffernmädchen an eine feste Ordnung und ein wahrhaft christliches Leben zu gewöhnen. Diese Mädchen sollen später tüchtige Hausfrauen werden, und da bedarf es einer ernsten, langjährigen Schulung. Unsere Missionäre setzen gerade auf diese jungen katholischen Familien ihre größte Hoffnung; denn bei den im Heidentum ergrauten Alten läßt sich manches nur schwer oder mangelhaft erreichen.

Die geehrten Leser werden mir aufs Wort glauben, wenn ich sage, daß es oft nicht geringe Mühe kostet, all' diese Mädchen zu bewegen, schön ruhig und still bis zum Tag ihrer Verheiratung im Marienhause auszuhalten. Der Drang zur Freiheit ist eben groß, zumal in diesen Jahren und bei ehemaligen Heidenkindern. Ausnahmen gibt's allerdings auch; manche bleiben recht gern bei uns, ja einzelne Mädchen, wie unsere brave Viktoria und Emerentia wollen trotz manch ehrenvollen Antrages, der schon an sie ergangen, für immer hier weilen. Die meisten aber kostet der jahrelange Verzicht auf ein freies, ungebundenes Leben große innere Kämpfe, und nur der schöne Wunsch, in vollen jungfräulichen Ehren dereinst an den Traualtar treten zu können, bestimmt sie, dieses Opfer zu bringen.

Gewissen Versuchungen gegenüber bietet nur der christliche G l a u b e den nötigen Halt. Religiöse Motive sind immer die wirksamsten und andauerndsten, bloße Vernunftgründe versagen oft. Eine besondere moralische Kraft ziehen unsere Mädchen aus der innigsten Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria, deren Altärchen im Marienhause steht und das beständig einen einfachen, sinnigen Schmuck aufweist. Die Muttergottes-Statue, Maria als die „Unbefleckte Empfängnis" darstellend, haben sie ungemein gern, und niemand darf es wagen, sie ihnen wegzunehmen. Ich habe dies erst neulich erfahren. Eine Schwester holte sie nämlich behufs einer photographischen Aufnahme auf wenige Minuten. Da aber flogen die erschreckten Mädchen wie ein Bienenschwarm auf mich zu und fragten, wohin man denn ihre „Mutter" trage? Da ich lächelnd eine ausweichende Antwort gab, drängte der ganze Haufen wieder hinaus, der betreffenden Schwester nach, um sich zu überzeugen, daß ihrer lieben Himmelsmutter nichts geschehe und daß sie dieselbe bald wieder zurückerhielten.

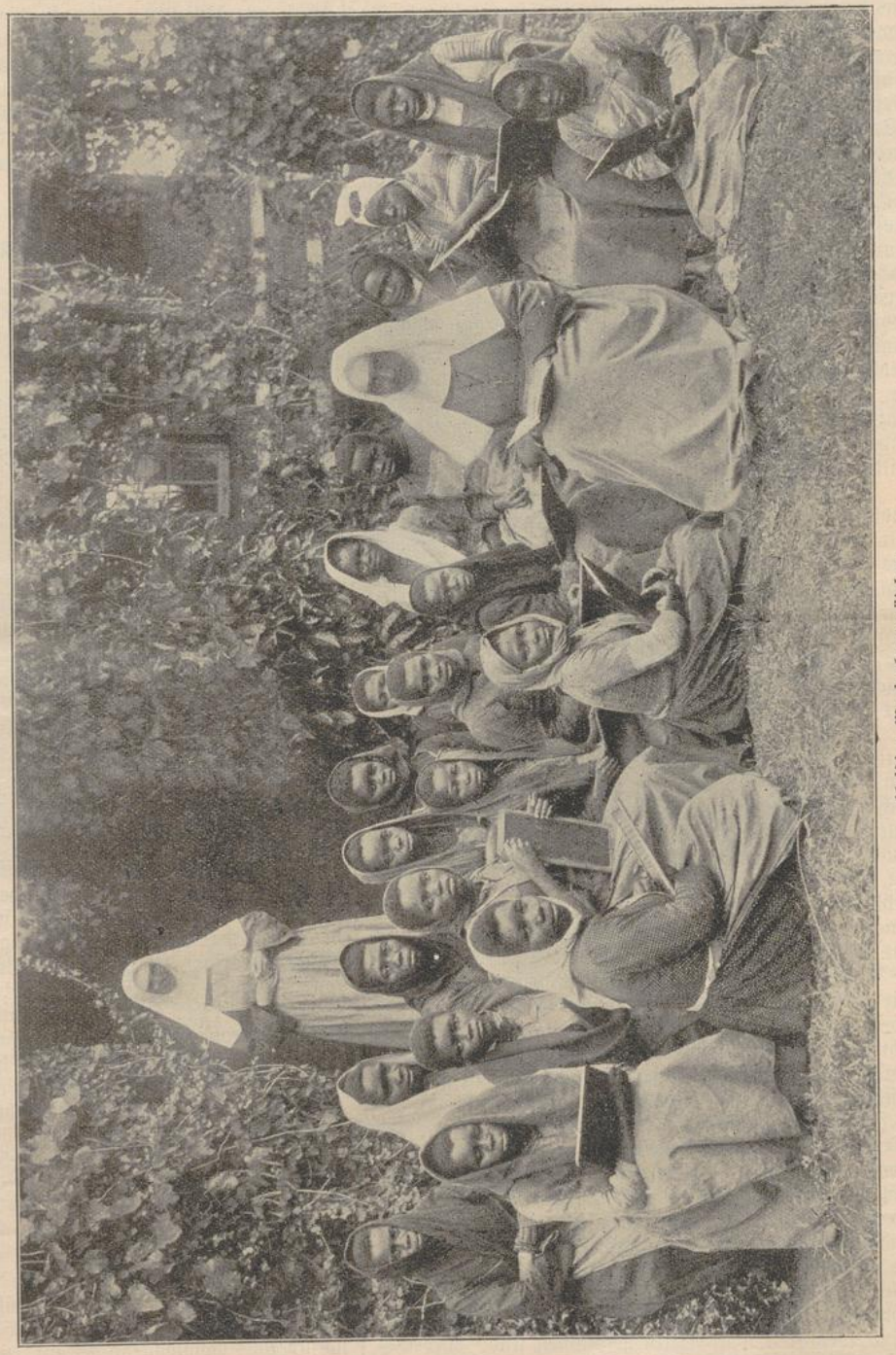
So leben also diese Mädchen, ihre Jugendzeit der Arbeit und dem Gebete weihend, im Marienhause; manches von ihnen wartet geduldig zehn Jahre und darüber bis zum Tag, da sein Bräutigam, mit dem es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bisher nur unter Aufsicht sprechen durfte, kommt, um es zum Traualtar abzuholen. An diesem ihrem Ehrentage wird die Braut von der Marienhausmutter, Schwester Koletta, soweit die ärmlichen Missionsverhältnisse es erlauben, hochzeitlich geschmückt und von ihren Freundinnen zur Kirche geleitet. Nach der Trauung wird im Marienhaus ein bescheidenes Frühstück verabreicht, und dann geht es unter Sang und Klang dem Häuschen der neuen Brautleute zu. Alles ist lustig und guter Dinge, nur den Augen der Braut entquellen in der Regel beim Abschied aus dem Marienhaus bittere Tränen. Sie verläßt ein trautes, liebgewonnenes Heim und geht einer ungewissen Zukunft entgegen.

Das neue Wohnhaus ist kein bloßer Kaffernkraal, sondern nach europäischer Art im Rechteck aufgeführt, etwas länger als breit. Die Wände bestehen aus Flechtwerk, innen und außen mit Lehm beworfen, und darüber erhebt sich ein schlichtes Strohdach. Das Innere ist in der Regel in drei Räume abgeteilt. Der größte und schönste dient als Wohnzimmer, der zweite als Schlafraum, der dritte als „Rumpelkammer"; letzterer wird aber später, wenn einmal die jüngere Generation heranwächst, zum Schlafzimmer der Kinder bestimmt.

Hat die junge Frau ihr Häuschen hübsch eingerichtet und rings umher, so wie sie es auf der Station gelernt, ein kleines Gärtchen angelegt, dann ladet sie uns Schwestern zum Besuche ein, damit wir prüfen möchten, ob sie alles recht gemacht. Solche Einladungen nehmen wir immer mit Freuden an, denn dadurch wird das familiäre Verhältnis gestärkt, und wird uns ein leichtes Mittel geboten, rasch einzugreifen, wenn da oder dort eine Nachhilfe nötig sein sollte. Von einiger Zeit machte ich mit Schwester Koletta und Schwester Engelberta eigens einen weiteren Rundgang, um eine Reihe solcher neugegründeter Familien zu besuchen. Zu unserer Freude konnten wir uns dabei überzeugen, daß es doch von unbestreitbarem Vorteile ist, wenn die Mädchen



Fleißige Marienhausmädchen.

viele Jahre bei uns gewesen und sich an Fleiß und Ordnung gewöhnen konnten.

Die Einrichtung dieser Häuschen ist ja eigentlich recht primitiv, denn diese Naturkinder kennen gottlob noch nicht die mannigfachen Bedürfnisse und den Luxus der zivilisierten Welt. Ihnen genügt ein Weniges, und das Einfachste erscheint ihnen als zierlich und schön. In der Wohnstube findet man — gekocht wird entweder im Freien oder in einer zweiten, kleineren Hütte — einen einfachen Tisch, zwei Stühle, eine Bank und eine mit der Oeffnung nach vorn gerichtete Kiste, die dann als „Schrank" dienen muß. Ferner ein kleines Oellämpchen und ein paar Tassen und Teller. Im Schlafzimmer steht eine primitive Bettstelle, ausgestattet mit einem Strohsack, zwei Kissen und einer Wolldecke. Dann noch ein Koffer oder eine Kiste mit den wenigen Kleidern der Familie. In einigen Häusern sind sie so glücklich und haben ein paar religiöse Bilder an den Wänden, ein Kruzifix und ein Weihwasserkesselchen; viele aber entbehren diesen frommen Schmuck, denn in den südafrikanischen Kaufläden ist so etwas nicht zu haben, uns selbst aber ist der kleine Vorrat, den wir früher hatten, zu unserm Bedauern ausgegangen. Der christliche Kaffer hängt sehr an solchen Sachen; sie sind ihm und seinen Kindern eine ständige Predigt, eine Bibel in Bildern.

Findet sich unter unsern geehrten Lesern keine mitleidige Seele, die uns und unsern guten Neubekehrten mit solchen Dingen aushelfen wollte? Aus Gips oder aus sonst sehr zerbrechlichem Stoff jedoch dürften sie nicht sein, weil sie bei dem weiten, gefährlichen Transport zu sehr Schaden leiden. O, wie sehr würden sich unsere Bräute über solche Geschenke freuen! Denn sie sind an den Anblick und Gebrauch solcher Bilder und Andachtsgegenstände seit Jahren gewohnt und würden sie daher mit Jubel in ihr neues Heim mitnehmen.

Ich erlaube mir, für diese guten Kinder auch eine Bitte um K l e i d e r beizufügen; sind doch die meisten von ihnen arm und haben von ihren noch vielfach heidnischen Eltern nichts zu erwarten. Besonders gedient wäre ihnen mit einfachem billigem Hemdenstoff, mit Blaudruck oder sonstigem billigem Stoff zu Kleidern, Schürzen, Jacken, Unterröcken usw. Ich hoffe, damit keine Fehlbitte zu tun, denn ich weiß, es gibt in Europa und Amerika noch manche gute, hochherzige Seelen, denen es eine wahre Herzensfreude ist, andere zu beglücken und die Armen an ihrem Ueberflusse teilnehmen zu lassen. Wir selbst können ja diesen guten Schwarzen nichts geben, da wir ihretwegen auf alle Güter dieser Welt verzichtet haben. Wir können sie nur unterrichten und zum Guten anhalten, im übrigen aber müssen wir uns an unsere guten Freunde und Wohltäter wenden.

Zum Schlusse möchte ich unsern geehrten Lesern und Leserinnen ein kleines Geheimnis verraten. Ich tue es namentlich deshalb, weil manche glauben, das Leben in Afrika, zumal im Kloster und in der Mission sei so schwer und hart, daß man es daselbst unmöglich lange aushalten könne. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Als Beweis diene die Tatsache, daß es am 17. Dezember dieses Jahres 2 5 J a h r e werden, daß wir drei: Schwester K o l e t t a, Schwester E n g e l b e r t a und meine Wenigkeit nach Afrika gekommen sind. Der Gehorsam hat uns dahin und dorthin geführt, bald waren wir getrennt, bald wieder vereint; seit vier Jahren aber lebe ich wieder mit den genannten, längst in Czenstochau einheimischen Schwestern in Liebe und Eintracht unter demselben Dache. Wir würden mit keinem Menschen in der Welt tauschen, würden uns im Gegenteile höchlichst freuen, wenn wir nochmals 25 Jahre in der Mission und unter unseren lieben Schwarzen zubringen könnten.

Vielleicht kommen diese Zeilen jungen Mädchen in die Hände, die gern Lust hätten, sich unserer Genossenschaft anzuschließen. Gut, sie werden uns alle herzlich willkommen sein! Vorläufig verweisen wir sie mit ihrem Anliegen an unser Missions- und Probehaus in Holland, von wo ihnen auf Verlangen gerne ein Prospekt zugeschickt werden wird. Die Adresse lautet: Ehrwürdige Mutter Paula, C. P. S., Generaloberin des Missionsklosters Heilig-Blut, Beek en Donk, bei Helmond, Niederlande.

Taufe eines Häuptlings.

Lourdes. — Anfangs Mai 1910 kam hieher die Kunde, Stuluman, der Häuptling der Amabaca, sei schwer erkrankt. Was sollten wir tun? Gleich hingehen, um Bekehrungsversuche zu machen? Das wäre aus verschiedenen Gründen unklug gewesen. Vorerst begnügten wir uns daher, zuweilen einen unserer schwarzen Katecheten zu ihm zu schicken, damit er mit ihm über religiöse Dinge und die Notwendigkeit der hl. Taufe rede.

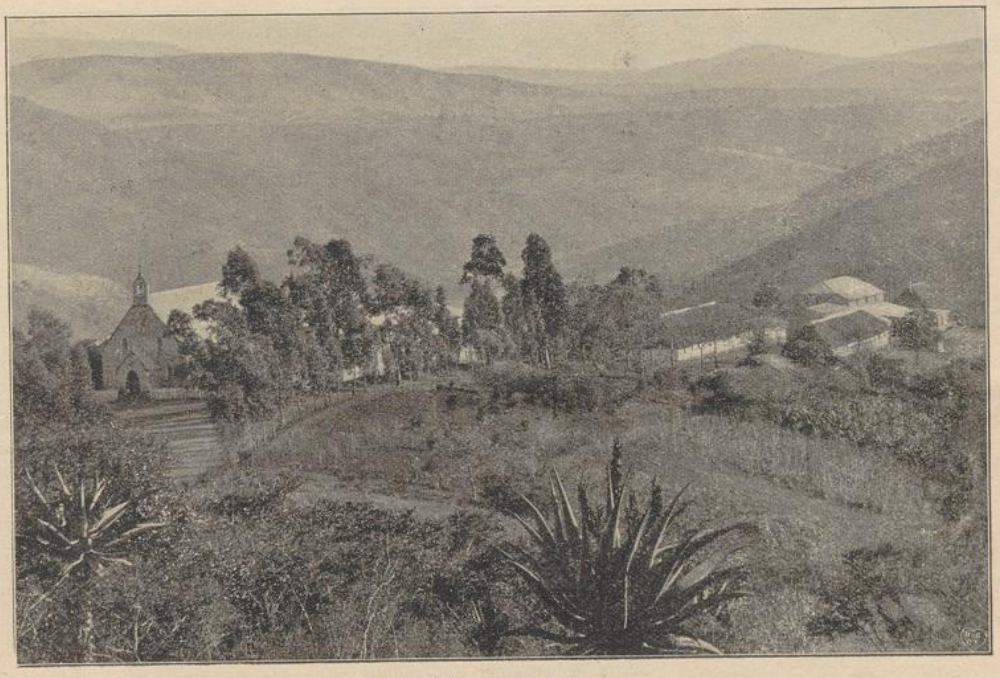
Der Häuptling empfing ihn freundlich, doch das Haupthindernis für den Empfang der hl. Taufe war, wie fast immer in solchen Fällen, die P o l y g a m i e. Stuluman hatte 9 Weiber, die an verschiedenen Stellen bei Enyaka ihre Wohnungen hatten. Nun muß man aber wissen, wie sehr die Vielweiberei mit dem ganzen sittlichen Denken und Fühlen des Kaffernvolkes verwachsen ist. Nicht nur der Einzelne hängt an seinen vielen Frauen, sondern das Volk selbst verlangt, daß ein Häuptling oder Chief einen größeren Staff von Weibern habe. Ein Häuptling mit einer einzigen Frau scheint ihnen dieses Titels gar nicht wert; er ist im Gegenteil der öffentlichen Verachtung preisgegeben und man nennt ihn nur Umgodoi oder Hund. Dies der Grund, weshalb es so schwer hält, einen kaffrischen Häuptling zur Annahme des Christentums zu bewegen.

Einige Wochen waren inzwischen verstrichen, da kam die Meldung, die Krankheit habe sich verschlimmert und die Lebenstage des Kranken seien gezählt. Nun glaubte unser Superior, der Hochw. P. Bruno Schrimpf, nicht länger zögern zu dürfen und machte sich persönlich auf den Weg. (Der Kraal des Häuptlings ist etwa 1½ Stunden von unserer Missionsstation entfernt). Er fand zwar noch keine unmittelbar bevorstehende Gefahr, legte aber dem Kranken dennoch ernstlich nahe, rechtzeitig sein Heil in Sicherheit zu bringen. Der Häuptling war zu allem bereit, legte öffentlich vor Zeugen das Versprechen ab, alle seine Kebsweiber zu entlassen und sich mit einer einzigen Frau zu begnügen, und wurde sodann, nachdem auch die sonstigen Vorbedingungen erfüllt waren, auf den Namen „V i k t o r J o s e f" getauft.

Unsere Christen jubelten laut bei dieser Nachricht und hegten große Hoffnungen über die Entwicklung unserer Mission in Enyaka. Der Häuptling selbst zeigte sich überaus wohlwollend gesinnt, zumal da sich seit dem Empfang der hl. Taufe auch sein l e i b l i c h e s Wohlbefinden bedeutend gebessert hatte; denn der P. Missionär hatte ihm eine treffliche Arznei gebracht und ihm von der Station her eine leichte, seinem Befinden zuträgliche Kost verschafft. P. Bruno kam daher bei allen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umwohnenden Schwarzen in den Ruf eines großen „Inyanga" (Doktors), und viele hofften, der Häuptling würde sich nochmals ganz erholen und noch manches Jährchen leben. Andere legten dem Chief den Gedanken nahe, ganz auf die katholische Missionsstation überzusiedeln, wo in leiblicher und geistiger Beziehung aufs beste für ihn gesorgt wäre. Mit Freuden ging Viktor Josef auf den Vorschlag ein; schon war der Tag bestimmt, an welchem man ihn auf einem Wägelchen nach Lourdes bringen sollte, allein im letzten Augenblick schlugen seine heidnischen Anverwandten, speziell sein Sohn Umboniga, solchen Lärm, daß man den Plan wieder fallen lassen mußte. Stuluman blieb zu Hause, nahm seine Zuflucht wieder zu den starken kaffrischen Medizinen — und war nach 14 Tagen eine Leiche.



Missionsstation St. Michael.

Der Vater dieses Häuptlings war der grausame Chief Tiba, der, wie schon öfters in diesem Blättchen erwähnt, Tausende seiner Untertanen, falls sie der Zauberei oder eines anderen Verbrechens verdächtig waren, über einen tiefen, jähen Abhang, Kwasilahla genannt, hinunterstürzen ließ. Der Ort hat noch heute etwas Grauenhaftes an sich, und die Kaffern meiden ihn auf weite Ferne.

Stulumann selbst war anfangs unserer Mission keineswegs gut gesinnt, machte ihr vielmehr allerlei Schwierigkeiten. Später legte er seine Vorurteile ab, besuchte zuweilen das Missionskirchlein „St. Joseph" am Imyembe und hatte zuletzt, wie wir sahen, die Gnade, wenige Wochen vor seinem Hinscheiden die hl. Taufe zu empfangen. Möge er an Gott einen gnädigen Richter gefunden haben!

Gott ist gerecht.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Ein gewisser Philipp M. entfremdete sich allmählich der hl. Religion und Kirche. Sobald ich als Missionär hieher kam, machte ich wiederholt Versuche, ihn zur Betätigung seines christlichen Glaubens zurückzuführen. Er lenkte auch wieder ein und ließ sich zeitweilig in der Kirche sehen. Doch eigentlich gebessert war er nicht; das zeigte mir folgender Fall:

Er hatte ein heidnisches Mädchen zur Braut, welche jedoch bereit war, katholisch zu werden und sich christlich trauen zu lassen, falls ihr Bräutigam es haben wolle. Dieser aber bestand auf der heidnischen Trauung vor dem Polizisten. Er tat es aus dem Grunde, damit er später, wenn er Kinder, respektive Mädchen erhalte, die übliche Morgengabe von zehn Ochsen für jedes derselben fordern könne. Letzteres ist zwar auch dem Christen nicht verwehrt, allein er glaubte, die heidnische Trauung biete ihm dafür eine größere Sicherheit. Alles Bitten und Abraten half nichts; er führte im Trotz und Eigensinn seinen Vorsatz aus, und die Hochzeit wurde rein heidnisch gefeiert.

Nach einigen Monaten redete ich ihm zu, das gegebene Aergernis gut zu machen und nachträglich die kirchliche Trauung zu erbitten, damit er wieder zu den hl. Sakramenten gehen könne und nicht länger im Konkubinate lebe. Die lakonische Antwort war: „Ich gehe jetzt nach Johannesburg, um Geld zu verdienen. Wenn ich zurückkomme, werde ich alles ordnen. Unterrichte inzwischen meine Frau . . ." Sprach's und ging davon.

Die Frau erhielt den erbetenen Unterricht und zeigte in allem recht guten Willen.

Doch siehe, Ende Mai 1909, etwa vier Monate seit dem Weggang ihres Mannes, trifft auf einmal die Hiobspost ein: „Philipp M. ist am 19. Mai 1909 fast plötzlich in Johannesburg gestorben, ohne Priester und ohne Empfang der hl. Sakramente." —

Der Fall hat gewaltig eingeschlagen in der Familie und Umgebung des Verstorbenen! Von manchem Herzen ist die Eisrinde geschmolzen, und der und jener

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist wieder zu Gott und zur treuen Erfüllung seiner Pflichten als Christ und Katholik zurückgekehrt.

Ueber Philipp wollen wir nicht richten, ihn hat der Herr gerichtet. Vielleicht hat er im letzten Augenblick doch noch einen Akt vollkommener Reue erweckt und somit Gnade gefunden. Der schwarze Neubekehrte hat überdies manche Entschuldigung, die ein im Christentume geborener Weißer nicht hat, denn gewisse heidnische Ansichten und Ideen sind so mit seiner ganzen Natur verwachsen, daß er sie nur schwer los wird; und ich denke, der arme Mensch, der willig und ergeben den Tod als Buße für seine Sünden annimmt, wird an Gott einen gnädigen Richter finden.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß man in der Heidenmission gar vielfach die Erfahrung machen kann, daß auf sogenannten wilden Ehen, d. h. auf Ehen, welche die vom Glauben Abgefallenen mit Heiden eingehen, ein förmlicher Fluch liegt. Die Sünde rächt sich sowohl an den Eltern, wie an den Kindern. Selbst Heiden gewinnen allmählich diese Ueberzeugung.

Zum Schlusse bittet der Schreiber um ein Ave Maria nebst einem zeitweiligen Memento bei der hl. Messe und Kommunion für sich und alle in der Nähe von St. Michael wohnenden Christen, Heiden und Katechumenen.



Beim Decken einer Kaffernhütte.

Unsere Mädchen.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 16. Januar 1911. — Seit unsere Missionsschwestern da sind, kommen auch M ä d c h e n nach Triashill, um da zu wohnen und zu „lernen", was aber bei ihnen nicht bloß Lesen und Schreiben bedeutet, sondern eine völlige Abwendung vom Heidentum zur Kultur und zum christlichen Glauben. Heute haben wir solcher Mädchen gegen 14 bis 15.

Verschiedene mußten wieder heimgeschickt werden. Denn da laufen die Frauen ihren Männern davon, und die Kinder ihren Eltern. Hinterher kommen dann Vater, Mutter und Mann und verlangen mit Ungestüm und endlosen Auseinandersetzungen Kind und Frau zurück. Seit Mädchen da sind, hören diese Geschichten nicht mehr auf, und gibt es Verhandlungen ohne Ende, was früher fast gar nicht vorkam. Nun, es steht zu hoffen, daß diese Dinge mit der Zeit, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch bedeutend verringert werden. Die Schwarzen müssen sich eben in die neuen Verhältnisse erst nach und nach hineinleben.

Was das H e i r a t e n anbelangt, so liegt hier die Sache vielleicht noch mehr im argen, als anderswo. Einerseits herrscht nämlich stark die Vielweiberei, und anderseits werden die Verbindungen zwischen Mann und Weib so leicht und ungeniert gelöst, daß man oft ernstlichen Zweifel darüber bekommt, ob überhaupt viele wahre und eigentliche Ehen geschlossen werden. Wollten sie eine d a u e r n d e Lebensgemeinschaft miteinander eingehen, und war auf beiden Seiten das klare Verständnis und der volle freie Wille dafür da? Wer kann das oft sagen? Hierzulande herrscht auch die Unsitte, Mädchen schon ganz früh zu verheiraten, d. h. einem Manne als Weib zu versprechen, der den Eltern die bestimmte Anzahl Ochsen gibt. Ja, es geschieht sogar, daß die Ochsen gegeben, und das Mädchen verschachert wird, noch bevor es das Licht der Welt erblickt hat, vielleicht noch gar nicht existiert. So war vor kurzem ein Mann hier, der als junger Bursche einem älteren Manne zum Kaufe eines Weibes die Ochsen vorgestreckt hatte unter der Bedingung, daß ihm ein Mädchen aus dieser Ehe als Weib zufalle.

Dieses Mädchen war nun bei uns, in der Missionsschule, und wurde zurückverlangt. Es weigerte sich aber, die Station zu verlassen. Dies war dem Vater des Mädchens höchst unangenehm, denn er sollte nun die vor Jahren erhaltenen Ochsen, die er inzwischen längst aufgebraucht hatte, wieder herausgeben. Hat das Mädchen bereits einen anderen Burschen, der die nötigen

Ochsen herbeischafft, dann kann der leidige Handel noch immer ziemlich rasch und glatt abgewickelt werden. Allein das trifft nur selten zu, und gar oft will überdies der Mann von dem Mädchen, das ihm früher zugesprochen worden, nicht mehr lassen, selbst wenn man ihm seine Ochsen zurückerstatten wollte.

Ein anderer, höchst mißlicher Umstand ist der, daß diese kleinen verhandelten Mädchen vielfach noch als Kinder zum „Manne" gebracht und dort aufgezogen werden. Nur allzu oft kommt es dann vor, daß diese kleinen „Weiber" ihren Männern entlaufen, unter Schlagen und Prügeln zurückgebracht werden und wieder davonlaufen, bis endlich ein Teil müde wird und nachgibt, sei es mit dem Davonlaufen, sei es mit dem Zurückbringen. Mit diesen und ähnlichen Geschichten bekommen wir hier in Triashill übergenug zu tun.



Mgr. Munsch, neuer Missionsbischof für Deutsch-Ostafrika. (Siehe Seite 184).

Namentlich ein Mann brachte viel Störung auf die Farm und raubte uns die kostbare Zeit mit seinem Immerwiederkommen und Betteln um sein davongelaufenes Weib. Er hat drei Weiber, zwei derselben sind leibliche Schwestern. Eine der letzteren (sein zweites Weib) ist hier auf der Missionsstation und will um keinen Preis zu ihrem Manne zurückgehen, denn sie will Christin werden. Er aber geberdet sich über ihre Weigerung ganz leidenschaftlich. Das einemal bittet er flehentlich wie ein Kind um sein Weib, das anderemal überläßt er sich einer wilden Wut, und tut, als käme er ganz außer sich. Er führt zunächst unter sonderbaren Bewegungen und Gesten einen Tanz auf, scheinbar in aller Ruhe, als handle es sich um ein bloßes Schaustück. Auf

einmal hält er mit dem Tanzen inne; es ist, als sei ihm der Krampf in alle Glieder gefahren, er streckt die Hände vor sich aus, nimmt verzerrte Stellungen ein, verdreht die Augen und bleibt dann, ohne ein Wort zu sprechen, längere Zeit regungslos wie eine starre Bildsäule stehen. Zuletzt verließ er unheimlich lachend den Platz.

Ich verstand anfangs nicht, was das bedeuten sollte, erfuhr aber später, daß dies ein Ausdruck seines Zornes und seiner höchsten Wut sei. Psychologisch konnte ich mir dieses Benehmen gar nicht erklären. Wie kann denn ein Mensch seine Wut dadurch zeigen, daß er vor andern in voller Ruhe, als wäre er an der Sache gar nicht beteiligt, ein theatralisches Kunststück aufführt? Ich hätte ihn viel besser verstanden, wenn er im Zorn seine beiden Speere geschwungen, oder sein Weib mit Gewalt fortgeschleppt hätte.

Er kam wiederholt und brachte auch einmal den Oberhäuptling der hiesigen Gegend mit. Auf ihr Verlangen rief ich das Mädchen vor und fragte, ob es mit diesen Männern zurückkehren wolle in den Kraal? Sie antwortete mit einem entschiedenen „Nein". — Nun suchte der Häuptling das Mädchen mit schnellem Griff zu fassen, dieses aber entwand sich rasch seinen Händen und eilte davon. Er rennt ihr nach, allein die umstehende Schuljugend bricht in lautes Gelächter aus, wie sie sieht, daß sich der schon etwas bejahrte, schwerfällige Mann vergeblich abmüht, das rasche, flinke Mädchen einzuholen. Seit dieser Zeit ließ sich keiner der beiden Männer wieder sehen. —

Unsere Mädchen, die zumeist ihre Burschen hier als Boarders (Kostschüler) haben, zahlen für ihren Aufenthalt in der Missionsschule nichts; sie gehen vormittags in die Schule, und arbeiten nachmittags im Haus, Garten oder Feld. Kleidung und Schlafdecken bringen sie in der Regel mit; was ihnen fehlt, besorgen ihnen die Burschen. Natürlich sind sie von diesen streng getrennt, haben aber an Sonn- und Feiertagen nachmittags Erlaubnis, mit ihnen im Gesichtskreis der Schwesternräumlichkeiten sich zu ergehen und zu unterhalten. Sie benützen diese Zeit größtenteils dazu, um mit ihren Burschen lesen zu lernen. Lern- und Lesebuch ist der Katechismus.

Wir hoffen, daß sich nach mehreren Jahren eine Reihe braver, gutunterrichteter Familien rings um unsere Missionsstation ansiedeln wird. Insofern fast lauter erwachsene Leute bei unsern Kostschülern in Betracht kommen, die alle schon ans Heiraten denken, ist die Mühe mit denselben eine besonders aussichtsvolle und lohnende. Sowohl der Katechet weiß, was er für ein Ziel hat, als auch die Leute wissen, wozu sie da sind. Auf beiden Seiten wird mit Ernst gearbeitet, und der Katechet gewinnt verhältnismäßig unschwer die Aufmerksamkeit und das Interesse seiner Zuhörer. Anders ist das bei den Tagesschülern, die noch jünger sind, und denen es nach unserm Missionsgesetz obliegt, zur Schule und zum Unterricht zu kommen, falls sie auf unserer Farm wohnen.

Wir haben jetzt Knaben und Mädchen auf der Station; aber im allgemeinen muß ich sagen, daß die Mädchen viel schwieriger zu behandeln sind und ein weit weniger dankbares Erziehungsmaterial darstellen, als die Knaben. Es kommt wohl daher, daß die Burschen meistens schon bei Weißen in Dienst gestanden sind, während die Mädchen fast regelmäßig direkt aus dem heidnischen Kraal kommen. Es fehlt ihnen daher jeglicher Sinn für Zucht, Pünktlichkeit und Ordnung. So hatten z. B. unsere Mädchen vor kurzem von den Burschen das Kochen übernommen, mußten es aber schon nach wenigen Tagen wieder an jene abgeben. Sie brachten es nicht fertig, das Essen zur rechten Zeit herzustellen; fast jedesmal gab es Anstand, weil die vorgeschriebene Stunde weit überschritten war. Die Burschen kamen daher aus freien Stücken zu mir und baten, selber wieder kochen zu dürfen, weil sie sonst die gewohnte Tagesordnung nicht einhalten könnten. So kochen vorläufig die Knaben wieder für die Mädchen.

Als ich neulich den Mädchen gebot, früh vor dem Morgengebet auf dem Wege zur Kirche Stillschweigen zu halten, meinten sie ganz unbefangen, das könnten sie nicht. Offenbar leuchtete es ihnen auch gar nicht ein, wozu man denn sogar für die Zunge und das Reden ein Gesetz haben solle, konnten sie doch nicht einmal verstehen, weshalb man das Essen zur bestimmten Zeit bereit halten müsse. Dem unzivilisierten Schwarzen ist die Zeit so viel wie nichts wert, und Ordnung ist ihm ein unbekannter Begriff.

Nun, mit der Zeit werden die Mädchen dies alles noch ebenso gut lernen, wie die Knaben. Inzwischen wollen wir Geduld und Nachsicht mit ihnen haben. Die geneigten Leser aber mögen das Interesse und gnädige Wohlwollen, das sie bisher unserer vielversprechenden Mission in Triashill schenkten, bewahren und uns auch fernerhin mit milden Gaben zu Hilfe kommen.

Termitenplage in Südafrika.

Von Br. Aloys, R. M. M.

Mariannhill. — Als ich jüngst abends 8 Uhr nach Schluß der Komplet und nach Empfang des Weihwassers seitens unseres Hausobern still und friedlich, wie es in jedem wohlgeordneten Kloster der Fall ist, meine bescheidene Lagerstätte aufsuchen wollte, trat mir unser Bruder Nachtwächter entgegen und bedeutete mir mit einem Zeichen, etwas zu warten. Was war denn los? Pflegt doch sonst um diese Zeit jeder Bruder, die Kapuze überm Kopf, unter absolutem Stillschweigen seines Weges zu gehen; keiner grüßt den andern . . .

Nun, ich sollte es gleich erfahren. Nach einer Weile kam er wieder; er hatte in der Zwischenzeit ein Licht angezündet und führte mich nun in die kleine Blechhütte, wo ich meine Lagerstätte hatte. Diese Hütte diente dem Gründer von Mariannhill, dem Hochwürdigsten Abt Franz Pfanner, sechs Jahre hindurch als Wohnung, ist somit die erste Mariannhiller „Abtei" und wird daher begreiflicher Weise von uns allen hoch in Ehren gehalten. Hier nun zeigte mir der Bruder unter der Bettstelle eine Vertiefung in der Erde, aus der massenhaft geflügelte Ameisen herauskamen. In buntem Gewirr flatterten sie im ganzen Zimmer umher und umschwirrten namentlich die brennende Lampe, die auf sie eine magische Anziehungskraft auszuüben schien. In wenigen Minuten war alles: Bett, Tisch, Boden und Stühle von den schwärmenden Insekten voll.

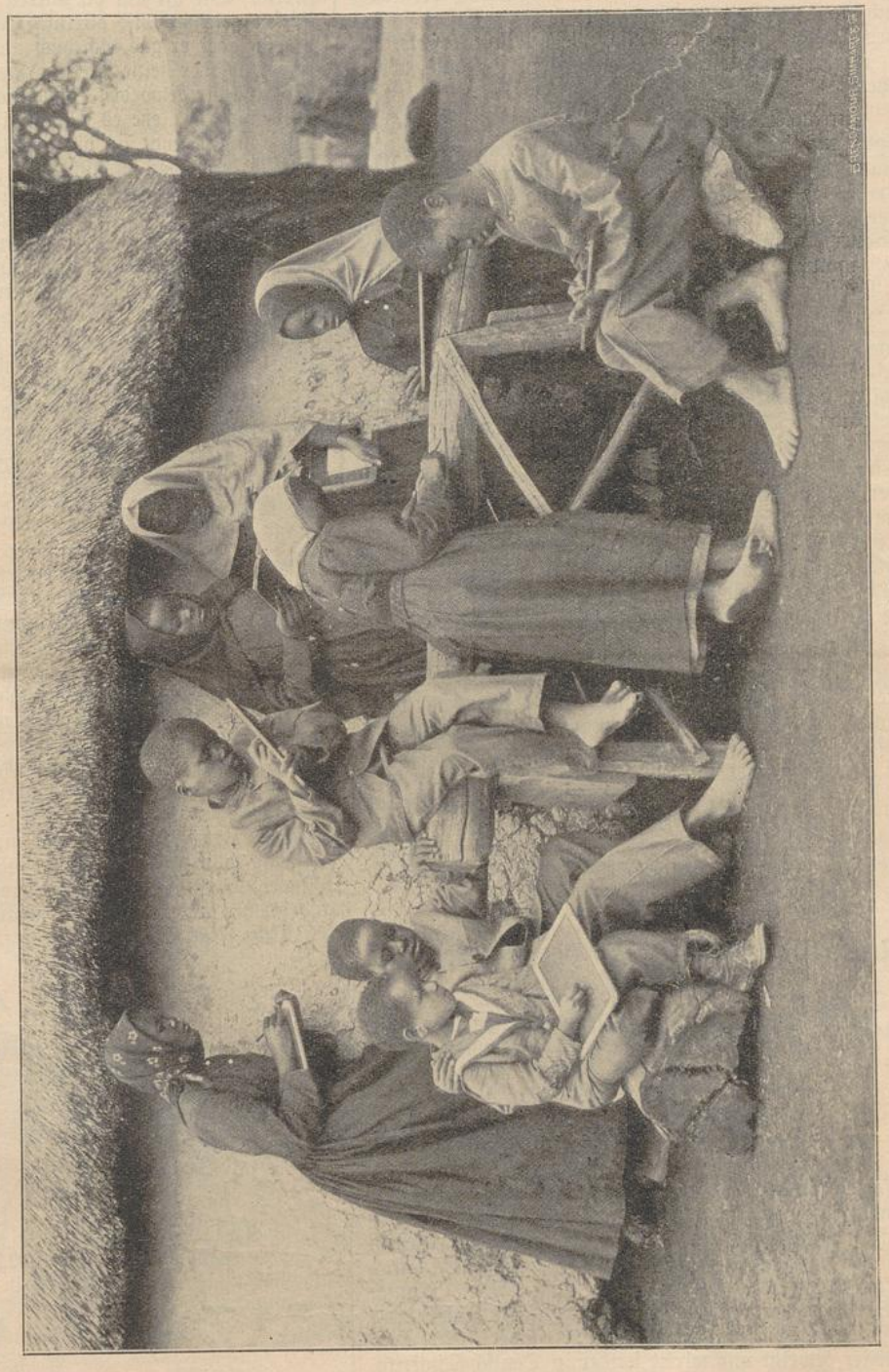
Was anfangen? Da konnte ich doch nicht übernachten! Es ekelte mich zwar vor den langgeflügelten Tierchen nicht, ich war ihnen aber auch nicht so hold, wie unsere Kaffernkinder, die jubelnd auf sie Jagd zu machen pflegen und die fetten Bissen mit Appetit verzehren. In dieser Verlegenheit kam mir Bruder Alexius, unser Krankenwärter, zu Hilfe. Lächelnd bedeutete er mir durch ein freundliches Zeichen, ihm zu folgen und führte mich ins Krankenhaus, wo ein bequemes Bett für mich bereit stand. Hier war gut ruhen. Als ich am nächsten Morgen einen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

prüfenden Blick in die „alte Abtei" warf, sah ich zwar den Boden mit einer Menge zollanger Ameisenflügel bedeckt, die Ameisen selbst aber waren spurlos verschwunden.

Die meisten Ameisen oder Termiten — Flügel bekommen sie bloß auf kurze Zeit zum Schwärmen — sind hier eine wahre Landplage. Fast nichts ist vor diesen furchtbaren Nagern, die in ungezählten Millionen und Milliarden übers ganze Land verbreitet sind, sicher. Sie nagen die Wurzeln der jungen Bäume ab, durchfressen die Rinde, kommen in die Häuser, bauen sich ganze Nester in die Lehmwände, zernagen alles Holz, ganze Bretter, Balken und Kisten, greifen Kleiderstoffe an, zerfressen die Bücher, kurz richten enormen Schaden an, wenn man nicht beständig vor ihnen auf der Hut ist.

Man darf daher hierzulande nie einen Gegenstand, der aus Holz ist, direkt auf den nackten Boden stellen, sondern muß zuvor immer ein paar Steine oder Ziegel oder etwas Eisenwerk darunter legen. Ebenso gefährlich ist es, einen Holzschrank oder ein Büchergestell hart an die Wand zu rücken; die Vorsicht rät vielmehr, immer einen kleinen Zwischenraum zu lassen. Unterläßt man das, so kann über Nacht Kiste und Schrank, eventuell samt dem Inhalt, von den Termiten übel zugerichtet werden.



Vorbereitung zur Schule.

Es mag ein Scherz sein, aber möglich ist es doch, daß sich einst dahier ein Mann mit einem Stelzfuß auf den bloßen Boden zur Ruhe legte und am nächsten Morgen ohne Fuß aufwachte. Die Termiten hatten ihm denselben während der Nacht radikal abgefressen. — Unsere Maurer pflegen über die meist aus Bruchsteinen hergestellten Grundmauern eine Schichte Zement und eine zweite aus Asphalt zu gießen und dann erst mit gebrannten Ziegeln weiterzubauen. Es geschieht das, um die Termiten abzuhalten, die sonst bis in das zweite und dritte Stockwerk hinaufklettern und alles Holz zerfressen.

Einmal wurde für unser Mariannhiller Magazin ein ziemlich großer Vorrat Lampen-Zylinder gekauft

und in einer Kiste unterm Dach aufbewahrt. Nach einiger Zeit sollte ein Teil der Zylinder nach unsern Stationen geschickt werden; doch als ich davon nehmen wollte, war das Holz der Kiste bis auf eine schmale, dünne Schichte total zerfressen, das Stroh vernichtet und die Zylinder (wie überhaupt die ganze Kiste), so mit Erde angefüllt, daß es mich viele Mühe kostete, sie zu reinigen und wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen.

Ein anderesmal hatten wir einige Büchsen Caustic-Soda auf Lager. Als ich sie später wegnehmen wollte, waren sie von den Termiten zwischen den Schrankbrettern so fest eingemauert, daß ich sie nur mit Hilfe eines Meißels losmachen konnte. Kurz, das ganze Jahr hindurch muß man überall fleißig nachsehen und beständig auf der Hut sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, oft ganz bedeutenden Schaden durch sie zu erleiden.

Im übrigen sind die Ameisen gar merkwürdige, mit einem wundersamen Instinkt ausgestattete Tierchen, welche in letzterem Punkte nur von den Bienen übertroffen werden. Es gibt da Königinnen, Arbeiter und Soldaten. Die Nester der Termiten sind nach den einzelnen Gattungen sehr verschieden; es sind teils Nester in altem Holz, teils unterirdische Erdnester, teils oberirdische Hügelbauten aus Lehm. Die Lehmhügel mancher afrikanischen Termitenarten können mehrere Meter hoch werden. Sie leben hauptsächlich von Pflanzenleichen und sind deshalb die Totengräber der tropischen Pflanzenwelt; daher auch die Verwüstungen, die sie im Holzwerk der Wohnungen anrichten.

Meist lebt ein König und eine Königin monogam in einer königlichen Zelle des Nestes beisammen. Eine alte Königin wird oft erstaunlich groß und kann Millionen von Eiern liefern. Man sieht zuweilen alte Kaffern, welche Tage lang umherwandern und überall die Termitenhügel aufwühlen, um solche Königinnen zu finden. Sie tun es keineswegs, um das Land von der Termitenplage zu säubern, sondern nur, weil sie in diesen Königinnen einen köstlichen Leckerbissen finden. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten.

Neuer Missionsbischof für Deutsch-Ostafrika.

(Siehe Bild S. 181.)

Unterm 13. September 1910 wurde von dem Apostolischen Vikariat Bagamoyo der Väter vom Hl. Geist auf Antrag des hochwürdigsten Bischofs Vogt das Kilimandscharogebiet als selbständiges Vikariat abgetrennt. Im Norden fällt die Grenze des neuen Vikariats mit der des Schutzgebietes zusammen; im Osten grenzt es an den Indischen Ozean, im Westen an das Apostolische Vikariat Unyanyembe. Die südliche Grenze bildet eine dem Msangassi-Fluß entlang gezogene Linie vom Indischen Ozean bis nach Mgera, welches zum Apostol. Vikariat Bagamoyo gehören wird. Zum ersten Apostol. Vikar wurde der hochwürdigste Herr Aloys Munsch C. S. Sp. ernannt. Der Neuernannte ist im Jahre 1869 in Felleringen (Ober-Elsaß) geboren, wurde 1894 zum Priester geweiht und wirkte seither in Deutsch-Ostafrika, wo er in den letzten Jahren Oberer der Station Mhonda war.*) Möge dem hochwürdigsten Herrn eine recht gesegnete Amtstätigkeit beschieden sein!

*) Die feierliche Konsekration fand Mitte Februar 1911 in Sansibar statt.

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. (Luk. 9, 56.) Hast du dich, liebe Seele, noch nie verwundert über die Geduld des Herrn? Wie oft bist du untreu gewesen, hast ihm den Rücken gekehrt, bist eiteln Dingen, der Welt nachgelaufen, aber er gab dich doch nicht auf, sondern streckte immer wieder seine Retterarme nach dir aus. Was wäre aus dir geworden, ohne diese Geduld und Gnade? O! benutze sie, ehe es zu spät ist, daß du zum vollen Heil kommst und für die Herrlichkeit zubereitet wirst. Ist aber nicht das Menschenherz ein sonderbares Ding? Daß der Herr gegen dich Geduld beweist, das versteht sich von selbst für dich, aber daß er auch andern, ja Gottlosen gnädig ist, ob er sie noch erretten könne, das will deinem Herzen oft nicht ein; du würdest es recht finden, wenn er diesen oder jenen sofort zum Gericht abriefe. Warum machst du nur bei dir eine Ausnahme? Das ist der Hochmut, indem du dich nicht beugen willst unter das allgemeine Verdammungsurteil, das dich und mich treffen müßte ohne die Gnade des Herrn, die wir um gar nichts mehr verdient haben als andere. Drum gönne auch andern das Heil, hoffe auch für sie und tue was du kannst, um ihnen das Heil nahezubringen; werde nicht müde dabei, rechne auf des Herrn Geduld und Gnade auch für sie! (M.: Psalm 28. A.: Psalm 41.)

War Gott barmherzig gegen dich, so zeige den Dank durch Barmherzigkeit gegen andere! Der berühmte J. Newton schreibt: Was mich betrifft, so habe ich kein Recht, einen einzigen Stein auf den Schlimmsten der Abgefallenen zu werfen. Denn wenn ich auch nicht die Wege gewandelt bin wie er, so wäre ich in gleiche Bahnen geraten, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit mich bewahrt hätte. Zu einer Dame, die viel mit gefallenen Mädchen zu reden hatte, aber wenig Zugang zu den Herzen fand, sagte ich einst: Stellen Sie sich in Gedanken neben diese armen Töchter: Wenn mich die Gnade nicht wunderbar bewahrt hätte, so wäre ich nicht anders als die am tiefsten Gefallene. Von da an, als sie das beherzigte, redete sie anders mit ihnen und fand Zugang zu den Herzen und der Liebe Frucht.



Ländliche Zoologie.

Gutsherr (bei großer Hitze über das Feld gehend): Wenn die Hitze noch lange dauert, muß alles Vieh zu Grunde gehen.
Bauer: Gott erhalte uns nur den gnädigen Herrn.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph hat geholfen.

Eine arme Frau in Oesterreich schrieb uns vor einigen Wochen folgendes: „Ich hatte im verflossenen Winter eine harte Zeit. Mein Mann war nämlich so dem Zorn ergeben, daß wir es kaum mehr bei ihm aushalten konnten. Jähzornig war er zwar von Jugend auf, allein in letzter Zeit steigerten sich seine Zornanfälle zu völliger Wut. Welch' ein Jammer für mich, welch' ein Aergernis für unsere Kinder, von denen heuer zwei zur ersten hl. Kommunion gehen sollten. Dazu war mein Mann im geistigen Leben so erkaltet, daß er fast nichts mehr vom Gebet und Empfang der hl. Sakramente wissen wollte. Letzteres tat mir noch weher, als die persönlichen Unbilden, die ich von ihm zu erdulden hatte.

In dieser Not faßte ich mit meinen Kindern ein großes Vertrauen zum hl. Joseph. Mit Beginn des Monat März hielten wir zusammen eine kleine Andacht zu dem großen Heiligen und ersuchten auch andere um ihr Gebet. Die ersten 3 bis 5 Tage schien unser Gebet ohne Erfolg; im Gegenteil, das entsetzliche Fluchen und Schimpfen des gottentfremdeten Mannes wurde immer ärger. Mir rollten dabei oft die Tränen über die Wangen und ich betete noch dringender mit meinen Kindern um die Bekehrung des Vaters.

Etwa vom 6. oder 7. Tage an wurde er ruhiger. Bald darauf hörten wir zu unserer Verwunderung kein Fluchwort mehr; der Vater nahm zuweilen wieder Weihwasser und machte das hl. Kreuzzeichen. Als wir ihm am Feste des hl. Joseph zu seinem Namenstage gratulierten, bot er uns allen gar freundlich die Hand und empfing noch am gleichen Tage die hl. Kommunion. Kurz, er war ein ganz anderer geworden.

Wer beschreibt unser Gück und unsere Freude! Fürwahr, ganz wunderbar hat der hl. Joseph uns geholfen. Drum wende sich jeder, der in leiblicher oder geistiger Not ist, vertrauensvoll an ihn; es wird ihm sicherlich geholfen werden!"

„Ich selbst", so fährt die genannte Frau fort, „bin in meinem Innern viel ruhiger geworden. Die frühere Gewissensangst ist weg und ich sehe nun ruhig dem Tode entgegen; auch meine Kinder sind hübsch folgsam und brav und beten viel, namentlich die älteste Tochter, die Freude unserer Familie. Vor fünf Jahren war ich schwer krank, sodaß jedermann an meinem Aufkommen zweifelte. Ich wäre auch gerne gestorben, falls es der heilige Wille Gottes gewesen, doch lagen mir meine Kinder sehr am Herzen. Man riet mir, eine Magd einzustellen; allein dazu wollten unsere Mittel nicht reichen. Damals nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur lieben Mutter Gottes. Ich betete bloß um Linderung meiner Leiden und wollte zufrieden sein, wenn sich mein Gesundheitszustand nur insoweit besserte, daß ich ohne fremde Hilfe das Hauswesen besorgen konnte. Und wie ich gebetet, so geschah es. Ich konnte das Bett verlassen und die nötige Arbeit tun, im übrigen aber will ich mein Kreuzlein gerne tragen, um mein Fegefeuer schon auf Erden abzubüßen."

So die arme, schlichte Frau. Sie bat uns, ihren Bericht in's Josephsgärtchen aufzunehmen, und wir haben es mit Freuden getan, in der Hoffnung, daß manche bedrängte Seele daraus Mut und neue Hoffnung schöpfen werde. Den demütigen, kindlich-einfachen Seelen gibt Gott seine Gnade, und denjenigen, welche Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten. Herr, dir sei Lob und Dank! Um meine verirrte Seele zu finden, hat sich Jesus, unser guter Hirte, die Füße wundgelaufen, und damit ich stets ihm treu bleibe, hat er mich mit Prüfungen mannigfacher Art an's Kreuz geschlagen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Alphons Maria von Liguori.

Auch der hl. Alphons Liguori war ein großer Verehrer des hl. Joseph. Auf seine Fürbitte setzte er ein großes Vertrauen und ermunterte bei jeder Gelegenheit zur Andacht und zum Vertrauen gegen den hl. Joseph.

In einer kleinen Schrift, die er über diese Verehrung geschrieben, sagt der Heilige: „Schon das Beispiel Jesu Christi sollte hinreichen, um alle Herzen mit Andacht zum hl. Joseph zu erfüllen; hat doch der liebe Heiland, solange er auf Erden lebte, diesen seinen Nährvater überaus geliebt und ihm kindlichen Gehorsam geleistet. Daraus erhellt aber zugleich, daß der hl. Joseph über alle Heiligen — die allerseligste Jungfrau Maria natürlich ausgenommen — hoch erhaben ist, weshalb denn auch ein frommer Schriftsteller mit Recht bemerkt: „Den der König der Könige so hoch erheben wollte, der verdient von den Menschen eine ganz besondere Verehrung."

Alphons Maria ging hierin mit seinem Beispiel voran. Er erwählte den hl. Joseph und die hl. Theresia, diese große Verehrerin des hl. Patriarchen, zum Schutzpatron seiner Kongregation und ließ ihr Fest alljährlich in verschiedenen Missionshäusern gar festlich begehen. Er selbst rief sie oft an und begann nie eine Schrift oder ein Sendschreiben, ohne den Anfangsbuchstaben der Namen Jesu und Maria auch die des hl. Joseph und der hl. Theresia beizufügen. Er verfaßte eine Novene zu Ehren eines jeden dieser Heiligen; auch besitzen wir von ihm eine sehr schöne Betrachtung für das Fest des hl. Joseph, in welcher er eindringlich zur Verehrung dieses großen Heiligen und zum Vertrauen auf seinen Beistand ermuntert.

Namentlich ermahnte er, den hl. Joseph zu verehren als Patron eines guten Todes und führte folgende drei Hauptgründe dafür an:

1. Jesus liebte den hl. Joseph nicht nur wie einen Freund, sondern als seinen Vater, weshalb seine Vermittlung weit mächtiger ist, als die eines anderen Heiligen.

2. Der hl. Joseph hat eine besondere Macht über die bösen Geister, die uns in der Todesstunde anfechten werden. Er hat den lieben Heiland vor den Nachstellungen des Herodes befreit, und darum hat ihm Gott die Macht gegeben, die Sterbenden gegen die Angriffe des bösen Feindes zu schützen.

3. Der hl. Joseph hat auf seinem Sterbebette Jesus und Maria als Helfer gehabt, und dadurch hat er das Recht erlangt, auch seinen treuen Dienern die Gnade eines guten Todes von Gott zu erbitten. Wenn sie ihn also in ihrer Todesstunde mit Vertrauen anrufen, wird

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er ihnen nicht nur selber beistehen, sondern ihnen auch die Hilfe Jesu und Maria vermitteln.

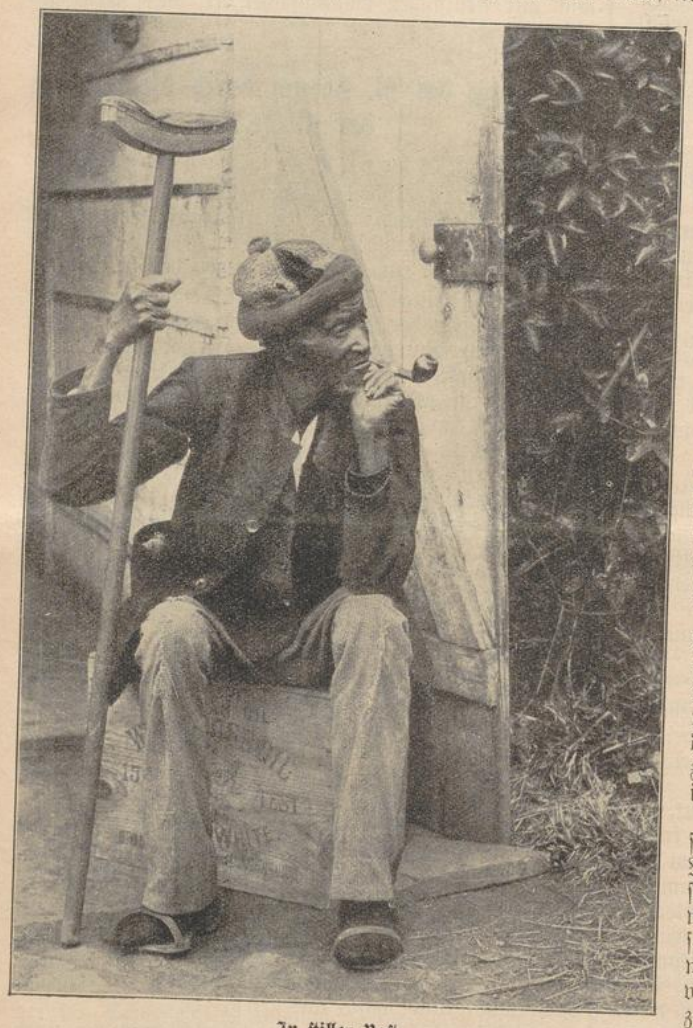
Der hl. Alphons starb eines seligen Todes am 1. August 1787.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Mein Vater pflanzte nun am Bache die Sonnenblumen und mancherlei nützliche Kräuter. Er war ein



In stiller Rast.

frommer und kunstreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Auch richtete er die Falken ab, wie kein anderer Jäger im Frankenland und hatte eine große Kenntnis heilsamer Kräuter. Ich ging ihm beständig bei seinen Arbeiten zur Hand, wie ich konnte, und er erzog mich zur Gottesfurcht und frommer Sitte. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schloß von des Ritters Hausfrau gelernt und zugleich mit den zwei Söhnen das Christentum beim Hauskaplan.

Mein Vater schenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür, ich aber brachte der Hausfrau Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich singen gelehrt hatte. So war ich denn immer gern im Schlosse gesehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter wurde, meistens zu Hause beim Vater, denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein.

In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft; er war auch stiller Gemütsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich bald an der Lahne sehen und fuhr mich im Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns in Ehren so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten.

Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: „Mein Kind, was soll aus deiner Liebe werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?" —

Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und taten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören, den Junker Jörg zu lieben; denn die Liebe ist blind und wo sie entbrennt, kann sie nicht ausgelöscht werden; zwei Menschen, die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod.

Mein Vater stellte es auch dem jungen Ritter vor. Der aber war mutiger als ich und sprach: „Lasset Euch das nicht bekümmern in Euren alten Tagen, denn es soll Euch freuen, wenn Ihr seht, daß Eure Tochter eines braven Ritters ehr- und tugendsame Hausfrau wird, und sollte mein Vater anfangs dazu die Einwilligung nicht geben wollen, so wird er doch darum nicht zürnen bis in den Tod."

Ich erschrak, wenn ich sah, wie mein Vater traurig ward bei solcher Rede, die mir das Herz erhob, und habe meinem Vater von der Zeit an immer noch emsiger gedient als vorher; auch ward ich in all meinen Reden bedachtsamer und klüger, daß er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert sei, daß ich nicht töricht handeln würde.

Georg kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg, und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse zogen, stand ich immer und grüßte Georg mit einem weißen Tüchlein; und wenn er mich so grüßen sah, ließ er sein Roß ein paarmal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem gestrengen Herrn Vater, mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wiederkommen lasse, und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah.

Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen und als sie wiederkamen, stand ich am Berge und sah nach Georg. Der aber saß nicht auf seinem Streitroß, ward vielmehr auf einem Tragbrett zwischen zwei Reitern getragen. Ach, da war meine Angst so groß, bis er die Reiter still halten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen konnte, daß er noch lebe, und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir.

Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Tränen so flehentlich, daß er selber sehr weinte und

sprach: „Ach, Tochter, wie ist deine Liebe zu Junker Jörg so groß, und wieviel Leid mag wohl daraus entstehen!“ Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an die Lahn hinab. Die war zugefroren und noch keiner darüber gegangen. Das wußte ich wohl, sagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte, es seien schon viele Leute darüber gegangen; und so eilte ich denn über das Eis ohne Furcht und Angst und betete wohl mehr für Georg auf dem Eise, als daß ich nicht einbrechen möchte.

Es war Abend, da ich aufs Schloß kam. Ich fragte sorgsam nach Georg und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen, und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich ins Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und küßte ihm die Hand.

Seine Mutter wußte wohl, daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber sie hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei; und da sie nachher mit mir in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lange mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich alles, wie unsere Liebe so unveränderlich sei, und wie nichts uns scheiden werde, als der Tod. Sie aber war eine sanfte Frau, und Georg ihr liebstes Kind. Auch gegen mich war sie immer sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt, und hat nicht mehr von unserer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

Während der Nacht ging das Eis in der Lahn auf, und ich konnte am Morgen nicht zurück, sodaß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte. Ich war dann meist bei Georg und pflegte sein; denn sein Herr Vater, der Ritter, war noch nicht zurück, und die Mutter erfreute sich an unserer Liebe. Da wuchs dieselbe noch viel mehr, denn Georg war durch seine Wunde schwach und noch viel inniger und sanfter als sonst, und die kleinste Handreichung, die ich ihm erwies, erschien mir wie ein heilig', tiefsinnig' Werk, weil in reiner Liebe getan.

Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater. Der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich Trost gewonnen, und ich erzählte ihm alles, was geschehen war, auch was Georgs Mutter zu mir gesprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte, wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuße im Grabe stehe; sein Sinn sei also nicht mehr für die weltlichen Dinge; er wolle meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke.

Da Georg genesen war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster Arnstein.

Der Winter war sehr rauh und mein Vater oft krank, denn er war schon hochbetagt und hatte schneeweiße Haare. Da ward mir denn auch keine größere Freude als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als aber der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Türe und schaute ins Tal hinab und sprach von meiner seligen Mutter.

Einmal, am hl. Ostertage nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern wieder an der Türe, und ich neben ihm. Es war gegen Abend, alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen die Lahn hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein gefahren. Sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne im Echo nachklang:



Mühle der Station Einsiedeln.

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heiligen Zeit,
Und gehe zu den Maien,
Und seh' des Heilands Leid; —
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai, im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine,
Du blühest ew'ges Heil! —
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ew'ger Blüte,
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heil'ges Blut! —
Blut gab mir so hohen Mut.

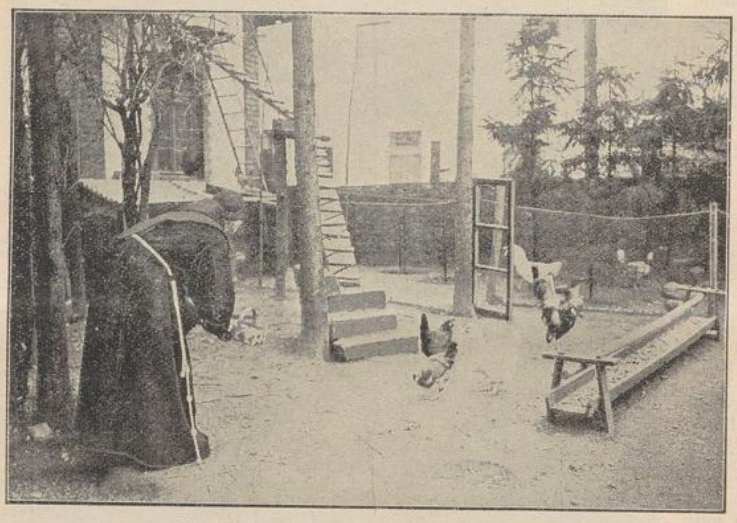
Du drangst in heil'gem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Tränen Schmerz! —
Schmerz erquickte mir das Herz

Des heil'gen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an der Maie
Mich heilte deine Pein! —
Pein führt mich zum Himmel ein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Vater und ich sangen das Lied stille mit. Er war sehr gerührt und sprach zu mir: „Wohl wende auch ich mich hin zur Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht; denn meine Zeit ist vorüber, und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht; auch werde ich heuer die Früchte nicht mehr reifen sehen. Ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann; denn ich habe nach Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt." —

„Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so die Lahne hinunterfährt, und dort die Sonne, die jetzt bald untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert. Da sind sie heut früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Duft des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen



Ein Mönch als Verwalter des Hühnerhofes.

würden und ihre Andacht verrichten. Und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen und haben sie dort aufgesteckt. Dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen, und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen, und schnell trug sie das Schifflein den Fluß hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der andere später ans Land, und alle, die zusammen so fromm singend dem Flusse folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen. Und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligtum mitbringen kann, um so Frömmigkeit zu erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück. Die Gabe mag gering sein im allgemeinen Werte der Dinge, allein sie ist doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes werden."

So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir, und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, sodaß ich wohl fühlte, er werde nicht mehr lange bei mir sein.

Georg kam am folgenden Tag herauf, und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Kloster Arnstein mitzubringen und auch seine Frau Mutter zu ihm bitten, denn Georgs Vater hatte den älteren Sohn Johann zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Georg zurückeilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater aber, der im Lehnstuhl saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: „Willst du wieder in Freiheit sein, guter Falke, wenn ich nicht mehr bin?" Und da er mich weinen hörte, fragte er: „Was weinest du, mein Kind?" Ich erwiderte: „Da ich Georg hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein werde außer Gott." — Da sprach er zu mir: „Und einst wird G o t t dein einziger Trost sein, wie er jetzt meiner ist, da ich dich verlassen muß. Aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir wohlergehe auf Erden, bis du zu mir kommst."

Dann kniete er dort an dem Altärchen nieder und betete und war so schwach, daß er in Andacht sein Haupt darauf stützte. Ich aber kniete neben ihm, und der Falke saß traurig auf der Stange. Dann sagte er: „Sieh, ob der Pater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde nahet."

Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewande eben in das Schifflein steigen, Georg trug das Kreuz, und seine Mutter hatte eine brennende Kerze in der Hand; auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da rief ich: „O lieber Vater, sie bringen dir den lieben Heiland!" — Da küßte mich der Vater und sah mich, wie zum Abschied, mit großer Liebe an.

Der Zug kam langsam den Berg herauf, und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Georg und seiner Mutter. Die war sehr traurig und küßte mich. Der Pater Anton aber ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das hl. Abendmahl, und wir standen in der Nähe und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Georg und seine Mutter herein.

Wir knieten um seinen Stuhl und er sprach zu Georgs Mutter: „Gnädige Frau, wir werden bald im andern Leben beisammen sein. Nehmt Euch meines Kindes an! Georg liebt meine Tochter, und sie verdient es . . . O mein gutes Kind, ich befehle dich Gott! Komm bald zu mir, wenn es dir auf Erden nicht gut ist." — —

Da weinten wir alle sehr, und Georg nahm meine Hand und sagte: „Mutter, segnet uns! Vater, segnet uns!" — Da gab er uns den Segen, und Georgs Mutter auch, und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. —

Dann wollte der Vater in den Sonnenschein getragen sein. Georg und ich trugen ihn in seinem Sessel hinaus in das Freie. Die alten Diener des Ritters standen mit ihren Fackeln im Kreise herum und reichten ihm die Hände. Georg brachte ihm seinen Falken; der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessels.

So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: „O Gott, ich danke dir für das schöne Leben! Ich danke dir für mein schönes, liebes Kind! — Ich danke dir für den schönen Tod!" — Da starb er. —

Georg und ich hielten seine beiden Hände. Es war ein freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen im Walde, und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spinnerin am Kreuze.

Einst sollte auf dem Wiener Berge ein Dieb gehenkt werden. Unter den vielen Zuschauern stand ganz nahe beim Hochgericht auch ein Müller, Spiner mit Namen. Der Delinquent stand bereits auf der Leiter und hatte die Schlinge um den Hals, da hörte er, wie der Müller die Worte sagte: „Ich möchte nur wissen, wie dem dort oben zu Mute ist." Schon wollte Meister Hämmerlein die Leiter wegziehen, als der Dieb schrie: „Halt, ich habe noch was zu bekennen; ich habe noch einen Mitschuldigen. Der Müller da ist es!" Große Erregung bemächtigte sich aller Anwesenden. Zwar beteuerte der Müller seine Unschuld, doch umsonst: die Hinrichtung wurde aufgeschoben und der Müller wanderte mit dem Diebe ins Gefängnis. Da letzterer unabänderlich bei seiner Aussage blieb und man in alten Zeiten nicht viel Federlesens machte, so wurde nach dem Spruche: „Mitgefangen, mitgehangen!" verfahren und zwar sollte der Müller vor dem Diebe gehenkt werden. Schon war der Strick um des Müllers Hals gelegt, als der Ankläger wieder ausrief: „Halt, ich habe noch was zu bekennen!" In höchster Erwartung horchte alles auf und der Dieb wandte sich nun an den in höchster Todesangst schwebenden Müller: „So, Müller, weißt Du jetzt, wie einem zu Mute ist auf der Galgenleiter?" Dann aber sprach er zu den Richtern: „Der Müller ist unschuldig. Er verlangte aber, als ich das erste Mal gehenkt werden sollte, zu wissen, wie es einem sei, der die Schlinge um den Hals hat, so hab' ich ihm's wissen zu lassen und mir zur Lust den Spaß gemacht. Ich denke, er wird sein Lebtag nimmer darauf verlangen!" Nun wurde natürlich der Müller alsbald freigesprochen und gelobte aus Dankbarkeit gegen Gott und zum ewigen Gedächtnis seiner Errettung die Errichtung einer Kreuzessäule, das „Spinnerkreuz" genannt, woraus dann allmählich die nun übliche Benennung „Spinnerin am Kreuz" ward. Sie wurde erbaut 1451 von H. von Puchsbaum.

Des Adlers Raub.

Zwischen hohen Fichten und Lärchen rauscht der Tilt; über den Wäldern links und rechts vom Tilt-Bach ragt kahles Gebirg. Die Bäume verschwinden und die Felsen rücken sich näher. Kuppe steigt über Kuppe, alle nackt, unwirtsam und von hundertfältigem Rinnsal durchfurcht.

In dieser Hochlandseinsamkeit stand die Hütte eines Hirten. Während er die kleine Herde zu den Weideplätzen trieb, besorgte sein Weib die kleine Wirtschaft.

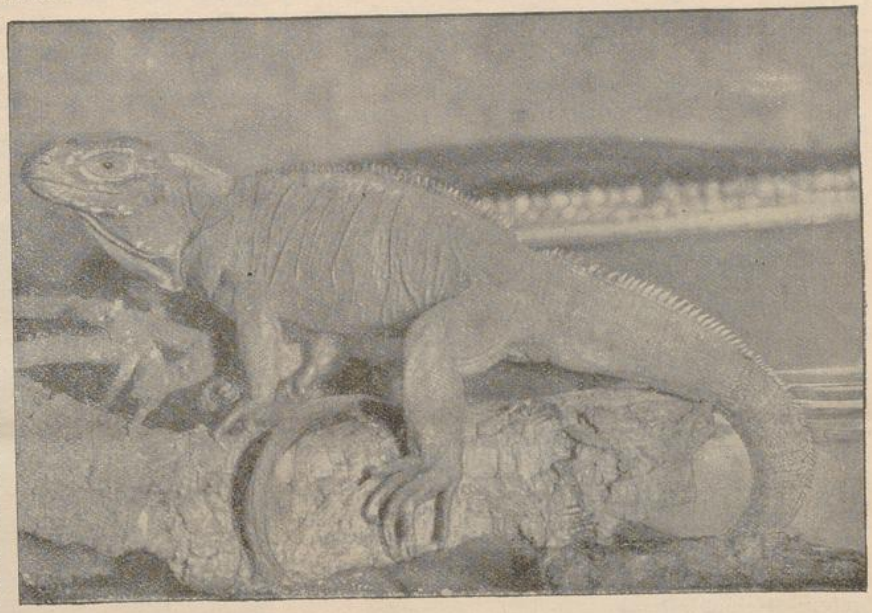
Zuweilen geschah es, daß Reisende des Weges kamen, oder ein Jägertrupp auf der Jagd nach Schneehuhn und Auerhahn.

Eines Tages im Herbst hatte solch' eine Jagdpartie bei der einsamen Hütte Rast gehalten, jugendlich kräftige Gestalten im malerischen Hochlandskostüm.

Es war ein frugales Mahl, das die arme Hirtenfrau bieten konnte: Kartoffeln, Haferkuchen und Whisky; aber den Fröhlichen mundete es herrlich, und die Wirtin hatte vollauf zu tun, um allen Wünschen zu genügen.

Nach dem Aufbruch der Gäste waltete wieder die ganze Stille der Bergnatur. Nur der Rauch des Torffeuers, der aus allen Dachritzen der Hütte drang, zeugte noch von dem ungewöhnlichen Ereignis.

Das Weib trug nun die Wiege, worin ihr zwei Monate altes Kind lag, ins Freie und ließ sich auf einem Granitblock nieder. — Die Luft war schwül, selbst



Nashornleguan.

in diesem Felsental. — Wacholder und Thymian hauchten ihre stärksten Düfte. — Das junge Weib hatte müd' den Kopf auf die verschränkten Arme niedergelegt und träumte zum tiefblauen Himmel auf, während ihr Fuß mechanisch die Wiege schaukelte. Die Wimpern wurden ihr schwer und schwerer. Dann schlossen sie sich ganz. — Die Wiege bewegte sich nicht mehr. — — Mutter und Kind schliefen. — —

In den Schlaf des Weibes tönte allplötzlich ein eigentümliches Rauschen, welchem dann ein Aechzen des Kleinen folgte. — Instinktiv macht sie eine tappende Bewegung zu der Wiege hin, sinkt wieder zurück, ringt nach dem Bewußtsein, springt endlich auf, starrt wirr vor sich und sieht die Wiege — leer.

Ein wilder Blick umher und dann empor — dort!

Hoch in den Lüften fliegt ein mächtiger Adler, langsam, aber unerreichbar, in den Krallen das — Kind. Er fliegt hoch und höher, so daß sein Raub nur noch ein weißer, leuchtender Punkt unter dem schwarzen Flügelpaar erscheint, senkt sich dann wieder herab und verschwindet zwischen den Bergen.

Die unglückliche Mutter stößt einen wahnsinnigen Schrei aus, wirft sich zur Erde, springt wieder empor und streckt die Arme verzweifelnd nach der Gegend, wo der Adler verschwand. Dann fährt sie sich über das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Antlitz, wirft einen fragenden Blick umher, als ob sie aus einem Traum erwache, stürzt sich auf die Wiege, wühlt in ihr und stößt aufs neue einen gellenden Wehschrei aus.

Alles dies ist das Werk eines Augenblicks. Im nächsten Augenblick stürmt sie das Tal hinab, den Felsen entgegen, zu denen der Adler sich gesenkt hat. Aber ach! nur ihre Gedanken haben Flügel. Der Weg scheint ihr endlos; die ineinander sich schiebenden Berge scheinen ihr höhnische Dämonen zu sein!

Plötzlich um eine neue Felsenbiegung rasend, sieht sie die Gäste vom Morgen durch eine niedrige Erlenbüschung streifen. Der Anblick von Menschen ist ihr der erste Trost, die erste Hoffnung.

In wenigen Minuten hat sie die Jägerschar um sich versammelt, das Schreckliche erzählt und bittet knieend, und im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihr zu helfen.

Alle bemitleiden sie, aber Rat weiß nur einer. — „Dort," sagte er, „von steiler Wand des Caingorm, sah ich jüngst hundert Fuß tief in einen Abgrund und entdeckte auf einem Felsengrat ein Adlernest."

„Dort verschwand der Räuber!" stammelte das arme Weib.

Der Jäger sah ihr eine Weile stumm und nachdenklich in das weinende Antlitz.

Dann sagte er mit sanfter Stimme: „Schafft mir ein Seil aus Eurer Hütte! So Gott will, finde und rette ich Euer Kind!" — —

Eine halbe Stunde später hing der Kühne am Seil über der schwindelnden Tiefe, und tastete sich mit Arm und Fuß langsam die steile Wand hinab. Aus dem Schlunde schwang sich ein Adlerpaar wutkreischend empor und drohend umrauschten ihn ihre Fittiche. Geröll löste sich, und es schwankte das Seil. Aber er sieht auch schon unter sich den Horst und — inmitten zweier junger Adler — das unversehrte Kind, hilflos die Aermchen ausstreckend.

Sein Jubelgeschrei verkündete der knieenden Mutter droben: „Gefunden!" —

Mit einem kühnen Schwung faßt er auf der Felsenplatte Fuß, nimmt und bindet den Kleinen in seinen Plaid (Jagdtasche), gibt das Zeichen und tritt die todesgefährliche Fahrt nach oben an.

„Gerettet!" jauchzt er. — Die Gefährten, mannhafte Gesellen, drücken ihn stürmisch schluchzend an die Brust.

Die Mutter aber, nach dem Rausche der ersten Freude, kniet nieder, und die Hände faltend spricht sie zu dem Retter ihres Kleinodes: „Jetzt bete ich für dich!"

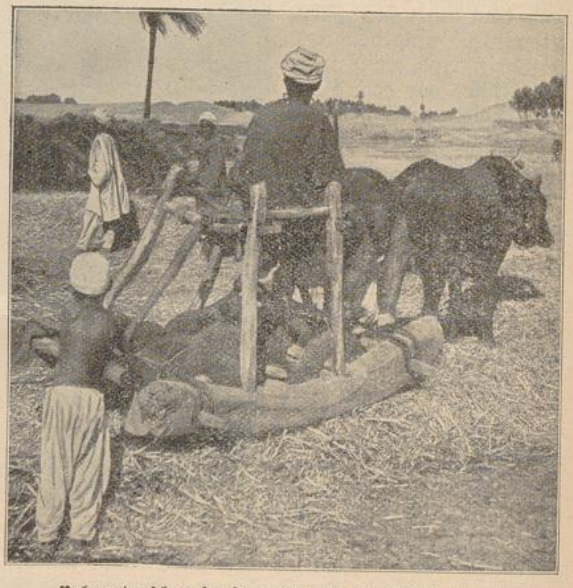
Eine erhabene Stille trat ein und feierliche Rührung bemächtigte sich aller, während das Weib — mit dem geretteten Kind an der Brust — leise und in Tränen des Entzückens und des Dankes betete. Denn jeder empfand es, daß dieser Beterin Gott nahe sei. —

Aus dem Land der Pharaonen.

(Hiezu Bild nebenstehend.)

Aegypten ist das Land der Kontraste. Es birgt jahrtausendealte Meisterwerke menschlicher Baukunst und daneben die elenden Hütten der Fellachen. Die gewaltigen Staubecken des Nils sind geniale Schöpfungen der neuzeitlichen Technik und Ingenieurkunst, und neben den Kolossalbauten arbeiten wieder die primitivsten, von Menschenhand getriebenen Schöpfwerke, die das Wasser des Nils in die Höhe befördern. Luxuszüge und Salondampfer, ausgestattet mit dem raffiniertesten Luxus, befördern die Weltreisenden in das Innerste dieses uralten Kulturlandes, und rechts und links bearbeiten die Fellachen mit den primitivsten Geräten den Grund und Boden. Während im Polarkreis kleine schwedische Gemeinden schon seit Jahrzehnten Zweckverbände zur gemeinschaftlichen Ausnutzung landwirtschaftlicher Maschinen gegründet haben, drischt der konservative Aegypter seine Bohnen noch mit einem handgefertigten Apparat, wie ihn unser Bild zeigt. Zwei Ochsen und eine Anzahl Menschen sind tagelang mit einer Arbeitsleistung in Anspruch genommen, die eine einfache Dreschmaschine in wenigen Stunden verrichtet. Aegypten, das Wunderland der Pharaonenkultur, ist zugleich auch das Wunderland der Unkultur und bäuerlichen Rückständigkeit.

Der Papierverbrauch der amerikanischen Zeitungen. Einer amerikanischen Zeitung zufolge beträgt die jährliche Auflagenzahl der amerikanischen Zeitungen 10½ Milliarden Exemplare;



Bohnendreschen in Aegypten im 20. Jahrhundert.

dies macht auf jeden Menschen in den Vereinigten Staaten 125 Zeitungen und Zeitschriften, das ist dreimal soviel wie in den Jahren 1870 und 1880. Aber nicht nur die Auflage, sondern auch der Umfang der Zeitungen ist in den letzten Jahren gewachsen. Im Jahre 1880 wogen tausend Exemplare verschiedener Zeitungen und Zeitschriften zusammen etwa 99½ Pfund, im Jahre 1905 dieselben Zeitungen bereits 167,4 Pfund. Ganz außerordentliche Papiermengen verbrauchten die Sonntagsnummern. Solche wurden im Jahre 1907 von 456 Zeitungen herausgegeben in einer Gesamtauflage von 115 939 021; für einen einzigen Sonntag wurde also von diesen Zeitungen eine Papiermenge verbraucht, die zum Drucke von nahezu 6 Millionen Bänden zu je 500 Zeitungen ausreichen würde. Die sechs größten New-Yorker Zeitungen umfaßten am 1. Dezember 1907 zusammen fast 300 Seiten, davon entfielen auf den Lesestoff nur 38,7 Proz., der Rest auf Illustrationen und Annoncen. Diese ungeheure Steigerung des Papierverbrauches wirkt auf den Waldbestand höchst ungünstig ein, da das Zeitungspapier aus Holz hergestellt wird. Für die Zeitungen der Vereinigten Staaten müssen alljähr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich 50 000 acres (1 acre = 40 a) Wald geschlagen werden, das ist dreimal soviel, als der Nachwuchs beträgt.

„Sei mäßig in Speise und Trank, sittsam in der Kleidung, vorsichtig im Reden, züchtig im Betragen, besonnen in deinem Vorhaben, stark im Leiden, gelassen in der Schmach, demütig im Glücke, dankbar für Wohltaten, freudig in Verachtung, geduldig in Schmerzen und bescheiden in allem Tun und Lassen!"

„Fürchte Gott zu beleidigen, auch durch die kleinsten Nachlässigkeiten und Fehler. Die Furcht Gottes macht vom Bösen weichen und lehrt sorgsam sein im Guten. Uebergib dich ganz Gott, so wird dir das Schwere bald erträglich. Dein Friede gründe sich auf große Geduld. Um des ewigen Lebens willen ist jede Trübsal leicht."

„Fürchte Gott zu beleidigen, fliehe selbst die kleinste Sünde, denn Gottes Auge ist rein und klar, und dringt auch in die verborgensten Falten deiner Seele, so daß ihm nicht einmal der Schatten eines Unrechts verheimlicht bliebe. Die Sprache Jesu ist nicht die Sprache der Welt. Lerne sie verstehen! Wenn du dich losschälest von den irdischen Aeußerlichkeiten, von den Freuden und Vergnügungen, wenn du dich mehr und mehr loslöset von den menschlichen Banden, dann fallen mit diesen Banden auch die irdischen Wünsche, dann sinkt die Leidenschaft ins Grab, dann gehörst du dir allein oder, besser gesagt: deinem Herrn allein. Dann bist du frei in deinem Denken und Handeln, unbeeinflußt, unbehindert. Gott aber ist unendlich reich und unendlich großmütig. Er verlangt dir kein Opfer ab, ohne dich überreich dafür zu lohnen."

Arbeite, dulde und leide!

„Im Schweiße deines Angesichts," sprach der zürnende Schöpfer zu Adam, „sollst du dein Brot essen!" Und dieser Fluch der Sünde dauert fort und fort — die langen Jahrtausende hindurch. Wir können ihn aber in Segen wandeln, wenn wir unsere Sündenstrafe demütig tragen, und nicht unwillig und gezwungen, sondern gerne und freudig arbeiten. Noch besser geschieht die Arbeit, wenn sie unter dem Beistande Gottes, Ihm zur Ehre und aus Liebe zu Ihm verrichtet wird. Diese Meinung bricht den verwundeten Stachel unserer Knechtschaft, versüßt unser Los, macht unsere Bürde leicht. — Arbeiten und leiden — der Menschen Los und Bestimmung.

Was tat denn unser Herr und Meister während Seines Erdenwallens? Rastlos, unermüdlich predigte und lehrte und arbeitete Er und zog von Ort zu Ort; und wir lesen im Evangelium, daß Er Sich selbst auf die Bitte Seiner Jünger keine Ruhe gegönnt habe.

Und wie taten Seine Apostel? wie alle Verkünder des christlichen Glaubens? wie alle, die Seiner Lehre, Seinen heiligen Fußstapfen folgten? — Sie arbeiteten und litten!

Wie taten Maria, die Sündenlose, wie Joseph, der keusche, heilige Nährvater Jesu? Still und arbeitsam floß ihr Leben zu Nazareth dahin: der arme Zimmermann, aus dem Königsstamme Davids entsprossen, nährte den göttlichen Pflegesohn lediglich durch die Arbeit seiner Hände.

Wohin wir schauen, im Leben der einzelnen sowohl, als ganzer Nationen, begegnen wir der Arbeit und dem Leiden.

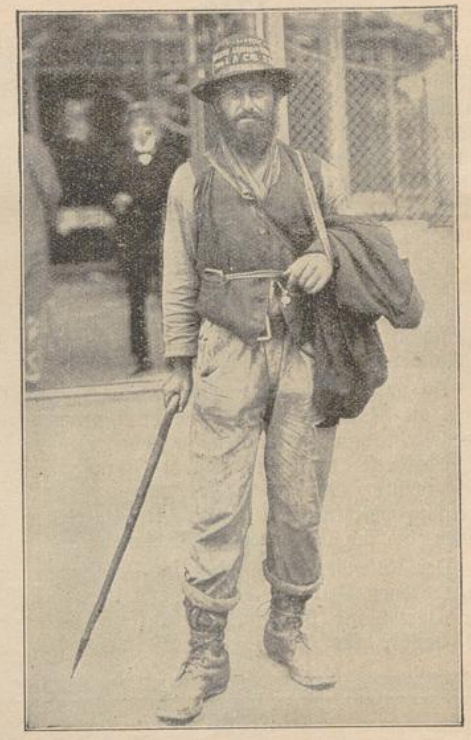
Sparen.

Mein Kind such nicht nach Weltenlohn
Nach Anerkennung und nach Ehren;
Denn niemals kann solch Flitterwerk
Dir edle Freud bescheeren.
Es ist ein Scheingut leer und hohl
Der Eigenliebe falsches Schielen,
Drum lasse es den Kleinen nur
Mit eitel Glas zu spielen — — —
Dein Lohn, er wächst in Jesu Herz,
Das soviel Undank mußt' erfahren,
Doch such in Demut all dein Leid
Als Reingewinn dir aufzusparen. — —

Stuttgart. F. Hermanutz.

Zu Fuß um die Welt.

Stefan Stan, ein Minenarbeiter aus Los Angeles in Kalifornien, ist infolge einer Wette von 25 000 Dollar im Begriffe, zu Fuß um die Welt zu wandern.



Zu den 8000 Kilometern von Los Angeles nach New-York brauchte er über 6 Monate. Von New-York schiffte er sich im März dieses Jahres nach Southampton ein, betrat in Havre den Kontinent und marschierte durch Frankreich, die Schweiz nach Wien, wo er in diesen Tagen eintraf. Ueber den Balkan durch Rußland wird er über Japan nach Los Angeles zurückkehren. Um die 25 000 Dollar zu gewinnen, muß er sich an den einzelnen Stationen Bescheinigungen geben lassen, die er in einem Bündel bei sich trägt. Er marschiert täglich 30 bis 60 Kilometer und hofft in drei Jahren wieder in Los Angeles einzutreffen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Humoristisches.

Unnötige Angst (Schwäbisch). „Du hascht doch a sehr guten Platz g'habt, warum bist du denn da fortg'laufe? — „Z'wegen der Esserei." — „Ja, is dös mögli?" — Siehste, z'erscht is a Kalb krepiert, dös habe se eing'salze, und dann habe mer's z'esse kriegt." — „O, dös is freili net schö g'wese." — Nee, dann is a Schwein kaput worde, dös habe se auch eing'salze und wir habe's esse müsse." — „Na, dös is aber eklich!" — „Gelt! Es is aber no wilder worde; gestern is die alte Großmutter g'storbe . . ." — „Ja und?" — „I hab' nimmer länger g'wart'; wie se de letzte Schnaufer 'tan hat, bin i ausg'risse!"

Verhindert. Köchin: „Kommst du am Sonntag mit auf eine kleine Landpartie?"

Stubenmädchen: „Nein, ich muß den ganzen Tag mit der gnädigen Frau vierhändig spielen."

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur **„Kaffrische Heiratsgesetze", „Die Schwiegermutter unter den Zulus", „Gerettet in höchster Not", „Der kleine Zeitungsträger", „Ein unerhörtes Kunstwerk", „Herstellung des Geldes".**

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck.** Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.,** für Oesterreich-Ungarn **60 Heller,** für die Schweiz **65 cts.**

Briefkasten.

G. F. in Augsburg. Sie fragen nach guten Erbauungsbüchern? Wir können Ihnen folgende empfehlen:

1. „Muttergottes-Rosen". 576 Seiten.
2. „Eucharistische Liebesblumen". 576 Seiten.
3. „Das allerh. Altarsgeheimnis und die Fürbitte Maria". 640 S.

Alle diese Bücher sind verfaßt von Jos. Kremer und zu beziehen durch die Verlagshandlung A. Riffarth in M.-Gladbach. Das erste Werk ist zu haben von Mk. 2.35 an, das zweite von Mk. 2.25 an, das dritte von Mk. 2.— an.

Unseren geehrten Abonnenten zur Mitteilung, daß die in der Schweiz sich befindende Vertretung der Mariannhiller Mission in letzter Zeit von Attinghausen nach Altdorf verlegt wurde. Leider konnte diese Aenderung in dem 1912 Kalender nicht mehr aufgenommen werden.

Ungenannt Rorschach. Wir haben wohl Ihre zwei Briefe sowie Briefmarken erhalten, da Sie aber jedesmal unterlassen haben, Ihren Namen anzugeben, können wir Ihnen den Betrag nicht gutschreiben.

K. Sch. Betrag eingegangen.

A. B. Sendung erhalten.

Lourdeswasser können Sie vertrauensvoll beziehen in versiegelten Literflaschen durch Jungfr. Creszenz Halder, Saulgau, Württemberg.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Rain, Melchingen, Rimmels, Bruchsal, Tiengen, Mosbach, Babenhausen, Hall, Freiburg, Wiesmühl, Hettingen, Erstein, Schiltigheim, Bagen, Zimmern, Hausen, Bürglen, Schmitter, Wallenstadt.

Danksagungen

gingen ein aus: Weihmörting. Aidhausen: Durch die Fürbitte der Muttergottes von Lourdes und des hl. Joseph wurde ich erhört. Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Joseph. Ludwigshafen. Familie Weier, Detroit, Mich., gab Almosen zu Ehren des heiligen Antonius als Danksagung für erhörte Bitte. Hausen, Bürglen, Schmitter, Wallenstadt, herzlichen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhörung in einem wichtigen Anliegen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Dalinghausen, Elberfeld, Essen, Liesborn, Aachen, Seppenrade, Linz, Düsseldorf, Düren 3mal, Stuckenbusch, Dreine, Cuchenheim, Rothenburg, Niedermuhren, Zürich, Oberhofen, Mels, Derendingen, Altdorf, Bürglen, Waldthurn, Holzkirchhausen, Schönau, Sindlbach, Siemianowitz, Degerfelden, Aidhausen, Wiesmühl, Goßmannsdorf, Ochsenfurt, Röttingen, Allfeld, Würzburg, Elsendorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Johann Schloder, Sachserhof. Heinrich Alwörtsdörfer, Heroldsmühl. Wendelin Barth, Grombach. Josef Michel, Königseggwald. Regine Kaufmann, Buchen. Ehrw. Sr. Hugoline, Dossenheim. Frau Rosenstiehl, Donaueschingen. Luise Ulrich, Kleingöft. Barb. Hefner, Fechenbach. Anna Maria Lamberg, Ballweiler. Margaretha Kihn, Blickweiler. Zäzilia Hamberger, Theres Pfeifer und Kath. Meurer, München. Josefine Schwarz, Nesselwang. Anna M. Müller, Tiengen. Barb. Brehm, Pordorf. Maria Loritz und Amalia Kerscher, Nittenau. Klara Redlich, Smilowitz. Damian Gärtner, Dittlofrod. Ernst Sorch, Gichenbach. Rosa Felber, Konstantin Winterin, Wilhelmine Wetzel und Zäzilia Eisensee, Degerfelden. Gertrud Ley, Köln-Boeklemund. Frau Breil, Werden. Frau Jakob, Mönninghausen. Friedrich Evers, Wassong. Anna Lang, Hellingen. Hochw. Hülsmann, Homburg. M. Gertrud Hermann, Mühlheim. Maria Walters, gen. Nöhles, M.-Gladbach. Frau Graf, Würselen. Wilhelm Hohlefelder, Renzert. Frau Anton und Elisabeth Müllenberg, Düsseldorf-Werften. Paul Au, Borr. Sophie Oberlack, Horrem. Alex Jemkowski, Luxemburg. Karl Leonhard Klein, Geber. Bernardine Frisse, Oberhausen-Styrum. Maria Kopold, Mittelham. Vinzenz Wolfrum, Anna Rahm und Joh. Bapt. Härtl, Matzersreuth. Georg Murer, Weingarten. Friedrich und Sofie Biederwolf, Hildegard Böck und Benedikt Betz, Osterzhausen. Barbara Ziegler, Ellwangen. Ferdinand Graf, Heggelbach. Apollonia Braun, Geinsheim. Maria Elisabeth Freitag, Vilchband. Käthi Triebswetter, Kreszenz Laimer und Kresz. Schwaiger, Landau a. Isar. Kath. Wittenauer, Sasbach. Anna Wellnhofer, Altendorf. Ignaz Kempf, Eschbach. Josef Lauther. Kath. Berthele. Marie Delme, Wittersburg. Elisabetha Eicher, Kaiserslautern. Joh. Gg. Ziegler, Gänheim. Magdal. Bumes, Regensburg. Otto Hall, Columbus, Ohio. Ruppert Brutel, Detroit, Mich. Julia Greulich, Cincinnati, Ohio. Rev. Ulrich Frey, Roselle, Jowa. Godfried Knodel, Kirkwood, Mo. Elizabeth Tekippe, De Smet, So. Dak. Magdalena Krummenhauer, Brooklyn, N.-Y. Barbara Matern, Muscatine, Jowa. Joseph Doppke, Detroit, Mich. Frz. Josef Amberger, Bretten. Hochw. Propst Duerest, Luzern. Katharina Stegmüller, Bärschwil. Anton Helfenstein, Neuenkirch. Erzpriester Heinrich Weltike, Loslau. Johanna Klenert, Beuthen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 9.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Der Prokurator (in weißer Kulle) **mit dem hochw. P. Isembard Leyendecker, Superior des Missionshauses St. Paul,**
in der jetzigen (von der früheren etwas abweichenden) Kleidung der Mariannhiller.

Köln a. Rh.
September 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Warte nur!

Jugendzeit mit deinem Sehnen
Warte nur!
Blumig mag die Au sich dehnen
In des Lenzes hellen Tagen,
Wenn im Hain die Nachtigallen
Und im Feld die Wachteln schlagen,
Warte nur:
Von der Seele kaum erlauscht,
Ist die Frühlingslust verrauscht!

Jugendzeit mit deinen Träumen
Warte nur!
Lieblich mag den Westen säumen
Abendrot mit goldnem Glühen,
Duftig mag am Hag, im Garten
Röslein über Röslein blühen,
Warte nur:
Abendglut versinkt in Nacht,
Und es welkt der Rose Pracht!

Jugendzeit, du sorglos Leben,
Warte nur!
O wie rasch, wie rasch entschweben
All' die Freuden kurz genossen;
Bald verrinnt die letzte Welle,
Und der Born hat sich verschlossen.
Warte nur:
Eh' das Herz daran gedacht,
Ist auch schon das Grab gemacht!

Joh Erlenburg.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Auf Verlangen des Königs Garcia von Kongo war um das Jahr 1650 eine dritte Sendung von Missionspriestern aus dem Orden des hl. Franziskus angekommen. Sie stand unter der Leitung des Priesters Giovanni Francisco de Roca, fand aber eine unerwartet schlechte Aufnahme. Bösgesinnte Leute hatten es nämlich verstanden, die Kapuziner beim Könige, der ihnen früher so wohlgesinnt war, anzuschwärzen. Man hatte ihm nämlich gesagt, es seien verkappte Kriegsleute und sie gingen darauf aus, gegen ihn einen Aufstand zu erregen, ihn zu entthronen und das Land unter spanische Herrschaft zu bringen.

So töricht und unbegründet das Gerede auch war, so schenkte ihm der König doch Glauben und ließ deren Gepäck wegnehmen, weil man darin Waffen und Pulver vermutete. Die Kapuziner aber ließ er in ihr Kloster einsperren und bewachen. Sie gerieten auf diese Weise in die größte Not und wären geradezu verhungert, wenn ihnen nicht wohlgesinnte Portugiesen zur Nachtzeit hätten heimlich Speise zukommen lassen. Der König aber kehrte förmlich zum Heidentume zurück, ließ seinen Götzen Altäre errichten und überließ sich in seinem Palaste der schmutzigsten Wollust.

Eine Feuersbrunst, welche den Palast samt den darin aufgehäuften Reichtümern verzehrte, die Vernichtung der Ernte durch ungeheure Heuschreckenschwärme und eine darauffolgende Seuche, welche unbarmherzig Menschen und Tiere hinwegraffte, brachte den König wieder zur Besinnung; denn einige dem Christentum treugebliebene Hofleute stellten ihm vor, diese Plagen seien eine Strafe Gottes wegen seines Abfalles vom Glauben. Er befahl, die Götzenbilder zu zertrümmern, entfernte die heidnischen Priester und söhnte sich mit den Missionären wieder aus. Diese nahmen ihn wieder in den Schoß der Kirche auf und setzten ihm eine goldene Krone auf, die sie für ihn vom hl. Vater in Rom als Geschenk mitgebracht hatten. Hierauf verteilten sie sich in mehrere Provinzen und wirkten daselbst mit großem Erfolge, denn trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihnen allmählich, die hauptsächlichsten Laster unter den Negern: den Götzendienst, die Unzucht, den Aberglauben und die Grausamkeit mehr und mehr zurückzudrängen und den christlichen Tugenden Eingang zu verschaffen.

Leider gab der König zum zweitenmale der Einflüsterung nach, die Missinäre wollten ihn unter dem Scheine des Christentums um seine Herrschaft bringen. Er begann, sie so rücksichtslos zu verfolgen, daß sie sich entschlossen, sein Gebiet zu verlassen. Im Jahre 1660 starb der unglückselige Fürst in den Armen seiner Götzenpriester. —

Inzwischen war im Jahre 1654 die vierte Sendung von Kapuziner-Missionären nach dem Kongo abgegangen. Es waren ihrer 14; sie gingen aber nicht an der Mündung des Zaire, sondern in Loanda im Königreich Angola ans Land. Diese Stadt, in welcher sich schon ein Kloster ihres Ordens befand, wollten sie zum Ausgangspunkte ihrer Unternehmungen machen. Auf Wunsch des Superiors und des portugiesischen Statthalters brachen sogleich sechs Missionäre nach dem Innern des Landes auf, um Sprache und Gewohnheiten der Bewohner kennen zu lernen und sich an das Klima zu gewöhnen. An Strapazen und Abenteuern sollte es ihnen dabei nicht fehlen.

Nach einem Marsche von 6 Meilen erreichten sie Tombo, am Ufer des Coanza. Hier lagen mehrere, aus einem ausgehöhlten Baumstamme gezimmerte Kähne, welche sie besteigen mußten. Sie wurden dabei von einer Abteilung bewaffneter Portugiesen begleitet, welche sie gegen das kriegerische Volk der Chissami schützen sollten. In der ersten Nacht schlugen sie ihr Lager in der zerfallenen Festung Isandra auf, welche die Portugiesen bei der Besitzergreifung des Landes gebaut, später aber wieder verlassen hatten.

Am Abend des zweiten Tages erreichten sie Pinedo. Hier trafen einige Soldaten, welche ans Land gestiegen waren, eine ungeheure Riesenschlange, welche gerade im Begriff war, ein Krokodil zu verschlingen. Sie töteten dieselbe mit ein paar wohlgezielten Flintenschüssen, um

sie zum leckeren Abendimbiß zu bereiten; denn ihr Fleisch hat einen köstlichen Geschmack. Man darf jedoch nicht viel davon essen, weil es sehr schwer zu verdauen ist. Die Neger allerdings lachen über diese Vorsicht, denn sie haben Straußenmagen und verdauen alles.

Vor Pinedo liegt eine Menge kleiner Inseln mit den üppigsten Wiesenflächen, worin sich eine Unzahl seltener Wassertiere, namentlich Flußpferde von außerordentlicher Größe aufhalten. Als sie diese schwer zu passierende Stelle hinter sich hatten, sahen sie den Strom in seiner ganzen majestätischen Breite vor sich, und wurden von den Wällen der Festung Muzima durch dreimalige Lösung der Geschütze begrüßt. Hier hielten sie eine Woche Rast und setzten dann ihre Fahrt nach Massingano fort. Letztere Stadt liegt am Zusammenflusse des Lukula und Coanza, ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und das letzte Fort unter den Wasserfällen des Coanza.

Die eifrigen Missionäre begannen hier, sowie in dem zehn Meilen davon entfernten Cambambe mit großem Eifer ihre geistlichen Verrichtungen, allein sie waren als Neulinge das Klima nicht gewohnt; bald waren ihre Kräfte unter dem feuchten heißen Himmelsstriche ganz erschöpft, sodaß alle von einem heftigen Fieber befallen wurden. Als Lagerstätte hatten sie nur ein paar ärmliche Binsenmatten, und von einem europäischen Arzte war weit und breit keine Spur. Sie mußten sich also einheimischen Heilkünstlern überlassen. Diese nun hegten die Ueberzeugung, das Fieber werde sie nicht verlassen, solange nicht das europäische Blut fortgeschafft und durch afrikanisches ersetzt sei. Um dies zu bewerkstelligen, ließen sie den Kranken fortwährend zur Ader, gaben ihnen die stärksten Purgiermittel und erlaubten ihnen als Kost nur etwas Maniokmehl mit Zitronensaft in Milch gerührt und zeitweilig eine erfrischende Frucht. Die Kur hatte übrigens Erfolg; nach vier Monaten erlangten die Missionäre ihre Gesundheit wieder und kehrten dann nach Loanda zurück.

Hier erfolgte eine abermalige Verteilung des Missionspersonals. Pater Hyocintho von Vetralla, Superior der Mission, blieb in Loanda zurück, um von dieser Zentralstelle aus für die Bedürfnisse seiner Gefährten sorgen zu können. Antonio Cavazzi von Monte-Cucullu schickte er nach der Provinz Ganghella, den P. Antonio von Gaeta aber nach Matamba ins Lager der Königin Zingha. Diese schwarze Fürstin ist uns bereits bekannt; bevor wir jedoch ihre Rückkehr zum Christentum erzählen, wollen wir in Kürze ihr Vorleben berühren;



Sonntagsgottesdienst im Freien, weil die Kapelle zu klein ist.

zählt doch diese merkwürdige Frau zu den interessantesten Persönlichkeiten von ganz Afrika.

Dem achten Könige von Matamba wurde im Jahre 1582 eine Tochter geboren, der er den Namen Zingha beilegte. Die Wahrsager und Zauberdoktoren, die kurz nach ihrer Geburt gerufen wurden, um ihr künftiges Schicksal zu enthüllen, sahen sie erstaunt an und flüsterten einander zu: „Mamo ao", welch' furchtbares Ungeheuer wird einst aus diesem Kinde werden!" Und ihre Vorhersage sollte sich als nur zu wahr bewähren.

Der König ließ diese Tochter mit ungewöhnlicher Sorgfalt erziehen, denn er liebte sie mehr als alle seine Kinder. Sie verriet seltene Anlagen zu einer großen Fürstin, denn sie war ungewöhnlich groß und stark, voll Mut und Energie und bekundete dabei einen lebhaften Verstand und seltenen Scharfsinn. Ihre Amme und Hofmeisterin, eine der eifrigsten Götzendienerin des Landes, lehrte sie alle bösen Künste. Zingha wurde grausam und blutdürstig und gebar frühzeitig einen Sohn, der die Ursache großen Unheils wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach dem Tode des Königs bemächtigte sich nämlich Golambandi, der Zinghas Bruder, der Regierung. Sein Plan war vor allem, einen Teil des Reiches, den die Portugiesen seinem Vater entrissen hatten, wieder zu erobern. Um jedoch bei Ausführung seiner Pläne von keinem Nebenbuhler gestört zu werden, glaubte er sich seines Neffen, des Sohnes Zinghas, entledigen zu müssen und ließ ihn daher in einem warmen Bade ersticken.

Diese Tat konnte ihm Zingha nie mehr verzeihen. Sie schwur, daß sie auf Rache sinnen werde bis zum letzten Atemzuge. Seit dieser Zeit waren die beiden Geschwister gegen einander äußerst mißtrauisch und suchten sich gegenseitig zu überlisten und zu verderben. Zinha bemühte sich zuerst, einen Aufruhr gegen den König anzustiften. Dieser aber entdeckte die Verschwörung schon bei ihrem Beginn und bestrafte die Mitschuldigen mit furchtbarer Grausamkeit. Zingha aber hielt es für ratsam, sich zu ihrer Sicherheit in eine entfernte Provinz zurückzuziehen.

Jetzt glaubte Golambandi gewonnenes Spiel zu haben und erklärte den Portugiesen den Krieg; allein sein Heer wurde schon in der ersten Schlacht fast gänzlich aufgerieben, und er selbst entkam nur durch die schleunigste Flucht. Seine Gemahlin aber, sowie seine zwei Schwestern Cambi und Fungi fielen in die Hände des Feindes. — Golambandi war ratlos; er befürchtete den Verlust seines ganzen Reiches, und schickte daher in seiner Not einen Boten an seine Schwester Zingha. Er versprach ihr, sie in Zukunft als seine Königin und Gebieterin anzusehen, nur möge sie die Güte haben, in seinem Namen nach Loanda zu gehen, um beim portugiesischen Statthalter Johann Correa de Suza einen vorteilhaften Frieden zu vermitteln.

Zingha nahm den Vorschlag bereitwilligst an und söhnte sich scheinbar mit ihrem Bruder wieder aus. Im geheimen aber freute sie sich, daß der Tag der Rache, nach dem sie sich so heiß gesehnt hatte, plötzlich so überaus schnell und unvermutet gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Primizfeier in Mariannhill.

Am 19. März l. J. gab es in unserer neuen St. Josephskirche ein großes, freudiges Doppelfest: Das Fest des Kirchenpatrones, und die Feier der ersten hl. Messe unseres Hochw. P. Marzellin. Tausend Hände regten sich, diesen Tag zu einem hochfesttäglichen zu gestalten. Vor allem galt es, der Kirche den geziemenden Schmuck zu verleihen. Eine schöne Statue des hl. Joseph wurde hoch über dem Altar aufgestellt, der Hochaltar selbst kunstreich geschmückt, das Presbyterium mit Teppichen belegt und das Portal mit Girlanden und frischem Grün prächtig geziert. Paramente, Alben, Chorröcke usw. entlehnte man aus unserer Stiftskirche. Die ganze Feier war vom denkbar schönsten Wetter begleitet.

Um 10 Uhr sollte die Festfeier beginnen, aber schon lange vorher kamen unsere Christen und Katechumenen von nah und fern zum Gotteshause. Nach Schluß des Gottesdienstes in der Stiftskirche zogen unsere Priester, Kleriker und Brüder gruppenweise zu St. Joseph hinauf. Der Schwesternkonvent hatte sich gleichfalls rechtzeitig eingefunden. Die letzten Vorbereitungen waren getroffen. Auf dem Chore standen die Sänger mit der Musikkapelle bereit. Die Knabenschule (250 an der Zahl) hatte vor dem neuen Schulgebäude Aufstellung genommen. Weiß gekleidete Mädchen mit Lilien in der Hand, zogen heran, ebenso die Chorknaben in ihren roten Röckchen. Auch die höhere Assistenz hatte sich eingefunden, in ihrer Mitte der Ehrw. Vater Abt und R. P. Marzellin, der Primiziant.

Auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters setzte sich der Festzug unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Ein größerer Bursche mit unserem Stiftskreuze eröffnete den Zug und hinter ihm schritten zwei Fahnenträger. Die Schule schloß sich an und in ihrer Mitte wurde die von den Schwestern schön gestickte Fahne des hl. Joseph getragen. Hierauf kamen die Chorknaben und weißgekleidete Mädchen, endlich die priesterliche Assistenz. Hinter ihnen schritten drei kleine Mädchen, das eine in der Mitte, die Primizkerze in der Hand, die beiden anderen einen Kelch und eine Krone auf Kissen tragend. Endlich folgte der Hochw. Primiziant, zu seiner Rechten der Ehrw. Vater Abt, zu seiner Linken der Archidiakon. Als die Prozession in die Kirche eintrat, verstummte das Glockengeläute, und die Musik setzte ein. Knaben und Mädchen begaben sich an ihre Plätze. Die Assistenz hielt vor dem Hochaltar still zu einer kurzen Adoration und schritt hernach zur Sakristei, um die Paramente anzulegen. Bald darauf begann das Hochamt. Demütig bekannte sich der neue Priester vor Gottes Majestät als armen Sünder und flehte Sein Erbarmen an. Feierlich erklang dann von seinen Lippen das Gloria in excelsis Deo. Ja, aus dem Munde eines neuen Priesters ertönte das Lob des Herrn; aus seinem priesterlichen Munde soll noch lange (ad multos annos) das Lob des Herrn, das Wort des Herrn, der Segen des Herrn erklingen! Epistel und Evangelium waren gesungen und die ganze Assistenz begab sich nach ihren Sitzen. Denn schon war der Festprediger auf der Kanzel erschienen und hatte sich still den Segen des Herrn erfleht, um Sein Wort würdig zu verkünden. Die Predigt wurde in der Sprache der Eingeborenen gehalten und dauerte fast eine volle Stunde. Der Grundgedanke des Festvortrages war in zwei Hauptteilen wiedergegeben, die zum Inhalt hatten: das Hohepriesteramt Jesu Christi — das Priesteramt des Neugeweihten.

Den Schluß der Festrede bildete eine feierliche Ansprache an den Primizianten und enthielt zwei herrliche Gedanken: der Prediger zeigte dem neugeweihten Priester den Weg, den Christus gegangen, den Weg des Kreuzes: es ist der Weg des Priesters! Er zeigte ihm aber auch die Vollgewalt seines Priesteramtes und mahnt ihn, sich aller zu erinnern, die ihm nach Gottes Willen lieb und teuer sind und sein müssen. Er gedenke und schließe ein in sein priesterliches Gebet und in sein Opfer, heute und jeden Morgen am Altare, die Angehörigen seiner Familie, seine große geistliche Familie, die Doppelgemeinde von Mariannhill, die ganze Mission und das Volk, das seiner besonderen priesterlichen Tätigkeit anvertraut werden wird. —

Das Hochamt nahm seinen weiteren Fortgang bis zum erhebenden Augenblicke der Konsekration. In lautloser Stille lag das Volk auf den Knieen; der Chor war verstummt. Auf das Machtwort des neuen Priesters stieg Jesus auf den Altar herab und wir alle beteten Ihn demütig an. Der feierliche Pax wurde gegeben, das Zeichen der Liebe und Versöhnung, die Christus auf die Erde gebracht. Liebe und Versöhnung, die der neugeweihte Priester seinem Volke in Zukunft vermitteln soll. In der hl. Kommunion speiste er sich das erste Mal selbst mit dem Fleisch und Blute des Gottmenschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

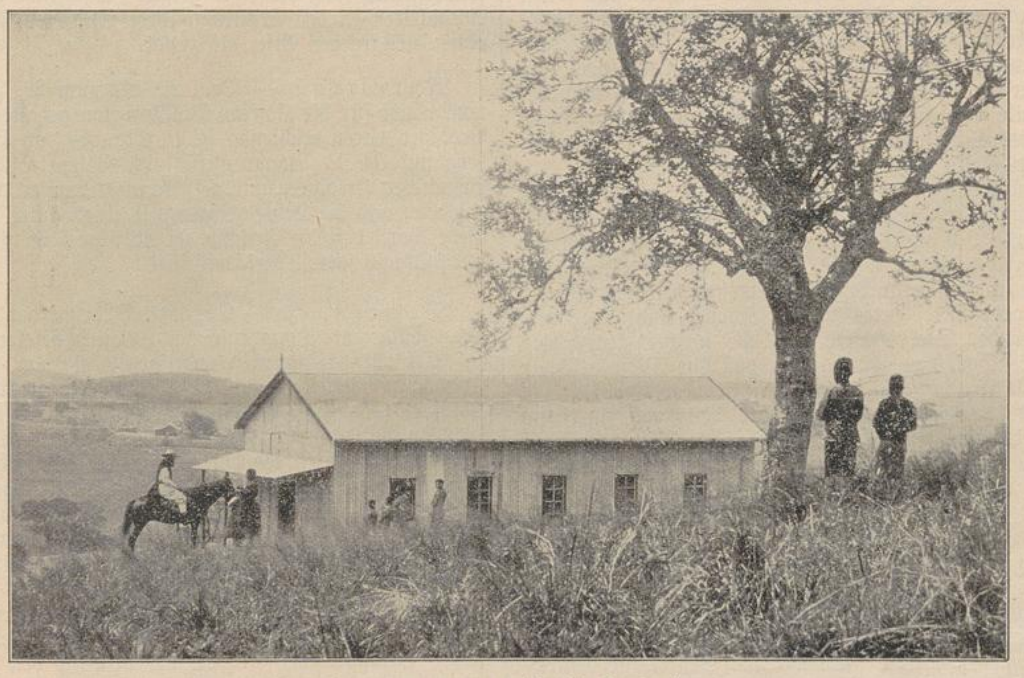
Jesus Christus. Das hl. Opfer ging zu Ende und es wurde den Gläubigen eine längere Pause gegeben.

Nach derselben war feierlicher Segen und der Chor brachte einige schöne Gesänge zum Vortrag. Als der Primiziant die Monstranz in seinen Händen hielt, da war es nicht er, sondern Christus, der ihn selbst und alle Priester, die religiöse Gemeinde, Sein Volk und Seine Kinder segnete. Während die Assistenz den neugeweihten Priester auf dem Rückweg zur Sakristei das Geleite gab, sang der Chor, und mit ihm das Volk in seiner Muttersprache, das große Danklied: Te Deum Laudamus!

Ein kleines Festmahl vereinigte diejenigen, welche an der Feier mitgewirkt hatten, in der neuen Schule, wozu auch einige Gäste geladen waren, u. a. der Hausdoktor von Mariannhill, Dr. Knight. Der letztere sprach am Schlusse des Males einige treffende Worte und endete mit einem Hoch auf unsern Primizianten.

Möge dem neugeweihten Priester eine recht gesegnete Wirksamkeit in unserer Mission beschieden sein, und möge uns die göttliche Vorsehung noch recht viele fromme und seeleneifrige Priester zusenden! Denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige.

P. Gerard Schweykart



Schule der Missionsstation St. Bernhard.

Triashill.

Am 5. Oktober kamen die längsterwarteten Schwestern hier an: Schw. Agatha als Oberin, Schw. Olympia zum Nähen, Schw. Maximina für die Küche, Schw. Polykarpa für Garten und Feldarbeit. Eine 5. Schwester, Dulcissima, kam mit der Generaloberin, Mutter Paula, am 17. Dezember hier an, welche letztere auf ihrer Rückreise nach Europa begriffen, die Häuser der Schwestern vom kostbaren Blute in Mashonaland und in Deutsch-Ostafrika visitierte. Durch die Mitarbeit der hiesigen Schwestern hat die Station an Leistungsfähigkeit bedeutend zugenommen, und ist von ihrem Wirken hier noch viel Gutes zu erhoffen.

Am 17. und 27. Oktober 1910 harte Arbeit! An diesen beiden Tagen zogen unsere jungen schwarzen Leute aus nach Rusapi, um Holz und Blech dort zu holen, das, wohl mehr als 100 Zentner an Gewicht, dort aufgestapelt lag. Infolge des Ausbruches der Viehkrankheit gingen die Ochsen zu grunde und wir entschlossen uns zu diesem eigenartigen Transportmittel.

So zogen am 17. Oktober unter der Führung des Br. Aegidius ein Trupp Burschen ab, am 18. ein Trupp Mädchen unter der Leitung von zwei zuverlässigen Männern. Es waren zusammen wohl über 150 Leute, hart die Tour, die sie unternahmen, groß das Opfer, das sie brachten. Manche marschierten mit ihrer Last die ganze Nacht hindurch und gönnten sich unterwegs keine Stärkung, keine Rast. Sie trachteten, der Sonnenhitze des Tages möglichst zu entrinnen und ihr Ziel so schnell als möglich zu erreichen. Andere machten es langsamer, nahmen sich Zeit zur Labung und Ruhe und kamen einen Tag später nach Hause. Die nächsten Tage gab es viele geschwollene Füße und manch schwankenden, müden Schritt. Es kam auch vor, daß ein Mädchen für die ganze Dauer des Weges seiner Last nicht gewachsen war und tränenden Auges dieselbe ins Gras werfen und leer zurückkehren mußte. Ein zweites Mal, am 27. Oktober, zogen weit über 100 Burschen nach Rusapi hinab. Auf solche Weise war es uns möglich geworden, die Bedachung der Ställe vorzunehmen und die Bauten zu vollenden. Neben der Verköstigung erhielten die Einzelnen für das Tragen des Lasten über oder unter 1 Shilling, je nach dem Gewichte, welches mehr oder weniger als 50 Pfg. betrug. Statt des Geldes ließen sich die meisten der jungen Leutchen Bücher, besonders Katechismen geben. Das Holz bestand aus dicken, schmalen Brettern zum Gebälke, das Blech war sogenanntes Wellblech zum Decken des Daches. Die Lasten wurden meist auf dem

Kopfe getragen unter einem kleinen Kranze aus weicher Baumrinde als Polster. Bei dieser Gelegenheit haben sich besonders die Außenstationen St Kassian und St. Bonifaz durch treue Mitwirkung ausgezeichnet. Nach dem zweiten Gange meinten unsere Kostschüler nicht ohne Bangen: jetzt wird's wohl genug sein, jetzt werden wir nicht mehr gehen brauchen!

Unsere Tagesschüler hatten Ferien, da kam unerwartet am 20. Oktober der Schulinspektor von Salisbury hier an, um tags darauf Prüfung zu halten. Diese Meldung mußte durch unsere Burschen auf der Station rings in den Kraals bekannt gegeben werden, und zwar mit dem Erfolge, daß die Prüfung zum erstenmale hier stattfinden konnte. Und dies sehr eingehend! Wenn auch manches ausgestellt werden mußte — hatten wir ja doch für diese vielen Schüler nur eine einzige weiße Lehrkraft (Br. Aegidius) und nicht einmal ein eigenes Schulgebäude, indem das Schiff der Kapelle den nötigen Lehrraum abgeben mußte — so erhielten wir doch kurz nachher die Mitteilung, daß unsere Boarding- und Tagesschule den Regierungsgrant erhalten würden. Ein größeres Schullokal ist eben im Bau begriffen, das Br. Zacharias mit unsern Zöglingen herstellen wird.

Am 2. Dezember kam ein Knabe von Rusapi mit der Meldung, Br. Flavian sei nicht wohl und komme erst morgen. Ich ahnte dabei nichts Schlimmes, da ja der Bruder bei seinen vielen Arbeiten öfters einen Tag später zu uns heraufkam als gewöhnlich. Am gleichen Tage aber meldete ein zweiter Knabe, man möge dem Bruder den Esel schicken, und das machte mich etwas stutzig. Doch niemand glaubte, daß Br. Flavian schwer erkrankt sei, da er ja kein Wort davon melden ließ.

So benutzte noch Br. Aegidius, der gerade zu einem Schwerkranken abgerufen wurde, den Esel, der erst andern Tages in aller Frühe nach St. Barbara abging. Indes Br. Flavian konnte mit dem Esel nur die Hälfte des Weges zurücklegen; die übrige Strecke mußte er sich von mehreren Burschen tragen lassen. So kam er denn äußerst geschwächt hier an und versetzte uns alle in großen Schrecken. Br. Aegidius und Schw. Oberin pflegten ihn mit großer Aufopferung. Der kranke Bruder hatte schon seit einigen Tagen viel Blut verloren, er litt an Dysenterie. Da wir das Schlimmste befürchteten, erhielt er am Feste der hl. Barbara die hl. Sterbsakramente. In den folgenden Tagen wurde er zwar etwas besser, doch nicht wesentlich, und deshalb dachten wir daran, ihn nach Salisbury ins Hospital zu schicken. Schon war der Tag der Abreise gekommen; da fühlte sich Br. Flavian so wohl, daß er bat, ihn hier zu lassen. Desungeachtet ließ man den Distriktsarzt, der im Hotel von Rusapi logiert, kommen, damit er für die weitere Behandlung des genesenden Kranken die nötigen Anweisungen gebe. Der Arzt verordnete sogleich strenge Diät, absolute Ruhe und verschrieb ihm auch Medizin. Seit dieser Zeit geht es mit der Genesung des Bruders besser voran. Schon seit mehreren Tagen geht er viel im Freien umher und erholt sich rasch. Als der Arzt den Bruder besuchte, litt auch Br. Zacharias an ähnlichem starken Blutverlust. Nach kurzer Untersuchung erklärte der Mann der Wissenschaft, der zweite Bruder habe die gleiche Krankheit. Gott Dank! Bruder Zacharias ist bereits wieder hergestellt und arbeitet seit einiger Zeit wie zuvor.

P. Adalbero.

Kleine Missionsnachrichten.

Clairvaux. — Am 8. März sind die PP. Angelicus und Emanuel unter großen und lebensgefährlichen Strapazen über den Umkomazi in Clairvaux eingetroffen und zwar ganz durchnäßt und erschöpft. Am darauffolgenden Tage war ein gewaltiger Landregen: trotz alledem wurde am genannten Tage die hl. Mission begonnen. Tags darauf schien es aber rein unmöglich, die Uebungen fortzusetzen infolge eines neuen heftigen Regens, und so fanden die hl. Exerzitien ihren weiteren Verlauf erst vom 11.—14. März morgens. Trotz der anhaltenden Schauer und des hohen Wasserstandes haben Missionäre und Volk treu und redlich ihre Pflicht getan. Täglich mußten die Christen unter Lebensgefahr zwei Flüsse passieren, um zur Kirche zu kommen; aber sie taten es aus Liebe zu Gott und zu ihrer eigenen unsterblichen Seele. Die hl. Exerzitien waren mit bestem Erfolge gekrönt, was sich nicht bloß während derselben, sondern auch nach denselben zeigte. Sämtliche Christen entwickelten in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einen viel regeren Eifer als zuvor.

Mariatrost. — Vom 22. bis zum 26. Februar wurde hier für die Kaffern Volksmission gehalten. Als Prediger waren erschienen R. P. Maurus von Himmelberg und R. P. Bonaventura von Maria Hilf. Der Besuch der Predigten und geistlichen Uebungen war sehr zahlreich und die Leute zeigten alle einen guten Willen. Gebe Gott, daß die Früchte der Mission sehr viele sind und nicht so schnell verschwinden!

St. Bernard. — Der letzte Februar hat bei uns unter Blitz und Donner seinen Abschied gefeiert. Um 5½ Uhr abends zogen gewaltige Nebel von unserm Inhlazuka-Berge daher. Um 7 Uhr floß der Regen in Strömen mit Blitz und Donnergekrach. Da ich erst spät nach Hause gekommen war, konnte ich nicht vor 8 Uhr mein Abendessen einnehmen. Meine Gedanken schweiften Jahrzehnte zurück, wo bekanntlich die liebe Jugend um diese Zeit im Karneval auf dem Tanzboden, auf dem Maskenball und hinter dem Bierglas zu finden ist. Doch horch und siehe! Da kracht ein Doppelblitz. Ich dachte nichts Arges, ließ aber Messer und Gabel, Schüssel und Löffel stehen und eilte in die Kirche, um zu beten. Die Tür war verschlossen, aber ich hörte die lauten Stimmen der Kinder, die drinnen den Rosenkranz beteten. . . nein! nicht einen sondern drei hatten sie schon gebetet, und noch alle möglichen Gebete dazu! Ich selbst betete und hielt eine stille Betrachtung, während draußen der Donner von der 700 Fuß hohen Felsenwand des Inhlazuka zurückprallend, die Luft erschütterte.

Da zupfte mich jemand an der Achsel mit dem Schreckensrufe: „Feuer, es brennt! es hat eingeschlagen!" Ich renne hinaus und sehe das Badehaus in Flammen. Nun ging es an's Löschen. Wir hatten schwere Arbeit, denn es war stockfinstere Nacht, und wir hatten weder eine Laterne, noch eine Leiter, weder Eimer noch Hacken. Doch endlich war, wie wir glaubten, das Feuer gelöscht und gingen zur Ruhe.

Um 2½ Uhr weckt mich der Hund durch ein gewaltiges Bellen. Ich stehe auf und sehe das gleiche Haus abermals in Flammen. Nun holte ich die Brüder und die erwachsenen Kaffernjungen, mit deren Hilfe wir den Dachstuhl herunterrissen und so weiterem Schaden vorbeugten. Wir konnten Gott danken, daß wir noch verhältnismäßig gnädig davongekommen.

P. Solanus.

Hiobsposten aus Keilands.

In letzter Zeit haben wir hier in Keilands so manche trübe Erfahrung gemacht. Zuerst kam der neue Schafinspektor und zeigte uns an, daß unsere Schafe und Ziegen mit „Scab" behaftet seien. Dasselbe Kompliment machte er auch den Kaffern unserer Umgebung. Unser P. Superior fragte vor einem Jahre den früheren Inspektor, wie denn „Scab" eigentlich ausschaue; er möge ihm doch einmal ein damit behaftetes Schaf zeigen. Der sach- und fachkundige Mann erwiderte ihm darauf, die Schafe von Keilands hätten noch nie „Scab" gehabt. — Und jetzt ist auf einmal das ganze Land voll davon! Die Kaffern, die zur Anzeige gebracht wurden, behaupteten fest und steif, es sei diese Krankheit nicht, sondern es handle sich um eine Art ganz kleiner Zecken, die vom Inspektor irrtümlicherweise für „Scab" angeschaut wurden. Der letztere aber behielt seine Behauptung aufrecht. Der Weg nach Keilands ist für die weißen Herren mit zuviel Schwierigkeiten verbunden, um die Sache gründlich zu untersuchen, und so wurden die Farmer einfach mit 30 Mark bestraft, die Kaffern freigesprochen. Es ging eigentlich noch gnädig ab, denn nach dem Gesetze ist eine Strafe von 200 Mark und darüber daraufgesetzt. Wir haben jetzt einen Bericht dem Inspektor zugeschickt des Inhaltes, daß unsere Schafe und Ziegen „Scab" haben und wir dieselben dippen. So sind wir in Zukunft vor Strafe sicher; denn nicht nur die Krankheit selbst, sondern die bloße Unterlassung der Anzeige an maßgebender Stelle zieht die Strafe nach sich.

Eine weitere allerliebste Erfahrung wurde uns zuteil durch den Besuch des Inspektors der „amatshungu namakakakaka", zwei Arten von Disteln, die hierzulande laut Gesetzesvorschrift überall ausgerottet werden müssen. Nun ist aber Keiland das gelobte Land, das von Disteln und Dornen und Steinen zwar nicht fließt, wohl aber strotzt! Rottet man auch die Disteln aus, so ist es doch sicher, daß nach dem nächsten Regen das Land wieder voll davon ist. Unsere Brüder und Schwestern haben wahrhaftig viel andere Arbeit und können nicht den ganzen Tag auf dem Feld hacken, und unsere Kaffern lassen leider die Hälfte des wilden Gewächses stehen, wenn sie sich allein überlassen sind. Glücklicherweise hat der Inspektor Vernunft und drückt ein Auge zu, sonst wären wir schon des öfteren um 100 bis 200 Mark leichter geworden. Bis jetzt war er still, aber lieb ist uns diese Angelegenheit gerade auch nicht.

P. Albert Schweiger.



Im Garten von Mariannhill.

Leben und Treiben meines kleinen europäischen Freundes.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Wie, hat Schwester Engelberta von Europa her einen Freund bekommen? Gewiß, schon vor ein paar Monaten; er weilt jetzt hier im afrikanischen Czenstochau, ist mein beständiger Begleiter und hat im Sinne, den geehrten Lesern und Leserinnen des „Vergißmeinnicht" recht viel Schönes und Interessantes aus dem schwarzen Erdteil zu berichten. Er ist ein gar lieber, guter Junge, und hat mir schon viel Spaß gemacht; sicherlich werden auch unsere Leser an ihm in Bälde ihre helle Freude haben.

Seine Geburtsstadt ist das schöne, große Wien; er ist also mein nächster Landsmann und Oesterreicher durch und durch. Wie kam er denn hieher nach Afrika? Ganz einfach: Eine junge Dame aus Wien brachte ihn zur Bahn, gab ihm da eine Menge Grüße nach unserm schönen Czenstochau auf und überließ ihn dann seinem Schicksal, sodaß er die weite Reise übers große Weltmeer ganz allein zurücklegen mußte. Es ging ihm übrigens gut, die gefürchtete Seekrankheit focht ihn nicht im geringsten an, in wenigen Wochen war er in Mariannhill und ein paar Tage später lag er frisch und wohlbhalten in meinen Armen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die ganze Schwesterngemeinde war höchlichst erstaunt, daß der kleine, schwache Wicht die weite, gefährliche Reise so gut ausgehalten hatte; noch mehr bewunderten ihn unsere schwarzen Kleinen, die gar nicht satt wurden, ihn von allen Seiten zu besehen; aber auch er spielte keineswegs den Spröden, sondern war gleich überall daheim und mußte sich gleich ganz Czenstochau und alles, was drum und dran ist, gehörig begucken. Hei, da strahlte und glänzte sein großes, wundervolles Auge — er hat nämlich nur eines — und kurz darauf machte er sich anheischig, alles fein sauber, schön und naturgetreu zu zeichnen und abzumalen.

Nur schade, daß ich ihm wegen meiner vielen Arbeiten in der Schule und Mission nicht so viel Zeit widmen kann, als ich gerne wollte. Da muß er nun freilich manche lange Stunde traurig im Eckchen stehen, bis ich endlich wieder Zeit finde, ihn ein wenig spazieren zu führen. Wie die meister Wienerkindel ist er eben ein wenig vergnügungssüchtig. Dazu steckt ein seltenes Malertalent so fest und tief in ihm, daß er alles in seiner Zeichenmappe vereinigen will.

Das afrikanische Klima hat er bis jetzt ganz gut ertragen. Nur einmal kam ihn ein heftiger Windstoß in die Quere, ich selbst war auch nicht schnell genug zurhand, um ihm die Hand zu reichen; so kam er kläglich zu Fall und trug eine leichte Beschädigung am Brustbein davon. Zum Glück blieb sein großes, schönes A u g e unversehrt. Ach hätte er dieses verloren, so wäre mein armer, kleiner Freund zeitlebens blind gewesen und ich hätte rein gar nichts mehr mit ihm anfangen können. Vor Wind und Wetter muß ich ihn daher schon recht vorsichtig schützen; zumal, da er schwach auf den Füßen ist und beim kleinsten Stoß sofort das Gleichgewicht verliert.

Ich finde den guten Jungen auch recht selbstlos. Er hat sich nämlich anheischig gemacht, die Aufsätze, die ich fürs „Vergißmeinnicht" schreibe, mit hübschen kleinen Bildchen auszustaffieren, und zwar unentgeltlich, bloß um mir und den „Vergißmeinnicht"-Lesern eine rechte Freude zu bereiten. Allerdings fallen seine Bilder nicht immer so schön aus, wie er es gern wollte, allein, da müssen wir gegen ihn schon gnädige Nachsicht üben, denn er ist eben noch jung, und ich selber habe, offen gestanden,



Schulkinder von Camana in Keilands.

ihm auch schon ins Handwerk gepfuscht und bin ihm hinderlich in den Weg gekommen. Doch zuletzt haben wir uns doch recht gut verstanden.

Einmal erlebte ich einen Hauptspaß mit ihm, den ich unseren geehrten Lesern doch auch erzählen muß: Es war in den ersten Wochen seines Hierseins. Wir standen zusammen im Schatten eines Baumes und bewunderten eine Gruppe schlanker Zypressen, die in kurzer Entfernung von uns mit ihren vollen, dunkelgrünen Zweigen zum Himmel ragten. Da nahten plötzlich mehrere heidnische Frauen und Kinder, klopften bescheiden an der Türe des Nähzimmers unserer Schwestern und baten um einige alte Kleider; denn zwei der mitgebrachten Mädchen wollten, vom Strahl der Gnade berührt, ihren heidnischen Schmuck ablegen und sich nach Sitte unserer christlicher Schulkinder kleiden. Als Ersatz boten sie ein Körbchen voll Eier und Amabele (Kaffernkorn) an. Wer konnte unter solchen Umständen die harmlose Bitte abschlagen? Schwester Josephine beeilte sich daher, ein paar abgetragene Hemdchen und Kleider hervorzusuchen, um sie den mit Spannung darauf wartenden Mädchen einzuhändigen. Nach wenigen Minuten kam sie zurück und wurde sofort von den glücklichen Frauen und Mädchen jubelnd umringt.

„Das ist ein schönes Bild," flüsterte mir mein Freundchen ins Ohr, „so was habe ich noch nie gesehen! Das muß ich sofort abzeichnen!" Ich stimmte ihm bei, warf ein großes, schwarzes Tuch über seinen Kopf, denn



Zwei Fingoes (Keilands).

das muß er haben, wenn er etwas richtig abzeichnen oder, ohne Bild gesprochen, photographieren will. Denn unsere freundlichen Leser werden schon längst erraten haben, daß unser „Freund" nichts anderes ist, als ein kleiner photographischer Apparat.

Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Entsetzt schaute nämlich eines der beiden Mädchen auf das große, funkelnde Auge, das unter dem schwarzen Tuch gerade auf sie gerichtet war. Das arme Kind begann am ganzen Körper zu beben und zu zittern — all' meine Beschwichtigungsversuche waren umsonst — es krümmte sich förmlich vor Furcht und die großen schwarzen Augen traten ihm fast aus den Höhlen. „Ach", rief es aus, „schon fühle ich die Macht dieses Zauberkastens in meinen Füßen!" Sprach's und warf sich platt auf den Boden, um dann mühsam auf die Seite zu kriechen ,denn der gewaltige Schrecken, der in seine Glieder gefahren, lähmte buchstäblich jede Bewegung. Auch die übrigen Schwarzen konnte ich nur mit Mühe zurückhalten. Begreiflich, daß infolgedessen unser Bild an Klarheit der Umrisse zu wünschen übrig läßt. Das vom einen Mädchen im Stich gelassene Kleid hängt wie ein herrenloses Gut an der Steinmauer, und Schwester Josephine hat ordentliche Mühe, dem zweiten, sich ängstlich sträubenden Kaffernmädchen ein Hemdchen anzuziehen. Einige Schuld trifft auch uns selbst, denn ich weiß nicht, wer mehr wackelte, mein schwachfüßiger kleiner Freund oder ich selbst vor lauter Lachen.

Ein zweitesmal wählten wir eine dankbarere Gruppe, nämlich die schmucke Lourdesgrotte bei unserer Tagesschule, von der wir unsern lieben Lesern schon wiederholt erzählten, nebst einigen darum gruppierten Kindern. Und weil unsere Leser schon so oft den Wunsch ausgesprochen, die Schwester Engelberta, die so viel von dem schönen Czenstochau zu erzählen weiß, auch einmal im Bild zu sehen, so übergab ich im letzten Augenblick den Apparat anderen kundigen Händen und stellte mich in meiner ganzen Länge neben meine lieben schwarzen Kleinen, sodaß nun der nachsichtige Beschauer alle in schönem Verein beisammen findet: die Artikelschreiberin, die schwarze Bernardette (unmittelbar nebenan, im weißen Kleid), die kleine Ludovika und Philomena, Thilde (im weißen Kleidchen), und endlich August und Thekla, die Kinder schwarzer christlicher Eltern. Die Grotte selbst ist mit Rosen und Lilien geschmückt, rings herum stehen Schatten spendende Syringabäume, und im Hintergrunde sieht man einige Häuser unseres Christendorfes.



Eine schwierige Einkleidung.

Habe inzwischen schon allerlei Versuche mit meinem kleinen Freunde angestellt, bald mit größerem, bald mit geringerem Glück. Der heutigen Nummer des „Vergißmeinnicht" will ich von den gewonnenen Bildern nur noch eines beifügen. Es ist die Illustration des bekannten Kirchenliedes:

„O du liebes Jesukind,
Laß dich vielmals grüßen,
All' die Kinder, die hier sind,
Fallen dir zu Füßen."

Schwarze Christenkinder, von einer Missionsschwester dem lieben Jesukinde zugeführt, dürften doch sicherlich die Herzen all' unserer Leser erobern. Die mit der Leitung des Kindergartens betraute Schwester Seraphine ist es, welche die schwarzen Kleinen vor dem göttlichen Kinde versammelt hat. Eines der Kinder hält sie auf dem Arm; es ist unser rabenschwarzes Röschen, noch klein, aber klug. Schon weiß sie die drallen Händchen zum Gebete zu falten und blickt in kindlicher Neugierde zum lieben Jesukinde hin. Nur der kleine Babata wendet sich ab und weint; er ist aber auch noch ein Heide und versteht nichts vom Christentum. Die übrigen lassen sich durch sein Weinen nicht stören, sondern fahren ruhig in ihrem Gebete fort. Selbst die dreijährige Anna Brunnhuber betet tapfer mit; nicht umsonst hat sie sich neben die Missionsschwester hingekniet, wo sie das liebe Jesukind am besten sehen kann. —



Schwester Engelberta mit schwarzen Christenkindern
vor der Lourdesgrotte Czenstochau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

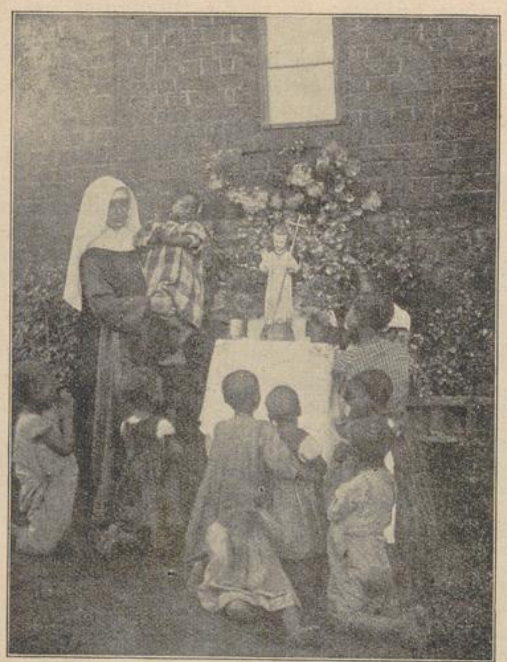
Wer schenkt den braven Kleinen gelegentlich wieder einmal ein Kleidchen. Ich dächte, sie hätten es verdient.

Herzliches „Vergelt's Gott"!

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Czenstochau. — Als es mich im vorigen Jahre drängte, einen Aufsatz über den Halleyschen Kometen und unsere Schwarzen zu schreiben, hatte ich anfänglich eine große Scheu, um warme Winterjacken für unsere schwarzen Kinder und Weiber zu bitten. Das hätte als unbescheiden erscheinen können, weil edle Wohltäter kurz zuvor manches Almosen zum Bau unserer neuen Kirche gespendet hatten. Aber schließlich gewann das Mitleid mit den armen Frierenden doch die Oberhand, und eine freundliche Ermutigung von anderer Seite, die Bitte zu wagen, verscheuchte die letzten Bedenken. Wie froh bin ich jetzt, daß ich mich an das gute Herz und die offene Hand unserer teuren Wohltäter gewendet habe! War das eine Freude, als die große Kiste mit den Wintersachen ankam! Fast mit mathematischer Genauigkeit hatte es der liebe Gott so gefügt, daß alle unsere Mädchen und Weiber mit Jacken versehen werden konnten. Zuerst fehlten noch etwa ein Dutzend. Da folgte noch eine kleine Sendung und die geringe Zahl derer, die leer hatten ausgehen müssen, fand sich nun auch beglückt. Auch erhielten wir die Sachen in unserem Herbst, gerade bevor der rauhe Geselle „Winter" seinen Einzug halten wollte. Gewiß ein recht günstiger Umstand! Es braucht also gleich im ersten Winter nach dem Kometenjahre niemand auf unserer Station zu frieren.





Schwester Seraphina mit ihren Pfleglingen
vor dem Jesukinde.

Wie innig das „Vergelt's Gott!" ist, das ich den gütigen Spendern zurufe, wird man nur dann recht verstehen und fühlen können, wenn man weiß, wie viele Jahre wir unsere lieben schwarzen Pflegebefohlenen unter der Kälte leiden sahen, ohne ihnen helfen zu können. Fürwahr, auf Czenstochau lastet eine große Dankesschuld, aber es bemüht sich auch, dieselbe nach Kräften abzutragen. Gleich am ersten Tage beteten unsere Weibchen im Frauen-Asyl 5 Vaterunser zu Ehren der hl. 5 Wunden und nachher wurden von den Schwestern und Schwarzen viele hl. Messen und hl. Kommunionen für die Wohltäter aufgeopfert.

Aber bei der Freude, daß jetzt des Winters Leid und Not abgeholfen ist, hat es nicht sein Bewenden. Wie macht einen so froh der Gedanke, daß es so viele treue, mildtätige Seelen in den vielen deutschen Landen gibt, und wie die heiligen Schutzengel tätig gewesen sein müssen, Reichen und Armen einzugeben, irgend ein warmes Kleidungsstück für die armen Schwarzen zu opfern! Soviele gute Werke sind geschehen, und das alles auf die Bitte einer unbekannten Missionsschwester in Afrika. Nie werden diese guten, edlen Seelen diejenigen sehen, denen sie so große Freude bereitet haben, und können persönlich keinen Dank dafür entgegennehmen. Es sind also recht verborgene, fast nur dem lieben Gott bekannte gute Werke. Das erhöht ihr Verdienst. Die katholische Charitas (Liebe) kennt keine Fernen, sie hilft über Meere hinweg von einem Weltteil zum andern und verbindet alle Herzen mit festem und doch so zartem Bande.

Gewiß hat keine der einstigen Besitzerinnen der Winterjacken beim Kaufe derselben gedacht: Diese Jacke werde ich einst nach Afrika schicken, und dort wird sie ein armes schwarzes Mädchen oder eine arme schwarze Frau mit Freuden tragen. Der Halleysche Komet hat in der Tat etwas sehr gutes veranlaßt, und wenn ich ihn auch in diesem irdischen Leben nicht mehr wiedersehen werde, so zählt er doch fortan zu meinen besten Freunden als freundliches Medium zur Beglückung unserer guten notleidenden Schwarzen.

Auch wurden durch Vermittlung des ehrwürdigen Bruders Agathon-Köln viele schöne Krippensachen an meine Adresse gesandt, und wenn ich auch (wenigstens bis jetzt) den oder die Spender dem Namen nach nicht kenne, so sage ich auf diesem Wege ein inniges „Vergelt's

Gott!" Allen teuren Wohltätern wünsche ich von Herzen irgend eine besondere Gnade Gottes. Mögen die Gebete unserer schwarzen Kinder, die der liebe Gott so gern erhört, über alle Gönner unserer Mission sichtbar und fühlbar den reichsten Himmelssegen herabflehen!

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 29. März 1910. — Fanane war ein guter, fleißiger Arbeiter, doch von Taufe und Bekehrung wollte er nichts wissen. Es konnte ihm zwar ein gewisser guter Kern nicht abgesprochen werden, allein es steckte auch eine gute Portion Leichtsinn und jugendlichen Mutwillens in ihm, sodaß alle Bemühungen seiner Mutter Theresia, die seit Jahren eine eifrige Christin ist und fleißig zu den hl. Sakramenten geht, wirkungslos blieben.

Nun wurde unser Missionär, der Hochw. P Ivo Hohmann, auf Fanana, der inzwischen ein Weib genommen hatte, aufmerksam. Er verstand es, ihn beim rechten Fleck zu fassen, und in kurzer Zeit war Fanana wie umgewandelt. Aus dem bisher so leichtsinnigen Burschen wurde ein gesetzter Mann, sodaß alle, die ihn kannten, nicht genug über seine plötzliche Sinnesänderung staunen konnten. Am Ostermontag wurde er von P. Ivo auf den Namen „Hermann" getauft. Noch mehr, er brachte auch sein junges Weib, Eugenia, mit und ging mit ihr im Angesichte der Kirche eine christliche Ehe ein. Unser einziger Wunsch ist nur, daß er seinen gegenwärtigen guten Vorsätzen auch treu bleibe.

Eine neue Eisenbahnstation. — Die Natal-Cape Linie, die von Maritzburg nach River-Side führt, hat nun in der Kapkolonie eine Verlängerung erfahren, die auch mehreren unserer Missionsstationen sehr zu Nutzen kommt. Gegenwärtig ist „Malenge" die letzte Bahnstation, 10 engl. Meilen von River-Side entfernt, doch wird schon fleißig an der Fortführung der Linie gegen Matatiele zu gearbeitet, sodaß auch mit der Zeit unsere abgelegensten Stationen: Maria-Telgte, Hardenberg, M. Linden und Mariazell eine bessere Verbindung mit dem Mutterhause Mariannhill erhalten werden. Die Wohltat einer Bahnverbindung schätzen wir gegenwärtig doppelt, weil infolge der immer weiter um sich greifenden Viehseuche (Zeckenpest genannt) fast aller Verkehr mit Ochsenfuhrwerk gesperrt ist.

Bekehrung einer Zauberin. — Im Jahre 1899 war eine gewisse Susanna in Todesgefahr vom Abte Franz Pfanner getauft worden. Leider hielten die guten Vorsätze der Kranken nicht an, den sobald ihre Kräfte zurückkehrten, fiel sie in ihre alten heidnischen Gewohnheiten zurück; ja sie schloß sich sogar den izinyangas, Zauberdoktoren, an, und wurde eine Wahrsagerin. Solche Leute schließen gleichsam mit dem Teufel einen förmlichen Bund, und es hält äußerst schwer, sie wieder auf bessere Wege zu bringen. Der verkehrten Gemütsstimmung entspricht das rohe, wilde Aeußere: der unstete, flammende Blick, die langen, über die Stirne herunterhängenden Haare, die Ziegenblase, die Amulette, das mit allerlei Medizinen ausstaffierte Halsband usw.

In solchem Aufzuge zeigte sich Susanna auch manchmal auf unserer Missionsstation. Sie wollte von Bekehrung nichts mehr wissen, und wurde in ihrer verkehrten Gesinnung noch von ihren Verwandten und ihrem heidnischen Manne, der in den Goldfeldern Johannesburg weilte, bestärkt, weil sie eben mit ihrem Wahrsagegeschäfte vorzügliche Einnahmen erzielte. Sie rühmte sich sogar ihrer bösen Kunst und hatte für die Ermahnungen des P. Missionärs und der Schwestern nur Spott und Hohn.

Seit einiger Zeit ist sie plötzlich wie umgewandelt. Ihre langen, wilden Haare hat sie sich abschneiden lassen, die mit allerlei Giften und Medizinen gefüllten Hörnchen und Büchschen legte sie ab, desgleichen all ihren phantastischen Schmuck, hüllte sich statt dessen in einen alten Regenmantel, den sie irgendwo entlehnte, und kam so zu unsern Missionsschwestern nach Emaus. Diese konnten sie anfangs kaum mehr wiedererkennen, waren aber dann über die augenscheinliche Sinnesänderung hocherfreut und gaben ihr einige abgetragene Kleidungsstücke, damit sie den alten Regenmantel wieder zurückstellen konnte.

Heute kam sie auch zu mir an die Pforte und bat um eine Medizin. Ja, sie bedurfte einer Medizin; jetzt sah ich erst, daß sie krank, schwer krank war. Sie hatte bei Ausübung ihrer bösen Kunst nicht nur die Unschuld der Seele, sondern auch die leibliche Gesundheit verloren. Ihr Gesicht war eingefallen und voll Runzeln, die Augen lagen hohl, die ganze Gestalt war wie gebrochen und dem Tode verfallen. Nun begriff ich auch, weshalb sie der Wahrsagekunst entsagt und sich an uns um Hilfe gewendet hatte. Möge wenigstens ihre diesmalige Bekehrung eine wahre und ernste sein; denn träte ein neuer Rückfall ein, so wär' es, menschlich gesprochen, mit der Umkehr zu spät.

Unbescheidenheit der Schwarzen. — Jüngst kam ein schwarzer Protestant hieher und bat um Hilfe für seinen Sohn, der an einer eigentümlichen Nervenerkrankung litt. Der Mann war gut gekleidet und verriet in seinem ganzen Benehmen eine gewisse europäische Bildung. Dennoch wollte er mir nicht recht gefallen, und je näher ich ihn kennen lernte, desto schlechter gefiel er mir. Er war, wie gesagt, Protestant, verlangte aber dennoch von uns, wir sollten seinen kranken Sohn auf unbestimmte Zeit und ganz umsonst in volle Pflege nehmen. Auf die Vorstellung hin, es gebreche uns in Emaus an einem geeigneten Lokale, wollte er den Knaben nach Lourdes bringen, kurz, wir, die Katholiken, sollten ihn pflegen. Er sei schon bei verschiedenen weißen Doktoren in Kokstadt und Matatiele gewesen, habe ihnen, obschon die Kur nichts genützt, so und so viel bezahlen müssen, lange Zeit habe er auch in Johannesburg gearbeitet, habe dort monatlich neben der Kost drei englische Pfund oder 60 Mark verdient, wolle aber jetzt nicht mehr dorthin gehen . . . Ich sollte ihm auch Geld geben, damit er sich im nächsten Store Tabak kaufen könne usw. usw.

Auf die Frage, ob er getauft sei, gestand er: „Ja, wir sind beide getauft, ich und mein kranker Sohn. Der schwarze Erzdiakon, Pamula mit Namen, hat uns getauft."

Damit hatte ich vorläufig genug. Manche dieser schwarzen Protestanten sind noch anmaßender als ihre heidnischen Landsleute. Sie scheinen zu glauben, wir Katholiken hätten die Pflicht, all ihre sonderbaren Wünsche zu befriedigen. Bei wirklicher Not schließen wir niemand, sei er Heide oder Protestant, von unserer Hilfe aus, allein es hat doch alles seine Grenzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Armensuppe. (Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.)

Photogr. u. Verlag v. Fr. Hanfstaengl, München.

Charaktereigentümlichkeiten der Kaffern.

(Fortsetzung.)

Lobengula, der letzte Matabele-Häuptling, dessen Macht durch die Chartered-Company gebrochen wurde, kam dem Tschaka, was Härte und Grausamkeit anbelangt, sehr nahe. Aus Tausenden nur ein Beispiel:

Ein Mann hatte es gewagt, von dem Bier zu trinken, das für den König bestimmt war. Das war nun eine unverzeihliche Majestätsbeleidigung. Außer sich vor Zorn ließ Lobengula den armen Mann vor sich rufen und stellte folgende Fragen an ihn: „Haben deine Ohren den Befehl des Königs nicht gehört?" — „Ja, mein Fürst, sie haben ihn gehört."

„Und dennoch konntest du dich unterstehen, des Königs Gebot zu übertreten? Man schneide dem Ungehorsamen sofort die Ohren ab!"

Zwei Schergen gingen ans Werk und taten nach des Königs Geheiß. Der Fürst fragte weiter: „Hat deine Nase des Königs Bier gerochen? Wie sie tat es? Weg damit!"

Nun schnitt man dem Aermsten auch die Nase ab.

Haben deine Augen des Königs Bier gesehen?" — „Sie sahen es." — „Reißt sie ihm aus, daß er künftig keinen solchen Frevel mehr begehe!"

„Wie, haben deine Lippen den für den König allein bestimmten Trank berührt, und deine Zunge wagte es, ihn zu kosten?" Sie tatens? Unerhört! Schneidet ihm Lippen und Zunge ab und stoßet den Bösewicht hinaus in die Wüste, auf daß er den wilden Tieren zum Fraße werde!"

Ich frage, könnte ein Teufel in Menschengestalt härter und grausamer sein, als dieser Kaffernhäuptling? Wohl kaum; und dennoch war Lobengula keineswegs der einzige, der solche Scheußlichkeiten verübte; viele andere regierten mit derselben Härte wie er.

So ein Unmensch war z. B. auch der verstorbene Swasi-Häuptling Bunu. Eines Tages fragte er einen seiner Diener, der ihm nicht das geringste Leid zugefügt hatte: „Möchtest du wohl sterben?"

Notgedrungen mußte jener antworten: „Ja, mein Herr, wenn es so dein Wille ist, und es dir ein Vergnügen bereitet."

Nun wurde der Unglückliche gebunden, und der König gab einem Schergen ein Paket Nadeln und befahl ihm, sie dem armen Verurteilten zwischen die Fingernägel zu stecken. Es geschah, und je mehr jener in seiner Qual wimmerte und weinte, desto mehr ergötzte sich Bunu an den Peinen seines Opfers.

Nach einer Weile wurde ein zweiter und dritter Henker gerufen; jeder erhielt ein Paket Nadeln mit dem Auftrag, sie dem Aermsten in die empfindlichsten Teile des Leibes zu stechen. Man tat es, und als endlich der Gemarterte flehte, ihn aus diesen Peinen zu erlösen, befahl der König in fürstlicher Huld, ihm mit einem Knotenstocke die Hirnschale einzuschlagen.

Ein anderesmal ließ er sein Opfer an den nahen Fluß bringen, und mehrere seiner Leute mußten jenen unters Wasser halten, jedoch nur solange, bis er halb erstickt war. Dann zog man ihn wieder heraus, wartete, bis er sich ein wenig erholt hatte, und hielt ihn ein zweitesmal unter Wasser. Das Scheusal konnte in teuflischer Lust auflachen, wenn sich an der Oberfläche des Wassers Blasen zeigten, die von dem nach Atem ringenden, schwer gepeinigten Menschen herkamen.

Und da kann man Leute finden, welche sagen, es sei zu bedauern, daß die europäischen Mächte von Afrika Besitz ergriffen, und daß mit ihnen die Missionäre kamen, um solchen Gräueltaten für immer ein Ende zu machen!

Derselbe Swasi-Häuptling ließ auch Tiere in der grausamsten Weise martern. Männer wurden mit der Kehle an einen Baum genagelt oder an Pfählen aufgespießt. Oft schlug er sein Opfer eigenhändig mit Prügeln tot und trieb an Frauen so schändliche Grausamkeiten, daß sich die Feder sträubt, sie wiederzugeben. Bei Tigern und Hyänen finden wir nicht diese Grausamkeit, nicht diese diabolische Lust an den Peinen und Martern anderer, wie sie dieser Unmensch und seine Genossen verübten.

Gegenwärtig zählen, Gott sei Dank, solche Sachen zur Unmöglichkeit; die englische Regierung hat damit rasch aufgeräumt, und auch infolge des immer weiter sich ausbreitenden Christentums herrscht überall ein anderer Geist. Ganz läßt sich übrigens bei den Kaffern dieser Zug nach Härte und Grausamkeit auch im Christentume nicht verleugnen. Als Beleg hiefür diene eine Geschichte, welche ebenfalls der mehrerwähnte Duddley Kidd erzählt:

Im Swasiland predigte ein schwarzer Evangelist über die Schriftstelle: „Schon ist die Axt an die Wurzel gelegt. Der Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen." Matth. 3, 10. Das war nun dem protestantischen Prediger ein willkommener Anlaß, in möglichst grellen Farben die Strafen der Sünde und die Peinen der Hölle zu schildern. „Was sagt uns dieser Vers?" fragte der Katechist. „Er sagt uns, daß der Herr zum Gerichte nahe ist. Ja, er nahet und wird euch ausrotten, ihr Männer, wenn ihr nicht glaubet. Ausrotten wird er auch euch, ihr Frauen und Mütter, im Feuer werdet ihr brennen müssen auf immer und ewig. Selbst die Greise wird der Herr ausrotten und die Kinder an der Mutterbrust, denn auch sie gehören zu dem Baum, den der Herr verworfen hat und an dessen Wurzel er die Axt gelegt. Im Feuer und Schwefel werden sie brennen allzumal, die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen, die Kinder und Greise, Ja, das wird er tun, der gestrenge Richter, wenn ihr nicht glaubet und liebet . . ."

Sein Vorgesetzter, der englische Missionär, hörte von dieser Predigt und fragte den schwarzen Katechisten, wie er denn solch' übertriebene Lehren vortragen könne, und wo denn geschrieben stehe, daß selbst unschuldige Kinder und Greise ins höllische Feuer geworfen würden? — Da kam er aber bei dem bibelfesten Katechisten schlecht an. „Wo das geschrieben steht?" rief er entrüstet aus. „Im alten Testamente steht's geschrieben! Lesen wir da nicht von Kore, Dathan und Abiron, daß die Erde sich auftat, und daß sie lebendig hinabfuhren in die Hölle, nicht nur sie, sondern auch alle ihre Diener, Frauen und Kinder? So lese ich in der Schrift und so lege ich mir die Stelle zurecht!" —

Was konnte der protestantische Prediger machen? Kann doch nach seiner Lehre jeder die Schrift lesen und deuten nach freiem Belieben, und hält sich trotzdem jeder vom hl. Geiste erleuchtet.

Harmloser ist, was Kidd von einem anderen schwarzen Protestanten berichtet. Dieser hatte in früheren Jahren, da er noch ein Heide war, bei einem Kampfe ein Bein verloren. Als er nun eines Sonntags von der Auferstehung der Toten predigen hörte, fragte er nachher seinen Prädikanten, ob er wohl Aussicht habe, am jüngsten Tage sein verlorenes Bein wieder zu bekommen. „Gewiß," entgegnete dieser, an jenem großen Tage wird

Die Armensuppe. (Nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach.)
Photogr. u. Verlag v. Frz. Hanfstaengl, München.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alles wieder hergestellt werden. Der Blinde wird sein Augenlicht wieder bekommen, der Verstümmelte seine Hand, du deinen Fuß usw." — „Dann ist es recht," entgegnete freudig der Kaffer, „sobald ich mein zweites Bein wieder habe, dann will ich aber jenem nachrennen, der es mir einst im Kampfe abgeschlagen, und will ihn dafür gehörig beim Schopfe nehmen!" —

So grausam, hart und rachsüchtig aber auch der Kaffer auf der einen Seite ist, so kann er bei gewissen Gelegenheiten auch weich und sentimental werden. Sonderbares liest man da von den Wesleyanern und ihren Gottesdiensten, zumal, wenn darin gerade die Geistes-erneuerung gefeiert wird. Ein Augenzeuge erzählt: Da liegen die Schwarzen haufenweise auf dem Boden und schreien und weinen und bitten den Himmel um Erbarmen. Andere springen auf und jubeln und tanzen, singen, beten und predigen und preisen laut die Erbarmungen des Herrn. Alle Ordnung ist dahin, wie über alle Dächer geblasen, und die Gefühle wogen und brausen wie die hochgehende See. Ja, wenn dieses schwarze Völkchen einmal im Trabe ist, kann es kein Mensch mehr zurückhalten; man muß die aufgeregten Gemüter einfach gehen lassen, bis der Sturm sich von selber ausgetobt hat.

In unseren katholischen Kirchen kennt man gottlob solche Szenen nicht. Unser Gottesdienst ist viel zu ernst dazu; alles atmet da Ruhe, Frieden und Heiligkeit. Trotzdem übt er auf den Schwarzen einen mächtigen Eindruck aus. Wie viele sah ich schon beim Empfange der hl. Kommunion in stiller Rührung weinen, und alle stimmen darin überein, daß sich, was Würde und Pracht des Gottesdienstes anbelangt, keine protestantische Sekte mit der katholischen Kirche messen könne.

In elfter Stunde.

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Tshibisa Ngcobo, auf dem Missionsgebiete St. Michael wohnhaft, hatte so ziemlich seine 100 Sommer gesehen. Er war ein Onkel des Häuptlings Elias (Gadupi), in dessen Kraal er als hochangesehene Persönlichkeit galt und in vielen Stücken zu Rat gezogen wurde. Früher, d. h. bis zur Zeit der Rinderpest, war er nach kaffrischen Begriffen ein vermöglicher Mann; er hatte viele Ochsen und infolge dessen auch eine hübsche Zahl von Weibern. Sonst war der alte Herr gutmütiger Natur und ohne Tadel.

Die meisten seiner Söhne waren verheiratet und hatten sich rings um seinen Kraal ansässig gemacht. Eine Anzahl Töchter war ihren Männern nachgezogen. Einige seiner Kinder waren getauft.



Basutowohnung.

Tshibisa war seit ein bis zwei Jahren kränklich (ein so hohes Alter gilt ja an sich schon als Krankheit). Ende Juni v. J. ließ man uns sagen, Tshibisa sei schwer krank; wir möchten kommen, und ihn taufen. Er, der Kranke, wünsche das.

Ich zögerte und ließ zurückmelden, man möge ihn vorerst im christlichen Glauben näher unterrichten; das weitere würde sich dann schon finden. Anfangs Juli hatte ich eine kleine Reise zu machen; der Hochw. P. Remigius vertrat meine Stelle, und als ich am 9. Juli 1910 wieder nach Hause kam, erzählte er mir folgendes: „Ich wurde dringend zu Tshibisa gerufen, ihn zu taufen, weil er schwer krank sei. Die heidnischen Söhne und Anverwandten widersetzten sich der Taufe; er selbst aber verlangte sie, ebenso die anwesenden Christen. Ich taufte ihn daher auf den Namen „Josef Anton".

Offen gestanden, die Sache war mir nicht ganz lieb. Der Mann hatte mehrere Weiber, und von mancher Seite wurde mir gesagt, mit seiner Krankheit sei es nicht

gar so schlimm; er könne noch lange leben. Selbst unser „Doktor", Bruder Abel, mit dem ich Ende Juli zum Kranken ging, meinte, wenn nichts Besonderes dazwischen komme, sei vom Sterben noch keine Rede. —

Am 17. August 1910 las ich bei Pambinyoni hl. Messe. Als ich gegen 5 Uhr abends nach Hause kam, war schon ein Bote da mit der Nachricht: schnell zum „Anton"; er stirbt! — Ich werfe mich sofort wieder aufs Pferd und eile zum sterbenden Anton. Wie ich ankomme, war die Seele schon entflohen; wenige Minuten zuvor hatte er seine Seele ausgehaucht.

Ich verrichtete die Totengebete und kehrte am späten Abend mit schweren Gedanken nach Hause zurück. Wie wunderbar sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Jetz verstand ich erst, weshalb Tshibisa in meiner Abwesenheit von P. Remigius getauft worden war. Ich hätte es wahrscheinlich aus Furcht vor allerlei Eventualitäten und weil ich noch immer keine Gefahr sehen konnte, nicht getan; und nach menschlichem Ermessen wäre dann Tshibisa als Heide und nicht als Christ gestorben. Nun, der Herr hat alles gut gemacht. —

Wer betet für den verstorbenen Anton und für alle seine Verwandten, damit sie sich auch bald bekehren, ein Vaterunser und Ave Maria? Wer gedenkt des armen Schreibers?



P. Joseph im Gespräch mit heidnischen Kaffern.

Der silberne Zaun.

Ein reicher, unbarmherziger Mann betrieb einen großen Ackerbau, bestellte seine Felder wohl, ackerte tief, düngte reichlich, säete gut und hatte einen starken Viehstand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber immer Verlust statt Gewinn, daß die Aussaat nicht geerntet und die Kosten verloren, sein Vieh vielfach verdorben und die Aecker und Wiesen zu sehr ausgenützt und fast unfruchtbar geworden.

In seiner Nähe hatte ein armer Einsiedler nur ein kleines Ackerfeld und eine magere Kuh, der er selbst das Gras am steilen Felsen und in Sümpfen zusammensuchen mußte, weil er keine Wiesen hatte; doch erntete der arme Mann immer in Hülle und Fülle und konnte seinem reichen Nachbarn selbst manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche eines Tages: „Sage mir, wie soll ich meinen Ackerbau nur anstellen, daß ich zum Ertrage komme?" Der Einsiedler antwortete ihm: „Führe einen silbernen Zaun um deine Felder und Wiesen, so wird Gott dich segnen." Der Reiche erwiderte: „Das steht nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht wie jener Tor Nadeln aussäen, daß mir ein eiserner Zaun daraus wachse."

Der Einsiedler aber sprach: „Du verstehst mich nicht, wechsle nur einige Taler Scheidemünze ein und komme damit morgen wieder zu mir, so will ich dich lehren, den silbernen Zaun zu pflanzen." Dieses tat der Reiche und fand am anderen Morgen von dem Einsiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um seine Felder gestellt, und denen mußte er die Scheidemünzen mit freundlichen Worten austeilen. Da sprachen sie alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohne es!" und der Einsiedler sagte ihm: „Siehe, das ist mein silberner Zaun." Da wurde der Reiche wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerst erfüllte sich die Verheißung an seinem unfruchtbaren Acker, seinem harten Herzen nämlich; denn es entsprang ein Quell diesem nackten Felsen und Tränen der Liebe flossen reichlich von seinen Wangen. Aber auch seine Wiesen und Felder prangten bald in überschwänglicher Segensfülle, er konnte seinen silbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er war bald so mild und freigebig, daß er in jedem Armen unseren Herrn selbst zu sehen glaubte und so endlich die Liebe Gottes als eine silberne Mauer um Hab und Gut führte, daß ihn die Engel, als er selbst geerntet wurde, im Schutze des Himmels fanden und zu dessen Freude eintrugen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Kampf mit einer Python-Schlange.

Der „Cape Times" geht aus Seguani (Südafrika) die Schilderung eines verzweifelten Kampfes auf Leben und Tod mit einer Riesenschlange zu, den ein Herr Cocklin zu bestehen hatte. Cocklin hatte mit einigen Freunden einen Jagdausflug gemacht, und etwa fünf Meilen von Seguani trennte sich die Jagdgesellschaft. Eben hatte Cocklin ein Perlhuhn geschossen, als er plötzlich mit dem Fuß an einen hohen, weichen Haufen stieß; es war eine mächtige, zum Knäuel zusammengerollte Pythonschlange! Cocklin wollte zur Seite springen, aber schon hatte der Python mit seinem Schwanzende die Beine des Jägers umschlungen und warf ihn mit einem Ruck zur Erde. Nun begann das Tier sich um den unglücklichen Mann zu winden, und bald hatte es dessen Körper, den linken Arm und das Gewehr fest umstrickt. „Ich versuchte," so schreibt Cocklin, „zu schreien, um meine Freunde herbeizurufen; aber die waren zu weit entfernt, um mich zu hören. Mit meiner noch frei gebliebenen Rechten ergriff ich den Python unterhalb des Kopfes und versuchte den furchtbaren auf meinen Körper ausgeübten Druck dadurch zu mildern. Wenigstens 10 oder 15 Minuten rang ich mit dem Untier, wobei es versuchte, mich zu einem großen Baum zu ziehen. Vor allem bemühte ich mich, aus dem umstrickenden todbringenden Knäuel freizukommen, zumal ich wußte, daß, wenn es der Schlange gelang, mich an den Baumstamm mit ihrer Umschlingung zu pressen, ich niemand von den Meiningen je wiedersehen würde. Ich versuchte, das Messer aus meiner Tasche herauszuholen, aber vergebens; denn einer der Ringe des Python legte sich gerade um die Tasche. In dieser Not bemerkte ich, daß das Schloß meines Gewehres nahe meiner linken Hand sich befand, und obwohl Arm und Gewehr fest an meinen Leib gedrückt waren, gelang es mir zum Glücke dennoch, die linke Hand an den Abzug zu zwängen. Da ich die Schlange immer noch mit der rechten Hand an der Kehle gepackt hielt, um ein Umschlingen meines Halses zu verhindern, so brachte ich ihren Kopf vor die Mündung des Gewehres, und dann drückte ich mit der Linken los. Glücklicherweise schlug das Geschoß durch das Rückgrat des Tieres; der Druck seiner Umklammerung ließ nach, und so konnte ich mich schnell aus dem Knäuel befreien. Als ich wieder auf den Füßen stand, legte ich das Gewehr hin und sah mich nach einem großen Stein um, konnte aber keinen finden. Eben wollte ich daher dem Untier mit dem Fuß den Kopf zerstampfen, als es plötzlich einen zweiten Angriff auf mich machte, sich fest in den einen Rockärmel biß und mich wieder zu Boden zerrte. Wiederum versuchte es, seinen furchtbaren Knäuel um mich zu winden, aber ich entschlüpfte ihm, obwohl es noch immer mit den Zähnen meinen Rockärmel gepackt hielt. Da gelang es mir, den einen Fuß auf den Hals des Python zu setzen. Ich trat mit aller Wucht auf die Kehle, die Schlange öffnete ihren Rachen, und ich bekam meinen Arm frei. Nun schrie ich wieder, ermattet wie ich war, nach meinen Freunden; schließlich kam einer von ihnen herbei, sah, welchen Kampf ich bestanden hatte, schoß den Python durch den Kopf und gab ihm so den Rest. Merkwürdigerweise habe ich keine dauernden üblen Folgen von diesem Abenteuer davongetragen.

Im Kreuz ist Sieg.

Das Kreuz erlöst uns, es erlöst aber nur diejenigen, welche es als Werkzeug der Heiligen auf sich nehmen. Es genügt nicht, daß man leide, man muß mit Christus leiden, es genügt nicht, daß man sterbe, man muß mit Christus sterben. Das Evangelium sagt von unserem Vorbilde: „Er litt, weil er wollte." Indem wir uns freiwillig mit seinem Leiden und Tode vereinigen, werden wir mit ihm dereinst auferstehen und gekrönt werden.

Das heiligste Herz Jesu ist der Altar, auf dem die Gläubigen ihre Opfer, die Heiligen ihre Huldigungen, die Engel ihre Ehrfurcht niederlegen und der ewige Hohepriester sich selbst opfert. Alle Huldigungen, welche wir Gott schuldig sind aber vernachlässigt haben, werden



Heimkehr von der Aehrenlese.

durch das Herz Jesu ersetzt; damit wir alle unser Verpflichtungen erfüllen, gibt sich das göttliche Herz zu unserm Diener und Unterpfande her. In Ihm allein erhalten unsere Werke jene Vollkommenheit, die sie vor den Augen Gottes angenehm machen; durch dasselbe erhalten wir alle Gnaden.

Das heiligste Herz Jesu ist das geweihte Heiligtum, welches sich den Seelen beim Verlassen der Erde öffnet, um sie in unaussprechlicher Wonne für die Ewigkeit zu bewahren.

Gedankensplitter.

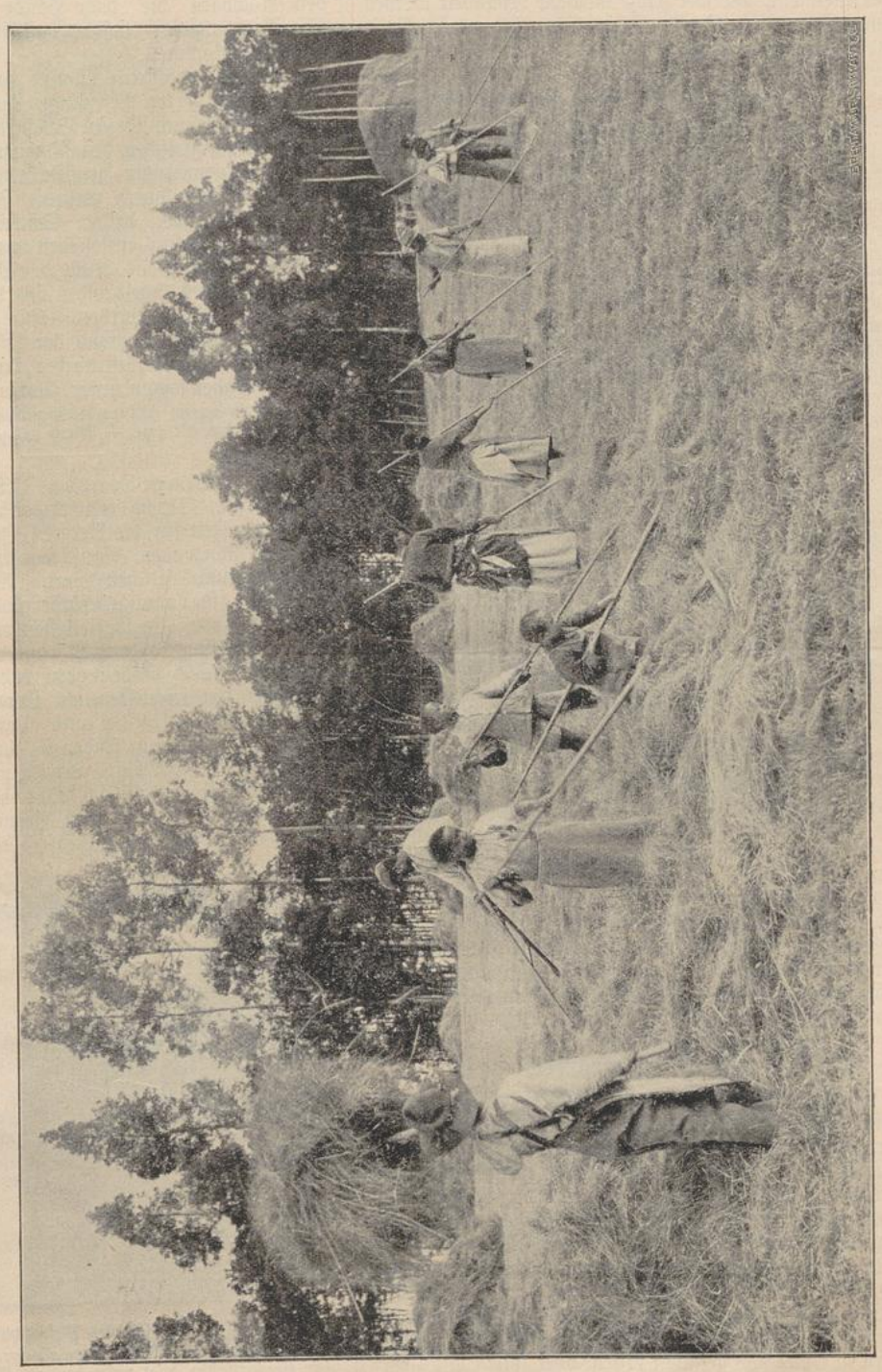
Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Tadler werden schweigen,
Ist das Kleine groß getan.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Wort an die Herrschaften.

Es wird heute viel Klage laut von den Herrschaften über die Dienstboten. Es ist wahr, die Dienstboten sind heutzutage vielfach nicht, wie sie sein sollten; aber sind denn die Herrschaften so? O, auch da gibt es viel auszusetzen. Setzen wir hier einmal einen Spiegel auf, in denen die Herrschaften sich schauen können.

Der hl. Franz von Sales bedrohete seine Diener nie, nie sagte er ihnen ein rauhes oder verdrießliches Wort. Hatten sie gefehlt, so würzte er seine Verweise mit so vieler Sanftmut, daß sie sich alsbald aus Liebe besserten, ohne die eiserne Rute zu fürchten, die, wie sie recht gut wußten, der Hand ihres Herrn fremd blieb. Da wir eines Tages, schreibt der Bischof von Belley, über die Behandlungsweise der Dienstleute gesprochen, und ich ihm sagte, die Vertraulichkeit erzeuge gerne Verachtung, erwiderte er mir: „Die unschickliche, rohe und tadelhafte Vertraulichkeit allerdings, nimmermehr aber die Vertraulichkeit, die in den Grenzen der Schicklichkeit, Herzlichkeit und Ehrbarkeit und der Tugend sich hält. Denn da sie von der Liebe ausgeht, erzeugt die Liebe ihresgleichen. Die wahre Liebe aber ist immer von Hochachtung und folglich von Ehrfurcht gegen die geliebte Person begleitet, da die Liebe nur auf Achtung sich gründet, die wir für sie haben." „Auf solche Weise aber," sprach ich, „müßte man den Dienern freie Hand lassen, so daß sie tun könnten, was ihnen beliebte?" — „Keineswegs," versetzte der Heilige; „denn wenn die Liebe Herrin des Herzens ist, so weiß sie dasselbe so gut zur Bescheidenheit, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Großmut, als zur Demut, Unterwerfung, Geduld, Ausdauer und Sanftmut zu leiten. Alles wohl erwogen, kann ich hinsichtlich der Dienstleute nur so viel sagen, daß sie unsere Nächsten und demütigen Brüder sind, welche, wie uns selbst zu lieben, die Liebe uns ver-



Heuernte in Kevelaer.

pflichtet. Lieben wir also wie uns selbst diese treuen Nächsten, die uns so nahe und so benachbart sind, daß sie mit uns unter einem Dache wohnen, und von unserem Vermögen leben, und behandeln wir sie, wie uns selbst, oder vielmehr, wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären! Dies ist die beste Weise, mit Dienstleuten umzugehen." —

Die heilige Eucharistie am Nordpol.

Eine der interessantesten Missionen ist jene der Oblaten der unbefleckten Empfängnis in Makenzie am Nordpol. Die Bewohner jener Gegend sind Nomaden und machen sich zur Wohnung Löcher unter der Erde; die Missionäre sind demnach zur gleichen Lebensweise verurteilt und haben keine bleibende Stätte: einmal angekommen in diesen unwirtlichen Gegenden, sagen sie einander Lebewohl und gehen immer allein den Seelen nach; ihr einziger Begleiter ist ein Hund, der den Schlitten mit ihrem Gepäck und einigen Lebensmitteln führt (gesalzene Fische). Außer den zur Feier der hl. Messe notwendigen Gegenständen führen sie etwas Mehl und einen kleinen Ofen mit sich zur Hostienbereitung; diese Missionäre haben auch die Erlaubnis, gedörrte Weinbeeren zur Bereitung des Meßweines zu gebrauchen; was sie selbst anbelangt, ist Schneewasser ihr einziges Getränke; das ganze Jahr sehen sie weder Brot noch Kartoffeln.

Wie können sie es wohl in dieser Eiswüste in all' diesen Entbehrungen aushalten, da sie oft ein Jahr lang keinen Genossen treffen, nicht beichten können? Die Ursache ihrer Kraft ist folgende: Als ihr Bischof, Msgr. Gruard, einst Pius IX. um die Erlaubnis bat, daß seine Missionäre die hl. Eucharistie auf all' ihren Reisen, mit und ohne Lampe, mitnehmen dürften, entgegnete der H. Vater: „Eine solche Bitte erfordert Bedenkzeit." Da antwortete der Bischof: „Nun dann, Hl. Vater, müssen wir diese Missionen aufgeben, denn eine solche Lebensweise ist uns auf die Dauer unmöglich, wenn wir nicht das Glück haben, die hl. Eucharistie allzeit bei uns zu haben." Worauf Pius IX. tief bewegt sprach: „Nun denn, mein Sohn, tue, was du wünschest!" Seither tragen die Missionäre stets den lieben Heiland bei sich, und so wandert denn der König der ewigen Glorie in der Suche nach den unsterblichen Seelen über jene Regionen der ewigen Kälte und geht in jene unterirdischen Löcher der verlorensten Wilden der Erde, um ihre Seelen zu retten.

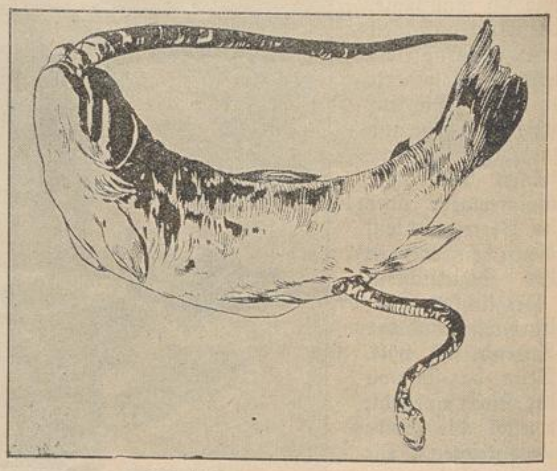
Für Prozeßkrämer.

Mathilde war noch jung und weil sie in der Jugend immer Recht bekommen hatte, wenn sie auch im Unrecht war, etwas rechthaberisch. Sie nahm sich Anderen gegenüber viel heraus, diese aber durften ihre Sachen nicht anrühren. Eines Tages sah sie, wie der Nachbar von einem jungen Pflaumenbaume, der auf dem Grenzraine stand und von dem wohl niemand wußte, wem er gehörte, die saftigen Früchte für sich pflückte. Sie rannte sofort in heller Entrüstung aus dem Garten ins Haus zu dem alten Erbonkel, ohne dessen höhere Genehmigung nichts im Hause geschah. „Wie meinen Sie, Onkel, sollen wir uns das gefallen lassen, oder sollen wir lieber einen Prozeß anfangen lassen?" — „Da würd' ich mich lieber besinnen, Thildchen! Denn wenn man einen Prozeß gewinnen will, so gehört dazu Fünferlei!" — „Und das wäre, Onkel?" — „Erstens eine gute Sache, zweitens ein guter Anwalt, drittens gute Zeugen, viertens ein gutes Gericht und fünftens gut Glück und viel gutes Geld. Und nun geh' hin und iß dich von unseren eigenen Pflaumen recht satt, — sie hängen ja zum Brechen voll — und laß sie dir so gut schmecken, wie dem Nachbarn die paar Hände voll Pflaumen gut schmecken mögen. Besser, daß sie ihm schmecken, als daß sie verkommen."

Der alte, erfahrene Manne hatte gewiß recht. Auf der Grenze zweier Besitzungen in Rudnik bei Ratibor (Schlesien) befand sich ein Stachelbeerstrauch, über dessen Nutznießung zwischen den Nachbarn, welche die Früchte jahrelang gemeinsam gepflückt hatten, plötzlich Streit entstand. Der durch mehrere Instanzen mit großer Hartnäckigkeit von beiden Seiten geführte Prozeß ist nun endlich dahin entschieden worden, daß jedem der beiden Nachbarn das Recht der Nutznießung des strittigen Strauches zugesprochen und beide zur Tragung der Kosten verurteilt wurden. Die Kosten betragen für jeden 225 Mark, während der jährliche Ertrag des betreffenden Stachelbeerstrauches kaum 50 Pfennig wert ist. — Daher sagten unsere Vorfahren im Sprichworte:

„Willst du im größten Recht prozessen um ein Schwein
So nimm dir eine — Wurst und laß es sein!

Eßt Heidelbeeren! Die Heidelbeerzeit ist angebrochen. Sie bildet nach der Ansicht des Volkes die schlechteste Zeit für die Aerzte. In der Tat ist der Genuß der glänzenden, blauschwarzen Beeren von bedeutendem gesundheitlichen Wert. Wirken sie doch außerordentlich verdauungsbefördernd und damit blutreinigend, sodaß sie speziell Personen mit sitzender Lebensweise dringend zum Konsum empfohlen zu werden verdienen. Sie werden gern roh mit Milch gegessen, sind aber am leichtesten als Kompott gekocht zu vertragen. Auch getrocknet und eingemacht oder zur Bereitung von Obstwein finden sie ihre Verwendung. Die Früchte geben zwar blaue Lippen und blaue Zähne, aber dieses kleine Uebel läßt sich leicht beheben, wenn man den Mund und die Zähne nach Beendigung der Mahlzeit einfach mit etwas Zitronensaft abreibt.



Ein seltenes Naturschauspiel.

Der Kampf in der Natur zeigt oft wundersame Formen; eine der eigenartigsten zeigt unser heutiges Bild. Eine Regenbogenforelle, die sehr gefräßig ist, verschluckte eine Ringelnatter, konnte dieselbe aber nicht verdauen und die Natter schlüpfte durch den Leib der Forelle hinten wieder heraus. Dabei wurde sie durch die scharfen Zähne des Fisches aufgehalten und beide Tiere wurden in diesem Zustand lebend gefangen, da sie bei ihrem Kampf im Wasser hin und her rasten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Die hl. Theresia von Jesu.

Diese Meisterin des Gebetes, in deren Herzen die Liebe eines Seraphs flammte, die entweder sterben oder aus Liebe zu Jesus leiden wollte, hatte ebenfalls eine besondere und innige Andacht zum hl. Erzvater Joseph und zwar schon von ihrer Kindheit an, namentlich aber seitdem sie in den Orden der Karmeliter eingetreten war.

In der Lebensbeschreibung, die sie selbst verfaßte, sagt sie: „Zu meinem besonderen Fürbitter und Patron erwählte ich den glorwürdigen hl. Nährvater Joseph und empfahl mich ihm sehr. Ich habe auch erfahren, daß dieser mein heiliger Vater und Herr mich aus vielen Gefahren, in denen meine Ehre und das Heil meiner Seele auf dem Spiele stand, gerettet hat, und zwar mit weit größerem Gewinn für mich, als ich von ihm hätte begehren können. Ich erinnere mich nicht, daß ich seitdem etwas von ihm erbeten, was er mir nicht gewährt hätte. Die vielen Gnaden, die mir Gott durch diesen großen Heiligen verliehen, und die mannigfachen Gefahren an Leib und Seele, aus denen er mich befreit hat, verdienen wahrhaft Bewunderung."

„Es scheint, Gott habe andern Heiligen die Gnade gegeben, denen, die sie um ihre Fürbitte anrufen, nur in einzelnen Nöten zu Hilfe zu kommen, aber diesen glorreichen Heiligen habe ich durchweg als den besten Nothelfer in allen meinen Anliegen gefunden.

Der Herr scheint dadurch andeuten zu wollen, daß er auch im Himmel oben alles tue, um was ihn jener bittet, wie er ihm auf Erden als seinem Pflegevater gerade so untertan gewesen, als wäre er sein wirklicher Vater gewesen. Das nämliche haben auch andere Personen erfahren, denen ich die Verehrung des hl. Joseph angeraten. Schon gibt es viele, welche zu diesem Heiligen eine besondere Andacht haben, und sie alle haben diese Wahrheit bestätigt gefunden. Ich befliß mich auch, seine Festtage so feierlich als möglich zu begehen und tat dies aus bester Absicht. (Fortsetzung folgt.)

Dann aber sprach ich zu mir selbst: „Nein, ich will meine Sünden nicht verschweigen, will sie nicht beständig mit mir herumtragen oder gar unwürdig die heiligen Sakramente empfangen. Die liebe Mutter Gottes muß mir helfen! Von heute an bis zur nächsten Beicht will ich mit rechtem Vertrauen alle Tage drei „Gegrüßet seist du, Maria" beten, damit sie mir zu einem recht aufrichtigen Bekenntnis verhelfe.

Ich tat es, betete täglich die drei Ave Maria, ging dann zur heiligen Beichte, klagte mich reumütig ohne Furcht und falsche Scham all' meiner Sünden an, empfing vom Priester die Lossprechung und kam voll Ruhe und süßem Seelenfrieden zurück. Nun erinnerte ich mich auch eines Wortes, das mir während meiner Jugendzeit ein frommer Priester gesagt: „Nimm in all' deinen Anliegen deine Zuflucht zur Mutter Gottes, und du wirst sehen, es wird dir gut gehen!"

Möchte doch meine einfache schlichte Erzählung dazu beitragen, bei recht vielen das Vertrauen zu Maria, der Zuflucht der Sünder, zu wecken und zu fördern. Dieser Gedanke allein bewog mich, sie in diesem Missionsblättchen zu veröffentlichen; auch wollte ich damit ein früher gemachtes Versprechen erfüllen.



Schwester Ludovika läutet in der Tagesschule in Czenstochau zum „Engel des Herrn".

Maria hat geholfen!

Ein Abonnent des Vergißmeinnicht ersuchte uns folgendes zu veröffentlichen: „Ich hatte das Unglück, in einige schwere Sünden zu fallen. Nun flüsterte mir der böse Feind ein. Wie kannst du dich darüber bei deinem Beichtvater anklagen, der dich doch so gut kennt? Welch' schlechte Meinung muß er von dir bekommen? Wie magst du überhaupt einem Menschen — und das ist der Priester auch — so was sagen? — Ich gestehe, diese Versuchung setzte mir hart zu.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Klemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Georg und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Georg; der war seit meines Vaters Tod viel ernster und gesetzter geworden. Er sah seine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte; so wollte er denn auch mein Schicksal so freundlich machen, als in seinen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kräften stand und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte.

Mein Vater ward am folgenden Tag neben meiner Mutter im Kloster begraben. Georg und seine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig sein möchte. Ich blieb also auf dem Schlosse zurück, und wie sie aus dem Tore hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Turm des Schlosses. Sieh, es ist jener weiße Turm dort, worauf das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand vieles, was ich vorher nie empfunden hatte.



Mater amabilis. (Nach dem Gemälde von Gabriel Max.)
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Ich dachte an die Zeit, da ich als Kind Georg und seine Mutter zum erstenmale im Walde gefunden hatte, da ich Heilkräuter suchte für meine sterbenskranke Mutter. Ach, wie viele Jahre sind seitdem schon hingegangen! Damals verstand ich das Leid der anderen Menschen noch nicht; jetzt zähle ich zu den Erwachsenen, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen, seit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur, daß es Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach, bitter weinen! — Wo wird mein guter Vater nun hingetragen? Wo geht all' das Leben hin, all' die Luft? — So ward ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah, wie Georg mit seiner Mutter den Berg hinanstieg, und wie die Klosterherren in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten und meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme aus gen Himmel und weinte sehr, auch hörte ich sie noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

Es war abend und still; die Sonne ging unter. Im Tale war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und im Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt die Lahne hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und zu mir gesagt hatte: „Der geht gern von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mit bringen kann." — Und indem ich dachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben,

warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelassen. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er mir gegeben. Ich sah lange in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und milde.

Dann wendete ich meine Augen ringsum über Berg und Tal, wie der Wald grünte und hoch ragte, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Aeckern abwechselten. Zum Himmel richtete ich sodann meine Blicke ruhig aufwärts und ließ sie mit dem Zuge wandernder Vögel niedergleiten zur Lahne, in der die Wolken noch einmal zu ziehen schienen. Dann blickte ich zwischen den Türmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Hollunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied dazu sang. Auf dem Dache trieben sich Tauben in den letzten Strahlen der Abendsonne girrend umher, unten war es schon dunkel, und die ewige Lampe der Burgkapelle sah rötlich durch das hohe Fenster. Alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an.

Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben; ich konnte an ihn denken, als sei er noch immer zugegen; ja, es war mir, als höre ich ihn noch immer bei seiner Arbeit singen. — In jener Stunde kam ein großer, inniger Glaube an die Güte Gottes und an die Ewigkeit des Lebens in mich. Alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben; und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freudige Blume entgegensah. — O da fühlte ich deutlich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte. Er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt, das ruhig schlagende Herz und die stille, betrachtende Seele; denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles frommes Wesen in Geschäft und Andacht näher ans Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit seiner Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir ins Herz sah, welches rein und züchtig aufgeschmückt war, wie die Kammer einer frommen Jungfrau.

O guter Vater, dachte ich da, du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte. Gott sprach zu dir: „Gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich meinen Kindern, den Menschen, deutlicher und verständlicher werden möge. Dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst." — Und da hat der gute Vater m i c h zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werkes und ist wieder zu Gott zurückgegangen. Sein Leben auf Erden aber hat nicht aufgehört; es ist in meiner Seele, und ich will es ruhig fortbauen; ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe. Und wenn Gott dereinst, auch m i c h zu sich nimmt, o dann bleibe auch mir ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet. — —



Mainz: Der Dom vom Markt aus gesehen.

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöcklein im Kloster Arnstein läuten, das Zeichen, daß nun mein Vater begraben sei. Schon wollte der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, neuerdings gar schmerzlich mein Gemüt erfassen, als sein guter, treuer F a l k e, der bei seinem Tode wie ein Pfeil in die Höhe geschossen, plötzlich neben mir niederflog und sich gar freundlich gegen mich bezeigte!" — „Guter, treuer Falke", sagte ich, „bist du etwa auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, sondern sollst immer bei mir bleiben!" Daß mich der gute Vogel wiedergefunden, war mir ein großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand, indem ich die Treppe des Turmes hinabstieg.



Der Kronprinz als Sieger beim Hochsprung.

Als ich in den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghof hatte singen hören. Er wollte eben zu mir heraufkommen. Da er mich kommen sah, sprach er: „Verlangt ihr etwas von mir, Jungfrau? Ich glaubte, ihr hättet mich gerufen. Wir sind allein auf dem Schlosse." Da er aber den Falken erblickte, sprach er: „O ihr habt wohl mit eurem Vogel

gesprochen! Ich kenne ihn gar wohl; es ist der edelste Falke im ganzen Land!" Dann nahm er den Vogel und liebkoste ihn sehr und hatte viele Freude an ihn.

„Liebe Jungfrau," sprach er weiter, „ich habe euch gar klein gesehen, da ihr noch nicht lange auf der Welt waret; nun hat sich viel geändert. Wenn ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Georg und die Schloßfrau zurückkehren, so tut ihr mir eine Freude. Die Zeit wird uns beiden rascher vergehen, und eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft; denn ich war ein gar guter Freund eures seligen Vaters, und es ist tröstlich, die Tugenden der Menschen zu betrachten, die ihren Lohn schon empfangen haben."

Ich ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle lag, denn er war mir mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen weißen Haaren eine vertrauenerweckende Gestalt. Wie er so langsam vor mir herging, sprach er immer vertraulich mit dem Vogel: „Ja, lieber Falke", sagte er, „bei mir geht es langsamer als bei dir; ich kann kaum mehr gehen, geschweige denn fliegen. Aber auch bei dir wird es einmal ähnlich kommen. Drum sei hübsch brav, daß man dir eine Stange aufsteckt und die Speisen nahestellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht voran will."

Dabei war der gute Mann gar lustig und freundlich, und ich hörte ihm gerne zu, wie er kindlich mit dem Vogel seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. „Seht Jungfrau", sprach er, „da wohne ich und habe den lieben Gott recht zur Hand; denn da nebenan ist die Kapelle. Es ist etwas armseliges um einen alten Mann ohne Frau und Kind; wenn er sich nicht recht zu Gott hält, ist er verlassen."

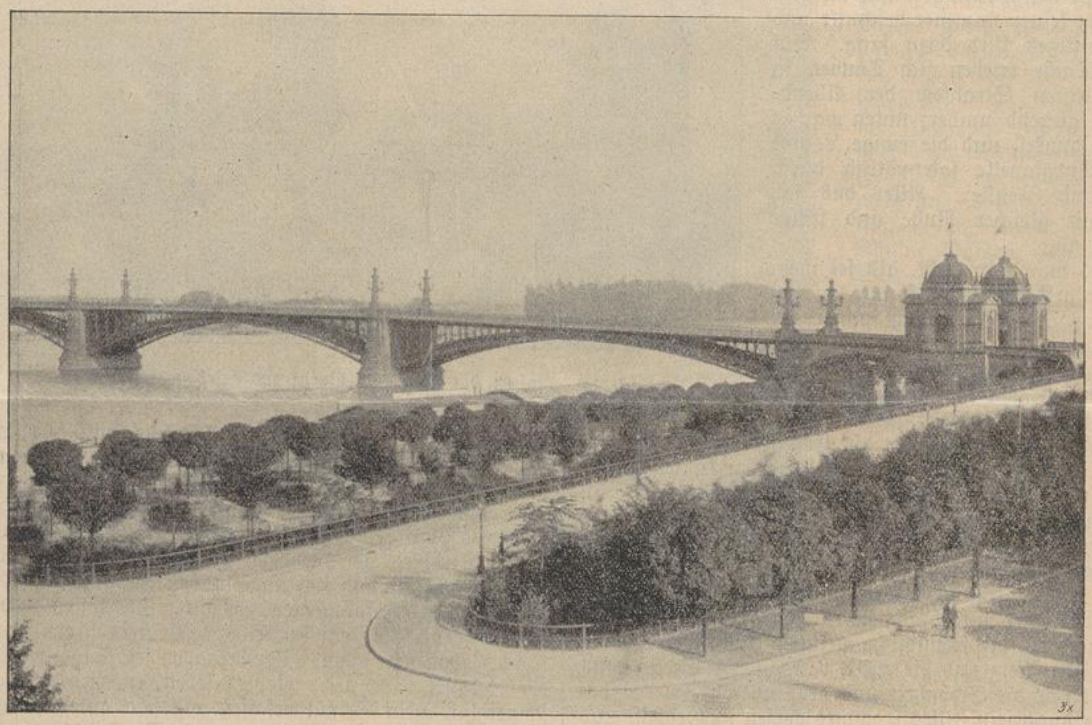
(Schluß folgt.)

Sieben Regeln für den Zimmergarten.

Wer keinen Garten besitzt, hält sich wenigstens gern ein paar Blumentöpfe in seinem Zimmer. Will er aber an den Kindern Floras Freude erleben, so muß er sie auch richtig behandeln und vor allem die nachstehenden sieben Hauptregeln beachten, die das A und O der Blumenzucht im Zimmer bilden.

1. Wähle dir nur solche Topfpflanzen aus, die etwas vertragen können und leicht blühen. — Der Gärtner geht dir dabei gern mit Rat zur Hand.

2. Sorge dafür, daß das Wasser guten Abfluß hat, wenn gegossen ist. Zu diesem Zwecke tut man in den Topf, nachdem man das Loch unten mit einem größeren Scherbenstück bedeckt hat, wenigstens 1 Zoll hoch kleingeschlagene Scherbenstücke und dann erst die Erde darauf.



Die Rheinbrücke zwischen Kastel und Mainz.

3. Gib den Pflanzen, die du im Zimmer halten willst, eine leichtere, sandigere Erde, als sie im Freien brauchen, damit das Wasser beim Begießen leichter durchdringt.

4. Hast du Untersatzteller, was wegen der Reinlichkeit anzuraten ist, so mußt du sie einige Zeit nach dem Begießen der Blumen, wenn Wasser darin steht, ausleeren, oder mit einem Schwamme sie vom Wasser befreien. Unterläßt du es, dann stehen die Blumen fortwährend in einer Art Sumpf und verkümmern.

5. Halte deine Blumen vom Staube rein. Im Sommer ist's leicht; man braucht sie nur zu überbrausen oder in den Regen zu setzen; aber im Winter muß es auch geschehen. Kannst du sie nicht übertauben, so müssen die Blätter von Zeit zu Zeit einzeln mit einem Schwamme abgewaschen werden. Die kleine Mühe darf man nicht scheuen.

6. Gib deinen Blumen möglichst viele frische Luft, selbst im Winter; nur mußt du acht geben, daß dann die

Temperatur im Zimmer nicht tiefer als auf 8 Grad über Null sinkt. Ohne frische Luft gedeihen die Blumen so wenig wie die Menschen.

7. Bringe deine Blumen so nahe wie möglich an die Fenster und halte diese fortwährend hell und rein. Das Licht ist die Seele der Pflanzen; also Licht, Licht so viel als möglich!

Im allgemeinen behalte man die Pflanzen nicht länger im Wohnzimmer, als nötig ist, sie vor Kälte zu schützen, oder während der Blüte. Im Sommer befinden sie sich vor dem Fenster auf einem Blumenbrett am besten.

Von der Treue im Kleinen.

In dem leider zu wenig bekannten, eine Fülle von Lebensweisheit in schöner poetischer Form enthaltenden Werke „Laienbrevier" von Leopold Schefer gibt der Verfasser an einer Stelle die folgenden, so beherzigenswerten Lehren:

„Die kleinste Sache kannst Du gut verrichten,
Die kleinste schlecht! — Aus lauter kleinen Dingen
Besteht der Tag, bestehen alle Tag', besteht das Leben;
An jedes wende Du Dein ganz' Gemüt,
Die ganze Seele, alle Lieb' und Treue."

Im Anschlusse daran gedenken wir jener frommen Magd, von der uns die Bibel erzählt, daß ihr die Verheißung zuteil ward: „Sie ist über Weniges getreu gewesen, ich will sie über Vieles setzen!" In der Gegenwart, wo so viele Frauen davon träumen, große Pflichten zu erfüllen und große Dinge in der Welt zu leisten, hört man leider oftmals die Meinung äußern, daß das hauswirtschaftliche Schaffen und Wirken daheim für die gebildete Frau zu unwürdig und kleinlich sei. Und doch ist es die schönste Aufgabe für eine edle, pflichtgetreue Frau, alle die einzeln so geringfügig erscheinenden Obliegenheiten, von denen aber doch das Glück und Wohlbehagen der Ihrigen vor allen Dingen abhängt, gewissenhaft zu erfüllen. Treue im Kleinen soll jede Mutter ihre jungen Töchter lehren und ebenso ihre Dienstboten dazu anhalten. Sie selbst muß natürlich allen mit gutem Beispiel vorangehen, dann werden Dank und Liebe ihrer Angehörigen ihr zuteil werden und ihr Heim immerdar eine trauliche Stätte der Sauberkeit, Behaglichkeit und des gesegneten Friedens sein.

„Wer im Kleinen treu,
Jeden Morgen neu,
Dem bleibt fern die Reu',
Und des Höchsten Gnade
Segnet seine Pfade!"

Das größte Bauwerk der Erde ist bekanntlich die „Chinesische Mauer", die gegenwärtig auf ihrer ganzen 2450 Kilometer betragenden Länge von dem englischen Geographen William Edgar Geil bereist wird. Es dies die erste Forschungsreise dieser Art, welche bereits zu der Aufsehen erregenden Entdeckung eines bisher unbekannten Zwergvolkes geführt hat. Der Gelehrte trat nach mannigfachen Studien im Innern Chinas seine Expedition am 1. Mai 1908 an und verfolgt die Mauer von ihrem Anfang, der sich direkt am Meeresufer bei der kleinen Stadt Schanhaikwan befindet. Hier begann vor 2100 Jahren die Arbeit an dem gewaltigen Werk, das zunächst in drei Teilen durchgeführt und später zu einem Ganzen verbunden wurde. Ein uralter Denkstein bezeichnet noch heute den Beginn der Arbeit. Kaiser Tschin vollendete das Werk mit einer Arbeiterarmee von 300 000 Menschen. Damit war eine mächtige Schutzwehr gegen die mongolische Ueberflutung gezogen. Die Mauer ist durchschnittlich 16,5 Meter hoch, unten 8 und oben 5 Meter breit und wird von zahlreichen Türmen und vielen Tempeln und Toren unterbrochen. Wie erwähnt, zieht sie sich in einer Länge von fast 2500 Kilometer der Grenze entlang über Täler, Hügel, Berge hinweg; sie überbrückt die schaurigsten Schluchten, die Ströme und Flüsse, geht durch jetzt fast unzugängliche Wälder hindurch, durch die herrlichsten Landschaften und ödesten Steppen, und sie ist überall jetzt dem Verfalle überlassen.



Der neue Bischof von Münster Felix von Hartmann.

Wachholdersaft oder Mus. Auf 1 Liter Beeren nimmt man 4 Liter Wasser und kocht die Beeren weich. Das Mus wird nun ausgedrückt und der Saft mit Zucker oder Honig langsam bis zur Syrupdicke eingekocht. Dieses Mus (Roob Juniperi), das gut schmeckt, rate ich Kindern an, wenn sie nach Erkältung nicht harnen können. In Waldgegenden Deutschlands und Oesterreichs (Schlesien, Böhmen usw.), wo es viele Wachholderbeeren gibt, wird viel Wachholdermus bereitet und anstatt Butter auf Brot verspeist.



Der erste weibliche Bäckerlehrling in Oesterreich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kindern kann nicht frühe genug eingeprägt und vorgelebt werden: „Vergeßlichkeit gibt es nicht bei Liebe und Pflichttreue." An kleinen Dingen müssen sie Größeres lernen, um im Leben als zuverlässige Menschen zu bestehen. Man erziehe sich und die Seinen zur Pflichterfüllung, zur Treue auch in den kleinsten Dingen, und das Leben in seiner ganzen Hoheit und Schönheit wird uns seine erhabensten Güter schenken: Zufriedenheit und Seelenruhe.

Die Kreuze unruhiger Voraussichten sind Blicke hinaus über den Bereich der Anordnung Gottes. Man sieht da ohne jene Salbung, die zur geduldigen Ertragung befähigt; man sieht sogar mit einer Art Unglauben, der die Gnade entfernt.

Schließen wir deshalb unsere Augen für das, was uns Gott verbirgt und in den Schatzkammern Seines Ratschlusses zurückbehält. Die Kreuze des gegenwärtigen Augenblicks bringen immer ihre Gnaden mit sich und folglich ihre Linderungen, wodurch man die Hand Gottes sieht, die sich zu fühlen gibt.

Fenelon.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur **„Kaffrische Heiratsgesetze", „Die Schwiegermutter unter den Zulus", „Gerettet in höchster Not", „Der kleine Zeitungsträger", „Ein unerhörtes Kunstwerk", „Herstellung des Geldes".**

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck.** Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.,** für Oesterreich-Ungarn **60 Heller,** für die Schweiz **65 cts.**

Briefkasten.

Schwester Engelberta benachrichtigt Frl. **M. K.** in der Schweiz, daß die schönen Jacken richtig in Czenstochau angekommen sind, und sagt dafür ein herzliches „Vergelt's Gott!"

Ein passendes Geschenk für unsere schwarzen Arbeiter am Kirchenbau wäre ein starkes neues Hemd. Bekäme jeder von ihnen (es sind z. B. 15) eine Mark, so könnten sie sich selbst etwas Passendes kaufen.

A. M. Weiß auf Ihre Anfrage keinen bessern Rat als das Wort des Herrn bei Matth. 5, 40: „Will jemand mit dir rechten und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel.

Krumbach. Betrag erhalten. **Emmerich.** Freimarken erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Geiselbach, Burgau, Königshofen. Dörlesberg, Oberseebach, Stepperg, Heimenkirch, Laabu, Ehekirchen, Hagnau, Reichenkirchen, Rimmels, Wangen, Horneck, Rodern, Medebach, Arft, Aachen, Herne, Roswendel, Dinklage.

Danksagungen

gingen ein aus: Bogenhofen, Domeschau, Mähren, St. Marien Ob.-Oesterreich, Linz, Graz, Steiermark, Parschnitz, Böhmen. Dem hlst. Herzen Jesu, Maria und Joseph für glücklichen Verlauf einer Operation.

Fr. E. Ct., Zug. Innigsten Dank dem hl. Vater Joseph für guten Verkauf eines Geschäftes und glücklichen Ausgang einer Prozeßangelegenheit.

Tausend Dank der allers. Jungfrau Maria und dem hl. Joseph für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Gehet doch alle zu Joseph!

Aus H. Nach einer Novene zum Jesukind ward mir in einem schweren Anliegen geholfen.

F. R. in E. Auf die Fürbitte des hl. Judas Thadd., des hl. Franz Xaverius und des hl. Antonius von Padua habe ich Erhörung gefunden.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Oberursel, Dörlesberg, Motten, Wilburgstetten, Dürrnast, Acholshausen, Heimersheim, Nooswendel, Herne 2mal, Gollern, Königstetten, Weng bei Altheim, St. Pölten, Bogenhofen, Kabitz, Wobsern bei Steyr, Wenns in Tirol.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Rosina Roos, Weidenthal. Anton Wörle, Freiburg. Dorothea Messelberger, Unterpleichfeld. Anna Maria Benzing, Nuses. Kath. Dörr, Würzburg. Witwe Klein, Eickel. Pfarrer Rieger, Obergriesheim. Johann Stadler, Kleintal. Schwester Hugolina, Dossenheim. Euphrosina Tiehl und Maria Arnik, Mehlsack. Johann und Theresia Enderle. Philipp Pfeifer. Paulina Baumgartner. Maria Anna Huber, Reichenau. Rosa Rogg. Immenstadt. Elisabeth Eicher, Kaiserslautern. Veronika Sauerwein, Schippach. Seb. Lindhuber und Kathi Huber, Wurmausquick. Ursula Lindermeier, München. Josefine Spindler. Josef Mayr, Echsheim. Katharina Huber, Hohenlinden. Leopold Heny, Oberndorf. Margareta Scharnagl, Zirkenreuth. Maria Zeißner, Schwemmelsbach. Johann Wachter, Assamstadt. Babette Speer, Theuern. Franz Winderlich, Mergentheim. Rosina Bader und Valentin Bach, Distelhausen. Rosina Wiedemann, Ebrazhofen. Ludwig und Maria Schabel, Theres Kling, Nasdorf. Pfarrer Becker, Werl Pfarrer Peil, Brühl. Witwe Kirchhoff, Paderborn. Elise Niehnes, Damme. Margaretha Kalkmann, Graft. Elisabeth Groß, Elz. Maria Sibylla Pütz, Barmen. Martin Wolf, Floisdorf. Wilhelm Schneiders, Barmen. Maria Wagner, Irrel. Maria Drees, Barrelbusch. Maria Hörsken, Oberhausen. Peter Schmitt, Ihn. Franz und Katharina Disch, Feuerscheid. Joh. von der Weiden, Köln-Nippes. Hubert Trauthmann und Ferdinand Schmitz, Eschweiler. Kath. Richter, Velmede. Kath. und Gertrud Ahrend, Milte. Josef Schiefer, Mülheim (Rhein). Jakob Nöttgen, Oberkassel. Frau Große, Westrich. Agnes Bohn und Frau Jakob Pitz, Eupen. Johann Heller, Amerika. Katharina Bohn, Eupen. Katharina Prechen und Alexander Erven, Ederen. Schw. M. Johanna, Priorin, Güns. Anton Weinhappel, Graz. Wilhelmine Meßner, Ober-Praußnitz. Ottilia Tenschert, Ottensheim. Josef Thaler, Krebsbach. Johann Brandtner, St. Ruprecht a. d. Raab. Josefa Baier, Straden. Michael Auer, Feldbach. Andreas Stampfl, Agnes Muscher und Maria Schuster, Ruden. Franz Pischl, Chrostau. Klemens Husitzka, Wien. Fr. Hyazinth Flarer, Brixen. Beti Lastowitsch, Wartberg. Theresia Bierbacher, Weiz. Florian Fürntratt, Gschmaier. Filomena Zech, Raggal. Vater N. N., Virgen. Joseph Stratmann, St. Helena, Nebr. Elizabeth Schalk, Petersburg, Nebr. Frank Otter, Clayton, Kans. Anna Degenhart, Buffalo, N.-Y. Magdalena Sedlmayr, Caßville, Wis.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 10.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

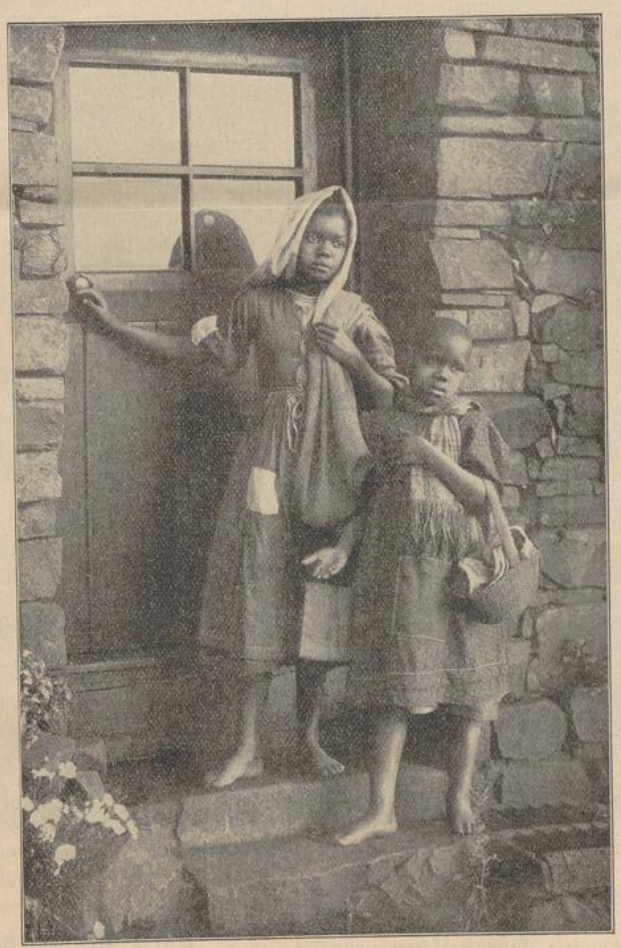
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Ob wir wohl etwas bekommen werden?

Köln a. Rh.
Oktober 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Der geheimnisvolle Weinstock.

Im Wundergarten der Liebe,
Auf sonnigen Bergeshöh'n,
Da hab' ich mit duftenden Reben
Den mystischen Weinstock geseh'n.

Die Aeste waren zerdehnet,
Zerrissen in Liebesdrang;
Fünf purpurne Quellen flossen
Herab von des Berges Hang.

Die Reben neigten sich dürstend
Und tranken den Lebenssaft;
Sie tranken Liebe und Wonne,
Sie tranken Liebe und Kraft.

Und ihre Reben umschlangen
Des Baumes edle Gestalt,
Es dehnten sich ächzend die Zweige,
Dann brachen sie mit Gewalt.

Von seinen Kindern umschlungen,
Erschöpft von ihrer Not,
Mit klaffenden Liebeswunden,
Der Baum der Liebe war tot.

Die Reben aber sie grünten
Und reiften im Sonnenschein:
In deinem Tode, o Jesu,
Ist unser Leben allein.

M. von Greiffenstein.

Ihr gläubigen Katholiken, unterstützet die katholischen Missionen!

Ich hatte dieses Jahr zum erstenmale Gelegenheit, dem deutschen Katholikentage beizuwohnen. Ich muß sagen, etwas Schöneres und Herrlicheres als das, was mir da in Mainz in den Tagen vom 5.—10. August l. J. vor Augen trat, habe ich noch nie gesehen! War das ein Gewoge bunter Menschenmassen in den festlich geschmückten Gassen und Straßen. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Wohl über 100 000 braver Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, darunter 10 Bischöfe und zahlreiche Priester und Ordensleute, waren aus allen Gauen Deutschlands und der angrenzenden Länder, ja einzelne bis aus dem fernen Kanada, Indien und Afrika herbei gekommen, um in edlem Wettstreit Zeugnis abzulegen für ihren heiligen katholischen Glauben und neue Begeisterung mit nach Haus zu tragen. Waren doch bei dem großartigen Festzuge allein, der Sonntag, den 6. August, stattfand, über 800 Vereine mit ihren Fahnen, Abzeichen und Musikchören und wohl 50 000 bis 60 000 Mitgliedern vertreten.

Dann diese herrlichen Gottesdienste in dem großen, altehrwürdigen Dom und den übrigen Kirchen der Stadt, die riesigen Versammlungen in der prächtigen Festhalle, wo eine vieltausendköpfige Menschenmenge trotz der großen Hitze stundenlang in lautloser Stille den herrlichen, tiefdurchdachten und formvollendeten Reden lauschte, und bei alledem noch die vielen kleinen Nebenversammlungen, die zur Lösung spezieller Fragen in der „Liedertafel", im Frankfurter Hof, im Mainzer Priesterseminar usw. zum Teil bis in die tiefe Nacht hinein abgehalten wurden.

Ja, die allgemeine Begeisterung, die da von der ersten Stunde bis zur letzten herrschte, war groß; doch ohne Uebertreibung kann ich beifügen, nie war das Interesse des zahlreichen Publikums größer und nie die Versammlungslokale voller, als wenn über die „Heidenmission" gesprochen wurde. Da stiegen die Wogen der Begeisterung auf höchste, und gab es ein Applaudieren, Zurufen und Händeklatschen ohnegleichen. — In der Tat, das waren schöne, herzergreifende Stunden, und jeder ging von dannen mit neuem Eifer in der Brust und den besten Vorsätzen zur treuen Mitarbeit am großen Werke der katholischen Missionen.

Wir werden im Vergißmeinnicht öfter auf die herrlichen Gedanken und großartigen Ideen zurückkommen, die auf dem Mainzer Katholikentag zum Ausdruck kamen. Für heute aber wollen wir uns mit der Mitteilung der Resolution begnügen, welche dabei in Sachen der „Heidenmission" gefaßt wurde. Sie lautet folgendermaßen:

„Die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands erblickt in der Förderung der Heidenmission eine der ersten und heute dringendsten Pflichten aller Katholiken. Sie begrüßt daher den Aufschwung des Interesses und der Opferwilligkeit der Katholiken Deutschlands für die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden und spricht die Hoffnung aus, daß das Verständnis für die grundlegende Bedeutung dieses gottgewollten Werkes in allen Schichten des katholischen Volkes ständig wachse.

Deshalb empfiehlt die 58. Generalversammlung gleich ihren Vorgängerinnen aufs wärmste die eifrige Beteiligung an den von der Kirche bestätigten Missionsvereinen, nämlich das Werk zur Verbreitung des Glaubens (Franz Xaverius- und Ludwigsmissionsverein), das Werk der heiligen Kindheit Jesu, die Missionsvereinigung der katholischen Frauen und Jungfrauen, die St. Peter-Claver-Sodalität, den Afrikaverein und die Unterstützung der um die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden so hochverdienten Orden und Missionsgenossenschaften durch Gebet und Almosen.

Als zeitgemäßes Mittel zur Belebung des Missionssinnes begrüßt sie die vermehrte Pflege der Missionswissenschaften und empfiehlt eine gesteigerte Propaganda durch Missionstage nach dem Vorbilde des im Februar d. J. in Fulda gefeierten Missionsfestes und durch die Tagespresse, die unter voller Anerkennung ihrer bisherigen bereitwilligen Mithilfe um noch stärkere Benutzung der „Missionskorrespondenz" oder häufigere Veröffentlichung eigener Missionsberichte gebeten wird.

Unser Missionshaus „St. Paul".

Am 15. Juni l. J., am hochheiligen Fronleichnamsfeste, erhielt „St. Paul" das Allerheiligste. Es ist für Ordensleute, die jahrelang in einem regulären Kloster gewohnt, ein eigentümliches Gefühl, wenn sie

sich plötzlich an einen Ort versetzt sehen, wo es weder eine Kirche noch einen Tabernakel gibt. So ging es uns in „St. Paul". Wohl hatten wir vom Anfange an ein kleines Zimmerchen zur Notkapelle eingerichtet, und lasen darin mit spezieller bischöflicher Erlaubnis die hl. Messe, allein den Tag über fehlte uns die Hauptsache: erfolge er nun durch die heilige Regel und die Ordenssatzungen, durch ein Glockenzeichen oder die Stimme eines Vorgesetzten, geht schließlich vom Tabernakel aus; denn man dient im Kloster weder dem toten Buchstaben, noch einer tönenden Schelle, auch nicht bloßem Menschenwort, sondern Gott, dem Allerhöchsten.



Der sinkende Petrus.

der liebe Heiland im Tabernakel. Nun ist aber in einer katholischen Ordensgemeinde der Herr im allerheiligsten Sakramente der Mittelpunkt des ganzen Hauses, die geistige Sonne, um die sich alles dreht, und die gemeinsame Segensquelle, von der alles Gute kommt. Christus ist der eigentliche Obere des Hauses, alle übrigen sind nur seine Stellvertreter, und jeder Befehl im Kloster,

Vier bis fünf Wochen waren in „St. Paul" auf diese Weise vergangen. In Roermond hatte man einen neuen Tabernakel bestellt, doch er kam nicht. Man wartete, wartete mit Geduld, bis das heilige Fronleichnamsfest nahte. Da hielten wir es einfach nicht länger aus. Wir machten uns daran, den vorhandenen Tabernakel, dem bloß die innere Ausstattung fehlte, ent-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sprechend herzurichten. Etwas weißer Stoff fand sich im Hause vor, die Josephsschwestern in Arcen lieferten uns das Material zu einem seidenen Vorhänglein, ein Lämpchen fürs ewige Licht kauften wir in Kevelaer, und somit war alles in Ordnung. Am Morgen des hl. Fronleichnamsfestes hielt P. Dominikus eine der hohen Feier entsprechende Predigt und setzte bei der hl. Messe das Allerheiligste ein. Wer beschreibt das Glück unserer kleinen Gemeinde! Der liebe Heiland wohnet fortan bei uns unter demselben Dach, er kennt jeden einzelnen aus uns mit all' seinen Anliegen und Wünschen; er betet für uns alle, opfert sich Tag und Nacht dem himmlischen Vater für uns auf, und segnet vom Tabernakel aus unser ganzes Tagwerk, all' unsere Arbeiten, Gebete und Opfer. — —

Wie geht es sonst in „St. Paul?" Gegenwärtig (15. Juli) stehen wir mitten in der Heuernte. Die Sache hat sich etwas verzögert, denn wir hatten lange rauhes, naßkaltes Wetter. Erst am 3. Juli hellte sich der Himmel auf, und seitdem reihte sich ein heißer, wolkenloser Sommertag an den andern. Da hieß es nun rasch zugreifen; alles, was Hände und Füße hatte, mußte hinaus auf die Wiesen, zur Heuernte! Das Gras ist schon überreif, dazu steht die Roggenernte vor der Türe.

Der Boden unseres Grundbesitzes läßt zu wünschen übrig. Es ist meist magerer Sandboden, dem man durch Stall- und Kunstdünger fleißig nachhelfen muß, wenn man eine halbwegs günstige Ernte erzielen will. Von den bekannten europäischen Getreidesorten wird hier und in der ganzen weiten Umgegend fast nur Roggen und Hafer gepflanzt, ausnahmsweise auch etwas Buchweizen. Dagegen sieht man auffallend viele Kartoffel- und Rübenfelder; auch Bohnen und Erbsen gedeihen gut und finden fleißigen Anbau. Weizen, Dinkel und Gerste dagegen scheinen so viel wie unbekannt zu sein; Mais, der in Natal so vorzüglich gedeiht, sah ich nur hier und da in kleinen Parzellen. Wie ich höre, wird er hier nicht reif, weshalb man ihn als Grünfutter verwendet.

Der Bau unseres Kirchleins schreitet langsam, doch stetig voran. Gegenwärtig sind die Wände bis zu voller Höhe aufgeführt, und nächste Woche soll der Dachstuhl aufgestellt werden. Auch im Inneren unseres Hauses wurde schon manche Veränderung vorgenommen. Der Dachraum wurde mit fünf hübschen Mansarden versehen und durch Verschalung mit großen Platten, die aus Gips und Kokosfasern hergestellt werden, zum Schlafsaal eingerichtet. Der Pferdestall bekam drei Fenster, einen neuen Bodenbelag, und harrt nur noch des inneren Anwurfes, um sofort als Speisesaal in Besitz genommen zu werden. Ein paar Wochen später wird es auch eine neue Küche geben nebst Magazin und Waschraum, kurz, das ehemalige Landhaus gewinnt immer mehr das Aussehen eines K l ö s t e r c h e n s und wird immer wohnlicher und heimischer. Doch werden wir die Maurer in diesem Jahre nicht mehr los werden; denn es sollen dem jetzigen Missionshause gegenüber auch noch Stallungen und sonstige Oekonomiegebäude aufgeführt werden, die alle zum unabweisbaren Bedürfnis geworden sind. Wir wissen allerdings nicht, wie wir die namhaften Kosten bestreiten sollen, allein, wir bauen auf die göttliche Vorsehung und die Opferwilligkeit unserer Freunde und Wohltäter, die uns bisher noch nie im Stiche gelassen haben.

Auch in unserer Kapelle sieht es noch recht ärmlich aus. Wir zwei Priester haben zusammen nur ein einziges schwarzes Meßgewand; und dieses ist einem Reisealtar entnommen und so kurz und klein, als hätte man es einem „Zachäus" angemessen. Auch die übrigen Paramente sind recht arm, violett und grün haben wir zurzeit noch gar nicht; schwarz muß zugleich als violett dienen; geht schon, man kehrt es einfach um, denn es ist mit violettem Stoffe ausgefüttert. Desgleichen wäre uns ein zweites Ciborium hochwillkommen; wir kommen jedesmal in Verlegenheit, wenn wir die Partikeln erneuern sollen.

Postulanten haben wir gegenwärtig zehn, mehrere andere haben sich schon angemeldet, und bis Mitte September hoffen wir 30 bis 40 derselben unterbringen zu können. Dem früheren Berufe nach sind die meisten Landwirte, einer ist Schreiner, einer Koch, einer Steinmetz, einer Gärtner, einer Apotheker und einer Gartentechniker. Alle sind gottlob gesund und wohl, fühlen sich bei uns glücklich und zufrieden, bringen mit Freuden alle die mannigfachen Opfer, welche das klösterliche Leben an sie stellt und danken Gott täglich aufs neue für die Gnade des Berufes.

Wer von unseren geehrten Lesern will sich ihnen anschließen? Wer spricht mit dem hl. Augustinus: „Können es diese und jene, warum nicht auch ich? . . . Jeder, der sich von Gott für diesen erhabenen Dienst, speziell in der Mariannhiller Mission berufen fühlt, verlange von der seiner Heimat am nächsten gelegenen Missions-Vertretung einen Prospekt, der ihm franko und gratis zugeschickt wird, oder wende sich direkt an den Superior des Missionshauses „St. Paul", Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland.

Jubiläumsfeier in Heiligblut.

Am 3. Juli l. J. feierten die Schwestern vom kostbaren Blut in ihrem neuen Mutterhause Heilig-Bloed bei Helmond in Holland das 25jährige Gründungsfest ihrer religiösen Genossenschaft. Der historische Gründungstag ist zwar der 8. September 1885, weil jedoch die ehrw. Mutter Generaloberin, Schwester Paula, gerade ihre Visitation in Afrika hielt, hatte man im vorigen Jahre in Heiligblut von einer speziellen Jubiläumsfeier abgesehen und sie auf das diesjährige Fest vom kostbaren Blute verlegt.

Die seltene Feier nahm einen überaus würdigen Verlauf. Als Ehrengäste waren erschienen Msgr. Alois Munsch, Apostolischer Vikar vom Kilimanjaro in Deutschostafrika, in dessen Vikariat eine bedeutende Anzahl dieser Missionsschwestern tätig ist, die Hochwürdigsten Trappistenäbte von Westmalle und St. Sixtus in Belgien, Provinzial P. Acker aus Knechtsteden, und außerdem noch etwa 10—12 andere Priester und Missionäre. Als Vertreter der Zivilbehörde traf der Bürgermeister von Arle-Rixtel in voller Amtstracht ein. P. Dominikus von Mariannhill hielt die Festpredigt, Msgr. Alois Munsch ein feierliches Pontifikalamt mit zahlreicher Assistenz; am Nachmittag war feierlicher Segen, und am Abend führten die Schwestern äußerst gelungene Festspiele auf. Wir können nicht umhin, dieselben kurz zu skizzieren:

An einen von weihevoller Stimmung getragenen Prolog reihte sich ein kleines Drama in fünf Akten. Duma, ein armes Negermädchen, gerät samt ihrer Mutter in die Sklaverei. Die Mutter stirbt, Duma aber wird von einem Missionär losgekauft, von katholischen Missionsschwestern im christlichen Glauben unter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

richtet und empfängt zuletzt die hl. Taufe. Das interessante Spiel fand außerordentlichen Beifall, und auch die Kostüme wurden ob ihrer Originalität viel bewundert. Es folgten verschiedene der Feier entsprechende Gesänge, u. a. auch ein kaffrisches Lied; den Schluß aber bildete eine äußerst gelungene Darstellung der sieben leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit in Bildern. St. Petrus waltete da gar strenge seines hohen Amtes als Himmelspförtner, kein Unberufener fand Einlaß durch die enge Pforte, die zum Leben führt. Da pochen plötzlich am Himmelstore auch Schwestern vom kostbaren Blut an. St. Petrus examiniert auf dem ganzen Gebiete der christlichen Moral gar scharf und genau, erklärt sich aber zuletzt jedesmal hochbefriedigt und öffnet das Himmelspförtlein mit den Worten: „Geh' ein in die Freuden deines Herrn!" Denn jede Missionsschwester hat ein schwarzes Kind als treffliche Fürbitterin bei sich.



Katechese im Freien.

Die eine hatte Hungrige gespeist und Durstige getränkt, die andere Nackte bekleidet, Fremde beherbergt und Kranke besucht usw., und auch in geistlichen Werken der Barmherzigkeit hatten sie sich erprobt. Zum Beweise dafür betete eines der Schwarzen das „Baba wetu" (Vater unser) in erbaulichster Weise vor. Kurz, das schöne Spiel macht dem Talente der Schwestern (sie hatten kaum ein paar Wochen Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten) alle Ehre und wird all' jenen, die das Glück hatten, ihm beizuwohnen, unvergeßlich bleiben auf immer.

Wir schließen mit dem Wunsche, den der Apostolische Vikar Alois Munsch in einer kurzen Ansprache an die Schwestern äußerte, und sagen: „Möge die Genossenschaft der Schwestern vom kostbaren Blut, die schon während ihrer ersten 25 Jahre, also gleichsam in ihrem Kindheitsalter, so außerordentlich viel Gutes getan im großen Werke der afrikanischen Mission, angefangen vom großen Kei-River im Süden, bis hinauf nach Monte-Cassino und Triashill in Rhodesia, und von der Insel Sansibar im Osten bis hinein zu den mit ewigem Schnee bedeckten Höhen des Kilimanjaro, ja, bis in die Urwälder des Kongostaates, mit Gottes Hilfe noch ungleich Größeres leisten, während der kommenden 25 Jahre. Das walte Gott!" P. Dominikus.

Ein Notruf aus Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M.-M.

„Semper Deo gratias; allzeit Gott sei Dank!" — Ich veröffentlichte zwar vor einiger Zeit einen ähnlichen Notruf im „Fränkischen Volksblatt"; derselbe war in erster Linie an meine Verwandten, Freunde und Bekannten in der lieben Heimat gerichtet, und blieb, Gott sei Dank, nicht unerhört, denn die Genannten steuerten mit aller Bereitwilligkeit zusammen und schickten uns — Gott lohne es ihnen tausendfach! — dies und das, womit sie nur immer glaubten, unserer armen Mission einen Dienst erweisen zu können; dennoch wende ich mich heute im „Vergißmeinnicht" an alle Leser unseres Blättchens und wiederhole da meinen Notruf. Die Bedürfnisse auf einer Neugründung, — denn zu dieser Klasse muß ich Triashill noch immer rechnen —, sind eben mannigfach und groß. Dazu stehe ich mit meinen Anliegen und Bitten keineswegs allein; viele meiner Genossen im hl. Missionswerk befinden sich in gleicher oder ähnlicher Not; auf der einen Station fehlt es an dem, auf der andern an jenem, und man gestatte mir daher, daß ich heute nicht nur für unser Triashill, sondern für die gesamte Mariannhiller Mission meine Bitten und Anliegen vorbringe.

Zunächst ein Wort über die hiesigen Verhältnisse: Ich bin jetzt bald 1½ Jahre in Triashill (Rhodesia) und arbeite da mit 3 Brüdern und 5 Schwestern in der Mission. Ein zweiter Priester befaßt sich speziell mit der Ausbildung schwarzer Lehrer und Katecheten. Das Land ist reich an Sand, Wasser und monumentalen Felsblöcken, aber sehr arm an gutem, ertragsfähigem Boden und verlangt die sorgfältigste Pflege, um seinen

Mann zu ernähren. Es wohnen gegen 1500 Schwarze auf unserem eigenen Grundbesitz. Ihre Begriffe in Bezug auf Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe sind zwar mangelhaft — werden die Mädchen doch schon als klein und selbst wenn noch gar nicht geboren an den Mann verkauft gegen die üblichen Ochsen, und wenn etwa 6 Jahre alt, zum Manne gebracht — dennoch ist die Bevölkerung arbeitsam und die Jugend, besonders die erwachsene mit 20 Jahren und darüber, äußerst lernbegierig und für religiöse Dinge empfänglich. So konnten wir jetzt auf Ostern über 60 taufen; beinahe 30 empfingen die erste hl. Kommunion, — die Taufregisternummer stieg seit einem Jahr von 46 auf 236. Es wächst aber auch die Arbeit riesig und tun Hilfskräfte bitter not. Bereits an 5 Plätzen außerhalb unserer Farm haben wir Schulen gebaut und vielen Zulauf, abgesehen von St. Barbara, der großen Nebenstation auf der Farm. Da Mariannhill zurzeit eine Reihe seiner Leute nach Holland in das neugegründete Missionskloster „St. Paul" abgeben muß, das in Zukunft der Jungbrunnen sein soll für den Nachwuchs unserer Mission hier in Afrika, haben wir für die nächsten Jahre — außer es käme ein ungewöhnlicher Zulauf — keine große Hoffnung, vom Mutterkloster viel unterstützt zu werden. Soll das Werk hier nicht stille stehen, oder den zahlreichen ringsumsitzenden anderen Religionsgenossenschaften zufallen, soll andererseits solide Arbeit hier geleistet werden und nicht bloß eine Anzahl Getaufter auf dem Papiere stehen, so müssen wir uns *schwarze Katecheten* zu Hilfe nehmen und ringsherum schicken, daß sie die nötige Vorarbeit für den Priester tun; bei dem Mangel an Priestern und sonstigem Missionspersonal hier ist das eine Notwendigkeit. Nun kosten diese Katecheten aber Geld, und meine Bitte besteht darin, in diesem Punkte mich zu unterstützen. Jeder Bursche hierzulande muß alljährlich 1 Pfund Sterling (20 *M*) als Kopfsteuer an die Regierung zahlen und zumeist noch ein weiteres an den Farminhaber (wir auf unserer Farm verlangen nichts von den Leuten); das macht für den Burschen also unter Umständen 2 Pfund Sterlinge = 40 *M* aus. Dazu kommen noch die Ausgaben für Kleider, einige Bücher und was sonst noch in einer bescheidenen christlichen Hütte notwendig ist. Es muß für so einen Katecheten doch monatlich mindestens 10 *M* Anfangsgehalt gerechnet werden. Die anderen Burschen gehen alle Jahre in die Städte und erarbeiten sich die ihnen notwendige Summe mit mehrmonatlichem Arbeiten. Wenn wir uns nun mit 2 Katecheten vorläufig begnügen, so wäre das monatlich 20 *M*, etwas darüber. Wer will nun als guter Freund im Namen Jesu und für seine Aermsten etwas mithelfen? Gewiß, es kann jemand an die Mariannhiller Mission einen *einmaligen* Betrag schicken, wir werden ihn mit Dank entgegennehmen, sei er auch noch so klein. Noch viel willkommener aber wäre uns folgender Weg: Eine Reihe guter Seelen — und ich weiß, unter unsern Lesern und Wohltätern gibt es noch viel Edelmut und Opfersinn — — stehen zusammen, um *allmonatlich* einen bestimmten Betrag zusammenzubringen. Denn es ist uns gar sehr darum zu tun, in jedem Monat die zwanzig Mark zu gewinnen, welche zur Bezahlung eines Katecheten notwendig sind. Sollte dabei ein kleiner Ueberschuß herauskommen, so hätten wir auch hiefür noch die beste Verwendung.

Daß eingeborene Katecheten eine wahre Notwendigkeit sind, kann ich aus meinen Erfahrungen während der letzten paar Wochen beweisen. Unsere Boarders oder Kostschüler, d. h. solche in unserer Missionsschule, die volle Verpflegung genießen, waren in Ferien gegangen, und ich dehnte daher meine Missionsausflüge etwas weiter als gewöhnlich aus. So kam ich einmal zu einem Kraale, wo ein Stockheide haust, nicht allzuweit von einer unserer Tagesschulen entfernt. Dieser Mann läßt seine Kinder um keinen Preis zur Schule und hat, obwohl schon ziemlich auf Jahren, seine zehn Weiber.

Als ich den Burschen jener Tagesschule sagte, ich wolle zu dem erwähnten Kraale gehen, machten sie verdutzte Gesichter, denn sie wußten, daß dort ein großer Priesterfeind wohne. Schließlich ging einer mit mir, tat aber so ängstlich, daß ich ihn beruhigen mußte. Es ging übrigens alles gut, fast hätte ich noch ein sterbendes Kind getauft. Der berüchtigte Häuptling war es beinahe zufrieden, aber die Mutter des Kindes weigerte sich hartnäckig. So mußte ich unverrichteter Dinge wieder abziehen. Mein Begleiter aber, statt mir zu helfen, machte mich nur fortwährend in großer Aengstlichkeit aufmerksam, daß die Leute die Taufe des Kindes nicht wollten, so daß ich zuletzt ihm geradezu Stillschweigen gebieten mußte, um allein mit den Eltern zu verhandeln. Wie sehr hätte mir ein tüchtiger Katechet nützen können!

Nach einigen Tagen sandte ich einen unserer Burschen, einen wackeren Christen, eben den Sohn jenes Stockheiden, er solle hingehen und heimlicher Weise das Kind im Sterben taufen. Er tat es. Doch die Mutter merkte es und schlug Lärm. Aber der tapfere Bursche vollendete schön sein hl. Geschäft. Zwar erschien nun auch der zornentbrannte Häuptling, schimpfte gewaltig und wollte auf seinen mutigen Sohn mit Schlägen los — doch es war zu spät, das Kind war schon getauft. Kurz darauf starb es.

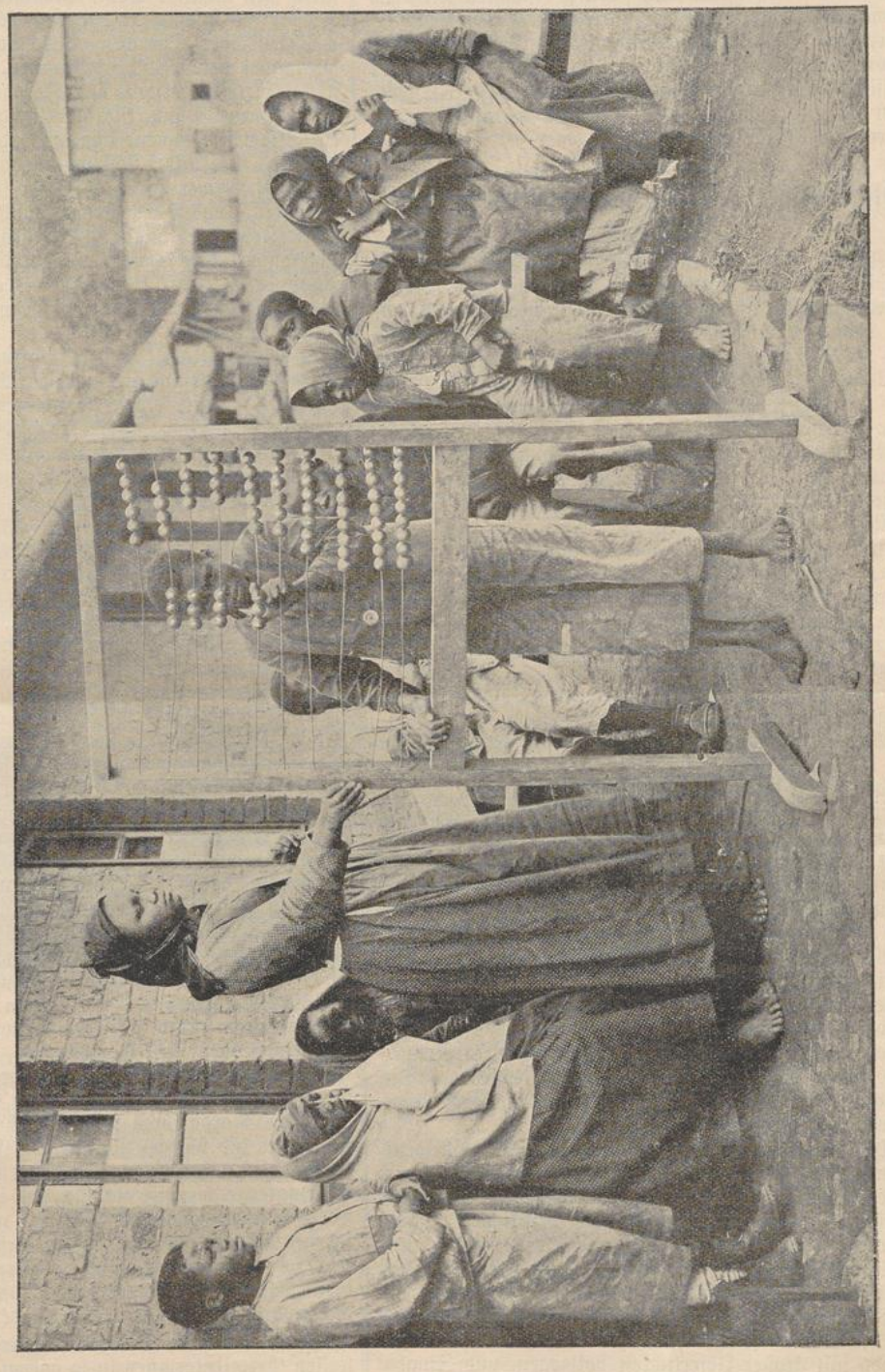
Wieder einen anderen Tag war ich weit weg gegangen zu einem uralten Weib, das schon lange getauft ist und nun krank darniederlag. Ich gab ihm die hl. Oelung; doch zuvor mußte ich es erst lange, so gut es möglich war, unterrichten; denn das Weib hatte auch nicht die notwendigsten Begriff vom christlichen Glauben. Aber das mußte alles sehr nach und nach geschehen, da die alte Frau immer wieder vor Mattigkeit einschlummerte. Wieder erkannte ich, wie notwendig ein guter Katechet wäre, der vor dem Priester hinauszöge und die verschiedenen in der Krankheit Getauften besuchte und etwas unterrichtete, bis der Priester käme, um die Sakramente zu spenden. Dabei würde nebenher viel auf den Geist der Heiden eingewirkt und langsam auf das Christentum vorbereitet; denn immer umgeben und beobachten Heiden den Priester oder den Katecheten und vernehmen dies und jenes Christliche und merken es sich. Eben bei dieser Gelegenheit führten mich die Leute zu einer anderen blinden Kranken, die ich dann auch taufte.

Ein andermal war ich mit einigen Burschen über Berg und Tal bis zu einer amerikanischen Schule gegangen. Ich hatte gehört, ein altes getauftes Weib sei von einer unserer Außenstationen dahin verzogen. Ich fand das Weib nicht vor, es war zum Felderhüten hinausgezogen und trieb die gefräßigen Affen zurück. Es ging schon auf Abend zu, ich marschierte heimwärts. So war ich mühsam gewandert von früh bis zum späten Abend, hatte aber meinen Zweck nicht erreicht. Hätte ich einen tüchtigen Katecheten, so würde ich ihn öfter ausschicken, mich anmelden lassen, bevor ich käme, daß ich nicht umsonst den weiten Weg zu machen hätte. Leicht wäre dann wohl auch die Frau zu bereden gewesen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an ihrem alten Platze in der Nähe unserer Außenstation zu verbleiben, wo man ihr viel leichter mit den stärkenden Gnadenmitteln hätte beikommen können.

Unsere Täuflinge haben wir nach allen Seiten, viele Stunden weit hinaus. Dabei sind die Wege sehr schwierig, führen über viele Felsen, an abschüssigen Schluchten vorbei, daß man oft mit dem Esel nicht voran kann, dann wieder über viele Flüsse, oft so angeschwollen, daß bei dem Mangel an Brücken der schwarze Begleiter einen ohne weiteres auf den Rücken nimmt und hinüberträgt. So sind die Missionspfade hier. Doch hat mich Gott bisher stets gesund erhalten und sind mir die Opfer nicht zu schwer. Aber beim besten Willen läßt sich nicht alles besorgen — darum helfen Sie uns mit einigen Kreuzern, daß wir Katecheten anstellen und hinausschicken können. Gewiß, am besten wäre es, wenn ein und der andere sich entschließen könnte, selber zu kommen und im großen Arbeitsfelde Gottes mitzutun, aber ohne die Kreuzer geht es doch auch nicht. Wir sind hier arm, haben all' unser Vieh, über 40 Stück, durch die Seuche verloren. Brüder und Schwestern hatten schwere Krankheiten durchzumachen. Als ich einmal zum sterbenskranken Bruder Flavian, wobei noch der andere Bruder untersucht wurde, sowie ein zweitesmal zu einer schwerkranken Schwester den Arzt rief, 30 englische Meilen entfernt, da lautete die Rechnung auf über 600 Mark, für zwei Besuche, wobei wir noch jedesmal den Wagen schicken zum Abholen. Unwillkürlich und mit verzweifeltem Herzen meinten wir, als wir solche Rechnungen sahen: „Das es doch besser das nächste Mal, wir sterben, als daß wir einen so teuren Doktor kommen lassen." Darum tröstet uns ein bischen, — wer schnell gibt, gibt doppelt! Wir beten hier jeden Tag, Schwarze und Weiße, früh und abend, für unsere Wohltäter!



Kaffrische Hilfslehrerin und die letztangekommenen Schulzöglinge an der Rechenmaschine.

Nachtrag. Bereits an 3 Plätzen lesen wir das

hl. Meßopfer hier, bald soll dies auch in unsern Außenstationen St. Paul, Anton, Bonifaz und im Herbst auch in St. Michael stattfinden. Wie gut könnten wir da ein und den andern, wenn auch schon gebrauchten Meßkelch verwenden, desgl. Meßbuch, Priesterkleidung, Leuchter, Kruzifixe. Dies und anderes wird dankbarst entgegengenommen für St. Triashill von der Mariannhiller Missionsvertretung in Würzburg, Reibeltsgasse 10, sowie jeder andern auf dem Titelbilde des Vergißmeinnicht angegebenen Geschäftsstelle.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Zingha brach mit einem glänzenden Gefolge auf und ließ sich auf dem ganzen Wege, also auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen, von ihren Leuten auf den Schultern tragen. Zu Loando, wo man schon um ihre Ankunft wußte, wurde sie unter dem Donner der Geschütze mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, in eine prachtvolle Wohnung geführt und samt ihrem Gefolge fürstlich bewirtet.

Bei der ersten offiziellen Vorstellung stand für den Statthalter ein vergoldeter mit Samt überzogener Sessel als Ehrensitz bereit, während man für sie, in Rücksicht auf die Sitten ihres Volkes, auf einen kostbaren Fußteppich zwei goldverbrämte Kissen gelegt hatte. Dies mißfiel ihr. Sie gab einer ihrer Begleiterinnen einen Wink, worauf diese sofort auf dem Teppich niederkniete, sich auf die Ellenbogen stützte und so der hohen Gebieterin den eigenen Rücken als Sitz darbot. Zingha ließ sich hierauf nicht ohne Anstand auf dem improvisierten Ehrensitze nieder und behielt ihn während der ganzen Unterredung bei.

Bei der Verhandlung selbst zeigte sie große Umsicht und Klugheit. Sie entschuldigte das Benehmen ihres Bruders, der durch falsche Ratgeber getäuscht worden sei, so fein und bat mit solcher Würde um Frieden, daß der versammelte Rat nicht umhin konnte, ihrem lebhaften Geist und der genauen Kenntnis der Verhältnisse hohe Anerkennung zu zollen und das von ihr vorgeschlagene Schutz- und Trutzbündnis zwischen den Portugiesen und dem Könige von Matamba anzunehmen.

Als der Statthalter nach der Vorstellung Zingha das Geleit gab, bemerkte er ihr, daß ihre Dienerin noch immer in derselben Stellung verharre. Zingha aber erwiderte stolz, daß dies keineswegs aus Vergeßlichkeit geschehe; es gezieme sich für eine Fürstin ihres Ranges nicht, sich desselben Sitzes zweimal zu bedienen. Die Sklavin möge also zurückbleiben, denn sie habe keine Verwendung mehr für sie.

Die vielen Ehrenbezeugungen schmeichelten übrigens ihrem stolzen Sinn; sie fand immer mehr Gefallen am ganzen Leben und Treiben der Portugiesen und äußerte schließlich sogar den Wunsch, die christliche Religion näher kennen zu lernen. Man gab ihr die besten und tüchtigsten Lehrer, welchen es auch gelang, sie von der Vortrefflichkeit des Christentums derart zu überzeugen, daß sie getauft zu werden verlangte. Die heilige Handlung wurde im Jahre 1622 in der Hauptkirche zu Loanda mit großer Feierlichkeit vollzogen, und Zingha erhielt dabei nach ihrer Patin, der Gemahlin des Statthalters, den Namen „Anna".

Golombandi, mit den durch die Gesandtschaft errungenen Erfolgen ungemein zufrieden, empfing seine mit reichen Geschenken zurückkehrende Schwester mit großen Ehrenbezeugungen. Er erklärte sich mit den Friedensbedingungen vollkommen einverstanden und erbat sich ebenfalls einen Lehrer, um sich im Christentum unterrichten zu lassen. Der Statthalter schickte ihm sogleich den Priester Dom. Dionysio de Faria, einen im Kloster zu Loanda erzogenen, sehr gebildeten Neger, welcher beider Sprachen vollkommen mächtig war, sowie einen hochstehenden Beamten, der für ihn Patenstelle vertreten sollte. Des Königs Benehmen war indessen nur List und tückische Verstellung; denn als der entscheidende Moment kam, erklärte er, seine Würde erlaube es ihm nicht, sich vor einem Menschen zu verdemütigen, welcher der Sohn einer seiner Sklavinnen sei, und schickte daher den Priester und Paten zurück. Aus Furcht jedoch, es stände ihm wegen der dem Statthalter zugefügten Beleidigung eine derbe Züchtigung bevor, sandte er im Jahre 1625 seine beiden Schwestern Cambi und Fungi nach Loanda, um sie im Christentum unterrichten und taufen zu lassen.

Inzwischen hatte er seine Rüstungen zu einem neuen Kriege beendigt und fiel nach der Rückkehr seiner beiden Schwestern mit einem mächtigen Heere ins portugiesische Gebiet ein; allein er wurde in drei Treffen geschlagen und zuletzt auf einer Insel des Coanza eingeschlossen, wo er an Gift starb, das ihm wahrscheinlich seine Schwester Zingha beibrachte, die noch immer auf Rache sann.

Anna Zingha, bis jetzt die bevorzugte Freundin der Portugiesen, eilte auf die Nachricht vom Tode ihres Bruders sogleich nach Cabazzo, der Hauptstadt von Matamba, ließ alle Großen, die etwa ihren Plänen im Wege stehen konnten, hinrichten und ergriff unter dem Vorwand, ihrem Neffen, dem unmündigen Sohne Golombandis, die Krone zu erhalten, die Zügel der Regierung. Um die Gunst ihrer Untertanen zu erwerben, schwor sie das Christentum, das bei ihnen nicht beliebt war, ab, opferte den Götzen und schlachtete, um sie zu versöhnen, Tausende von Menschen.

Ihr nächster Plan war, den Thronerben oder eigentlichen König in die Gewalt zu bekommen. Dieser jedoch hatte mit seinem Erzieher Giaga-Kasa, einem klugen Manne, die Flucht ergriffen. Lange waren alle ihre Bemühungen, den jungen Fürsten aus dem Wege zu räumen, vergebens, bis sich Giaga-Kasa durch ihr Versprechen, ihn zum Gemahle zu nehmen, betören ließ und mit dem Prinzen nach Cabazzo kam. Zingha veranstaltete ein großes Fest; allein mitten unter den Lustbarkeiten stürzte sie sich im Angesicht des jubelnden und tanzenden Volkes auf den armen unschuldigen Prinzen und erwürgte ihn mit ihren eigenen Händen. Seinem Erzieher aber gelang es zu entkommen. Zingha, mit dem Morde ihres Neffen noch nicht zufrieden, befahl, auch die übrigen Mitglieder ihrer Familie zu erdrosseln; nur ihre beiden Schwestern Cambi und Fungi verschonte sie, weil sie glaubte, von ihnen habe sie nichts zu befürchten. Dasselbe Schicksal traf auch viele angesehene Männer, von denen sie Gefahr witterte; dabei war sie von ihren zahlreichen Spionen so trefflich bedient, daß ihr jedes unliebsame Wort, daß der eine oder andere gelegentlich fallen ließ, wieder zugetragen wurde.

Diese unerhörte Grausamkeit erregte zuletzt den Unwillen ihrer Untertanen in so hohem Grade, daß Zingha glaubte, sie könne sich am besten dadurch schützen, daß sie eine Verbindung mit den grausamen Schaggaern einging. Sie rief also die an den Grenzen umherstreifenden Kriegsscharen derselben nach Matamba, verpflichtete sich zur Beobachtung all' der gräulichen Gesetze, welche einst Tenban-Dumba (Siehe August-Nummer l. J.) einge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führt hatte und wurde dann von ihnen als Königin anerkannt. Volle 28 Jahre hindurch fügte sie sich den abscheulichen Sitten dieser Menschenfresser, schlachtete unzählige Opfer und nährte mit deren Fleisch und Blut ihre rohen Krieger, die für sie eine Begeisterung hegten, die an Wahnsinn grenzte.

Die Feder sträubt sich, alle die Gräueltaten zu erzählen, welche dieses schreckliche Weib, das ihr Vorbild Tenban-Dumba noch zu übertreffen suchte, verübte. Wir müssen uns daher mit einigen Andeutungen begnügen. Sie hegte einen tödlichen Haß gegen alle neugebornen Knäblein. Da sie selbst keine Nachkommenschaft mehr zu erwarten hatte, nahm sie einen Knaben an Kindesstatt an, aber nur, um ihn zu erwürgen und in einem Mörser zu zerstoßen, um die berühmte Salbe Madshija-Samba daraus zu bereiten. Am Eingange ihrer Behausung waren wilde Tiere angekettet, welche aus dem Lager peitschen, eine Strafe, die er als große Milde und Nachsicht betrachten konnte. Denn es kam vor, daß die Unholdin solchen Schuldigen die Spitzen der Finger und Zehen abschneiden und dann mit Salz bestreuen ließ, und diese Tortur wurde Woche um Woche fortgesetzt, bis endlich die Aermsten ihren Schmerzen erlagen. Fortwährend spürte sie neugebornen Kindern noch, ging oft wie eine Tigerkatze im Lager umher, um sie zu erwürgen und das noch zuckende Herz zu verzehren.

Traf ihre teuflische Rache eine ganze Stadt oder Gegend, so wurden alle Wohnungen niedergebrannt, die Felder und Gärten verwüstet, die Bewohner niedergemetzelt und aufgezehrt und ihre Gebeine als ein Denkmal der verübten Rache in großen Haufen aufgeschichtet. Wurden in Friedenszeiten Männer, Weiber und Kinder hingeschlachtet, so ließ sie, um deren Geschrei zu über-



Missionsstation Monte-Cassino in Rhodesia.

ausschließlich mit Menschenfleisch gefüttert wurden. Um die Achtung ihrer Krieger nicht zu verlieren, veranstaltete sie von Zeit zu Zeit große Gelage, wozu wenigstens 60 Personen: Männer, Frauen und Kinder geschlachtet wurden. Bei solchen Anlässen trank sie, obschon sie später selbst gestand, es habe ihr immer davor geekelt, warmes Menschenblut in vollen Zügen und aß Menschenfleisch gleich dem gierigsten Schaggaer. Dabei weidete sie sich an den Schmerzen und dem Jammern der armen Schlachtopfer, denen man, ohne sie vorher zu töten, ein Glied nach dem andern ablöste.

Obschon persönlich allen Lastern ergeben, wollte sie nach außen doch keusch erscheinen. Drum wehe den Frauen, die sich in diesem Punkte einer Schwäche schuldig machten! Eine ihrer Kammerfrauen hatte sich mit einem Heerführer heimlich vermählt. Als Zingha das erfuhr, ließ sie sich das Paar vorführen und befahl dem Gatten, seiner Frau das Herz aus der Brust zu reißen und es vor ihren Augen zu verzehren. Als dies geschehen war, schnitt sie dem Manne die Ohren ab und ließ ihn tönen, die Trommeln rühren und andere lärmende Instrumente spielen. Sollte der Platz gereinigt werden, so befahl sie ihren Dienern, das Blut wie Hunde aufzulecken. Doch genug dieser Greueltaten, welche sie, wie gesagt, volle 28 Jahre hindurch ausübte.

Gestützt auf die Furcht, welche diese unerhörte Grausamkeit allenthalben einflößte, und übermütig geworden durch das Glück, das sie auf allen Feldzügen gegen die benachbarten Völker begleitete, erklärte sie den Portugiesen den Krieg und schloß mit den Holländern, welche im Jahre 1641 Loanda überfallen hatten, ein Bündnis. Diese aber ließen die schwarze Fürstin in der entscheidenden Stunde im Stiche. Zingha kam infolgedessen bald so ins Gedränge, daß sie sich mit ihren schwarzen Horden eiligst zurückziehen mußte.

Einige Vorteile, die sie an schlecht bewachten Grenzpunkten über die Portugiesen errang, weckten ihre Hoffnung auf Sieg neuerdings. Sie sammelte ein großes Heer, glaubte jedoch vor dem gemeinsamen Aufbruch das Orakel befragen zu müssen. Die Neger bedienen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich hiezu in ihren Kriegen mit den Europäern gewöhnlicher zweier Hähne, eines schwarzen und eines weißen, die sie miteinander kämpfen lassen. Die Hähne, welche Zingha einander gegenüberstellte, taten Wunder der Tapferkeit; am dritten Tag aber siegte der schwarze über den weißen und tötete ihn. Voll Jubel über diese günstige Entscheidung rückte sie sogleich vor die Festung Massingano, worin sich ihre Schwester Fungi befand, mit der sie ein geheimes Einverständnis unterhielt. Ihr Heer wurde jedoch gänzlich geschlagen und zerstreut. Ihre Schwester Fungi, deren Verrat man entdeckt hatte, ließ der portugiesische Befehlshaber erwürgen und den Leichnam in den Fluß werfen.

Als zu diesem Unglück noch die Nachricht von der Besiegung der Holländer eintraf, welche im Jahre 1648 wieder aus Loanda vertrieben wurden, kam die Königin allmählich zur Einsicht und zog andere Saiten auf. Vor allem untersagte sie ihren erstaunten Kriegern die Verfolgung der Christen und insbesondere der Missionäre. Als bald darauf, wie oben erwähnt (Siehe Augustheft l. J.), die beiden Patres Bonaventura de Carriglia und Francisco de Veas in ihre Hände fielen, behandelte sie dieselben ehrenvoll und schenkte ihnen die Freiheit.

Aus Furcht vor den Schaggaern, in deren Hände sie sich begeben hatte, schwankte sie jedoch noch längere Zeit, bis sie, der Zustimmung eines großen Teiles gewiß, den entscheidenden Schritt tat und offen erklärte, sie wolle wieder zum Christentum zurückkehren. Zunächst schickte sie an den portugiesischen Statthalter einen Gesandten, ließ Frieden schließen und bat um christliche Lehrer. Wohl zögerte anfangs der Präfekt der katholischen Mission, ihrem Wunsche zu willfahren, denn man kannte die List und Verschlagenheit dieser berüchtigten Frau, allein auf der andern Seite gebot ihm die Pflicht, keine Gelegenheit zur Ausbreitung des Glaubens zu versäumen. So ließ er also im Jahre 1656 den Priester Antonio von Gaeta, welcher der Königin schon aus früherer Zeit bekannt war, nebst einigen Gefährten nach Matamba abgehen.

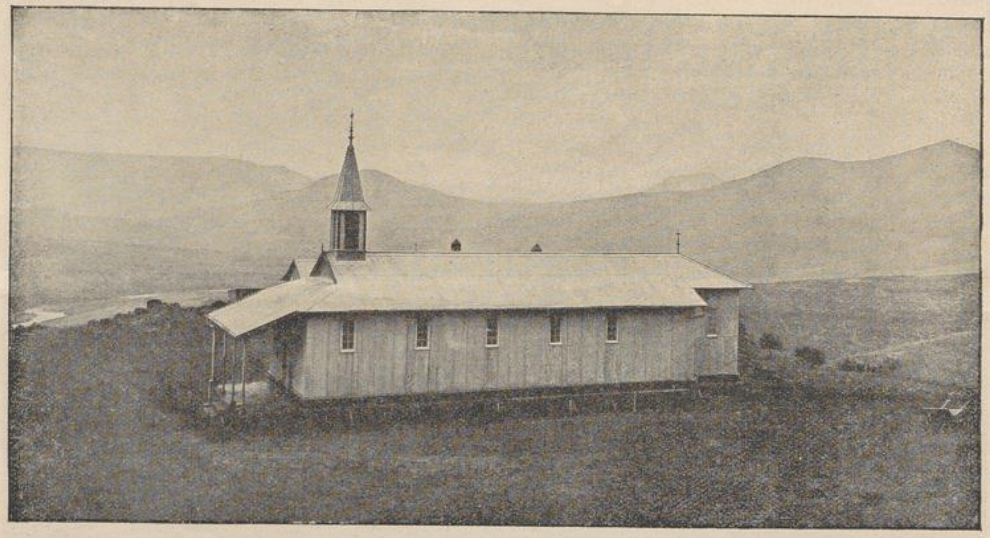
(Fortsetzung folgt)

Unsere Missionskapelle in Citeaux

Von Schw. Amata Wörmer, C. P. S.

Freudig schlugen die Herzen all' unserer Schulkinder, als es Samstag, den 28. Mai 1911, hieß, morgen wird die heilige Messe in der ehemaligen Schule und Missionskapelle gelesen. Zuvor mußte allerdings noch manches geordnet und hergerichtet werden, denn die betreffende Kapelle war im Laufe der Zeit ziemlich in Verfall gekommen. Unser Hochw. P. Missionär (P. Beda) machte sich mit einer Anzahl Schulkinder selbst an die Arbeit. Alles ging gut; nur das Wetter schien uns einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen, denn im Laufe des Nachmittags ging ein Hagelwetter nieder. Sonntag früh dagegen war der Himmel wieder klar, und war die Luft auch etwas frisch und kühl, so man konnte doch den geplanten Gottesdienst in der von der eigentlichen Missionsstation eine kleine Stunde entfernten Kapelle halten.

Zwei Schwestern machten sich mit ein paar Kindern



Missionskapelle in Citeaux.

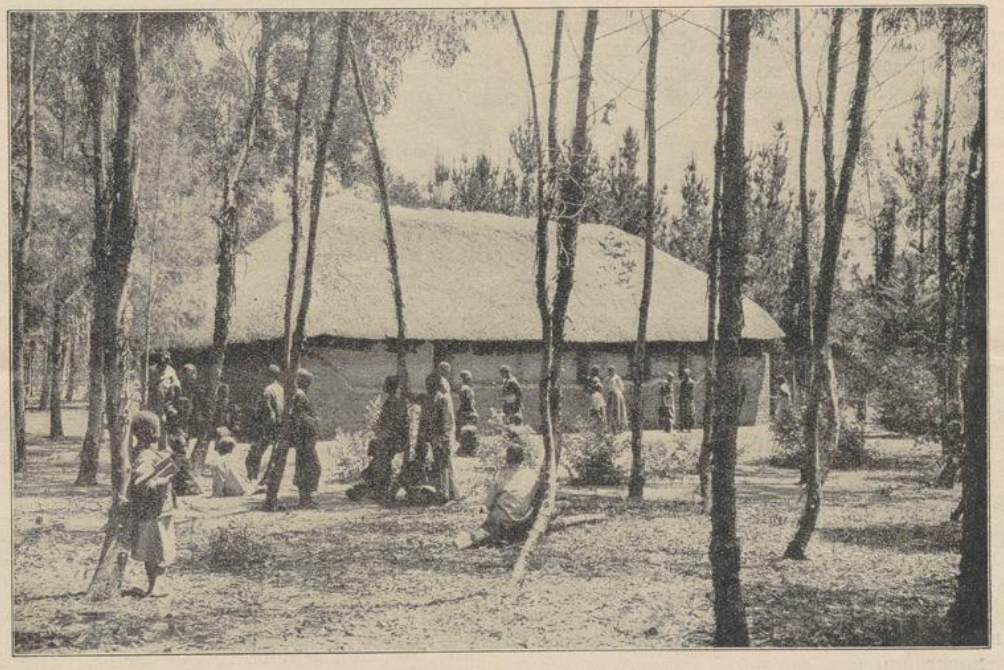
in aller Frühe auf den Weg, um den Altar geziemend herzurichten. Gegen ½9 Uhr brach auch der Hochw. P. Missionär auf, dem sich unsere kleine Brüder- und Schwesterngemeinde, sowie all' unsere Schulkinder, Marienhausmädchen usw. anschlossen. An Ort und Stelle hatte sich schon eine ziemliche Anzahl schwarzer Christen, Heiden und Katechumenen zum sonntäglichen Gottesdienste versammelt. Es sah alles so schön und festlich aus; nur die Kapelle selbst erinnerte mich lebhaft an den Stall von Bethlehem. Der Bau wurde vor etwa 10 Jahren aus Rasen aufgeführt und mit Stroh gedeckt, hat aber inzwischen durch Wind und Regen sehr gelitten. Stellenweise schaute der blaue Himmel durch die Dachluken herein, in der Sakristei wuchs Gras, und die einzige Ausstattung derselben bildete eine alte Kiste; sie diente uns heute zum Auslegen der Paramente. Der Altar ist ein alter Tisch, der früher der jeweiligen Lehrerin mancherlei Dienste leisten mußte. Als Antipendium diente ein buntgemusterter türkischer Schal, ein ehemaliges Petroleumkistchen vertrat die Stelle des Tabernakels, doch etwas weißer Kaliko an der Wand, ein paar Kerzen und Blumensträußchen gaben dem Ganzen immerhin einen gewissen kirchlichen Anstrich, und die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zahlreich herbeigeeilten Schwarzen fanden Altar und Kirche sogar muhle kakulu, sehr schön.

Nach der heiligen Messe war Predigt. P. Missionär forderte dabei die Anwesenden auf, nach Kräften zur Ausbesserung der schadhaften Kapelle beizutragen, denn er gedenke hier noch öfters den sonntäglichen Gottesdienst zu halten. Die Schwarzen erklärten sich mit Freuden dazu bereit; allein bezüglich der inneren Ausschmückung müssen wir uns doch an die Opferwilligkeit unserer geehrten Leser und Wohltäter wenden. Wir sind sehr arm an würdigen Paramenten, und auch ein etwas größeres Glöcklein, ungefähr zwei bis drei Zentner schwer, wäre uns eine hochwillkommene Gabe, um die weit auseinander wohnenden Christen und Katechumenen zum Gottesdienste rufen zu können. Sollte sich unter den Gaben auch eine kleine Christbescherung für unsere armen Schulkinder finden, so wäre unsere Freude und unser Dank übervoll. Für jede, auch die geringste Gabe, sagen wir zum voraus ein herzliches „Vergelts Gott!"

Die Missionsstation Citeaux wurde schon vor etwa 15 Jahren gegründet. Leider war es uns wegen Mangel an geeignetem Missionspersonal nicht immer möglich, sie entsprechend zu besetzen. Wiederholt mußten die Missionäre der Nachbarstationen Reichenau und Clairvaux Aushilfe leisten. Jetzt aber hat sie wieder einen erfahrenen, seeleneifrigen Missionär, dessen sehnlicher Wunsch es ist, Citeaux zu einer schönen, blühenden Missionsstation umzugestalten. Gebe Gott, daß ihm auch die nötigen Mittel hiefür zu Gebote stehen!



Kapelle und Schule in Dumisa bei Lourdes.

Volksmission in Czenstochau.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Heute, da ich diese Zeilen schreibe, ist der 26. März. Ostern ist also noch drei Wochen entfernt, und dennoch leuchtet in den Herzen unserer schwarzen Neubekehrten helle Osterfreude, denn sie haben sich alle rein gewaschen im Blute des Lammes während der soeben abgeschlossenen Volksmission, und alle sind voll guter Vorsätze und frommer Empfindungen. Der blaue Himmel blickt so freundlich hernieder auf die freudig erregte Menge, die soeben unsere Missionskirche verläßt, und die Gruppen, die sich nun auf dem großen freien Platze bilden, wagen nur leise, im bloßen Flüstertone miteinander zu verkehren, „denn ihr Herz, der Gefühle voll, weiß kaum, was es sagen und denken soll."

Dienstag abends, den 21. März, hatte die hl. Volksmission dahier ihren Anfang genommen, und seit dieser Zeit herrschte auf der ganzen Station bei groß und klein das erbaulichste Stillschweigen. Die Marienhausmädchen verständigten sich vielfach mit bloßen Zeichen, sowie sie es an den Schwestern zur Zeit ihrer hl. Exerzitien bemerkt hatten, und von den kleineren Schulmädchen, selbst den sechs- bis achtjährigen, hörte man wenigstens kein lautes Wort; das Notwendige sagten sie einander mit leisem Flüstern. Aehnlich still und eingezogen ging es in unserem „Nazareth", in dem von Schw. Roswitha geleiteten Frauen-Asyle zu, desgleichen im Krankenzimmer, wo für diese Tage, um der Kirche näher zu sein, auch einige alte Frauen ein Unterkommen gefunden hatten. Schwester Rosa, unser allverehrte Oberin, konnte sich im stillen eines Lächelns kaum erwehren, als sie sah, wie ein altes Großmütterchen sich abquälte, mit bloßen Zeichen und Gebärden ihre beiden Enkelkinder, zwei muntere, wilde Jungen von 4 bis 5 Jahren, die lärmend und jauchzend von einem Zimmer ins andere stürmten, zur Ruhe zu bringen.

Die Gottesdienstordnung während dieser Tage war folgende: Morgens um 8 Uhr war die erste heilige Messe für die Schwarzen; ihr wohnten jedesmal gegen 700 Getaufte bei, dazu kamen noch viele Katechumenen, welche sich ebenfalls zu den Predigten und religiösen Vorträgen herbeidrängten. Nach der heiligen Messe war sakramen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

taler Segen. Nach einer halbstündigen Pause folgte der erste Vortrag. Gegen 10½ Uhr war Schluß, dann konnte das Volk nach Hause gehen, um schnell Mittag zu machen. Bei der weiten Entfernung, die viele zur Kirche haben, war die Zeit nur kurz; denn um 1 Uhr mußten sie schon wieder da sein, um den Standespredigten beizuwohnen, die der Reihe nach für die Eheleute, die Jünglinge und Jungfrauen und zuletzt auch für die Schulkinder abgehalten wurden. Nach einer kurzen Pause begann gegen ¼4 Uhr nachmittags der dritte Vortrag, an welchen sich die Kreuzwegandacht anschloß. Um 5 Uhr abends kehrte das Volk nebst den Kindern unserer Dorfschule wieder heim.

Je tiefer unser gutes schwarzes Volk in den Geist der heiligen Mission eindrang, desto ernster und gesammelter wurde es. Nach jedem Vortrag kam es in weihevoller Stimmung aus dem Gotteshause, und man sah es den Kindern, wie den Erwachsenen an, daß sie es mit ihrer Aufgabe ernst nahmen.

Weil unter unseren Neubekehrten, zumal draußen im nahen Christendorfe, viele jungen Ehepaare sind, so brachten die Mütter ihre Kleinen, von den Säuglingen angefangen bis zu den sechs- und siebenjährigen, zu uns in den Kindergarten. Da hatten nun wir beide, Schwester Ludovika und ich, den ganzen Tag, von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends vollauf zu tun, um diese 70 bis 80 kleine Kobolde zu versorgen und in Ordnung zu halten. Von einem Stillschweigen war da wenig zu merken, im Gegenteil, da war ein Jauchzen und Springen, ein Lachen und Singen, ein Weinen und Schreien, kurz ein Konzert in allen Tonarten. Am meisten machten uns natürlich die ganz Kleinen zu schaffen; einzelne Schreihälschen wollten sich gar nicht beruhigen lassen und gaben sich erst zufrieden, als abends die Mütter wieder kamen. Letztere waren für den ihren Kindern erwiesenen Liebesdienst äußerst dankbar; denn mit den Kleinen auf dem Rücken hätten sie sich kaum in die dicht vollgedrängte Kirche wagen dürfen und hätten so die schönen Vorträge versäumen müssen. So aber eilte alles der Kirche zu. Das große Christendorf und die ganze weite Umgebung schien wie ausgestorben, nur Hunde und Katzen waren daheim geblieben, und es wunderte mich sehr, als einzelne treue Hündchen, die ihre Herrn suchten, zu uns in den Kindergarten kamen und da unter freundlichem Wedeln an deren Kindern emporhüpften.

Als wir abends 6 Uhr mit dem Bewußtsein, ein gutes Stück Arbeit getan zu haben, zur Missionsstation zurückkehrten, begegnete uns ein altes Mütterchen, das bedeutungsvoll auf seine angeschwollenen Kniee wies. Ich wollte es trösten und sagte daher: „Nur Geduld, Mütterchen! Es dauert nur ein paar Tage und dann ist alles vorbei!" — Sie aber flüsterte mir ins Ohr: „Schwester, ich klage nicht. Ich bin zwar schon alt, allein ich werde dennoch zur Kirche gehen, und wenn die Füße mich nicht mehr tragen, dann will ich zur Kirche kriechen. Alles will ich hören und tun, was die guten Missionäre sagen, und sollte es mich das Leben kosten!" — Eine andere hochbetagte Greisin, Viktoria mit Namen, sagte mir nach den Exerzitien: „Schwester, nun möchte ich gerne sterben, damit ich in keine Sünde mehr falle. Für euch aber, die ihr uns so viel Gutes tut, will ich täglich einen Rosenkranz beten. Ich kann in meinen alten Tagen nichts mehr tun, als beten und beten. Das bin ich aber euch Weißen schuldig, denn ihr habt uns das Heil gebracht. Safa inhlanhla, safa inhlanhla, wir sterben vor Glück, wir sterben vor Glück!"

Am Freitag abend nach dem letzten Vortrag begannen die Beichten. Sechs Priester hatten 1½ Tage hindurch vollauf zu tun, um dem allgemeinen Andrang gerecht zu werden. Sonntag früh war um ½8 Uhr der letzte Vortrag, dann die feierliche Erneuerung der Taufgelübde. Es war außerordentlich rührend, wie das Volk so fest und innig dem Priester die einzelnen Worte nachsprach. Daran reihte sich nach einer kleinen Pause die heilige Messe mit Generalkommunion. In langer, langer Reihe, wohl über 500 an der Zahl, nahten die Schwarzen dem Tische des Herrn. Inzwischen wurden von unsern Kindern verschiedene religiöse Lieder gesungen, und zum Schlusse nochmals der sakramentale Segen erteilt.

Nur eines war zu bedauern, daß nämlich unsere Kirche die große Zahl der Gläubigen, — außerdem waren noch bei 200 Heiden und Katechumenen zugegen, — bei weitem nicht zu fassen vermochte. Kaum die Kommunikanten fanden darin Platz, alle übrigen, selbst unsere Brüder und Schwestern, mußten im Freien dem Gottesdienst beiwohnen. Wohl wird an der neuen großen Kirche fleißig gebaut, allein bei der geringen Zahl unserer Brüder werden wir uns wohl noch lange gedulden müssen, bis sie fix und fertig ist.

Während in der Kirche der Schlußgottesdienst stattfand, war im nahen Wäldchen ganz Jung-Czenstochau vom Säugling bis zum gelehrten ABC-Schützen versammelt. Vier Missionsschwestern waren mit deren Aufsicht betraut; doch sie hatten ebenfalls ihre liebe Not, all die kleinen Schreihälse zufrieden zu stellen. Am leichtesten tat sich noch Schwester Ludovika und Schwester Koletta, weil die Kinder sie am besten kannten. Zuletzt gesellte sich ihnen auch Schwester Rosa, unsere liebe Oberin, zu und brachte einige Reste aus der Küche, namentlich Schwarzbrot. Da trat allgemeine Stille ein. Schon das Körbchen erregte die Aufmerksamkeit aller. Was wird es wohl enthalten? Brot, Brot! Und jedes von ihnen sollte davon ein kleines Stückchen bekommen! War das ein Jubel, ein seltenes, unerhörtes Glück! Ja, unser schwarzes Volk ist arm, und an einem Stücklein Schwarzbrot erfreuen sie sich mehr, als manches verwöhnte europäische Kind an den feinsten Zuckersachen.

Endlich war auch in der Missionskirche der Gottesdienst vorüber, und damit hatte die schöne Volksmission ihren Abschluß gefunden. Das Volk verteilte sich nach allen Himmelsrichtungen, war aber noch ganz stille und in sich gesammelt, denn zuviel waren der Eindrücke, die sie während dieser Gnadenzeit gewonnen hatten. Desgleichen herrschte unter unsern K i n d e r n noch geraume Zeit eine ernste, weihevolle Stille. Ihre zarten Herzen waren übervoll vom Tau der göttlichen Gnade, sie schienen den Kontakt mit der Welt verloren zu haben, und namentlich unsere Marienhausmädchen zog es immer wieder zur Kirche hin. Sie fühlten sich alle überglücklich, und manches von ihnen flüsterte mir im Vorübergehen zu: „O Schwester, was ist es doch Schönes um unsern heiligen katholischen Glauben! Ich fühle mich so frei von Sünden und geistig so erneut, als wäre ich eben getauft, oder als sei zum zweitenmale der Tag meiner ersten heiligen Kommunion gekommen!"

Wir selber teilten aufrichtig das Glück unserer schwarzen Kinder. Wir fühlten aufs neue die Schönheit unseres heiligen Berufes. Fordert das Missionsleben auch viele Arbeiten und Opfer, so ist es doch anderseits überreich an Segen und Gnade. Vor 22 Jahren war hier in Czenstochau der katholische Glaube noch soviel wie unbekannt, und nun diese so überaus schöne und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gnadenreiche Volksmission! Uebrigens kommt ein großer Teil der mit Gottes Gnade errungenen Erfolge unsern edlen Wohltätern zu, denn sie gaben uns durch ihre frommen Spenden die Mittel an die Hand, erfolgreich im fernen Afrika zu wirken. Gott vergelte ihnen ihre Opferwilligkeit und Liebe, erhalte aber auch fernerhin ihren Eifer für das große Werk der afrikanischen Mission!

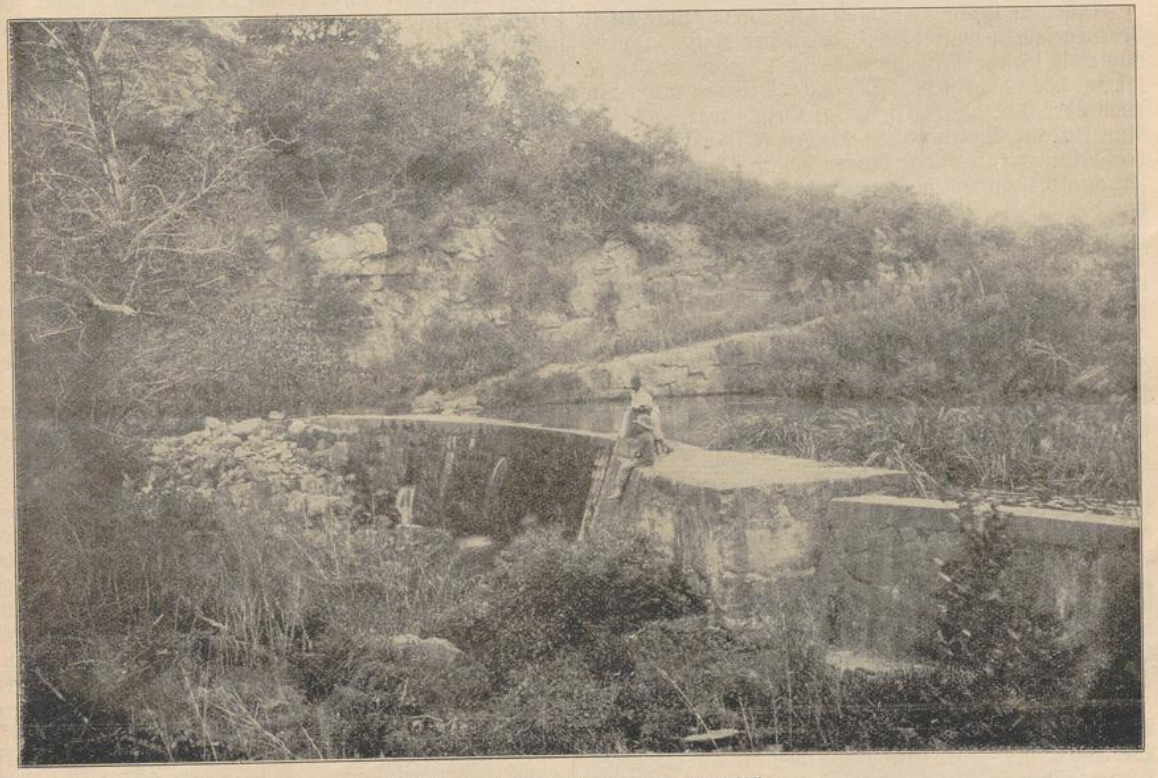
Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 1. April 1910. — Jüngst kam ein Kaffernweib hieher und bat um eine Medizin für einen Mann. Derselbe war, als er ausging, um nach seinem Vieh zu sehen, sehr schlimm auf einen großen, scharfkantigen Stein gefallen und hatte sich außer einer Verletzung an der Stirne eine lange, offene Wunde am Schienbein zugezogen. Ich gab zunächst der Frau zwei Heftpflaster mit, die sie dem Manne übergeben sollte; am nächsten Tage aber ließ es mir innerlich keine Ruhe, und so machte ich mich auf, persönlich die Sache in Augenschein zu nehmen.

Ich ging zu Fuß, weil ich glaubte, es handle sich nur um eine verhältnismäßig kurze Strecke. Zuerst ging es auf rauhem Fußpfad, der über und über mit kleinen und großen Felsblöcken besät war, steil bergauf, dann folgte eine mit dichtem Gras bestandene Hochebene, wo ich oft Gefahr lief, den wenig betretenen Fußweg zu verlieren, dann kamen etliche Pfützen und Moräste, denn es hatte in der letzten Zeit oft und stark geregnet, auch mehrere Bäche, über welche weder Steg noch Weg führte . . . Schließlich kam ich doch über alle diese Hindernisse glücklich hinweg.

Nicht selten begegnet man auf solchen Fußtouren giftigen Schlangen. Ich habe mich schon oft gewundert, daß unter den Kaffern, welche doch alle diese Wege mit bloßen Füßen machen — das Tragen von Schuhen ist bei ihnen eine große Seltenheit — nicht viel mehr Schlangenbisse vorkommen, als dies tatsächlich der Fall ist. Sie haben allerdings sehr scharfe Augen, und Männer und Knaben sind meistens mit ein paar Stöcken bewaffnet. Auch vermeiden sie es, im Gegensatz zum weißen Wanderer, sich auf einen Steinblock zu setzen, um da auszuruhen, denn sie wissen, daß nicht selten unter einem solchen Steine eine in einen Knäuel zusammengerollte Schlange liegt.



Steindamm bei der Mühle in Mariannhill.

Nach einer strammen Tour von mehr als zwei Stunden war ich endlich glücklich am Ziel. Ich fand einen alten, in einen rauhen Sack eingehüllten Mann, der mir mühsam entgegen gehumpelt kam, und in dem ich sofort einen unserer ältesten Katechumenen erkannte. Der gute Mann besuchte schon seit Jahr und Tag den christlichen Unterricht auf unserer Missionsstation, hatte aber leider eine so schwache Auffassungskraft und ein so schlechtes Gedächtnis, daß er nichts mehr in seinen alten Kopf hineinbringen konnte. Nicht einmal das Vater unser vermochte er auswendig zu lernen, und deshalb wurde seine Taufe immer wieder verschoben. Wenn er hieher kam, bestand seine ganze Kleidung in einem langen Rock, den er mit einem Ledergürtel festgeschnürt hatte; als Kopfbedeckung trug er einen alten Filzhut, den ich ihm vor Jahren einmal als Präsent verehrte. Die übrigen Insassen der Hütte sind mit Ausnahme eines

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kindes protestantisch; er aber zieht es vor, den weiten Weg zur katholischen Missionsstation zu machen, obschon er vom Unterrichte nur wenig versteht. Nun, der Herr wird wohl den guten Willen fürs Werk annehmen. — Seine Wunde schaute zwar gegenwärtig ziemlich schlimm her, allein ich zweifle nicht, daß die Heilung einen schnellen Verlauf nehmen wird; denn diese Leute haben gesundes Blut und können Erstaunliches ertragen.

Im selben Kraal lag außerhalb der Hütte in der Nähe der Isibaya (des Ochsenstalles) ein Bruder dieses unseres Katechumenen. Auch er ist schon ein bejahrter Mann, von Geburt auf lahm — beide Füße sind wie ausgedorrt — und muß sich mühsam auf beiden Händen fortbewegen. Man sollte glauben, so ein armer Mensch wäre leicht für den wahren Glauben zu gewinnen; doch nein, er will vom Christentum nichts wissen. —

Auch eine uralte Großmutter, die man seinerzeit in Lebensgefahr getauft hatte, war in der Nähe. Ich benützte die Gelegenheit, um nach ihr zu sehen und zu erfahren, wie es ihr gehe. Das gute Weibchen muß wohl schon über 90 Jahre alt sein, ihr Gesicht war voll tiefer Runzeln, die Backenknochen standen weit vor, und von den beiden tiefliegenden Augen zogen sich zwei scharfe Furchen bis zu den Mundwinkeln herunter. Sie hatte, wie das bei Kaffernweibern üblich ist, ein zierlich gearbeitetes Löffelchen in der Hand, mit dem sie sich die Tränen aus den Augen wischte. Dieses Löffelchen vertritt bei den alten Kaffern die Stelle des Taschentuches; sie tragen es als Schmuckgegenstand in ihrem dichten, wolligen Kopfhaar, und die damit aufgefangenen Tränen pflegen sie wie in geheimem Unwillen hinter sich über die Schulter zu werfen. Es ist, als wollten sie sagen, sie möchten von den Tränen und der leidigen Ursache, welche ihnen dieselben ausgepreßt, nichts mehr wissen.

Die alte Großmutter hatte eine Tochter, die auch schon ziemlich auf Jahren war, und die sechs Kinder ihr eigen nannte. Die Frau hatte ihre liebe Not, der hochbetagten Mutter immer und immer wieder die Hauptpunkte des christlichen Unterrichtes vorzusagen; denn sie war sehr schwerhörig und konnte fast nichts mehr behalten. Diesem Uebelstand begegnet man bei den alten Leuten oft; man muß sich da einfach mit dem guten Willen begnügen.

Vor der Hütte sah ich noch einen Mann sitzen. Wollte er etwas vom Christentum wissen? — Nein. — Weshalb nicht? — Er hatte noch ein zweites Weib, deren Hütte drüben in Natal, jenseits des Umzimkulu steht. Solche Leute sind in der Regel für die katholische Lehre ganz und gar unempfindlich, höchstens daß sie im Alter, oder wenn der Tod bei ihnen anklopft, mürbe werden. So hat eben der Missionär mit allerlei Hindernissen zu kämpfen, und man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, man dürfe dem Schwarzen nur das Evangelium predigen und er nehme dann mit gläubigem Herzen die Wahrheit an. Auch hier heißt es: das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die sich Gewalt antun, reißen es an sich.

Christlicher Opfersinn der Kaffern. Unser Hochwürdigster Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle, O. M. J., hatte in seinem diesjährigen Fastenbriefe die Gläubigen aufgefordert, für den Unterhalt der Kirchen und Schulen gelegentlich nach Maßgabe ihrer Kräfte ein kleines Opfer zu bringen. Viel kann man natürlich von den Schwarzen nicht verlangen; die meisten von ihnen sind arm, und außerdem haben sie verschiedene Abgaben teils an den Staat, teils an den Farmer, auf dessen Grund und Boden ihre Hütten stehen, zu bezahlen. Frauen und Mädchen — und sie bilden durchgehends die Mehrzahl der Kirchenbesucher — haben vollends fast gar nichts, über das sie frei verfügen könnten.

Trotzdem opferten die guten Leutchen heute, am 2. Sonntag nach Ostern, zusammen 10 Mark. Manche brachten statt Geld Feldfrüchte, z. B. Kürbisse; eine arme Frau opferte ein Huhn. Das war für sie, die keinen Pfennig Geld hatte, ein großes Opfer. Gewöhnlich bilden ein paar Hühner das ganze Eigentum eines Kaffernweibchens. Ist sie in Not, so nimmt sie ein Huhn, geht damit zum nächsten Store oder Kaufladen und tauscht dafür allerlei kleine Bedürfnisse, wie Mehl, Salz, Petroleum, Zündhölzchen usw. ein. Daß sie nun aber heute ihr Huhn zur Kirche brachte, obschon sie wußte, daß sie keine Gegengabe dafür zu hoffen habe, ist schon ein Zeichen, daß der christliche Glaube in ihrem Herzen Wurzel geschlagen.

Der Himmel sah das Opfer dieser schwarzen Neuchristen und wird es ihnen sicherlich für Zeit und Ewigkeit reichlich vergelten.

Loteni — St. Anna.

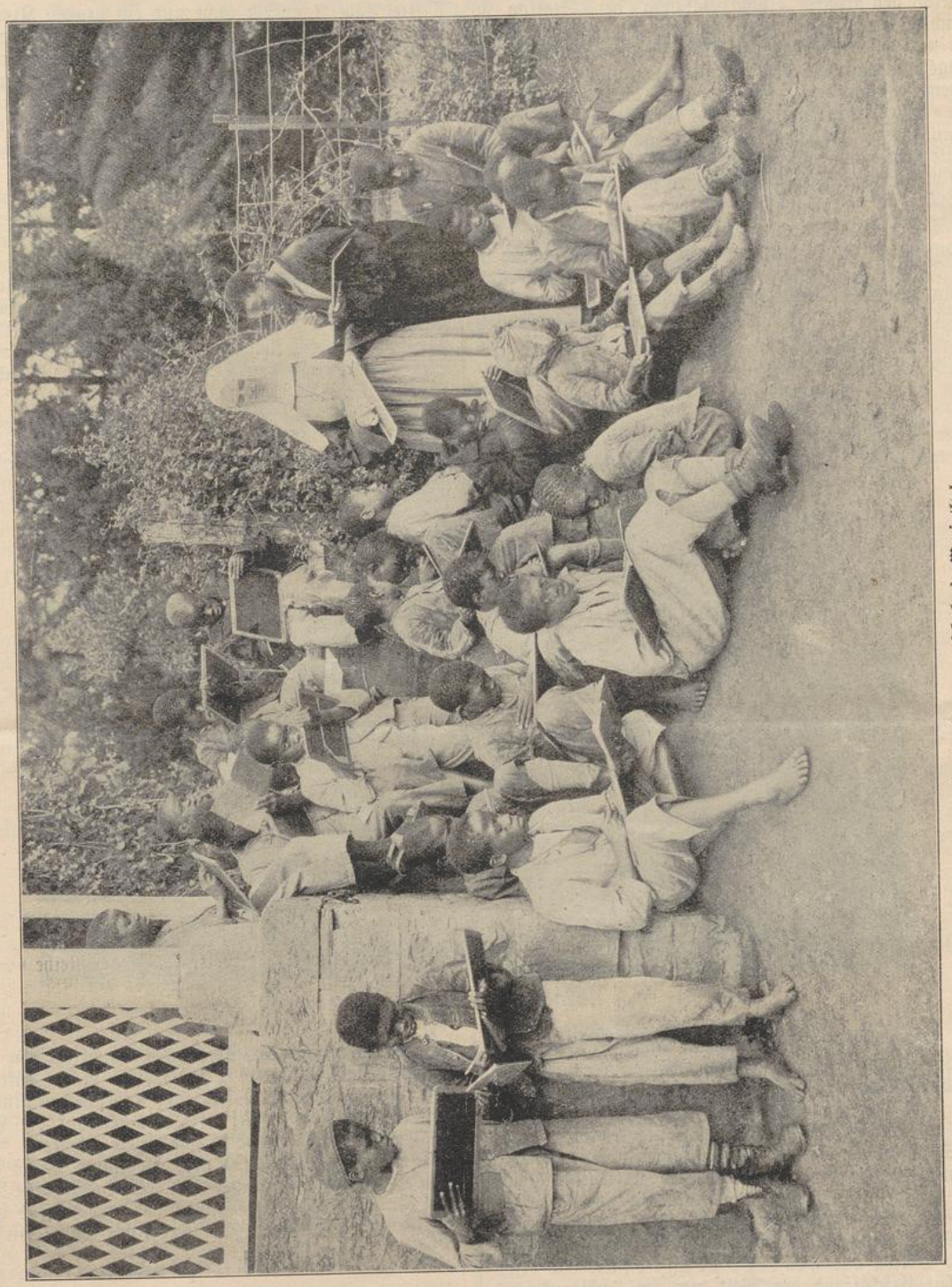
St. Anna? Existiert denn ein „St. Anna" als eine unserer Stationen? In welchem Winkel Afrikas ist es zu suchen? Diese Fragen drängen sich unwillkürlich den lieben Lesern auf, wenn sie den neuen Titel: „St. Anna" sehen. Eine Neugründung ist auch nicht gemacht worden, aber ein armes heidnisches Kind, bereits vier Jahre alt, das bis jetzt „Loteni" geheißen, ist auf den schönen Namen „St. Anna" getauft worden.

Es ist kein Zweifel, daß die heilige Anna ziemlich lange hat warten müssen, ehe ihr das Protektorat über unsere Station ganz und ungeteilt übertragen wurde. Während so manche unserer Stationen nach der Mutter Gottes benannt werden, und zwar mit Recht, so stand bisher nur unser Mutterhaus unter dem Schutze dieser großen Heiligen. Gewiß überragt die jungfräuliche Mutter Maria weit die hl. Anna; aber wenige Heilige mögen im Himmel sein, denen die hl. Mutter Anna an Heiligkeit nachsteht, weil sie die Mutter der Gottesmutter und die Großmutter des göttlichen Heilandes ist. Darum war es wünschenswert, daß in der Reihe unserer Stationen dieser heiligen Mutter auch ein Plätzchen geschaffen werde, und sie anderen Heiligen nicht nachstehe.

Loteni, oder wie es jetzt heißt, „St. Anna", bedarf eines mächtigen Schutzes, um dem christ-katholischen Glauben hier die gebührende Stellung zu sichern. Mehr denn 50 Jahre ist der Protestantismus hier schon rege an der Arbeit. Die Männerwelt hat er zum großen Teil auf seine Seite gebracht, und was etwa noch übrig ist, steht einer Bekehrung gleichgiltig oder ablehnend gegenüber. Mit Weibern allein aber ist hier nicht geholfen, noch weniger mit Mädchen, von denen nicht selten das Wort der Schrift gilt: „sie glauben eine Zeit lang und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab" d. i., wenn die Heiratsfrage an sie herantritt. Da es keine christlichen Jünglinge gibt, heiraten die Mädchen vielfach einen Protestanten oder Heiden und verkaufen dem Manne Glaube und Christentum, Seele und Seligkeit, ähnlich wie Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht hingegeben hat. Deshalb wartet der hl. Anna keine geringe Arbeit. Hoffentlich wird sie, vereint mit unserer Arbeit und unserem Gebet, Wandel schaffen, sodaß nach Jahren auch von St. Anna's Station gesagt werden kann, daß ein Hirt und eine Herde sei.

P. Bonifaz.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Vorbereitung zur Schule in Mariathal.

Unsere Mission am Inhlazuka-Berge.

Vom Hochw. P. Solanus Peterek, R. M. M.

Seit vielen, vielen Jahren hatte ich den Wunsch, hoch oben auf dem Inhlazuka-Berg, dessen steile Felsenwände unweit des Indischen Ozeans gegen 5000 Fuß hoch in die Höhe steigen und ein großes, weit in die Lande blickendes Plateau bilden, einmal Umschau halten zu dürfen. Ich wollte von der stolzen Höhe aus das große, herrliche Missionsfeld betrachten, das uns die göttliche Vorsehung hier im schönen Natal zugewiesen hat, wollte die zahllosen Heidenkraale sehen, die in seinen Tälern, Schluchten und Abhängen versteckt liegen und wollte für ihre Insassen ein frommes Ave beten und ihnen den priesterlichen Segen spenden.

Später, es sind seitdem schon dreizehn Jahre her, kam ich als Missionär nach St. Michael, und fand

daselbst den großen Inhlazuka-Berg der Station so prächtig vorgelagert, daß ich ihn vom Missionshause her und auf dem Gang zur Schulkatechese beständig vor Augen hatte. Da stieg in mir der Wunsch auf, auf jenem Bergplateau ein großes, weithin sichtbares Kreuz aufzupflanzen. Dieses Symbol des christlichen Glaubens, so dachte ich, müßte der ganzen Gegend zum Heile sein und wie eine stummberedte Predigt wirken auf all die Hunderte, die Tausende von Heiden, die Tag für Tag zu ihm aufschauen würden.

Dieser naive Wunsch verließ mich nicht mehr. Ich nahm ihn mit nach Himmelberg und Mariatal, wo ich in der Folge als Missionär tätig war, und wo ich ebenfalls, wenn auch nicht mehr so unmittelbar nahe, den mächtigen Inhlazuka-Berg vor Augen hatte. Natürlich blieb es beim bloßen Wunsch. Denn wer sollte ein großes Kreuz hinaufbringen auf diesen hohen Berg, von dem mich neben zahlreichen Schluchten, Hügeln, Tälern und Drahtzäunen der große Umkomazi-Fluß trennte, über den dort keine Brücke führt? Ueberdies gehörte jenes Plateau einem protestantischen Farmer, der wohl niemals erlaubt hätte, dort ein Kreuz aufzurichten.

So vergingen viele Jahre, und noch immer war mein Gedanke ein bloßer frommer Wunsch geblieben. Heute aber, da ich diese Zeilen schreibe, las ich am Fuße des Inhlazuka-Berges unter zahlreicher Beteiligung der umwohnenden Heiden, Weslehaner und anderer protestantischer Sekten das heilige Meßopfer, das erste, das seit Erschaffung der Welt hier am Inhlazuka gefeiert wurde. Noch mehr, die Mariannhiller Mission hat hier seit etwa Jahresfrist eine kleine Farm, „St. Bernard" genannt. Ein Teil jenes Hochplateaus ist unser Eigentum, und es ist mir somit nicht bloß gegönnt, von der stolzen Spitze aus alle die vielen Heidenkraale zu sehen und für sie zu beten, sondern ich kann auch zu ihnen hinuntersteigen, um christlichen Unterricht daselbst zu erteilen; und wenn ich die nötigen Mittel habe, kann ich nicht nur ein großes Kreuz auf jenem Berge aufpflanzen, sondern sogar eine kleine Kapelle bauen. O wunderbare Wege der göttlichen Vorsehung! Wie liebevoll kommt doch oftmals der Herr unsern leisesten Herzenswünschen entgegen und gibt uns das Doppelte und Dreifache von dem, um was wir kaum zu bitten wagten! Ihm sei Lob und Ehre in alle Ewigkeit!

Das neue St. Bernard scheint eine große, vielversprechende Mission zu werden. Die ganze Gegend ist überaus stark bevölkert. An die kleine Farm, die wir daselbst besitzen, grenzen nicht weniger als fünf Lokationen an, die vom Inhlazuka-Berg bis zum Indischen Ozean reichen. Alles, was sich ein Missionär wünscht, wäre da, nur eines fehlt mir, die nötigen Mittel. Wer hilft mir eine kleine Kapelle bauen auf jenem Berg? Wer schenkt mir das große, weit in die Ferne leuchtende Kreuz? Wer hilft mir Schulen bauen in all den fünf anstoßenden Lokationen? Ich weiß, meine Bitte ist groß, und mancher wird sie wohl unbescheiden finden; allein ich stelle sie in festem Vertrauen auf die Hilfe des Herrn, der mir bisher so wunderbar geholfen.

D'rum, ihr edlen Leser und Wohltäter, öffnet eure milde Hand und unterstützet nach Kräften die neue Mission „St. Bernard" am Inhlazuka-Berge. Eine herrliche, ewige Krone wird euer überreicher Lohn sein!



Gartenhäuschen in Mariazell.

Lang ist nicht ewig, doch ewig ist lang,
Das ist ein kurzer, doch ernster Sang.
Lang ist nicht ewig! So denke im Leid
Und trag' es geduldig die kurze Zeit!
Doch ewig ist lang! Sei Gott uns davor,
Bedenk es im Glücke, du armer Tor!
So trägt dich der Spruch durch Wog' und Gefahr,
Hält mitten im Wege dich immerdar.

Vonbank.

St. Josephsgärtchen.

Gehet zu Joseph!

Eine Person aus dem Münsterlande erzählt: „Es war Sommerszeit; wir hatten regnerisches Wetter, die Arbeiten häuften sich, aber es fehlte uns an Arbeitsleuten. Bei Beginn der Erntezeit sah sich mein Mann, der überdies an Jahren schon vorgeschritten war, nach Hilfe um, doch vergebens; er konnte niemand finden und wurde darüber ganz verzagt und mutlos.

Da wir schon seit langem unser Haus, unsere Familie und all unser Hab und Gut dem hl. Joseph geweiht hatten, gedachte ich der Worte der hl. Theresia, „daß sie nie den hl. Joseph angefleht habe, ohne Hilfe zu erhalten". Ich kniete daher nieder und betete mit festem, kindlichem Vertrauen zu diesem großen Heiligen, er möge sich nun als unsern Hausvater und Schutzpatron erweisen und uns Hilfe bringen. Getröstet stand ich auf und überließ ruhig alles der göttlichen Vorsehung.

Nach zwei Tagen kam ein kräftiger Jüngling und bat um etwas zu essen. Ich gab es ihm und fragte, ob er keine ländlichen Arbeiten verstände. Er ging jedoch ohne eine bestimmte Antwort zu geben, wieder weiter. Andern Tags — es regnete stark — setzte er seine Reise fort; allein, kaum war er eine halbe Stunde gegangen, da war es ihm, als spräche eine geheime Stimme in seinem Innern: „Kehre zu den Leuten zurück, welche dir gestern ein Mittagessen gegeben!" Er kehrte also zurück, obschon er dazu anfangs gar nicht Willens gewesen, wie er mir später aufrichtig gestand. Wir waren mit ihm außerordentlich zufrieden; noch nie hatten wir eine bessere Hilfe gehabt.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Die hl. Theresia von Jesu.

„Ich rate jederman," sagt die hl. Theresia, „eine recht große Andacht zu diesem glorwürdigen Heiligen zu haben, da ich aus langjähriger Erfahrung weiß, wie viel Gutes er bei Gott erlangen kann. Ich habe noch keinen kennen gelernt, der, sofern er eine wahre Andacht zum hl. Joseph gehabt und ihn von Herzen verehrt hat, nicht auch ein besonderes Wachstum in der Tugend aufgewiesen hätte; denn dieser fromme Dienst bringt den Seelen großen geistigen Nutzen."

„Seit mehreren Jahren habe ich an seinem Festtage etwas Besonderes von ihm begehrt, und jedesmal sah ich meine Bitte erfüllt. Ist mein Anliegen und Wunsch nicht ganz dem Willen Gottes entsprechend, so leitet er mein Begehren zu etwas, was mir nützlicher ist. Wäre ich eine Person, deren Schriften Ansehen genießen, so würde ich mich herzlich gern bemühen, all' die Wohltaten umständlich zu erzählen, welche dieser glorwürdige Heilige mir und andern schon erwiesen hat. Nur bitte ich um gotteswillen, daß, wer meinen Worten nicht glauben will, es selbst versuche, wieviel Gutes daraus entspringt, wenn man sich diesem hl. Patriarchen empfiehlt und ihn mit Andacht verehrt. Eine besondere Verehrung gegen ihn sollten jene hegen, welche der Betrachtung und dem innerlichen Gebet ergeben sind; denn ich weiß nicht, wie einer sich der Königin der Engel erinnern kann und all der Zeit, in der sie soviel mit ihrem lieben Kinde Jesus ausgestanden, ohne auch dem hl. Joseph von Herzen dankbar zu sein für all' die treuen Dienste, welche er ihnen damals erwiesen. Wer ferner keinen tüchtigen Meister fürs Gebet und innerliche Leben finden kann, der wähle nur diesen glorwürdigen Heiligen zum Lehrmeister, und er wird den rechten Weg nie verfehlen."

Bekanntlich hat die hl. Theresia viele Klöster gestiftet und in den bestehenden Karmeliterklöstern eine strengere Zucht eingeführt. Dabei hatte sie oft mächtige Hindernisse zu überwinden, viele Sorgen, Kümmernisse, Not und Leiden auszustehen; allein ihr Vertrauen zu Gott und die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph war unerschütterlich. Dem letztgenannten Heiligen zulieb gab sie 12 Klöster ihres Ordens den Namen „St. Joseph" und stellte sie unter seinen besonderen Schutz. (Forts. folgt.)

Die Kraft des Rosenkranzes.

„El Tempo", ein mexikanisches Journal, berichtet von einem Vorfalle, der sich zur Zeit des großen Erdbebens ereignete, welches die Stadt Cartago in der südamerikanischen Republik Costa Rica nahezu zerstörte, und verbürgt uns die Wahrheit der Tatsache in allen ihren Einzelheiten. Don Ezequil Gutierrez, Kandidat der Präsidentenwürde im Jahre 1906 und zur Zeit Präsident des Kongresses, war eben daran, gemeinschaftlich mit seiner Familie den Rosenkranz zu beten, als die ersten Anzeichen des kommenden Erdbebens in dem selbstregistrierenden Apparate sich kennbar machten. Einige Glieder der Familie wollten in eiliger Flucht das Wohnhaus verlassen. Aber Don Ezequiel gab ihnen zu verstehen, sie sollten bleiben, er wünsche nicht den Rosenkranz zu unterbrechen. Als aber das Gebet vollendet war, und sie alle auf die Straße eilten, wie groß war ihr Erstaunen, die Stadt in Trümmern zu sehen und kein Gebäude zu erblicken, das nicht Schaden gelitten hätte. Ihr Wohnhaus war das einzige, das keine Spur von der Verwüstung des Erdbebens zeigte.

Die hochheilige Eucharistie, unser höchstes Gut.

Unsere menschliche, aus Leib und Seele bestehende Natur ist ganz eigentümlich gestaltet. Wir fühlen in uns das Bedürfnis, daß uns Gott zugleich auf eine sinnlich wahrnehmbare und dennoch geistige Weise gegenwärtig sei; er soll uns zugänglich und doch wieder verborgen sein.

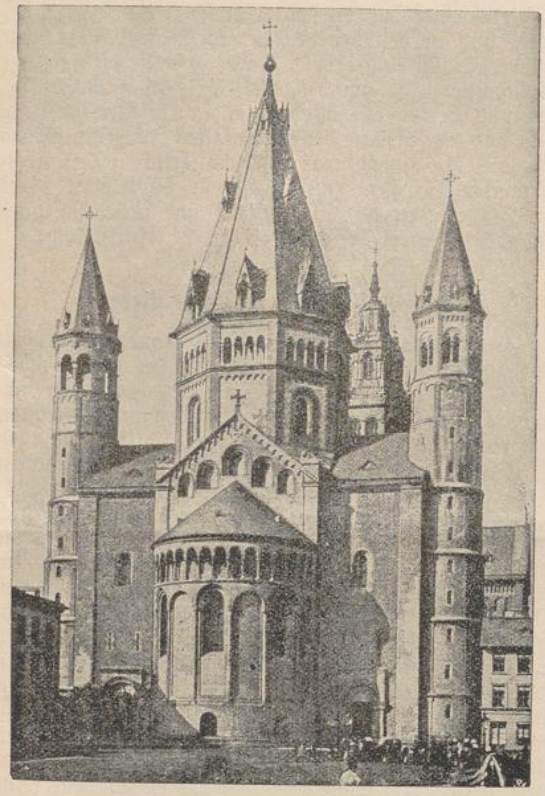
Warum soll uns Gott sinnlich wahrnehmbar sein? Weil unsere Seele gleichsam in das Gefängnis des Körpers eingeschlossen ist, und daher nichts sehen und wahrnehmen kann, außer durch die Fenster der Sinne. Und weshalb soll uns Gott zugleich verborgen sein? Aus dem einfachen Grunde, weil der Glaube nur dann möglich wird, wenn uns etwas verborgen, verschleiert, den Sinnen unfaßbar ist.

Das Sinnliche am Geheimnis unterstützt unsern Glauben, zugleich aber wissen wir, daß es nur die Hülle von etwas Uebersinnlichem ist, und daß dahinter der Strahlenglanz und die Majestät des zur Rechten Gottes thronenden Menschensohnes verborgen ist. Durch diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wunderbare Erfindung der göttlichen Weisheit sieht man Gott in gewissem Sinne; man weiß, wo er ist und geht zu ihm, ohne Furcht und ohne Bedenken. Und dennoch sieht man ihn wieder nicht, damit der Glaube geübt und die Liebe durch den Schleier der Brotsgestalt ermutigt werde. Ja, es soll gleichsam eine traute Freundschaft und ein inniger, wechselseitiger Verkehr mit ihm unterhalten werden.

Durch den Genuß der verbotenen Frucht verloren wir das übernatürliche Leben. Christus aber hat uns dasselbe nicht nur wiedergegeben, sondern er will, daß



Dom in Mainz, Ostseite.

dieses übernatürliche Gnadenleben erhalten werde durch eine göttliche Nahrung. Zu diesem Zweck hat die göttliche Weisheit ihr eigenes Leben in das Fleisch Jesu gelegt und dieses wiederum in eine kleine Brotsgestalt eingehüllt, damit wir es sonder Widerwillen genießen und ohne jenen Schrecken, den uns Jesus durch die Offenbarung seiner Herrlichkeit einflößen würde.

Endlich ist es angezeigt, daß alle wahrhaft Gläubigen an dem Glücke der Apostel Anteil haben, das jene beim hl. Abendmahle genossen, denn sie haben die gleichen Bedürfnisse wie sie. In der Tat wirkte die göttliche Weisheit in der hochheiligen Eucharistie zwei weitere Wunder, nämlich ihre Fortdauer und ihre Vervielfältigung, wodurch sie täglich und stündlich, überall und allezeit uns Nahrung und Trost bieten kann bis an das Ende der Zeiten.

O ewige, menschgewordene Weisheit, die du die hochheilige Eucharistie so wunderbar harmonisch mit unserer Natur und allen unseren Bedürfnissen in Einklang brachtest, wie lieblich ist doch dein Geist! In unendlicher Huld hast du mir dieses Himmelsbrot bereitet, das alle Süßigkeit in sich begreift! Für mich hast du es geschaffen und seinem Zweck so weise angepaßt, daß ich mir nichts erdenken könnte, was meiner Liebe zugänglicher, meinem Glauben entsprechender und meinen Bedürfnissen angemessener wäre und das sich trotzdem so gut mit deiner unendlichen Größe und Majestät sich vereinigen ließe.

Dafür sei dir ewig Lob, Preis und Dank, o unendlich liebende und unendlich liebenswürdige Weisheit! Wahrhaftig, du bist die „Danksagung" selbst und kommest als solche im süßen Manna des allerheiligsten Altarsakramentes zu uns.

Das Lied vom Rosenkranz.

Jüngst hört' ich von oben mit lieblichen Weisen
Drei Engelein laut ihre Königin preisen,
Die göttliche Frau mit dem göttlichen Kind.
Es sangen die Geister, mit Rosen bekränzet:
„Wer ist's, der so schön wie das Morgenrot glänzet,
So schön wie der Mond und die Sterne es sind?"

Der erste dann sang, eine Schrift in den Händen:
„Der Herrlichen wollen Gesänge wir spenden,
Der hehren, begnadigten Mutter des Herrn.
Sie hat uns den Retter der Menschen geboren,
So trat sie hervor aus dem Gange der Horen,
Wie über dem Haupt mir der funkelnde Stern."

Der zweite hob an, sein Kreuzlein betrachtend:
„Auf dornigem Pfade, die Freude verachtend,
So ward sie dem Sohne, dem leidenden gleich."
Der dritte begann seine Fahne zu schwingen
Und sang: „Von dem Siege nur lasset mich singen,
Durch den sie errang das gewaltigste Reich."

So hört' ich die schwebenden Genien oben
Entzückend die Jungfrau der Jungfrauen loben,
Die da wohnt mit dem Kind in unendlichem Glanz;
Nachhallend auf Erden, doch schwach nur und leise,
Vernimmst du des göttlichen Liedes Weise
Im dreifach erklingenden Rosenkranz.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Schluß.)

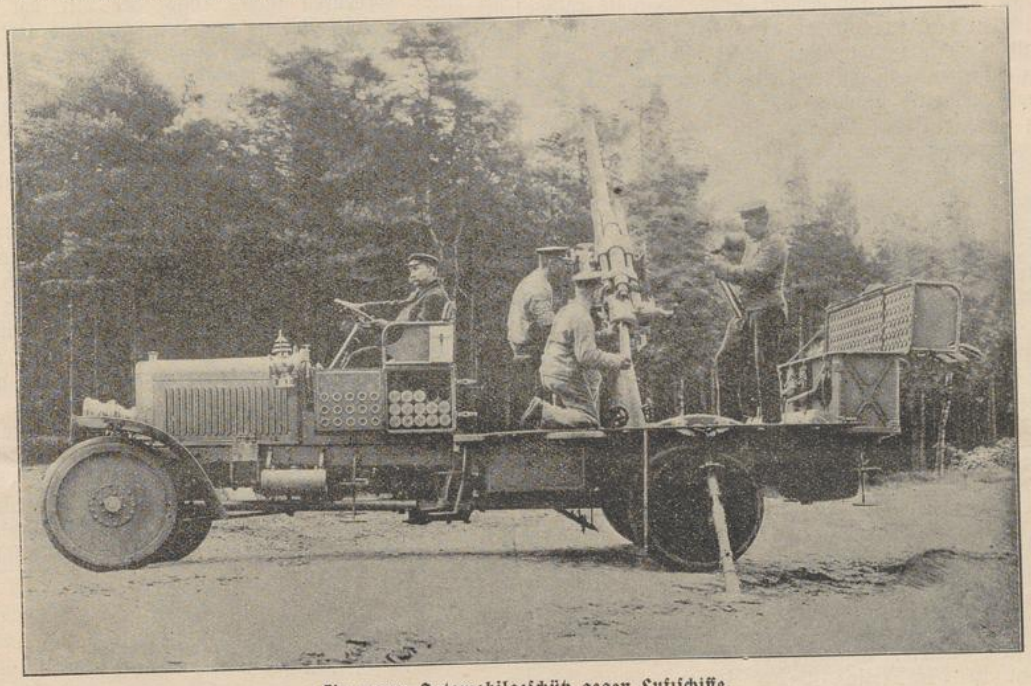
Da setzte ich mich zu dem alten Knappen im Stüblein der Laurenburg, und er erzählte mir lang von meinem Vater und seiner Freundschaft mit ihm, wie auch, daß er meine Mutter, bevor sie verheiratet gewesen, in Ehren geliebt. „Wenn mich der Weg durch Franken führte," sprach er, „ging ich jedesmal zu Eures Vaters Hütte und grüßte ihn. Ich kannte Euch schon als kleines Kind, und da ich zwei Jahre darauf wieder kam, waret Ihr schon ein artiges Mägdlein und konntet das Pater noster sprechen. Auch brachte ich damals Eurem Vater einen Falken, von welchem dieser da abstammt.

„Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken. Den hatte ich in Cypern von einem Jäger gekauft und will ich Euch erzählen, was das für ein Jäger war, und welch' wundersame Geschichte er von dem Falken berichtete; aber zuvor muß ich Euch zeigen, was mir Euer seliger Vater für den Falken geschenkt hat."

Da nahm der alte Knappe einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich aus Pater-noster-

Körnern zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter Sittig saß. Als er ihn mit lächelnder Miene auf den Tisch gestellt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm heran und sagte: „Nun, mein Kind, kennst du den Sittig noch?“ — Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an, und es war mir, als hätte ich ihn in früher Jugend gesehen, erinnerte mich auch, wie mir meine Mutter oft einen schönen Vogel gezeigt, der sprechen konnte. „Wie, Jungfrau,“ fuhr der alte Knappe fort, „erkennt Ihr Euren alten Lehrmeister und treuen Gespielen nicht mehr? Von diesem Vogel habt Ihr doch das Pater noster gelernt und den englischen Gruß, was er Euch gar artig vorsprechen konnte. Darum hat man ihm auch ein so frommes Haus gebaut. Es hatte ihn der Bruder Eberhard, Euer Oheim, ein frommer Mönch, „Gib uns heute unser tägliches Brot“, und so war alles gar schicklich angebracht, und auf dem Türlein stand: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — „Seht, so kann man an diesem Vogelbauer lernen, was jegliches bedeutet,“ sagte der alte Knappe, „und kann man, so man die Gabe hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück also schenkte mir Euer seliger Vater für den Falken, und Ihr möget daraus erkennen, was es für ein vortrefflicher Falke war.

Als ich das nächstemal wieder zu Euch kam, war Eure Mutter tot, und ich hab' mit Eurem Vater herzlich um sie getrauert. Auch war ich nun des ewigen Herumstreichens müde, und einige Wunden, die ich im Krieg davongetragen, zwangen mich, mit dem Leben Rat zu halten. So kam ich denn durch Fürsprache Eures Vaters



Ein neues Automobilgeschütz gegen Luftschiffe.

Die gewaltigen Fortschritte der Flugtechnik haben die Anregung zur Konstruktion von entsprechenden Zerstörungswerkzeugen gegeben, und die rührige Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik hat ein neues, auf einem Kraftwagen montieres Geschütz zur Verfolgung und Beschießung von Luftschiffen und Aeroplanen konstruiert, das unsere Abbildung in Tätigkeit zeigt und das überaus praktisch eingerichtet erscheint.

mit samt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Land gebracht und Eurem Vater geschenkt.“

Nun erinnerte ich mich des Vogels und wie ich ihm das Pater noster nachgesprochen, und auch der alte Knappe ward mir nun bekannter. Ich konnte mich noch gut erinnern, wie er einmal den Sittig wegtrug, und ich heftig um ihn weinte. — „Ja,“ sagte der Alte, „das ist Euer Schulmeister gewesen; und als er starb, hab' ich ihn ausgestopft, und ihn immer wieder mit Freuden betrachtet, denn er hatte ordentlich Menschenverstand.“

Der Vogelbauer aber war besonders sinnreich und von schönem wohlriechendem Holze. Das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern; oben auf dem Dache war die heiligste Dreifaltigkeit ausgeschnitzt und standen die Worte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name!“ Auf dem Ringlein, worauf sich der Sittig schaukelte, stand: „Zukomme uns dein Reich! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!“ Auf dem Tröglein war zu lesen: hieher aufs Schloß, wo ich Türhüter geworden bin. Meine Wege gehen nicht weit, aber wo keiner zu raten weiß, fällt mir was ein; denn ich habe mancherlei gesehen und kann's gebrauchen.“

So sprach der alte Knappe noch lange mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb, nahm mir auch vor, ihn in Zukunft in allem um Rat zu fragen. Dabei war er so froh, daß er Tränen vergoß und mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten erzählte, bis Georg und seine Mutter zurückkamen und mich in vertraulichem Gespräch neben ihm sitzend fanden. Sie freuten sich darob, und da ich in der letzten Nacht nicht viel Ruhe gehabt, gingen wir jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über des alten Knappen Wohnung und ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern! dann sang er ein Lied, worüber ich einschlief. —

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet. Sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer hinaus nach den Bergen, oder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände auf ihren Knieen gefaltet; sie saß am Fenster, auf den einen Arm gelehnt, und ihre andere Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Manchmal ward ihr Anblick mir gar rührend, dann sah ich zu Boden und weinte still, bis ihre Worte bald wieder freundlicher wurden; da hatte ich oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte, und ich saß da in einer gar wundersamen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kommt es auch, daß ich alles, was sie sprach, noch so deutlich erzählen kann, und wenn ich es erzähle, ist es mir immer noch wie damals.

Es war mir auch nicht wie die Erzählung eines anderen Menschen, es war, als erlebte ich das alles. Und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde, und sie ruhig fortsprach, und es um uns in der Hütte so stille war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht, wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganz neues Leben anfing. Es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereinigt, und der anderen Menschen Freuden und Leiden wurden allmählich die meinigen; auch ward mein Gebet in der Folge kräftiger und frömmer, denn ich dachte dabei auch an meine lieben Großeltern und an Georg und den alten Knappen.

Meine Mutter hat immer fortgesprochen, da sie aber bemerkte, daß ich ein Stücklein Brot hervorzog und heimlich davon aß, um sie nicht zu unterbrechen, hörte sie auf zu erzählen, und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an dir, daß es Essenszeit ist. Laß uns daher hinaus ins Freie gehen und unser Mittagsbrot essen, damit die Vöglein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen." — Da ging ich mit ihr und wir setzten uns in einem kleinen verwilderten Garten neben einem großen Stein hin. Meine Mutter sah auf die andere Seite des Steines und sagte: „Es ist schon elf Uhr vorbei." Ich wunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne, und da erklärte sie es mir also: „Siehe an diesem Steine die zwölf Striche, sie bedeuten die zwölf Stunden des Tages und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger. Wenn die Schatten der Bäume lang sind, da ist es bald Abend, und wenn sie ganz kurz sind, dann ist es Mittag. So ist es auch hier mit diesem Zeiger; er ist gleichsam ein kleiner Baum, und zu welcher Zahl das Ende seines Schattens hinfällt, das ist die Zahl der Stunde." Ich wunderte mich darüber und fragte, was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe.

Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich gar oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen, und nun macht es mich gar traurig. Den Stein hat der alte Knappe gemacht. Wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und daran gemeißelt, bis das Werk fertig war. In der letzten Zeit, da er Alters halber nicht mehr gut herüber konnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht, und siehe, da stehen noch einige Buchstaben, die heißen: „Lebewohl!" Da nahm er Abschied und kam nicht mehr herüber.

„Das Kreuzlein aber hat Georg gemacht; es ist bei der Stunde, in der er mich immer besuchte. Als ich aber einmal krank war, ist er hieher an den Stein gegangen, hat gebetet für mich und das Kreuzlein zu einem Gedenken an jene Stunde eingehauen."

„Wo ist denn Georg jetzt, liebe Mutter?" — „O Georg, dein lieber, guter Vater, ist vielleicht im Himmel. Er ist vor vielen Jahren von hier fortgezogen in den Krieg, und seitdem hab' ich nichts mehr von ihm gehört. Ich hoffe, er ist im Himmel; alles, was wir lieben, ist im Himmel." — „Mutter," sprach ich da, „so wollen wir einander recht lieb haben, dann kommen wir auch in den Himmel!" —

Da ward es wieder stille bei uns, und wir aßen das Brot und die Früchte, welche die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte. Da sie aber hinging, Wasser in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte stand, nahm ich ein Messer und grub ein Kreuzlein ein bei der Stundenzahl, zu die der Schatten reichte, zu einem Gedenken dieses Tags, der mir der merkwürdigste meines Lebens gewesen. Als das Kreuzlein fertig war, das ich mit vieler innerer Bewegung gemacht, wunderte ich mich über dasselbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun dastand, wo sonst kein Kreuzlein war, und wenn ich viele Jahre nachher aufschrieb, was mir begegnet, mußte ich manchmal zwischen die Worte ein solches Kreuzlein machen, wenn ich etwas empfand, was ich nicht schreiben konnte.

Als wir unser Mittagsbrot verzehrt hatten, streuten wir die Brosamen umher für die Vögel und rüsteten uns zum Rückwege. Ich bat meine Mutter, mir noch mehr von Georg, meinem lieben Vater, und von dem alten Knappen zu erzählen, aber sie verschob es auf ein anderes Mal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verschloß die Türe der Hütte, und wir gingen wieder still durch den Wald.

Da ich zu Hause wieder in unsere Stube trat, sah ich mich um, ob auch noch alles stehe und liege wie am Morgen. Ich glaubte nämlich, es müsse sich alles verwandelt haben, so sehr schien ich mir selber verändert. Aber es war wieder wie vorher, und da ich abends im Bette lag, spann meine Mutetr wieder still vor sich hin und sang wie gestern:

„Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so alleine,
So lang der Mond mag scheinen.
Ich sing' und möchte weinen!" —

Aber ich glaubte nunmehr zu begreifen, was sie so traurig wünschte, und da betete ich stille für sie, bis ich einschlief. — —

„O lieber Johannes," sprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerksam zugehört hatte, „ich verstehe recht gut, wie deine Mutter so traurig sang, und es kommt mir dabei ins Gedächtnis, daß ich auch wohl oft so hätte singen mögen. Doch du hast mir nun schon vieles gelesen, und ich bitte dich nun, auszuruhen. Deine Mutter sagte ja auch: „Bis zu einem anderen Male." Ich habe mich recht an deinen Worten erfreut und habe vielen Trost daraus gewonnen. Auch will ich, daß du meinen Kindern das nochmals wiederholest, damit sie in Zukunft oft daran denken mögen."

„O Herr Ritter," sprach ich da, „wie freut es mich, daß mir das schon Eure Gunst erworben, was ich getan, ehe ich Euer Diener war. Gott gebe seinen Segen für meine zukünftigen Werke!" —

Anmerkung: Die „Chronika eines fahrenden Schülers" ist von Clemens Brentano mehrfach in Angriff genommen, zum Teil auch bedeutend umgeändert worden, blieb aber dennoch ein bloßes Fragment. Uebrigens bildet die Erzählung, soweit wir sie hier unsern geehrten Lesern und Leserinnen vorgeführt haben,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

doch ein Ganzes, und da sie nach dem übereinstimmenden Urteile aller Kenner zu dem Schönsten und Edelsten zählt, was uns die neuere Romantik im Anschluß an die altdeutsche Chronikenform gebracht hat, glauben wir auf eine freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurteilung derselben rechnen zu dürfen.

Die Redaktion.

Monte-Cassino.

Am 5. Mai 1911 war es ein Jahr, daß die hiesige Missionsschule eröffnet wurde. Damals nahmen wir fünf Knaben als Schüler auf, und heute ist die Schülerzahl auf 44 gestiegen, 34 Knaben und 10 Mädchen. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, wird das zu würdigen wissen. Wie schon vielfach in unserem Blättchen erwähnt, ist die Bevölkerung der hiesigen Gegend eine recht spärliche. Dazu nehmen die Maschonas durchschnittlich noch eine recht niedrige Kulturstufe ein. Für's Geistige und Höhere zeigt der Eingeborene in der Regel wenig Sinn, und will man trotzdem etwas mit ihm erreichen, so bedarf es beständiger Anspornung. Bleibt er sich selbst überlassen, so dreht sich all sein Sinnen und Trachten um Bier, Tanz und Spiel, um Weiber, Ochsen und Kühe.

Wenn wir nun trotzdem nach Verlauf eines Jahres auf den genannten Erfolg zurückblicken können, so schreiben wir das in erster Linie der Fürbitte des hl. Antonius zu, den wir uns zum besonderen Missionspatrone gewählt, wobei wir im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen haben. Bis hieher hat der große Heilige uns geholfen; er wird sicherlich auch weiter helfen.

In der April-Nummer des Vergißmeinnicht fand sich die Nachricht, es seien Baubrüder in Monte-Cassino eingetroffen, und als das betreffende Heft hierher kam, war die Schule schon eingeweiht. Der Bau ging also rasch von statten, war aber dennoch mit erheblichen Kosten verbunden. Um den geehrten Lesern einen kleinen Begriff davon zu geben, will ich nur erwähnen, daß uns das bloße Herbeischaffen von Bauholz und Dachblech auf der 308 Meilen langen Bahnstrecke 100 Sterling oder 2000 Mark kostete. Für ein Faß Zement, im Gewicht von 3—4 Zentner, zahlt man hier 50 M, und ähnlich verhält es sich mit allem übrigen Baumaterial, das aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muß. Da überlegt man es zwei- und dreimal, bevor man sich entschließt, statt der ersten provisorischen Lehmhütten solide Bauten aufzuführen, und dennoch wird es zuletzt zur unabweisbaren Notwendigkeit werden. Denn die ganze Gegend hier ist sehr ungesund und ein wahres Fieberneſt. Gute Wohnräume sind da eine unschätzbare Wohltat, die wir selbst zur Stunde leider noch nicht genießen; denn wir leben noch immer in unsern ärmlichen, mit Stroh gedeckten Lehmhütten, die Schwestern aber in einer Blechbude, die im Sommer ebenso heiß, wie im Winter kalt ist.

Da tut Hilfe not, wenn wir uns nicht vor der Zeit aufreiben wollen. Von den beiden ersten Priestern, die nach Monte-Cassino kamen, mußte der eine, der Hochw. P. Amedus, schon nach einem halben Jahre sein junges Leben lassen, und nicht allzulange darauf folgte ihm sein Superior, der Hochw. P. Hyacinth, der inzwischen nach Mariannhill zurückgekehrt war, nach ins kühle Grab. D'rum, wer helfen kann, der helfe uns; ein reicher Gotteslohn wird ihm nicht fehlen. —

Mit großer Genugtuung kann ich sagen, daß mir die 44 Schulkinder recht viele Freude machen. Alle sind von recht gutem Geiste beseelt und versprechen gute Christen zu werden. Am letzten Osterfeste haben wir einen dieser Jungen zu Grabe getragen. Er war allerdings kein Knabe mehr, im Gegenteil, er war bereits verheiratet und besaß zu Hause Weib und Kind. Dennoch war er hieher gekommen, um sich im christlichen Glauben unterrichten und taufen zu lassen. Er gefiel mir vom Anfange an ob seines gesetzten, männlichen Wesens ganz



Elektrischer Omnibus mit Oberleitung, welcher nach jeder Seite hin ausweichen kann.

ausnehmend gut und ich hatte mir vorgenommen, ihn nach vollendetem Katechumenate auf den Namen Lorenz zu taufen. Warum gerade Lorenz? Nun da muß ich als ehemaliger Trappist von Mariawald schon ein wenig aus der Schule plaudern. Ich habe nämlich das traute Mariawald, das ich nur deshalb mit Mariannhill vertauschte, um in der Heidenmission wirken zu können, keineswegs vergessen und wollte dem dortigen Abte, der ja auch den schönen Namen „Laurentius" trägt, eine Freude machen, und einen unserer bravsten Katechumenen auf seinen Namen taufen.

Mein Auge war, wie gesagt, auf jenen jungen Mann gefallen, doch mit der Taufe selbst wollte ich aus guten Gründen noch länger warten, bis plötzlich die göttliche Vorsehung selbst eingriff. Er hatte mich schon wiederholt um die hl. Taufe gebeten; mehr als einmal äußerte er: „Paske udinoshaya kubopatiskwa, an Ostern muß ich getauft werden, oder ich werde sterben." Seiner jungen Frau aber schrieb er heim, sie möge sich mit ihrem Kinde gedulden. Noch zwei Jahre wolle er in der hiesigen Missionsschule christlichen Unterricht genießen, dann wolle er heimkommen und eine Hütte bauen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es kam die Karwoche, und seine Bitten um die hl. Taufe wurden immer dringender. Wiederholt sagte er zur Schulschwester: „Bitte, Schwester, gehe doch zum Vater und bitte ihn recht sehr, er möge mich an Ostern taufen.“ Und wenn dann die Schwester verwundert nach dem Grunde dieser seiner Bitte fragte, fügte er bei: „Ich weiß es nicht, aber mein Herz sagt es mir. O, könnte ich doch nur in Bälde getauft werden! Taufet mich, ich will ja brav sein, will lernen und alles tun, was notwendig ist!“ Schon gut, doch soll man deshalb einen Jungen ganz allein taufen, weil er so ungestüm darum bittet?

Am Gründonnerstag legte sich unser Katechumene nieder; er war krank und hatte Fieber. Weil jedoch Fieberanfälle bei uns etwas ganz Gewöhnliches sind, legte ich der Sache keine besondere Bedeutung bei. Am Karfreitag wurde die Sache schon bedenklicher. Der Patient verließ den Gottesdienst schon bei dessen Beginn, und legte sich nieder, um nicht mehr aufzustehen. Am Karsamstag glaubte ich nicht länger warten zu dürfen und spendete ihm daher die hl. Taufe, nach welcher er so sehr verlangte. Es war hohe Zeit, denn kurz darauf hauchte er still und sanft seine mit der Taufunschuld geschmückte Seele aus. Fürwahr, ein schöner Tod! Er war der erste Schüler, der auf unserer Missionsstation verschied. Möge auch den übrigen, wenn einmal der Todesbote bei ihnen anklopft, die Gnade einer glückseligen Sterbestunde beschieden sein!

Ein merkwürdiges Zusammentreffen möchte ich zum Schlusse noch kurz erwähnen. Unser Lorenz hatte, wie oben erwähnt, seiner Frau geschrieben, sie möge sich noch ein Jährchen oder zwei gedulden, bis sein Unterricht vollendet sei, dann wolle er kommen und ein Haus für sie und ihr Kind bauen. Am gleichen Tage nun, da ich diese Frau von dem Ableben ihres Mannes benachrichtigen wollte, erhielt ich von ihr selbst einen Brief des Inhalts, sie wolle Christin werden und ebenfalls zur Missionsstation kommen, der Mann solle sie abholen . . . Nun, er hat sich inzwischen eine bessere Wohnung gebaut; gebe Gott, daß über kurz oder lang, alle drei im Himmel wieder zusammenkommen: Vater, Mutter und Kind! —

Wer von unseren geehrten Lesern hat ein Scherflein übrig für unser armes Monte-Cassino im fernen Maschonaland? Wer keine materielle Gabe geben kann, spende uns eine geistige, die des fürbittenden Gebetes.

P. Bonaventura Jäckel.

Hochwasser in Keilands.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

Der Great-Kei-River spielte uns in diesen Tagen den größten Schabernak. Hier in Keilands kann man wirklich nicht auslernen, sondern fast jeder Tag hat seine Plag' und bringt uns neue Ueberraschungen. In solch' unbändigen Fluten wie diesmal ist nämlich der Kei seit 3 Jahren noch nicht dahergekommen. Sonntags abends ging ich ruhig nach Saliwa, um am Montag vormittags wieder heimzukehren. Der Kei schaute ganz unschuldig d'rein. Am Montag regnete es in Strömen, und da ich mich unwohl fühlte, wollte ich abwarten, bis es zu regnen aufhörte. Pater Superior begab sich unterdessen nach Zigudu und Camana, um mit dem Schulinspektor dort zusammenzutreffen. Plötzlich kam die Flut, bedeckte die Inseln und die darauf stehenden Weiden so vollständig, daß keine Spur davon zu sehen war, und ging über die Flußfelder hinweg. Wir beide befanden uns jetzt in Transkei, und an ein Heimkommen war nicht mehr zu denken.

Am Dienstag nach der Katechese wollte ich mir die Sache von der Nähe anschauen, um zu überlegen, was zu tun sei. An der Stelle unserer beiden Boote sah ich eine ungeheure Wasserfläche, die sich an den Felsen mit wildem Toben brach. Wellen wie bei einem Sturm auf dem Meere! Ich konnte nicht mehr weiter gehen, weil das Wasser mir den Weg absperrte, und so erstieg ich



Angora-Ziege.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine steile Felsenwand und sah jetzt zu meinem Schrecken, daß die zwei Boote verschwunden waren. Einer Schwester, die auf dem jenseitigen Ufer arbeitete, schrie ich das Wort hinüber: „Boot?" und sie antwortete mir mit einer Handgeberde: „Fort!". Der Mut wollte mich verlassen. Wie heimkommen ohne Boot? Wo mir Essen verschaffen? (denn ich hatte mir nur für Montag das Frühstück mitgenommen.) Indes, diese Sorge war unnötig, die braven Christen boten mir grüne Maiskolben, Eier und Milch, ja sogar Fleisch an. Eine Frau brachte mir eine Henne, die ich ihr dankbar zurückerstattete, da ich jetzt in Ueberfluß schwelgte.

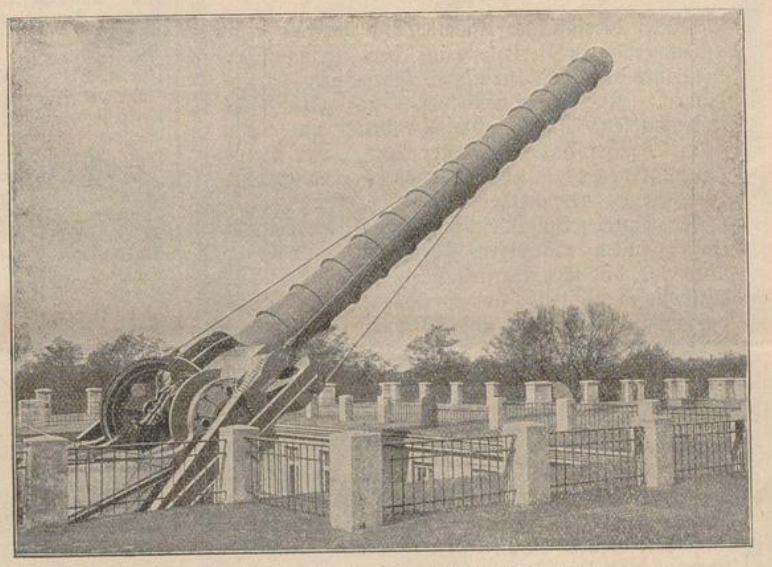
Ich sandte einen Boten zu P. Bernard nach Zigudu, um ihm den Sachverhalt zu melden und zugleich mit der Bitte, mir Hostien und Meßwein zu schicken. Abends erfuhr ich, daß wenigstens das größere unserer Boote gerettet sei. Die hochgehenden Fluten hatten es mit Wasser angefüllt, es kippte um und sank in die Tiefe, wo es sich im Flußschlamm vergrub. Mittwoch vormittags hatte P. Bernard mit mir eine Zusammenkunft in der Nähe des Flusses, und wir überlegten, was nun zu tun sei. Die Verwüstung, die wir jetzt vor Augen hatten, spottet jeder Beschreibung. Das gerettete Boot sahen wir im Felde liegen; die Ruder waren fortgeschwemmt. Der Fluß war zwar um einige Fuß gefallen, aber der Gedanke an ein Hinüberkommen noch immer ausgeschlossen. Wir kehrten nach unsern Posten Saliwa, resp. Zigudu zurück, ziemlich mutlos.

Am Abend drängte es mich mit aller Gewalt, nochmals zur Stelle der Ueberfuhr zurückzukehren. Daß ich heimkommen könnte, daran dachte ich nicht im mindesten; deshalb ließ ich auch alles liegen und stehen und begab mich mehr laufend als gehend zur Ueberfuhr. Das erste, was ich von weitem sah, war, daß auch das kleine Boot gerettet war; lustig bewegte es sich im Wasser. Mein Herz pochte vor Freude bei diesem Anblick. Ein Kaffer, der mir begegnete, sagte mir: „Br. Leander wartet schon auf dich." So war es auch. Ich rief hinüber, ob es nicht zu gefährlich sei, zu rudern, und als er es verneinte, sagte ich ihm, er möge kommen. Zehn Minuten später war ich glücklich drüben. Das kleine Boot hatte das nämliche Schicksal gehabt, wie das große; es war auch umgekippt und hatte sich in den Flußschlamm hineingebohrt. Mit großer Mühe mußte es ausgegraben und herausgezogen werden. Die Ruder schwemmte es ebenfalls fort. Hätten wir nicht zwei Reserveruder vorrätig gehabt, dann hätten wir trotzdem noch nicht heimkommen können, da es hier kein geeignetes Holz gibt, um Ruder daraus zu machen. Unsere Brüder und Schwestern mußten während dieser Tage auf die Anhörung einer heiligen Messe und den Empfang der heiligen Kommunion verzichten. — Wir aber sind um eine bittere Erfahrung reicher geworden und haben die Idee, über den Kei eine Brücke zu bauen, vollständig aufgegeben, denn das erste große Hochwasser würde uns dieselbe vollständig demolieren.

Kleine Missionsnachrichten.

Kommunionfeier in Czenstochau.

Endlich war angebrochen der große Tag der ersten heiligen Kommunion. Freudestrahlend nahten sich am 7. Mai 62 Kinder und Erwachsene zum erstenmale dem Tische des Herrn. Die „Große Beichte" (ikonfessione elikulu) war getan, und mit reinem Herzen, wie wir hoffen, empfingen sie den Leib des Herrn. An diesem Tage trat auch unsere Musik-Kapelle das erstemal in Aktion. Auf dem Wege zur festlich geschmückten Kirche wurden mehrere Piecen mit einer Treffsicherheit vorgetragen, die aller Anerkennung würdig ist. Groß war natürlich das Staunen der lauschenden Menge, die so etwas noch nie gehört hatte. In der Kirche fand zunächst Predigt statt, an die sich die heilige Messe anschloß. Vor der heiligen Wandlung wurden mehrere passende Lieder vom Chore vorgetragen, nach derselben die Kommuniongebete verrichtet. Nachdem die Erstkommunikanten am Schlusse des Gottesdienstes ihre Danksagung vollendet hatten, wurden sie unter den Klängen der Musik zu einem bescheidenen Mahle geleitet. Die ganze Feier machte auf alle einen erhebenden Eindruck.



Das Riesenfernrohr der Sternwarte in Treptow.
Nach einer Photographie von Gebr. Häckel in Berlin.

Es sei hier auch bemerkt, daß zwei schwarze Lehrkräfte der hiesigen Station vor kurzem ihr Examen mit gutem Erfolge bestanden haben: Ivo Made erhielt das III. Klaß-, Veronica Kanyile das II. Klaß-Certificate (Reifezeugnis).

P. Emanuel.

Rauchende Kamele. Die Tiere, so plaudern Nos Loisirs, sind wie die Menschen: wenn man sie bei ihren Schwächen packt, kann man alles mit ihnen machen. Es wird viele überraschen, zu hören, daß das Kamel und das Dromedar eine besondere Vorliebe für den Duft von Tabak haben, sie sind leidenschaftliche Raucher. Wenn sie die erst ein wenig narkotisierende Wirkung des Tabaks spüren, sind sie fügsam und gelehrig. In Nordafrika kennen die Eingeborenen die Schwäche der Kamele sehr gut und wissen sie auch klug auszunützen. Die Kamelführer, die mit ihren Tieren weite Strecken zurücklegen müssen, benutzen einfach den Tabak, um renitente Tiere gehorsam und gefügig zu

machen. Sie besitzen dazu ein besonderes Gerät, eine Art kleines, dreieckiges Brett, in dessen Mitte sich eine kleine Oeffnung befindet. Das dreieckige Brettchen wird am Maule des Kamels befestigt, man entzündet die Zigarre und steckt sie dann in die kleine Oeffnung des Brettes. Das Kamel beginnt dann zu rauchen; es stößt den Rauch durch die Nase wieder aus und zeigt dabei alle Zeichen vollkommenen Wohlbehagens. Es ist ein merkwürdiger Anblick, zu beobachten, wie die mächtigen Tiere dabei mit der genießerischen Ruhe eines Kenners die Augen schließen und rauchen, bis die Zigarre zu Ende ist. Das dauert freilich nicht lange, denn das Kamel hat einen „guten Zug" und raucht eine Zigarre in wenigen Minuten auf.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur **„Kaffrische Heiratsgesetze", „Die Schwiegermutter unter den Zulus", „Gerettet in höchster Not", „Der kleine Zeitungsträger", „Ein unerhörtes Kunstwerk", „Herstellung des Geldes".**

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck.** Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.,** für Oesterreich-Ungarn **60 Heller,** für die Schweiz **65 cts.**

Briefkasten.

Betrag für Heidenkinder aus Scheyern erhalten auf die Namen Johanna, Marianna, Viktoria, Antonius.

Fr. J. Betrag dankend erhalten.

Schweiz. Denjenigen Wohltätern, welche die Beträge in Marken einsenden, erlauben wir uns die ergebene Mitteilung, daß wir gern auch größere Marken von 25 ct. bis zu 3 Fr. annehmen, da mehr 10 ct. Marken eingehen als wir selbst verwenden können.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Weisenau, Blodelsheim, Frankenstein (Schl.), Geiselhöring, Rottweil, Bruchsal, Aschaffenburg, Weissenhorn, Wernarz, Melchingen, Heiden, Winden, Ahrweiler, Schaffhausen, Heimersheim, Königswinter, Unter-Maubach, Ruhrort Saar 5mal, Düren, Imgenbroich, Merenschwand, Gams, Künten, Inwil, Oberurnen, St. German.

Danksagungen

Dank dem hl. Josef und Antonius für Hilfe in körperl. Leiden, wo ärztliche Hilfe nichts half. Provinz Hannover. Inniger Dank dem hl. Antonius für plötzliche Hilfe in langer Bedrängnis. F. P. L. Dank der lb. Mutter Gottes und dem hl. Joseph für Genesung eines Kindes Dana, Sask, Kanada.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Waltrop i. W. (wichtige Geschäftsangelegenheit), Römerswil, Zürich, Uznach, Eisten, Gossau, Mels, Schwyz, Winterthur, Gretzenbach, Wetzikon, Eschenz, Baden Baar, Malters, Gommiswald, Wohlen, Mellikon, Luzern, Bisperterminen, Derendingen, Mols, Sempach, Tuggen, Altstätten, Mastrils, Bellinzona, Gonten. Ein ohrenleidender Priester. Schrobenhausen, Aufhausen, Motten. Eine Familie in schweren Anliegen i. W. Donaueschingen, Wernarz.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Eva Tuscher, Unterhaid. Fortunat Gritsch, Hochw., Straßen. Philomena Bahl, Tschagguns. Maria Hofer, Weiz. Frl. K. Zinnögger, Linz. Sr. P. Vinzenz Scheibl, Ord. Cap., Linz. Maria Harter und Theresia Rauscher, Feldbach. Johanna Gabis, Uttendorf. Anna Pajer, Preding. Kath. Guschlbauer und Theres Weingartner, Kematen (Krems). Theresia Dorrer, Virgen. Josef Caesar, Tattenitz. Anna Reisinger, Euratsfeld. Josef Badnar, Prag. Josefine Sautner, Straßgang. Schw. Engelharda Penetsdorfer und M. Lintrudis Berger, Linz. Gregor Krois, Budaörs. Hochw. Professor Friedrich Heger, Winn. Leopold Mayerhofer, Oswald b. Freistadt. Georg Hellwagner, Zell a. Pram. Elisabeth Heinrich, Bregenz. Johanna Getzinger, Ober-Grafendorf. Maria Noichl, Hall. Wenzel Kropatschek, Schwarzbach (Böhmen). Alois Pfajer, Graz. Johann Trösztер, Temesujfalu. Kardinal Dr. Ant. Gruscha, Wien. Josef Entlschweiger, Wörschach. Augusta Haring, Eggenberg-Graz. Josefine Matschek, Graz. Msgr. Franz X. Konrader, Diözesanpräses, Innsbruck. Dechant Walter, Wolfsberg. Ferdinand Walch, Hochw., Gauenstein. Herr Steinleitner, Gundendorf. Mathias Stoisser, Lebing. Josef Kiniger, Sextum. Theresia Tropper, Straden. Maria Reßler, Zeltschach. Maria Mayd, Friesach. Jakob Innerbichler, St. Joh.-Ahrn. Klara Enengl, St. Florian. Kaspar Schneider, Uttingen. Johannes und Theres Schmidt, Hettelberg. Maria Anna Schlipf, Lauchheim. P. Prior Guido Brox, Kloster Echt. Elisabetha Hohmann, Setzelbach. Kaspar Schneider, N. Fre[illegible]ska Niebler, Burglengenfeld. Florian Michaleck, Zottwitz. Josefa Arnold, Quilitz. Andreas Schech und Karolina Christ, Augsburg. Elise Dolf, Straßburg. Joh. Salbeck, Würzburg. Karl Wagner, Thierhaupten. Luzia Laudenbach, Kothen. Michael und Elisabeth Sittinger, Hörstein. Aurelius Bruglachner, Osterzhausen. Anna Weigl, Jahndorf. Theresia Wagner, Neufahrn. Hochw. Theodor Sgaslik, Sohrau. Ferdinand Graf, Rosalia Bauhofer, Kreszenz Bendele, Maria Breyer, Ellrezhofen. Heinrich Simons, Nütheim. Ww. Heinr. Götte, Oberhausen. Agnes Mayer, Steinfeld. Maria Kath. Willems, Aachen. Anna Pech, Nebelschütz. Adalbert Muth, Wernarz. Johann Bayer, Maisach. Marg. Reicher, Oedheim. Kunig. Zametzer, Kersbach. Kath. Mayer, Melchingen. Bernhard Raible, Ellwangen. Babette Seidenschwang, Rottenegg. Agnes Schenk, München. Frau Kath. Herr, Gengenbach. Theresia Ziegler, Ellwangen. Elisabeth Graßkamp, Liesborn. Franz Peter Sax, Koblenz-Lützel. Ww. Graf, Würselen. Wilhelm Schreckenberg, Uthweiler. Nikolaus Loch, Trier. Heinrich Böckenberg, Heiden. Heinrich Simons, Herzogenrath. Josef Richard, Ober-Valbert. Paul Jumpertz, Andernach. Anna Schneider, Darmstadt. Elisabeth und August Ahmann, Holthausen. Theresia Schmitz, Elsenborn. Frau Kuckelkorn, H. Gertz und Josef Steinhauer, Aachen. Herr Großrat Egli, Buttisholz. Elisabeth Blöchlinger, Uznach. A. Kath. Ulrich. Dominik Stump, Ibach. Clementine Estermann. Wil. Georg Cantieni, Fürstenaubruck. Maria J. Stutz-Gehrig. Br. Stefan Krucker, Einsiedeln. Anton Helfenstein, Neuenkirch. Andr. Anton Fäßler, Schwarzenegg. Othmar Schmid, Bütschwil. Anna Baumgartner, Flüelen. Theresia Schneider, Philadelphia, Pa. Maria Baumert, Austin, Texas. Mary Best, Waucoma, Iowa. Dorothea Beck, Albany, N.-Y. Elise Kaiser, Distelhausen. Agatha Gramlich, Hof Marstatt. Kaspar Döll, Frankenbrunn.

Georg Hellmagner, Bauerssohn von Habeckendobl. Der Verblichene, der schon lange nach Kräften die kath. Mission unterstützte, hatte schon die Erlaubnis erhalten, als Postulant in die Mariannhiller Mission einzutreten, als ihn ein tückisches Lungenleiden hinwegraffte. In der Kollegiatkirche zu Mariannhill wurde für den edlen Wohltäter, der auch auf dem Sterbebette der Mission mit einer größeren Spende gedachte, ein feierliches Requiem abgehalten. R. I. P.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 11.

Köln a. Rh.
November 1911.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Am Allerseelentag.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Wenn du noch eine Heimat hast.

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wandre, wandre ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
Fließt eine Träne nur um dich,
Spricht dir ein ein'ger Mund den Segen;

Ob du ein Bettler, du bist reich,
Ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
Gesunden wirst du allsogleich,
Hörst du das süße Wort: „Willkommen!"

Und ist verwelkt auch jede Spur,
Zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
Als grünberast ein Hügel nur
Von allem, was du einst verlassen:

O nirgends weint es sich so gut,
Wie weit dich deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das ehmals warm für dich geschlagen.

Albert Träger.

Missionsrede auf dem Katholikentage zu Mainz.

Rede des Hochw. Herrn P. Max Kassiepe O. M. J., gehalten auf dem Katholikentage zu Mainz über die kathol. Heidenmission der Gegenwart.

Groß und gewaltig ist mein Thema, wie der Auftrag selbst, den Christus der Kirche gegeben: Gehet hinaus und lehret alle Völker. Zu allen Zeiten sind die Boten der Kirche diesem Auftrag entsprechend unter die Völker hinausgegangen und heute wirken in den eigentlichen Heidenmissionen 13000 Priester, 5000 Brüder und über 19000 Schwestern. (Beifall.) Unsägliches muß diese Heldenschar körperlich und mehr noch geistig leiden für Christus und die unsterblichen Menschenseelen. Trotz des Schutzes europäischer Mächte sind allein im 19. Jahrhundert über 200 Missionare des Martyrertodes gestorben. O könnte ich hier vor Sie hinführen alle jene wahrhaft großen Männer und Frauen, deren opfervolles Wirken die moderne Welt oft stolz belächelt, von denen aber jeder einzelne für Kultur und Bildung vielleicht mehr bedeutet, als hundert unserer Tagesgötzen! Ein Bild stiller, erhabener Größe, ein Abglanz göttlichen Erbarmens würde hier vor Ihnen aufsteigen und besser als meine schwachen Worte würden diese abgehärmten und doch leuchtenden Züge, diese abgearbeiteten oder vom Fieber ausgemergelten Gestalten zu Ihnen reden, um Sie aufzufordern, sie auf dem reifenden Erntefelde nicht allein zu lassen, wo der Arbeiter längst zu wenig sind, sie zu unterstützen durch Gebet und Almosen.



Dr. Georg Heinrich Kirstein, Bischof von Mainz.

Sie würden Ihnen zurufen: Sie müssen helfen, heute mehr wie je, daß der wahre Glaube überall verbreitet wird. Sie können helfen, jeder nach seinen Kräften, nach Vermögen und Beruf.

Sie müssen helfen, das geht aus der Natur der göttlichen Heilsordnung hervor. Gott will, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen und selig werden; alle sind erlöst worden durch den Kreuzestod Christi. „Und es ist in keinem anderen Heil, denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel, den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden können." Gott will, wie es die Geschichte der Offenbarung beweist, nicht direkt an jeden einzelnen Menschen herantreten, um ihm das zum Heile notwendige Wissen mitzuteilen und ihm unmittelbar seine Gnadenhilfe zu spenden. Es liegt in dem Plane der Vorsehung, Menschen als Werkzeuge zur Errettung ihrer Mitmenschen zu gebrauchen. Darum hat Gott die Kirche gestiftet als eine menschliche Gesellschaft und ihr seine Wahrheit und die Verwaltung seiner Gnadenmittel für die ganze Menschheit anvertraut. Ihr hat der Heiland die Schlüssel des Himmelreiches übergeben; sie ist das Haus auf dem großen Berge, zu dem alle Völker wallen müssen.

Hat Gott es so gewollt, so muß auch allen Menschen Gelegenheit geboten werden, diese Kirche mit ihren Lehren und Gnadenmitteln kennen zu lernen. „Der Glaube kommt vom Hören", sagt Paulus, „wie können sie aber an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Und wie können sie hören, ohne jemand, der ihnen predigt? Und wie kann man predigen, wenn niemand gesandt wird?"

Deshalb hat der Heiland alle Menschen an seine Kirche verwiesen, indem er seinen Aposteln und in ihnen der ganzen Kirche sagte: „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich." Darum

hat er kurz vor seiner Himmelfahrt als göttliches Vermächtnis uns den Befehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!"

Dieser letzte Wille des Heilandes, dieser sein Missionsbefehl erstreckt sich auf alle Völker und hat für alle Zeiten, so lange es Seelen zu retten gibt, streng verpflichtende Kraft. Denn das Christentum sollte nicht die Nationalreligion einzelner Völker, die einer Rasse eigentümliche Form der Gottesverehrung sein; es sollte auch nicht die nur für eine bestimmte Entwicklungsstufe der Völker passende Religion verkörpern, die etwa bei fortschreitender Kultur durch eine neue Religion ersetzt werden könnte — nein, für die Völker aller Zonen, Farben und Sprachen und für alle Zeiten ist das Christentum der von Gott vorgeschriebene Weg, auf dem alle Seelen zu ihm, ihrem Ziele geführt werden sollen: Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.



Friedrich Graf Galen, Erbkämmerer,
Haus Assen, Westfalen,
Präsident des Mainzer Katholikentages.

Wohl ist es richtig, daß der sichtbare Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft nicht unersetzlich ist, daß derjenige, der aus unverschuldeter Unwissenheit ihr äußerlich fern bleibt, durch sein gutes, ernstes Verlangen nach der Wahrheit geistiger Weise zur Kirche gehört und gerettet werden kann.

Wenn man aber bedenkt, wie entschieden Christus den Gehorsam gegen die Kirche fordert; wenn man liest, mit welchem Nachdruck die hl. Väter und Kirchenlehrer den Grundsatz betonen: „Außer der Kirche gibt es kein Heil", wenn wir endlich erwägen, wie es uns selbst, trotz des Vollbesitzes der Wahrheit und der Gnadenmittel oft schwer wird, die Versuchungen zu überwinden, so haben wir allen Grund, um die Rettung derjenigen besorgt zu sein, denen alle diese Hilfsmittel fehlen, allen Grund, aus Eifer für die Ehre Gottes, für die doch auch jene Menschen geschaffen sind, — aus mitleidiger Liebe zu den Menschen, die sonst verloren sind, unsere Kräfte und unser Vermögen einzusetzen, damit sie gerettet werden. (Bravo.)



P. Kassiepe,
Provinzial der O. M. J.,
Bonifaziuskloster Hünfeld
bei Fulda.

Für die Ausbreitung des Glaubens und die Rettung der Seelen zu sorgen, ist Sache der Kirche, so tröstet sich vielleicht mancher. Aber wer ist die Kirche? Etwa nur Papst, Bischöfe und Priester? Keineswegs, sondern die ganze sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen unter ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, dem Papst und den mit ihm vereinigten Bischöfen. Sie alle tragen mit an der Missionspflicht.

Du mußt also als Katholik darnach streben, daß alle Menschen eingehen in die Kirche Christi, das heißt, du mußt das Missionswerk seiner Kirche unterstützen nach dem Maße deiner Kräfte. (Beif.)

Zu allen Zeiten hat diese Missionspflicht bestanden, aber ihre Erfüllung kann zu gewissen Zeiten, wo die Not des Heidentums größer, die Gelegenheit günstiger, die Ernte reifer ist, mehr zur Erfüllung drängen, als zu anderen Zeiten.

Ehe ich das für unsere Zeit nachweise, möchte ich der Frage begegnen, die ich in dem Herzen mancher meiner Zuhörer aufsteigen fühle: es gibt so viel geistige Not im eigenen Lande, muß diese nicht zuerst gehoben werden?

Verehrte Anwesende! Ich habe persönlich nicht das Glück, zur Schar der Heidenmissionäre zu gehören, wenn ich auch Mitglied einer Genossenschaft bin, die über 800 Missionare in den verschiedenen Weltteilen zählt, wenn ich auch das Missionarskreuz im Gürtel trage und jährlich eine Anzahl der mir unterstellten Patres und Brüder in die Länder meiner Sehnsucht senden darf: — mir selbst war es bis jetzt nicht vergönnt, unter den Heiden zu wirken. Ich bin einfacher Volks-Missionar und durchziehe als solcher mit meinen Brüdern die Städte und Dörfer unseres Vaterlandes. Daher darf ich heute wohl in gewissem Sinne als Unparteiischer und aus Erfahrung sprechen. Ja, meine Verehrten, ich habe die Not der Seelen im eigenen Lande gesehen und miterlebt in unseren großen Industriezentren, — ich habe die Not der Seelen gesehen in unseren Großstädten und ihrer Umgebung, wo Genußsucht und Vergnügungssucht einer ganz ins Irdische versunkenen Mehrheit das Häuflein der bisher treugebliebenen Katholiken immer mehr zu ergreifen drohen; ich habe viele Diasporagegenden missioniert und kennen gelernt: das Herz blutet dem Priester, wen er überall die Not der Seelen sieht.

Und doch spreche ich das Wort aus: wir dürfen die Heidenmissionen nicht vergessen (Beif.), mehr noch wie bisher müssen wir für die Heidenmission sorgen!

Gewiß sollen wir an erster Stelle der hartbedrängten Glaubensgenossen im eigenen Lande gedenken und keiner möge diese herrliche Versammlung verlassen, ohne sich selbst und seinem Gott das Gelöbnis abzulegen: Ich will nicht bloß ein Mitglied und gelegentlicher Wohltäter, sondern auch ein eifriger Apostel des Bonifatinsvereins sein. (Beifall.) Aber das schließt nicht das andere Gelöbnis aus, das ich Ihrem Herzen entlocken möchte, daß jeder von Ihnen nicht bloß Mitglied eines Missionsvereins, nicht bloß gelegentlicher Förderer irgend einer Mission sei, nein, daß er ein Apostel mit glühendem Herzen für die große Mission unter den Heiden werde.

Die Sorge für die heimatlichen Bedürfnisse schließt die Heidenmission nicht aus; unsere Arbeit im eigenen Lande soll erst durch sie gesegnet und von Gott befruchtet werden. Es ist eine große Kurzsichtigkeit, wenn manche für die Mission nichts tun wollen aus lauter Besorgnis, die Heimat möchte alsdann zu kurz kommen. „Solche Leute ignorieren," wie der Protestant Warneck sagt, „das Naturgesetz des rückwirkenden Segens, kraft dessen die Kirche zu jeder Zeit mehr von der Mission empfangen als für sie gegeben hat." (Bravo.) Alle Orden und Kongregationen, die sich mit Missionen beschäftigen, können bestätigen, daß in der Missionsarbeit das Geheimnis ihrer Fruchtbarkeit und ihres Fortschrittes in der Heimat liegt. Die heimatlichen Missionshäuser

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

leisten den oft überbürdeten Pfarrgeistlichen in der Seelsorge, durch Exerzitien und Missionen unberechenbare Dienste und schon oft wurde es uns von Bischöfen, Priestern und einsichtsvollen Laien bestätigt, daß solche Missionshäuser ein Segen für die ganze Umgebung, ja für die heimatliche Diözese seien. Dort, wo in Deutschland am meisten für die Missionen geopfert wird, fließen auch die Gaben für den Bonifatiusverein und für alle kirchlichen Bedürfnisse des Inlandes am reichsten. Hier steht auch das katholische Leben in der schönsten Blüte.

Und wie muß erst der bedrohte Glaube der Heimat gewinnen an Tiefe, Stärke und Innigkeit, wenn ihm in der Bekehrung der Heidenwelt die übernatürliche Kraft des Glaubens sichtbar wird! Wie viele unserer Gebildeten sind schwach und zaghaft im religiösen Leben geworden, weil sie das Vertrauen auf die regenerierende, welterobernde Kraft des Christentums eingebüßt haben. Würden sie Verstand und Herz erweitern für die Aufgaben der Weltmission, bald würde der Kleinmut schwinden; ihr Geistesblick würde klarer, umfassender und kühner, ihr Eintreten für die Sache Gottes mutiger und erfolgreicher sein. (Schluß folgt.)

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als die Kapuziner-Missionäre nur noch etwa eine Meile vom Hoflager entfernt waren, kam ihnen Zingha mit einem glänzenden Gefolge entgegen, warf sich dem Pater Antonio weinend zu Füßen und sprach mit lauter Stimme: „Diener des wahren Gottes, sei mir willkommen! Ich danke dir für die Bereitwilligkeit, daß du dich hieher bemüht hast, denn ich weiß, daß du mir den Segen Gottes wiederbringst, und den Frieden und die Ruhe meines Gewissens!"

Hierauf küßte sie das Kruzifix, welches der Missionär ihr darreichte, und führte die Mönche, sowie den Bevollmächtigten des Statthalters, der mit ihnen gekommen war, in ihr Lager, wo sie in Gegenwart des versammelten Volkes nochmals feierlich verkündete, daß sie sich mit den Portugiesen ausgesöhnt habe und zum christlichen Glauben zurückgekehrt sei. Daß es ihr mit dieser Erklärung ernst war, bewies sie dadurch, daß sie in ihrer Hauptstadt Cabazzo eine der allerseligsten Jungfrau geweihte Kirche erbauen und den Götzendienst in ihrem ganzen Reiche verbieten ließ.

Weil die alte Sitte der Vielweiberei der Annahme des Christentums und der Uebung wahrer Tugend noch immer als größtes Hindernis im Wege stand, vermählte sie sich, um ein gutes Beispiel zu geben, mit einem ihrer angesehensten Hofbeamten; doch erhielt dieser keinerlei Anteil an der Regierung, sondern war gleichsam nur der erste ihrer Untertanen.

Die Missionäre versäumten indes keine Gelegenheit, die Königin in ihren guten Vorsätzen zu bestärken, und dem gesamten Volk fleißig Unterricht zu geben. Jeden Morgen erklärten sie auf einem freien Platze den Katechismus; alle hatten den strengsten Befehl, dabei pünktlich zu erscheinen und die Vorträge anzuhören, welche geeignete Dolmetscher aus dem Portugiesischen in die Landessprache übersetzten. Am Schlusse wurden die Leute einzeln über das Gehörte abgefragt; und mit dieser Uebung wurde so lange fortgefahren, bis auch die Schwächsten den Gegenstand begriffen. Die Königin besuchte diese Versammlungen häufig und bemühte sich sogar manchmal persönlich, besonders schwierige Punkte in einer den Vorstellungen ihres Volkes entsprechenden Weise zu erklären; namentlich half sie gerne den Frauen und Mädchen nach. Am Abend besuchten alle die Kirche, wo in der Landessprache Litaneien und verschiedene Lieder gesungen wurden. Am Schlusse erteilte P. Antonio den hl. Segen.

Bald jedoch wurde die Kirche zu Cabazzo zu klein, um die Menge der Bekehrten zu fassen. Die Königin ließ daher in ihrer neuen Hauptstadt, welche sie zwei Stunden von der alten entfernt am Flusse Vamba angelegt hatte, auf einer gesunden, hochgelegenen Stelle zu Ehren der Mutter des Herrn eine neue große und schöne Kirche bauen, sowie ein geräumiges Haus zur Aufnahme der Missionäre. Die Bruchsteine wurden von den Eingeborenen auf den Schultern vom nahen Berge zum Bauplatz herbeigetragen, wobei Zingha und Bruder Ignatius, welcher den Bau leitete, mit gutem Beispiele vorangingen. Ohne die vielen Sklaven waren 17 000 Arbeiter mit dem Bau beschäftigt, sodaß die Kirche schon im nächsten Jahre vollendet war, und die Königin darin ihre erste hl. Kommunion empfangen konnte.

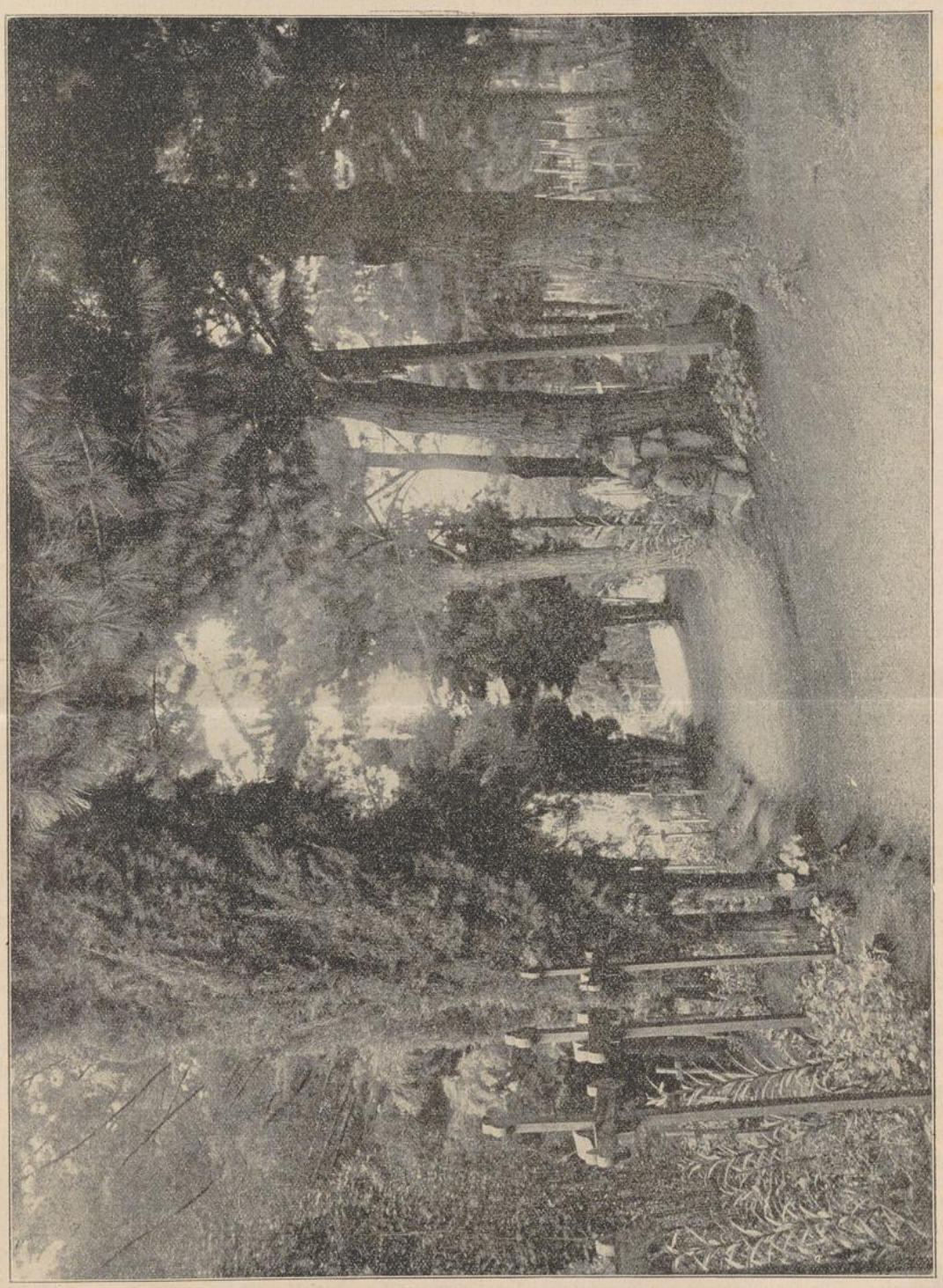
Um diese Zeit traf auch die Antwort auf ein Schreiben ein, das sie durch Missionäre nach Rom geschickt hatte. Sie empfing den Brief des hl. Vaters, Papst Alexander VII., der sie zur Beharrlichkeit ermahnte und ihr den apostolischen Segen erteilte, mit großer Rührung. Um ihrer Freude über die hohe Auszeichnung gebührenden Ausdruck zu geben, veranstaltete sie ein großes Fest, wobei sie den ganzen Hof glänzend bewirtete und unter das Volk Fleischspeisen und europäische Weine verteilen ließ.

Alle, welche die Königin vor ihrer Bekehrung gekannt haben, konnten nicht genug über die Macht der Gnade staunen, welche in kurzer Zeit eine so auffallende, geradezu wunderbare Veränderung an ihr bewirkte, daß man sie kaum mehr wieder erkannte. Als man ihr sagte, Müßiggang sei eine der Hauptursachen der Ausschweifungen des weiblichen Geschlechtes, erbat sie sich vom Statthalter zu Loanda einige Portugiesinnen und nahm sie gegen gute Bezahlung in ihre Dienste, um die Frauen am Hofe im Nähen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten zu unterrichten.

Damit entsagte aber Zingha keineswegs ihrer Vorliebe für das Kriegswesen, sondern hielt vielmehr, als Amazone gekleidet, von Zeit zu Zeit Heerschau, und befahl auch ihrer weiblichen Umgebung, sich fleißig im Pfeilschießen und Wurfspießwerfen zu üben, um im Augenblick der Gefahr die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen. Auch liebte sie noch immer Aufwand und Prunk und kleidete sich, obschon hoch bejahrt, mit großer Sorgfalt, wie in ihrer Jugend. Oft trug sie einen leichten, mit Federn gezierten Helm und hüllte sich in die kostbarsten europäischen Tücher und Brokate, oder auch in buntfarbige Stoffe, welche im Lande aus Baumwolle und Pflanzenfasern so kunstvoll gearbeitet waren, daß sie sich dem schönsten europäischen Atlas an die Seite stellen konnten. Gewöhnlich aber bestand ihr Anzug der Landessitte gemäß nur aus zwei Stücken Zeug, von denen das eine von der Hüfte bis zur Erde reichte, das andere aber gleich einem Mantel die Schultern bedeckte und sich vor der Brust kreuzte.

Wenn sie die Huldigung ihrer Untertanen entgegennahm, oder sich eine europäische Gesandtschaft vorstellen ließ, vertauschte sie den Helm mit einer Krone, legte ein Halsband von Gold, Diamanten und Perlen an, sowie nicht minder wertvolle Armspangen und Fußkettchen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Kirchhof in Czenstochau.

während sie als Szepter einen mit Samt umwundenen, mit silbernen Glöckchen besetzten Stab in der Hand hielt.

Die Lust an der Jagd, woran sie stets das größte Vergnügen gefunden, verlor sie selbst im hohen Alter nicht; denn sie ging von der Ueberzeugung aus, daß diese Uebung der Gesundheit überaus zuträglich sei, sowie eine Vorübung für den Krieg. Zu diesem aber müsse man in einem von Feinden umgebenen Staate stets gerüstet sein. Auch nach ihrer Bekehrung führte sie wiederholt Krieg mit übel gesinnten Nachbarn.

Ihre Umgebung war so zahlreich wie der Hofstaat eines großen europäischen Fürsten; aber nur Würden und Aemter bestimmten Vorrecht und Rang, nie die Geburt. Adel und Herkunft hatte bei ihr nicht den

geringsten Wert, sondern nur das Amt und die persönliche Tüchtigkeit. Zu ihrer besonderen Bedienung hatte sie 300 Frauen; je zehn derselben trennten sich keinen Augenblick von ihrer Person und wurden nach zehn Tagen von einer anderen Gruppe abgelöst.

Zingha speiste, wenn nicht gerade Unwohlsein sie verhinderte, stets öffentlich unter der Vorhalle ihrer Wohnung, wo auch alle Vorstellungen stattfanden. Nachdem man den Fußboden mit einem großen Teppich oder einer Matte bedeckt und darüber ein Tischtuch von europäischer Leinwand oder inländischem Fasergewebe ausgebreitet hatte, setzte sie sich auf ein Kissen, nahm, ohne sich eines Messers oder einer Gabel zu bedienen, aus den aufgetragenen irdenen Schüsseln die Fleischstücke und zerriß und verzehrte dieselben.

Aß sie bei der Anwesenheit angesehener Fremden nach europäischer Art, so stand ein Tisch vor ihr, sie selbst saß auf einem Stuhle oder bei besonders feierlichen Anlässen auf einem Throne. Das Geschirr war aus Gold und Silber, und ein besonderer Hofstaat bediente sie. Dies geschah aber nur selten, denn sie tat sich nicht gerne Zwang an.

Während ihres gewöhnlichen Mahles sprach sie mit ihren Frauen und den sie umgebenden Beamten und warf ihnen zeitweilig ein Stück Fleisch zu, das diese ehrfurchtsvoll auffingen und sogleich mit Gier verschlangen.

Pater Cavazzi war einmal zugegen, als man ihr mehr als 80 Gerichte auftrug; neben andern sehr feinen Speisen kamen auch kleine Eidechsen, Heuschrecken, Grillen und mit Haut und Haar gebratene Mäuse. Die Königin, deren Aufmerksamkeit nichts entging, bemerkte, daß der Missionär über die sonderbaren Gerichte lächelte und drang deshalb an ihn, auch wacker mitzutun oder wenigstens eines der feinen Mäuschen zu verkosten. Als P. Cavazzi dies dankend ablehnte, meinte sie mitleidig: „Die Europäer wissen gar nicht, was lecker ist."

So oft sie trank, schlugen alle Anwesenden in die Hände und schnalzten mit den Fingern; einer der ersten Hofbeamten aber berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die große Zehe ihres linken Fußes, um damit anzudeuten, es sei der Wunsch all ihrer Untertanen, daß ihr Speis und Trank wohlbekomme und sie mit Kraft durchdringe vom Kopfe bis zur Zehe.

Ihr Feldherr Ginga Mona, der Gemahl ihrer Schwester, sammelte zu ihren Füßen liegend sorgfältig die Knochen und Gräten, die sie von sich warf, nagte sie zunächst sorgfältig ab und verscharrte sie dann in der Erde, damit nicht etwa ein Böswilliger sie als Zaubermittel gegen die Königin gebrauchen könnte. Nach der Mahlzeit verteilte sie die Ueberreste unter ihre Höflinge; denn die Speisen waren stets in solcher Fülle vorhanden, daß sie hinreichten, eine Menge von Leuten zu sättigen.

Nach ihrer Rückkehr zum Christentum zeigte Zingha gegen ihre Untertanen, zumal gegen die Bewohner der Hauptstadt große Milde und befahl auch ihren Beamten, mit Schonung zu verfahren, allein Geiz und angeborene Grausamkeit vereitelten oft ihre gute Absicht, obschon sie nicht selten solchen Ungehorsam mit Nachdruck bestrafte. Die Handhabung der Gerechtigkeit lag ihr überhaupt sehr am Herzen und wichtige Fälle mußten ihr stets zur persönlichen Entscheidung vorgelegt werden.

Aeußerst strenge verfuhr sie gegen die hartnäckigen Anhänger und Verteidiger der alten heidnischen Gebräuche, und ihre Verordnungen wider den Götzendienst wurden genau durchgeführt. Die gesamte Bevölkerung des Ortes, wo sie sich gerade aufhielt, mußte sich jeden Abend bei der Vorhalle ihrer Wohnung versammeln, um ihren mütterlichen Segen zu empfangen. Ueberall sah man das Zeichen des Kreuzes auf den öffentlichen Plätzen, sowie auf den Häusern und den Fahnen des Heeres, und jeder Vorübergehende bezeugte ihm die gebührende Verehrung. Die Trompeten, welche früher nur im Schlachtgewühle geschmettert hatten, riefen jetzt die Andächtigen zur Kirche, und die musikalischen Instrumente, nach deren Klang man früher wilde Tänze aufgeführt, dienten fortan zur Begleitung erhebender Kirchengesänge.

Im September 1663 erkrankte Zingha. Das Uebel, eine gefährliche Halsentzündung, nahm schnell zu, sodaß sie selbst in der Ahnung ihrer baldigen Auflösung ihren Seelsorger, den P. Cavazzi, der gerade abwesend war, schleunigst herbeirufen ließ. Sie beichtete noch einmal, empfing die letzte Oelung und starb, ein großes Kruzifix in den Armen, ohne Todeskampf am 17. Dezember. Sie hatte ein Alter von 81 Jahren erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Missionsnachrichten.

Am hochheiligen Fronleichnamsfeste bot Mariannhill wieder all seine Kräfte auf, dem eucharistischen Gotte einen möglichst würdigen Triumphzug zu bereiten. Am Herz Jesu-Feste aber war das feierliche Hochamt in der dem hl. Joseph geweihten Missionskirche. Daran reihte sich eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten, das vom Hochwürdigsten Pater Abt getragen wurde.

Dabei ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Gerade als sich die Prozession in der Richtung nach Pinetown zu bewegte, kam ein Automobil in schnellem Lauf herangesaust. Darin saßen der deutsche Vizekonsul, ein Pastor aus Kapstadt und der Sohn des Pastors aus Neu-Deutschland. Als nach der religiösen Feier der Fremdenführer dem Herrn Konsul und seinen Begleitern sein lebhaftes Bedauern aussprach, daß an diesem Tage (weil Festtag) die Werkstätten geschlossen seien und daher ein großer Teil des Klosters nicht besichtigt werden könne, erklärten die Herren, sie seien reichlich entschädigt durch die kirchliche Feier, die sich in so würdiger Pracht vor ihren Augen entfaltet hätte. Auch im weiteren Verlaufe des Gespräches zeigte der Herr Pastor ein reges Interesse für unsere Mission. Er ist ein Deutscher aus Hannover, ein sehr gebildeter Mann und hat ohne Zweifel einen guten Eindruck mit sich nach Hause genommen.

Am Feste der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, der besonderen Schutzpatrone der Mariannhiller Mission, empfingen fünf Postulanten das religiöse Kleid. Dem Berufe nach ist einer von ihnen ein Sattler, einer Buchbinder, die übrigen sind Feldbrüder. Am gleichen Tage machte ein Chorist (Fr. Ludwig) Gelübde auf drei Jahre, während sechs Brüdernovizen solche unseren Konstitutionen gemäß auf fünf Jahre ablegten.

Hoher Besuch. — Der hochwürdigste resignierte Herr Bischof O'Neil von Mauritius beehrte unser Kloster mit einem kurzen Besuch. Er gehört der Benediktiner-Kongregation in England an, ja war sogar der Generalobere derselben, bevor er auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde. Aus Europa kommend traf der Bischof in Begleitung des Ehrw. Vaters am 30. ult. in Mariannhill ein, und beide mit P. Zellerarius begaben sich in den Schwestern-Konvent, wo für die Gäste ein Lunch bereit stand. Unser hoher Gast besichtigte hernach die Mädchenschulen und die Arbeiten der Kinder. Erst gegen Abend kam er in unser Kloster.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

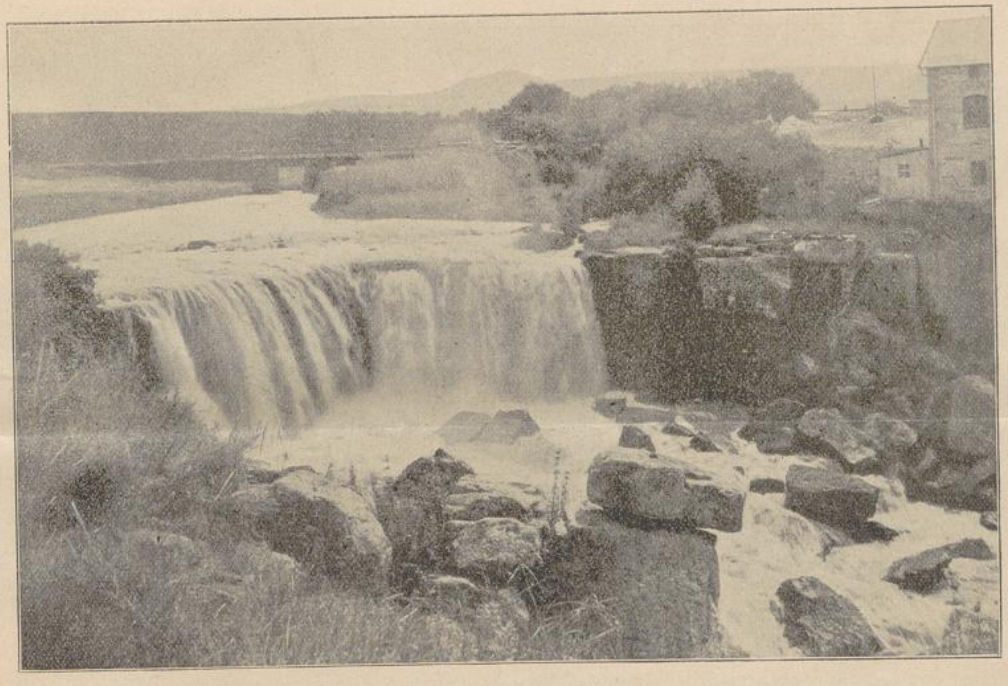
Am nächsten Morgen nach dem Frühstück machte der Bischof mit dem Fremdenführer einen mehrstündigen Rundgang in den regulären Orten und in den Werkstätten. Im Bauamt und im photographischen Atelier verweilte er lange Zeit und konnte das große Werk nicht genug bewundern, das wir mit Gottes Hilfe hier zustande gebracht.

Er verblieb noch einige Tage in Durban als Gast unseres Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delalle, bevor er seine Weiterreise nach Mauritius antrat. Der Hochwürdigste Herr ist schon 70 Jahre alt und wollte seinen Lebensabend bei seinen Mitbrüdern in der Heimat beschließen, aber die Aerzte haben ihm geraten, nach Mauritius zurückzukehren, da das dortige Klima seiner Gesundheit besser zusage.

cher, die noch nicht gefirmt sind, besonders Burschen, befindet sich leider in Johannisburg und anderwärts in Arbeit.

Es war ein Tag des Segens für unsere Station, es waren Stunden des Glückes kindlicher Herzen, es war ein trautes Familienfest, ein liebender Vater inmitten liebender Kinder. Jeder hatte getan und tat, was er konnte, um den hohen Gast zu ehren, und tat es mit voller Freude des Herzens, und der Hochwürdigste Herr seinerseits zeigte allen gegenüber eine Leutseligkeit und eine so echte Vaterliebe, daß er sich die Herzen wie im Sturme gewann.

Als er bereits am 2. Juni von uns schied, da füllte sich gar manches Auge mit Tränen, ja einige Kinder



Pelela-Wasserfall bei Reichenau.

Hardenberg. — Bei der bischöflichen Visitation konnten wir dem hochwürdigsten Herrn, obschon von seinem Besuche überrascht, 70 Firmlinge präsentieren, und am Weißen Sonntag freuten wir uns über unsere 50 Erstkommunikanten.

Mariazell. — Am hl. Pfingstfeste gingen hier 65 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes zur ersten hl. Kommunion. Sie hatten sich alle durch heilige Exerzitien auf die würdige Feier dieses Tages vorbereitet, und die Zeremonie verlief in schönster Ordnung.

Am gleichen Tage führte ich auch die Herz Jesu-Bruderschaft ein. Schon lange hatte ich darauf hingearbeitet, und bis jetzt ließen sich 119 Personen in dieselbe aufnehmen. Möge das heiligste Herz Jesu weiter helfen!

P. Canisius.

Oetting. — Der Hochwürdigste Herr Bischof kam hier am 31. Mai an, um die reguläre Visite vorzunehmen und das heilige Sakrament der Firmung zu spenden.

Die Feier fand statt am folgenden Tage. Der Zahl der Firmlinge betrug 37. Eine ziemliche Anzahl solweinten heftig. So lange wir ihm nachblicken konnten, winkte der hohe Herr noch zum Abschied. Die Kinder begleiteten ihn eine Strecke, und die ganze Familie, Brüder, Schwestern und Kinder, schauten so lange nach, bis der Wagen an der Höhe des Hlokoziberges angelangt, den Blicken der Zurückgebliebenen entschwand. Der Gedanke, der sich bei solchen Anlässen unwillkürlich im Herzen regt, ist: Ja, es gibt einen Himmel; harren wir also aus, der Himmel, wo man immer und ewig einander liebt, wo man in ungestörtem Frieden und Eintracht lebt, ist es wohl wert.

Möchte noch zum Schluß erwähnen, daß unser alter, guter Br. Hilarion, der schon seine 85 Jahre zählt und sich gegen derartig ungewohnte Dinge arg sträubt, sozusagen gezwungen wurde, mit den anderen am bischöflichen Tische zu speisen. Gleichfalls verdient besondere Erwähnung Simon, der kleinste Wicht unserer Schule, zugleich der Jüngste der Firmlinge, der abends in der Schule ein ganz kleines, englisches Gedicht, von der Lehrerin verfaßt, hersagte, und seine Sache so gut machte, daß er lauten Beifall erntete, und stürmische Heiterkeit erregte. Endlich sage ich besten Dank meinem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lieben Confrater, P. Florian, der bereitwillig gekommen war, um bei der Feier auszuhelfen.

P. Maurus.

Ein Ausflug nach „St. Hugo".

Von Schw. Amata Wörmer, C. P. S.

Citeaux. — Jüngst machten wir mit unsern Schulkindern einen Ausflug nach „St. Hugo" oder Lurane, wie es von den hiesigen Kaffern genannt wird. Diese kleine Außenstation liegt auf der Farm eines Engländers und ist etwa fünf Wegstunden von Citeaux entfernt. Wir wollten am gleichen Tage wieder zurückkommen, und da hieß es, schon morgens um 4 Uhr marschbereit dastehen. Die Schwarzen sind sonst keine Freunde vom Frühaufstehen, doch an jenem Morgen brauchte keines unserer Kinder geweckt zu werden; sie waren längst vor der festgesetzten Stunde zum „Ausflug" bereit.

Frühstück gab's keines, denn zu solch ungewohnter Stunde frühstücken, kennt der Kaffer gar nicht. Dagegen wurden für den Mittagstisch in St. Hugo reingewaschene Tücher mit Maiskörnern gefüllt. Unser P. Missionar machte den Führer und Wegweiser; es war noch dunkel, als wir aufbrachen, und ein schwerer Nebel lag auf allen Hügeln und Tälern. Da hieß es auf den schmalen, mit großen Steinen bedeckten Kaffernpfaden mit Vorsicht marschieren, und trotzdem gab es noch manch' unfreiwilligen Kniefall. Ueberhaupt ist das ganze Gebäude rings um unsere Missionsstation Citeaux überaus steil und unzugänglich, so daß der Reiter genötigt ist, die Hälfte des Weges sein Rößlein am Zügel nachzuziehen. Wir dachten dabei unwillkürlich an die Strapazen des Missionars, der solche Wege Tag für Tag und bei schlechtestem Wetter zu passieren hat. Hatten wir mühsam einen Hügel erstiegen, dann ging es sicherlich auf der anderen Seite ebenso steil in eine tiefe, dunkle Schlucht hinab.

Etwa anderthalb Stunden mochten wir auf dem Wege sein, als es zu tagen begann. Der Himmel machte anfangs ein düsteres Gesicht; wir fürchteten schon, es möchte Regen kommen, doch hellte sich später das Wetter wieder auf. So oft wir zu einem Kraale kamen, intonierten unsere Kinder ein frisches, munteres Lied. Neugierig tauchten dann vor jeder Hütte eine Menge schwarzer Gestalten auf, sie sahen uns erstaunt in langer Linie des Weges kommen, fragten nach dem „Woher und Wohin" und wünschten uns eine glückliche Reise. Unser P. Missionär unterließ es nicht, ihnen auch einige ernste Worte zu sagen und sie zum Besuche der Katechese und des sonntäglichen Gottesdienstes einzuladen. Besonders kräftig redete er beim Kraale eines kaffrischen Häuptlings, auf dessen Gebiete er gerne eine Tagesschule errichten möchte. Bisher war die Aussicht hiefür allerdings gering, doch wir geben die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht auf.



Schule in Bluebank bei unserer Missionsstation „St. Joseph".

Gegen 9 Uhr vormittags kamen wir in „St. Hugo" an. Unser erster Besuch galt der Missionskapelle. Welch' eine Armut fanden wir hier! Sie ist aus Lehm und Flechtwerk aufgeführt und mit Stroh gedeckt, doch Wind und Wetter drangen durch alle Ritzen und Löcher herein. Dem armseligen Aeußern entsprach das Innere. Da gab's fürwahr nichts Feines, Kunstvolles oder Ueberflüssiges. Der ganze Altarschmuck bestand aus einem einfachen Kruzifix, zwei hölzernen Leuchtern und zwei Blechbüchsen, die als Blumenvasen dienten. In der Sakristei fand ich eine alte Kiste als Paramentenschrank. — Eine größere Armut ist doch kaum mehr denkbar. Und dennoch gab es etwas recht Schönes und Anziehendes in dem armen Missionskirchlein: ich meine die schwarzen Gläubigen, die von allen Seiten herbeikamen und mit erbaulichster Andacht dem Gottesdienst beiwohnten. Zuerst war Predigt, dann heilige Messe, und endlich eine Katechese für die Täuflinge und die Erstkommunikanten. O wie freuten sich darob die guten Leutchen. Sie glaubten, sie hätten heute den reinsten „Festtag", denn bei der weiten Entfernung von der nächsten Missionsstation und dem Mangel an Priestern ist es sogar an Sonntagen nur ausnahmsweise möglich, dort Gottesdienst zu halten. Freudestrahlend verließen

sie die Kapelle; sie fühlten sich innerlich ganz erquickt und wunderbar gestärkt, denn sie hatten endlich wieder einmal eine heilige Messe gehabt und aus Priesters Mund das Wort Gottes gehört.

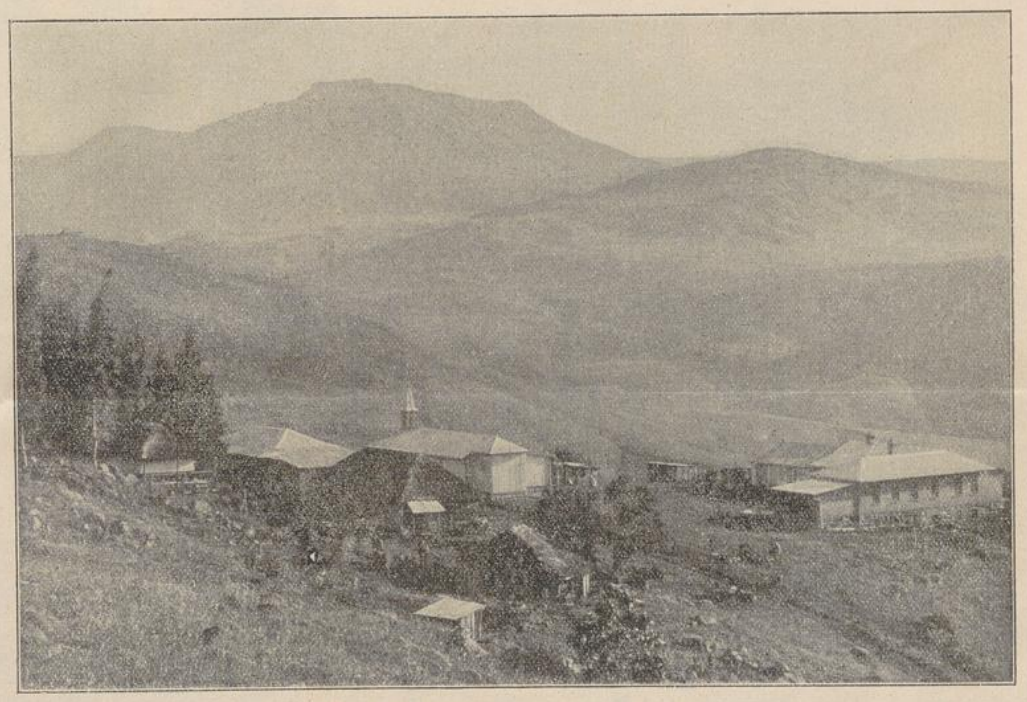
Nun galt es aber auch für die leiblichen Bedürfnisse zu sorgen. Es war ziemlich viel Volk beisammen, denn auch die Schulkinder von Kevelaer waren da und viele schwarze Christen und Katechumenen aus der ganzen weiten Umgebung. Das leckere Mahl, welches aus Bohnen und Kürbisbrei bestand, wurde unter Gottes freiem Himmel eingenommen, dann folgten für die Kinder noch einige muntere Spiele. Doch allzulange durften wir nicht verweilen, denn wir hatten einen weiten Weg nach Hause. Uebrigens machten wir es wie die heiligen drei Könige und kehrten auf einem anderen Wege in die Heimat zurück. Dabei kamen wir an einer protestantischen Schule vorbei, die aber schon geschlossen war. Rings um dieselbe lagen, gleichsam ein trautes Dörfchen bildend, mehrere Kraals und einige nach europäischer Art erbaute Lehmhütten. Muntere Lieder singend, zogen unsere Kinder daran vorbei und wurden nicht wenig von den zahlreichen Insassen angestaunt und bewundert. Doch zu längerer Rast war keine Zeit; mutig marschierten unsere Kinder bergauf und bergab, bis wir endlich gegen 8 Uhr abends müde und Ruhe bedürftig wieder in unserm lieben Citeaux anlangten.

Dürfen wir es zum Schlusse wagen, noch eine Bitte für das arme „St. Hugo" beizufügen. Wie willkommen wären da einige bessere Paramente für die Kapelle, oder einige Kleidungsstücke für die Kinder. Unsern Christen in Citeaux aber könnte man mit nichts eine größere Freude machen, als mit einer Weihnachtskrippe. Ich denke, daß diese Zeilen im Vergißmeinnicht in der November- oder Dezembernummer veröffentlicht werden, und da pflegt ja alles darauf bedacht zu sein, die lieben Kleinen mit einer Weihnachtsgabe zu erfreuen. Allerdings bestände bei der weiten Entfernung wenig Hoffnung, daß wir es noch rechtzeitig erhielten, allein wir könnten die Krippe auch am kommenden Weihnachtsfeste aufstellen, und die Paramente und Kleidungsstücke wären uns nicht minder willkommen, wenn sie statt des Christkindes das „Osterhäschen" brächte. Für jede, auch die kleinste Gabe, sagen wir zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!"

Ein taubstummes Kaffernmädchen.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Ich habe jüngst unsern Lesern von der schönen Volksmission in Czenstochau erzählt und der allgemeinen Freude, welche dieselbe unter unsern schwarzen Christen hervorrief. Ja, die Freude war groß, nur Eine teilte



Unsere Missionsstation Citeaux in Südafrika

dieselbe nicht: Scholastika, das arme, taubstumme Kaffernmädchen.

Scholastika wohnt seit Jahren bei uns, kann aber, weil taub und stumm, weder beichten noch kommunizieren. Sie hatte auch an der genannten Volksmission nicht teilnehmen können; und wenn sie dabei auch manchmal in die Kirche ging, so verstand sie von den schönen Vorträgen doch kein Wort. Wohl erkannte das arme Mädchen, daß es sich um große Dinge handelte, und daß die Herzen aller Anwesenden reich begnadigt wurden, doch sie selbst sah sich von all dem ausgeschlossen. Begreiflich, daß sich tiefe Schwermut in ihre Seele schlich; sie zog sich zuletzt in eine Ecke des Häuschens von „Nazareth", worin sie seit Jahren als Schützling und Dienerin unserer Schwester Philippine wohnt, zurück und weinte still vor sich hin, denn ihr Gebrechen fiel ihr in diesen Tagen doppelt schwer.

Scholastika ist von Natur reich talentiert und auch religiös beanlagt. Oft sieht man sie mit schön gefalteten Händen in der Kirche knien. Was sie dabei dem lieben

Heiland sagt, weiß ich nicht; jedenfalls klagt sie ihm ihr großes Leid.

Hätte Schwester Philippine ein passendes Buch mit einer kurzen Anleitung zum Unterricht für Taubstumme, so würde sie sich gewiß gerne der Mühe unterziehen, dieses arme Mädchen zu unterrichten. Wer von unsern Lesern ist geneigt, hier helfend einzugreifen?

Brave Kinder sind Engeln gleich, Ihrer ist wahrlich das Himmelreich!

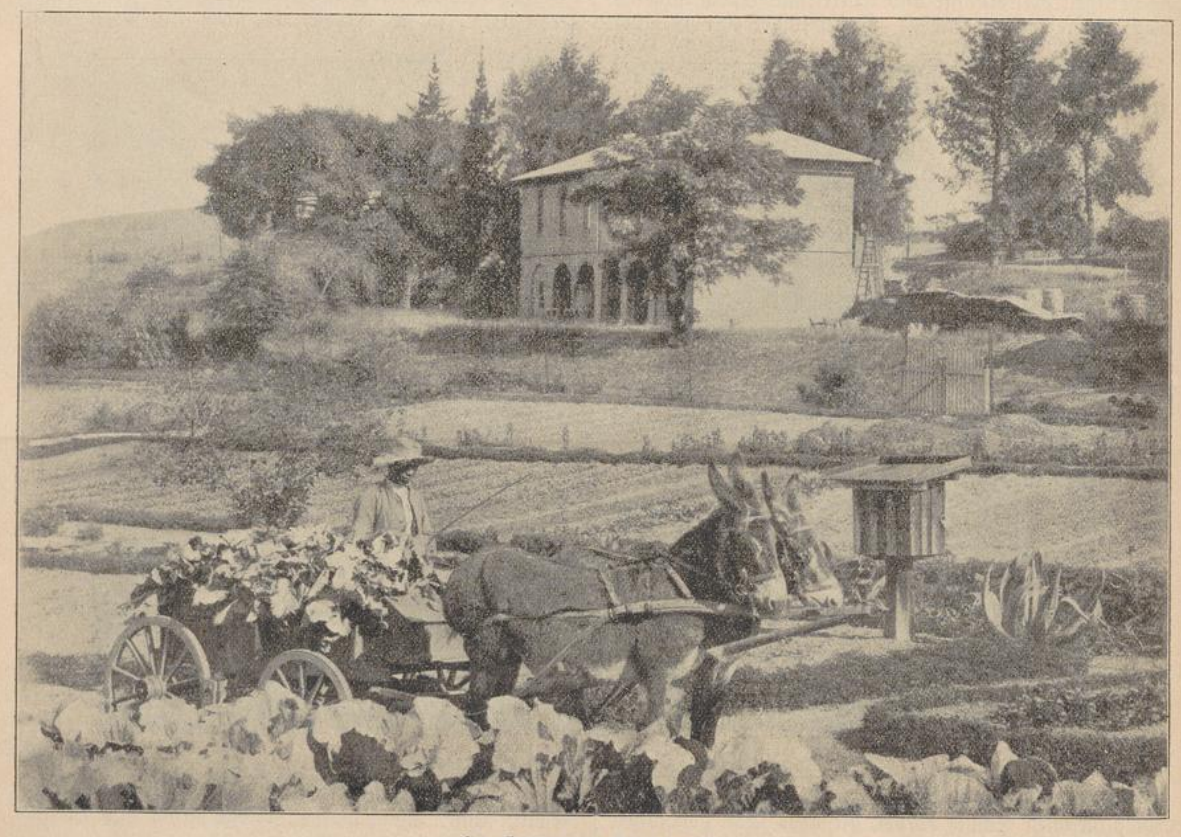
Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Unter Kindern ist mir wohl, ich weiß kaum, wie ich's sagen soll! Weshalb auch nicht? Gibt es denn etwas Schöneres, als so ein paar leuchtende, klare Kinderaugen, so rein und frisch wie ein sprudelnder Bergquell, und so offen und wahr wie ein Spiegel?

Ich hab' die Kinder immer recht lieb gehabt; und sie, die Kinder, merken sofort, wer Herz und Liebe für sie hat und erwidern dies mit treuer, ungekünstelter Gegenliebe. Ich habe das schon oft bemerkt, selbst die Kleinsten, welche nach Kafferngebrauch von der Mutter auf dem Rücken getragen werden, strecken mir die runden, schwarzbraunen Aermchen entgegen. Wovon das Herz voll, davon spricht man auch gern, und somit will ich heute den geehrten Lesern und Leserinnen des „Vergißmeinnicht" wieder etwas von meinen lieben Kleinen erzählen.

Es ist, da ich dieses schreibe, November, und ich hatte den Kindern beim Unterrichte schon viel vom kommenden Christkindlein erzählt, und dabei jedesmal bemerkt, wie sehr sich die Kleinen auf das schöne, hochheilige Weihnachtsfest freuten. Ja, auch die schwarzen Kinder kennen und lieben das Jesukind und seine jungfräuliche Mutter.

Eines Tages sah ich vom Fenster unseres kleinen Zimmers aus, wie in der freien Zeit eine Kindergruppe in eifrigem Gespräche beieinander stand und sinnenden Auges zu einem Bildstöckchen aufblickte, in dem sich ein treues Abbild unserer lieben Frau von Kirchental befindet. Sie standen eine Weile mit gefalteten Händen davor und sahen sich dann um, wie um sich zu versichern, ob das Feld auch rein sei, und sie es wagen dürften, ihren Plan auszuführen. Als sie niemand sahen, ver-



Im Garten von Mariannhill.

suchte eines der größten von ihnen, die neunjährige Franziska, zu dem Bildstöckchen emporzuklettern, was ihr aber nicht gelang. Sie holte daher flugs ein hohes Bänkchen herbei und stieg hinauf. Jetzt sah ich, wie das gute Kind gar andächtig das Bild der hehren Himmelsmutter küßte. Das Jesukind aber, das Maria auf dem Arme trug, und das ein Täubchen in der Hand hatte, küßte sie dreimal. — Während dessen standen drei andere kleine Mägdlein vor dem Bildstöckchen und begleiteten ihr frommes Tun mit Aug' und Herz.

Doch damit war die Sache noch nicht abgetan. Denn Franziska nahm nun ihr kleines, sieben Monate altes Brüderchen, das sie auf den Rücken gebunden trug, vorsichtig in die Arme und hielt es mühsam hoch empor, damit auch sein kleiner Mund das liebe Jesukind und seine hl. Mutter küssen könne. Mir wurde dabei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ordentlich bange, indem ich verstohlen zusah, denn das Bänklein war hoch, und Franziska stand in großer Gefahr, samt dem Brüderchen im Arm herunterzufallen. Doch Kinder haben einen Schutzengel und schließlich ging alles gut. Jetzt kamen auch die anderen Mädchen an die Reihe. Zuerst half man der siebenjährigen Seraphina, dann der um ein Jahr älteren Euphrosine aufs Bänkchen, und jede küßte die Muttergottes einmal, das liebe Jesukind aber dreimal auf den Mund. Die kaum sechsjährige Ludovika wurde zwar auch aufs Bänklein gehoben, allein sie reichte noch immer nicht zum Bilde hinauf und mußte sich daher damit begnügen, dem Jesukind ein Kußhändchen zuzuwerfen. Nachdem dies geschehen, gingen sie hochbefriedigt von dannen und spielten mit Steinchen im grünen Rasen.

Die kleinste und jüngste meiner Dorfschülerinnen ist die noch nicht sechs Jahre alte Domitilla. Das Kind ist ungemein klug und lebhaft und voll treuer Anhänglichkeit an seine Lehrerinnen; sonst aber ist es ein bedauernswertes Geschöpfchen. Den Vater kennt sie gar nicht, und die Mutter nimmt sich des Kindes nicht an, sodaß es Obhut und Pflege bei der Großmutter suchen muß.

Neulich hatte Domitilla ausnahmsweise ein sehr betrübtes Gesichtchen aufgesetzt und saß ganz stille und einsam in einem Winkel des Hofes da. Voll Mitleid fragte ich sie, was ihr denn fehle? Da gab sie mir zur Antwort: „Ich bin nicht krank, aber mein inhliziyo ist ubuhlungu (mein Herz ist betrübt). Die andern Kinder dürfen jetzt bald ihre erste hl. Beichte ablegen, ich aber nicht. Man sagt, ich sei noch zu klein und habe keine Sünden." — „Wie, hast du schon Sünden?" fragte ich die Kleine. — „Ja," entgegnete sie treuherzig, „ich habe drei große Sünden." Sie blickte sich um, ob niemand in der Nähe sei, und begann dann gleich ihre Beichte: „Ich habe einmal ein häßliches Wort gesagt und geschimpft, auch habe ich gelogen und genascht. O wenn ich nur bald sterben könnte! Die Leute sagen immer, es werde nichts Gutes aus mir werden, und die Großmutter sagt es auch. Erst gestern habe ich es wieder sagen hören, und ich hatte doch gar nichts Böses getan. Du hast in der Schule gesagt, brave, unschuldige Kinder kommen, wenn sie sterben, zu den Engeln in den Himmel; d'rum wäre ich froh, wenn ich jetzt schon sterben könnte, bevor ich, wie die Leute sagen, ganz bös werde."

Ich tröstete natürlich die kleine Domitilla, ermahnte sie zu willigem Gehorsam und fleißigem Gebet und sagte, daß sie ebenfalls beichten dürfe, sobald sie hinreichend unterrichtet sei. Das gab ihr neuen Mut und bald spielte sie wieder vergnügt mit den übrigen Kindern.

„Meine Wege sind nicht eure Wege."

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Oetting, am 26. Juni 1911. — Komme soeben von einem Krankenbesuche zurück. Mein Weg führte über den Hlokoziberg, an dessen Fuß unsere Missionsstation gelegen ist. Droben auf der Höhe schaute ich nochmals um nach den hinter mir liegenden Ingeli- und Drakensbergen, deren schneebedeckte Gipfel in weiter Ferne sich zum Himmel erheben. Dann werfe ich einen Blick nach vorwärts und erblicke da einen langen blauen Streifen: den Indischen Ozean. Es geht ein starker Wind, und ich sehe trotz der großen Entfernung auf blauem Grund die am Felsenufer sich brechenden, weißglänzenden Wogen. Die Meeresbrandung dringt zwar nicht an mein Ohr, allein ich kann mir lebhaft vorstellen, welch' ein Brausen und Tosen da drüben herrschen mag, wenn schon hier auf dem Hlokoziberg der Wind es fast unmöglich macht, sich einem andern verständlich zu machen. Wie groß, wie schön und prächtig ist doch Gottes Welt!

Das Ganze weckt neue Bilder in der betrachtenden Seele. Die weißen Bergesgipfel dort oben, die trotz Wind und Sturm unbewegt, in ruhiger Majestät zum Himmel weisen, sind sie nicht ein Symbol der Unschuld, des reinen, ruhigen Gewissens? Das tosende, vom



Die jüngsten Enkel des Kaisers, Erzherzogin Mathilde und Erzherzog Clemens, gratulieren — in der Tracht des Salzkammergutes — zum Geburtstage.

Sturm durchwühlte, nimmer rastende Meer dagegen, ist es nicht ein Bild einer von bösen Leidenschaften hin- und hergeworfenen Seele, oder auch des irdischen Lebens überhaupt, das ja für Gute und Böse der Stürme so manche in sich schließt? Ja, es gibt der Stürme gar viele im menschlichen Leben, aber auch einen Felsengrund, auf den der gläubige Christ sich stützen kann.

Kämpfe und Stürme gibt's auch im Leben eines Missionärs. Ich denke da namentlich an die Schule, die jedem Priester und Missionär ganz besonders am Herzen liegt; ist sie doch in der Regel sein Trost, seine Herzensfreude und seine beste Hoffnung für die Zukunft. Begreiflich daher, daß er alles tut, was nur immer in seinen Kräften steht, um einerseits den Eltern Vertrauen zur Missionsschule einzuflößen, und anderseits den Kindern den Aufenthalt daselbst möglichst interessant, nützlich und lehrreich zu machen.

Zuweilen geht alles gut, doch plötzlich, oft ehe man sich's versieht, erhebt sich ein Sturm. So einen Sturm nenne ich z. B. die Erkrankung eines Schulkindes. In der Tagesschule pflegt dies allerdings ziemlich harmlos zu verlaufen; das kranke Kind bleibt einfach zu Haus, damit ist für uns die Sache erledigt. Anders in der Kostschule, denn da müssen wir selbst für eine angemessene Pflege des Kindes Sorge tragen. Wohl sind im allgemeinen die Eltern, falls sie nicht allzu weit entfernt wohnen, gerne bereit, ihr krankes Kind heimzunehmen, ja manche sind darauf ganz versessen. Das Kind muß heim um jeden Preis, es muß in ihrer Nähe sein und nach einheimischer Art kuriert werden! Selbstverständlich können wir aber auf so ein Ansinnen nicht immer eingehen. Da könnte schließlich bei jedem Unwohlsein das Kind nach Hause geholt werden und Woche um Woche, ganz ohne Grund, von der Schule wegbleiben. Anderseits ist aber auch der Fall zu erwägen, daß, wenn sich die Krankheit verschlimmert, oder gar mit dem Tode endet, der Kaffer nur allzu sehr geneigt ist, für Krankheit und Tod seines Kindes die Missionsschule verantwortlich zu machen. Aus vielen Beispielen nur eines:

Am Donnerstag der vorigen Woche hörte ich, ein Schulmädchen, Franziska mit Namen, sei krank. Ich suche das Kind auf, kann aber keinerlei Gefahr entdecken. Die Schwestern nehmen übrigens das Mädchen in Pflege, und schon nach einer Stunde ruft man mich, ich möge sofort kommen, Franziska schwebe in Todesgefahr. Dem war wirklich so, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihr die hl. Sterbesakramente zu spenden.

Unterdessen waren auch schon die Eltern benachrichtigt worden und zur Missionsstation gekommen. Der Vater, ein roher Mensch, wollte das Mädchen um jeden Preis mit nach Hause nehmen. Das war rein unmöglich, doch er wollte das nicht einsehen und ließ kein vernünftiges Wort mit sich reden. Ja, als Schwester Oberin und die Krankenwärterin das Mädchen nach Kneippscher Manier „einpacken" wollten, um es zum Schwitzen zu bringen, riß er das Kind aus den Decken heraus und verlangte, es solle mit ihm nach Hause gehen. Erst, wie er sieht, daß das Kind infolge seiner unsinnigen Behandlung wirklich im Sterben liegt, ruft er die Schwester zu Hilfe, überläßt ihr das Kind und geht heim. Die Mutter dagegen blieb hier. Das Mädchen wurde von den Schwestern wieder in Pflege genommen, und in kurzer Zeit schien alle Gefahr vorüber zu sein.

Am folgenden Morgen hatte sich der Zustand des Kindes schon bedeutend gebessert, doch war es noch immer recht schwach und bedurfte großer Schonung. Da kommt der Vater wieder und erneuert seinen Befehl: „Das Mädchen muß nach Haus!" Ich protestiere dagegen; umsonst. Ich hätte noch eher das todkranke Mädchen transportieren, als mit diesem Menschen ein vernünftiges Wort reden können. Endlich erklärte ich, er möge tun, was er wolle, er habe aber die ganze Verantwortung selbst zu tragen. Schon hatte er ein Pferd herbeiholen lassen und kam nun mit sechs anderen Männern, das Kind mitzunehmen. Doch diese erklärten, es sei unmöglich. Da stand endlich der Vater von seinem Vorhaben ab und trollte allein nach Hause.

Unterdessen hatte sich der Zustand des Kindes, wahrscheinlich infolge der unvernünftigen Handlungsweise des Vaters wieder arg verschlimmert. Jetzt griffen die Schwestern wieder helfend ein, und fast wunderbar schnell erholte sich das kranke Mädchen wieder. Auch am folgenden Tage hielt die Besserung an; das Kind sprach, nahm Speise zu sich und war, wie es schien, außer aller Gefahr. Die Mutter lachte und weinte abwechselnd vor Freude, denn schon drei Kinder hatte sie verloren. Auch der Vater kam wieder; doch war er heute ruhig und zufrieden und gab zu, daß er unrecht getan habe. Ich dankte Gott von ganzem Herzen! Jetzt sahen all' die Leute ein, daß man für ihre Kinder Sorge trage, und daß unsere Krankenpflege offenbar bessere Erfolge erziele, als die ihrige.

Und doch sollte es anders kommen! — „Meine Wege sind nicht eure Wege." Am nächsten Morgen sehe ich in aller Frühe Schwester Oberin und Schwester Krankenwärterin zu mir kommen. Mir ahnt nichts Gutes. „Was gibt es?" — „Etwas recht Trauriges: Franziska ist diese Nacht ganz unbemerkt (nur die Mutter war bei ihr gewesen) hinweggestorben." — Nun, es war jedenfalls so Gottes Wille; doch welchen Lärm wird nun der Vater machen! Wir wollen übrigens ruhig zusehen; Gott, der uns diesen Sturm geschickt, kann ihn auch wieder stillen. —

Der Vater wird benachrichtigt, kommt — und ist wider Erwarten ganz ruhig. So hat Gott tatsächlich den Sturm schon im voraus gestillt. Er macht alles gut; gewiß war es auch für das Kind das Beste, daß er es so frühzeitig zu sich genommen, denn wer weiß, ob es in späteren Jahren auch eines so stillen, sanften Todes, kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente, gestorben wäre. D'rum: „Gottes hl. Wille geschehe an uns überall und allezeit!" —

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 7. April 1910. — Seit einigen Jahren ist Südafrika neuerdings mit einer schweren Viehseuche heimgesucht. Man nennt sie das East-coast-fever, weil die Krankheit von der Ostküste her ins Innere eingeführt wurde, oder auch Zeckenpest, weil sie durch eine eigentümliche Zecke, die auf den hiesigen Weidegründen in ungezählten Myriaden vorkommt, von einem erkrankten Tiere auf ein anderes, noch gesundes, verschleppt wird. Gelänge es, diese Zecken zu vertilgen, dann würde die genannte Viehseuche sofort von selbst aufhören. Doch das ist ein Feind, gegen den seines massenhaften Auftretens wegen schwer anzukämpfen ist.

Wohl versuchte die Regierung schon alles Mögliche, dem weiteren Fortschreiten der schrecklichen Seuche Einhalt zu tun, doch bisher mit geringem Erfolg. Da wurden schon viele Tausende von Drahtzäunen gezogen, die angesteckten Bezirke abgesperrt, alle Ochsenfuhrwerke verboten, eine große Zahl weißer und schwarzer Poli-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Photographieverlag der Photographischen Union in München. **Ein Begräbnis.** Nach einem Gemälde von Walter Hanemann.

ziften an den Grenzgebieten aufgestellt, umsonst, langsam, aber unaufhaltsam nahm die Krankheit ihren Weg von einem Bezirk in den andern, von einer Kolonie in die andere. In Natal hauste die Seuche bisher am schlimmsten, da ist vielfach auf mehrere Stunden im Umkreis kein einziges Rind mehr anzutreffen; auch viele unserer Missionsstationen haben dabei schwere Verluste erlitten.

Hier in der Kapkolonie blieben wir bisher davon verschont; doch in kurzer Zeit werden wir auch hier die Plage haben, denn schon hat sie den Umzimkulu, die Grenze zwischen Natal und der Kapkolonie, überschritten.

Ein deutscher Doktor in Natal, Namens Otto, will zwar ein Serum gegen diese tückische Krankheit gefunden haben, allein der Erfolg ist noch immer ein sehr zweifelhafter. Die meiste Sicherheit gewährt fleißiges

„Dippen" des Viehes. Worin besteht das? Da wird eine Grube ausgeworfen, — sie ist in der Regel 45 Fuß lang, 8 Fuß tief, unten 2 und oben 4 Fuß breit — gut ausgemauert und zementiert. Diese Grube wird mit lauwarmem Wasser gefüllt, welchem verschiedene Chemikalien beigemischt wurden. Gewöhnlich nimmt man dazu Arsenite, Schmierseife und Petroleum. Man löst nämlich zunächst 5½ Pfund Seife in 5 Gallonen (22½ Liter) heißen Wassers auf, mischt nach und nach 2 Gallonen Petroleum bei und schlagt und rührt die Mischung zu einem milchigen Schaum. Hierauf löst man in einer Gallone heißen Wassers 8½ Pfund Arsenite of soda und fügt später gegen 80 Gallonen kalten Wassers bei. Die letztere Mischung kann im sogenannten Dipping-Tank vor sich gehen; auch wird hier nach und nach die Seifenlösung unter beständigem Umrühren zugegossen, und zuletzt so viel Wasser beigegeben, bis das Tank von 400 Gall. Inhalt voll ist. Durch diese Dipping-Tanks, welche von großen, starken Holzschranken umgeben sind, müssen die Tiere durchschwimmen. Gewöhnlich werden sie dabei auch noch tüchtig getunkt, damit nämlich ja jede Zecke, die ihnen etwa anhaftet, von der giftigen Lösung bespült und dadurch vernichtet werde. Das Ganze bietet, zumal im Anfang, wenn die Tiere an das Dippen noch nicht gewöhnt sind, ein höchst interessantes Schauspiel dar. Zuerst werden die Tiere in die hölzerne weite Umzäunung getrieben. Von hier führt ein schmaler Gang, den immer nur ein einziges Tier passieren kann, zu dem mit 400 Gallonen gefüllten Dipping-Tank, das hier jäh abfällt. Die Tiefe des Wasserstandes beträgt, wie oben angedeutet, 8 Fuß. Auf der entgegengesetzten Seite aber führen etwa 16 bis 18 Stufen aus dem Tank heraus, so daß die Tiere, wenn sie dasselbe der ganzen Länge nach durchschwommen haben, bequem heraussteigen können.

Natürlich scheuen anfangs die Tiere das Wasser und wollen nicht hinein. Am eigensinnigsten und störrigsten zeigen sich die Ochsen, die das erste- und zweitemal nur mit vieler Mühe unter beständigem Zerren, Schlagen und Stoßen in die Grube gebracht werden können. Um sie leichter hineinzubringen, bildet der obere Teil des Tanks gegen den schmalen Eingang zu, welchen das Tier passiert, einen Winkel von etwa 45 Grad, und um die Fläche möglichst glatt und rutschig zu machen, wird sie mit einem großen Stück Eisenblech belegt, so daß das Tier, wenn es einmal mit den Vorfüßen hier zu stehen kommt, keinen Halt mehr findet und von selbst in die mit Wasser gefüllte Grube hineinfällt. Die Kühe gehen verhältnismäßig leicht hinein; die willigsten aber sind die Kälber. Die springen mit herzhaftem Sprung ins Wasser, nur kehren sie in der Grube leicht um, und wollen an derselben Seite wieder herausschwimmen, von der sie gekommen sind, was ihnen aber unmöglich ist. Deshalb müssen immer zwei Mann mit langen Hacken parat stehen, um sie glücklich durchzuleiten. Nicht selten springen diese jungen Tiere, ähnlich wie die Schafe, rasch einander nach, so daß oft ein halbes Dutzend zugleich im Tank schwimmt, und die Eingangsbarriere für eine Weile geschlossen werden muß.

Auf der Ausgangsseite des Dipping-Tanks ist eine zweite Barriere. Hier sammeln sich die gedippten Tiere und bleiben einige Minuten stehen, bis das Wasser von ihnen abgelaufen ist, welches wieder in das Tank zurückfließt. Dann werden die Tiere wieder auf die Weide getrieben. Diese Prozedur wird, je nach den Umständen, zwei- bis dreimal im Monat vorgenommen. Gar zu oft darf man es nicht tun, denn die beigefügten Chemikalien sind gifthaltig und könnten den Tieren auch schaden.

Manchmal werden auch Pferde und Maulesel gedippt,



Schenk' mir ein Kleidchen!

denn auch sie können die Zecken, die sich oft massenhaft an ihnen festsetzen, weiter verschleppen. Hunde dagegen dürfen nicht gedippt werden. Diese lecken sich nachher ab und verenden von dem genossenen Gift.

Dieses „Dippen" hat entschieden viele Vorteile. Selbst wenn die Zecken nicht die Träger des Krankheitsstoffes wären, was sie doch erwiesenermaßen sind, so ist es doch schon an sich für die Zug- und Weidetiere eine unschätzbare Wohltat, wenn sie fleißig von den lästigen Zecken gereinigt werden. Denn diese setzen sich zu vielen Hunderten an ihnen fest, zumal an den Augen, den Ohren und an gewissen Weichteilen, und saugen ihnen unbarmherzig das Blut aus. Während eine gewöhnliche Zecke nicht viel größer ist, als der Kopf einer großen

Stecknadel, schwillt sie, wenn sie sich an dem gequälten Tiere vollgesogen hat, bis zur Größe einer kleinen Haselnuß an. Werden aber die Herden gedippt, so fallen die anhaftenden Zecken am dritten Tage ab und verenden.

Die Anlage solcher Dipping-Tanks ist allerdings mit bedeutenden Auslagen verbunden; allein sie lohnt sich doch der Mühe. Viele unserer Stationen sind mit solchen Tanks versehen, und in Lourdes wurden vor einiger Zeit auch die Viehherden der Kaffern gedippt.

Hoffentlich bleiben unsere in der Kapkolonie gelegenen Missionsstationen von dieser schrecklichen Seuche frei. Wie energisch die englische Regierung dagegen vorzugehen pflegt, mag folgender Fall erhärten:

Anfangs April l. J. erscholl die Kunde, die Zeckenpest habe den Umzinkulu überschritten. Am 4. gen. Monats wurden sodann von den Polizisten, welche seit Monaten aufs schärfste die Grenze bewacht hatten, 305 Stück Vieh erschossen. Gewiß waren die wenigsten davon angesteckt, vielleicht nicht ein einziges, allein die Regierung ging so radikal vor, um die entfernteren Teile des Distriktes vor der Seuche zu schützen. Die Eigentümer des getöteten Viehes erhielten nur eine geringe Entschädigungssumme ausbezahlt.

Dieser Vorfall steht übrigens keineswegs vereinzelt da; im Gegenteil, auch in Natal ist die Regierung in vielen Bezirken ganz ähnlich vorgegangen.

Die Krankheit zieht sich meist durch die Täler und Niederungen der manni fachen Wasserläufe entlang, wird aber vielfach auch auf die höher gelegenen Weideplätze verschleppt. Möge uns der liebe Gott vor dieser schweren Heimsuchung bewahren!



Gerettet in letzter Stunde.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Am Hlutankungu-Berge, etwa 5—6 engl. Meilen von „St. Michael" entfernt, lebte eine Kaffernfrau Namens Batata Ngwanyaneni. Sie war in ihren jungen Tagen eine „Isangoma" (Wahrsagerin) gewesen, und insofern war die Aussicht, daß sie sich dem Christentum zuwende, nicht groß. Denn das Leben und Wirken einer Isangoma riecht stark nach unterirdischen Kräften. Was sie in ihrem Amte alles geleistet, wie viele sie betrogen und vom Guten abwendig gemacht hat, weiß Gott allein.

Batata wurde alt und krank. Nun hatte sie Zeit, über die Vergangenheit nachzudenken. In ihrer Nähe lebten verschiedene Christen, Kinder sowohl wie Erwachsene, und diese sprachen zuweilen mit ihr über Gott, über Himmel und Hölle und die lange, unendlich lange Ewigkeit. Diese Reden, sowie der Gedanke an den nahen Tod stimmten sie ernst. Eines Tages schickte sie einen Boten hierher nach „St. Michael", und ließ mir sagen, ich möchte kommen, um sie zu taufen.

Der Ruf von solcher Seite kam mir unerwartet. Ich ersuchte daher unsere Lehrerin, Schwester Anakleta, sie möchte einmal hingehen und nachsehen, wie die Sache stände. Die Schwester geht und kommt nach wenigen Stunden mit der Nachricht zurück: „Ich habe Batata getauft; sie heißt nun „Maria Kosma". Ich glaubte mit der Taufe nicht länger warten zu dürfen, denn ich fand sie schon sehr schwach und dem Tode nahe." — Das war am 9. Mai 1909.

Schwester Anakleta erzählte weiter, Batata habe sie unablässig und dringend um die heilige Taufe gebeten, weil sie ihr Ende nahe fühlte. Wiederholt versicherte die ehemalige Wahrsagerin, sie bereue und verabscheue ihr ganzes früheres Leben, sie wolle glauben und alles tun, was der christliche Glaube verlangt, . . . nur um das Eine bitte sie, gleich getauft zu werden.

Die Schwester gab sich nun alle Mühe, sie im Notwendigsten zu unterrichten, betete ihr Akte des Glaubens, der Reue usw. vor, und da die Gefahr immer drohender zu werden schien, und die Kranke ihre Bitte immer dringender wiederholte, taufte sie dieselbe zuletzt auf den Namen Maria Kosma.

Kurz nach dem Taufakte verlor das Weib das Bewußtsein und lag steif und regungslos da. In diesem Zustand verblieb sie fast beständig bis zu ihrem Tode, der am 19. Mai 1909 erfolgte. Sie mag bei ihrem Hinscheiden ungefähr 55—60 Jahre alt gewesen sein. Möge ihre Seele einen gnädigen Richter gefunden haben! R. I. P.

Ich möchte hier noch bemerken, daß wir am Hlutankungu-Berge von einem Farmer, der am letzten Pfingstfeste konvertierte, ein Stück Land (8 Acres) zum Baue einer Schule und Kapelle erhielten. Das Plätzchen liegt hart an der Grenze einer stark bevölkerten Eingebornen-Reserve, und wäre somit ein hoffnungsvolles Missionsfeld. Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will ein Scherflein beisteuern zum Baue dieser Schule und Kapelle? Wir haben den Platz der „Immaculata" geweiht.

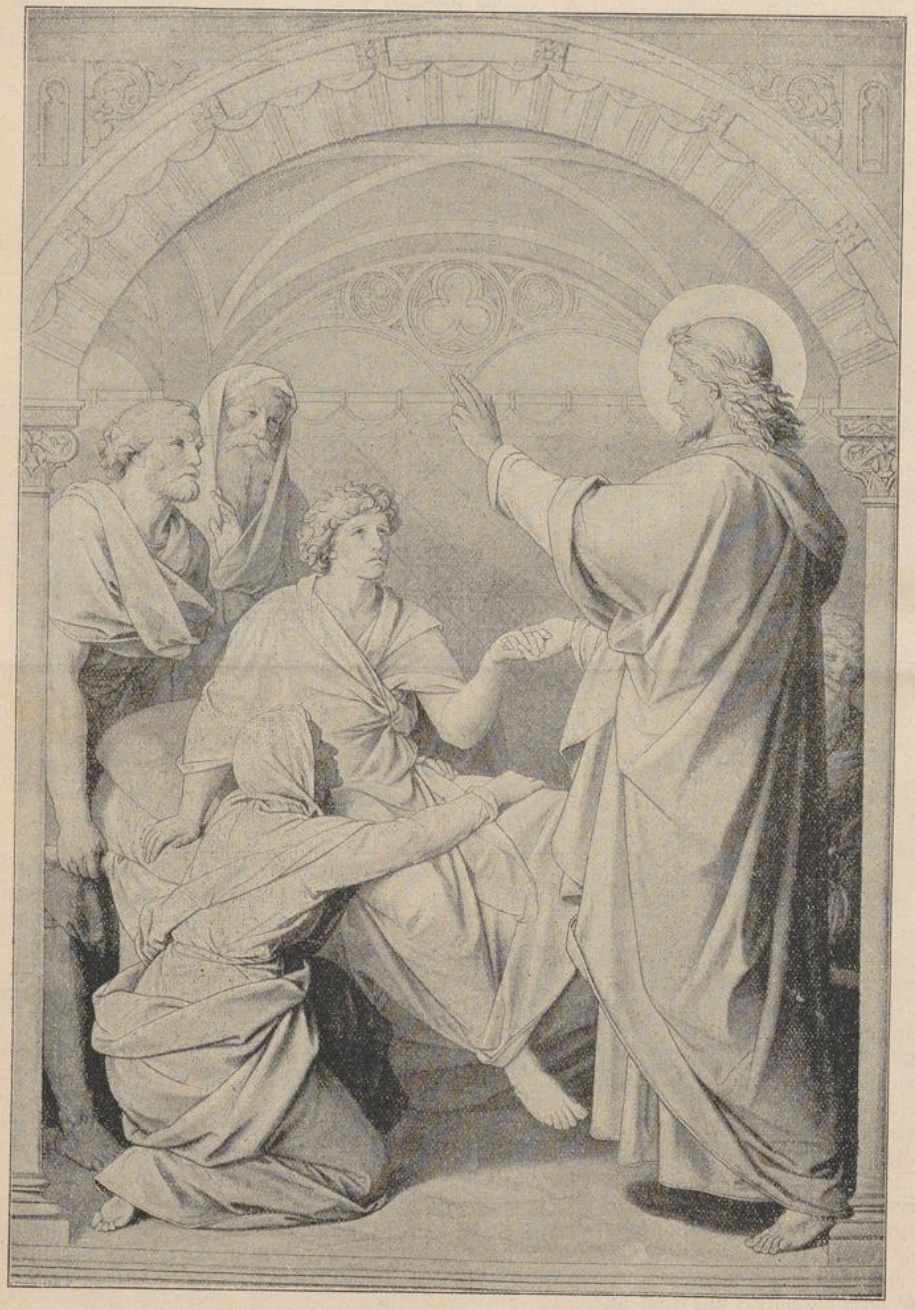
* * *

Auf unserem Missionsgebiete „St. Michael" war eine zweite „Isangoma" wohnhaft, Namens Nhlobo Nduzi. Der Kraal, in dem sie hauste, stand nicht im besten Rufe. Die Frau stand schon in den siebenziger Jahren und wollte noch immer nicht ganz von ihrem unsauberen Treiben lassen, obschon sie zeitweilig zur Kirche und zum christlichen Unterrichte kam.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im letzten Jahre wurde sie bedenklich krank. Auf ernstliches Zureden seitens ihrer christlichen Verwandten ließ sie mich rufen und bat um die heilige Taufe. „Mütterchen", sagte ich zu ihr, „so schnell und leicht geht die Sache nicht. Vor allem mußt du fleißig lernen, mußt beten und guten, ernsten Willen zeigen . . . Dann werden wir schon sehen, was zu machen ist.

Sie war's zufrieden und bekam nun öfters zu Hause, in der eigenen Hütte, christlichen Unterricht, bald von mir, bald von andern. Sie aber bat immer wieder und wieder um die heilige Taufe, denn ihre Tage seien gezählt. So vergingen mehrere Wochen. Mehrmals wurde ich zu ihr gerufen, weil es hieß, sie liege am Sterben; ich aber konnte nie eine wirkliche Gefahr finden und vertröstete sie mit der heiligen Taufe. Sie solle nur ruhig weiter lernen, fleißig beten und zeigen, daß es ihr mit der versprochenen Lebensbesserung ernst sei.



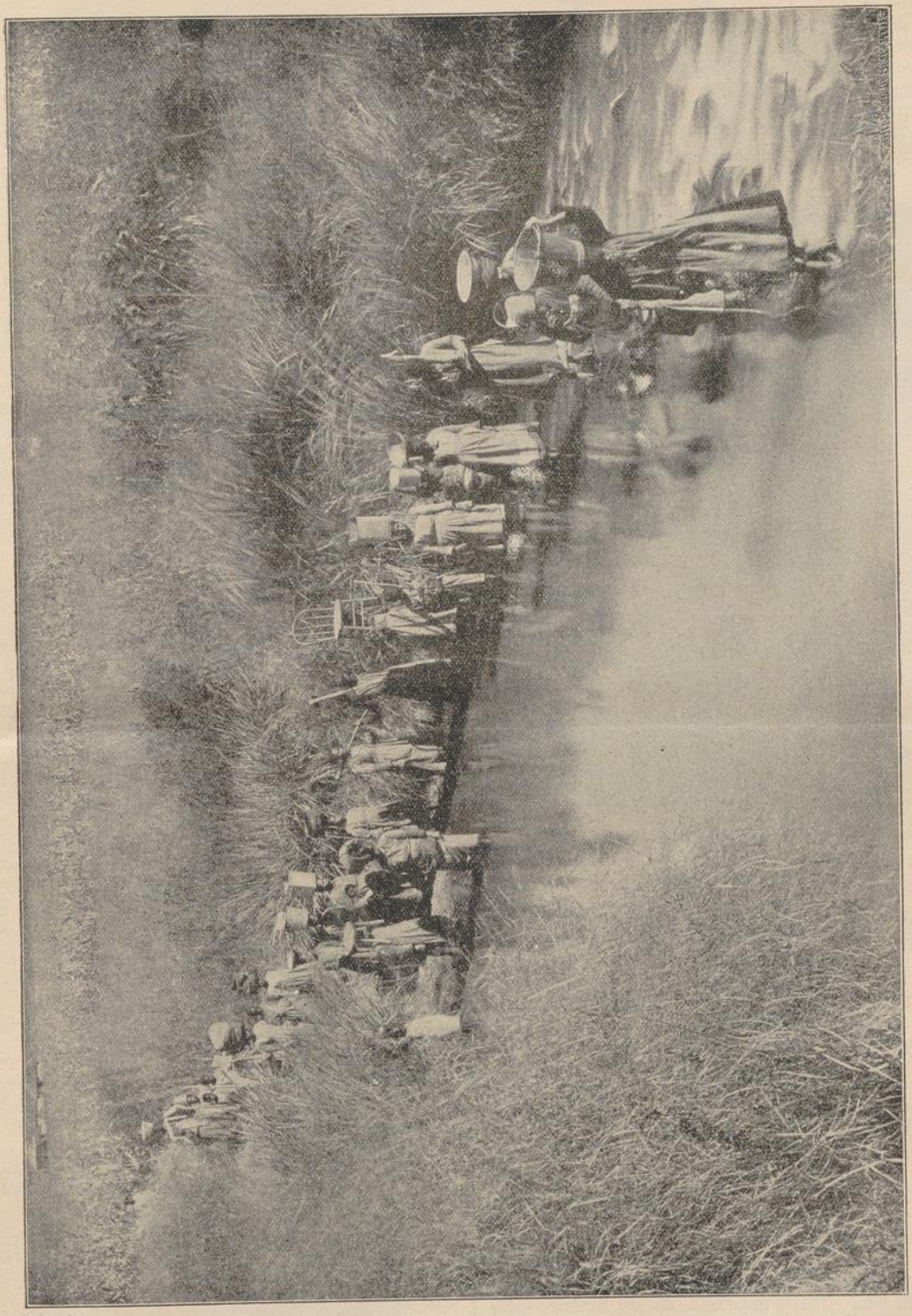
Auferweckung des Jünglings zu Naim. Von C. G. Pfannschmidt.

Am 14. Mai 1909 wurde ich wieder gerufen; diesmal erkannte ich eine wirkliche Gefahr und taufte sie. Mit welcher Kraft und Energie beantwortete doch diese alte Wahrsagerin die Fragen des Rituale: „Widersagst du dem Teufel? — Und allen seinen Werken? — Und aller seiner Hoffart? Sie begnügte sich nicht mit dem einfachen Satze: „Ich widersage," sondern fügte aus innerstem Herzensgrunde bei: Nichts, gar nichts mehr will ich mit dem Bösen zu tun haben! Ich will einzig und allein Gott angehören! Ihm will ich dienen, ich will in den Himmel kommen! Dann erweckte sie Reue und Leid, Glaube, Hoffnung und Liebe usw...

Ich taufte sie auf den Namen „Maria Bonifatia". Nun war sie überglücklich und dankte Gott ohne Unterlaß für die große Gnade, die ihr zu teil geworden! Sie lebte noch bis zum 8. Juni 1909, an welchem Tage sie ruhig und sanft entschlief. Möge sie nun beim Herrn sich freuen und im Himmel oben Fürbitte einlegen für ihre noch heidnischen Landsleute! —

Im erwähnten Kraale befindet sich noch ein Mädchen von etwa 8 bis 9 Jahren, Namens Maria. Das arme Kind verlor vor mehreren Jahren infolge eines heftigen Schreckens die Sprache und hat sie bis heute nicht wieder gefunden. Man glaubte damals, es sterbe und erteilte ihm daher die heilige Taufe. Wer betet für dieses arme Kind und seine Eltern, Geschwister und Verwandte ein Ave Maria, damit ihnen der liebe Gott gebe, was ihnen zum Heile gereicht?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schulkinder überschreiten den (Lurane-) Fluß.

Gott allein die Ehre! Sein Name werde groß unter allen Völkern!

In der Sprache der Schwarzen.

Im Advente am Sonntag, dem letzten, der Priester in der Kirche er sagte die Worte jene, die im Buche stehen geschrieben: „Bereitet die Wege dem Herrn, machet gerade die Pfade die seinen!“ Die Leute von Kibo aber nicht haben verstanden die Weise, auf welche, und sie machten sich auf, herzurichten die Wege in den Gärten und Feldern den ihren; denn sie dachten, Gott selbst oder sonst ein König, ein großer, kommen werd'

er zu ihnen. Auch Knaben und Mädchen, die jungen, kommen hieher in die Kirche, die wir gebaut aus Lehm, und brachten Wasser und Besen, zu waschen alles ganz schön und würdig zu schmücken zum Feste. — Wir aber wunderten uns sehr über diese Leute von Kibo, daß sie erfaßt hatten nicht gut die Worte die in der Kirche der Priester gesprochen und die da stehen im Buche, dem großen.



Klara und Luzia danken ihrer Patin und beten für sie.

Aepfelkuren.

So sehr die Dichter den Apfel besungen haben, so wenig wird sein Wert als Nahrungs- und diätetisches Mittel leider bis heutigen Tages erkannt. Der Apfel enthält in leicht verdaulicher Form reiche Mengen von Phosphorsäure neben seinem Zuckergehalt. Köstlich sind ferner seine aromatischen erfrischenden Fruchtsäuren. Sein Genuß regt Leber- und Nierentätigkeit an, desinfiziert die Mundhöhle, verbessert die Blutbildung, weil er die Verdauungsbeschwerden verhütet. Wer darum an den Nachwehen festlicher Mähler leidet, beginne eine Apfelkur, indem er täglich vor jeder Mahlzeit einen bis zwei gute, saftige Aepfel ißt und entsprechend weniger von anderen Speisen. Am klügsten handelt jedoch, wer diese Kur zur ständigen Gewohnheit in seiner Familie werden läßt. Unmöglich! Wer soll das bezahlen können? hören wir rufen. Bei den teuren Obstpreisen? Ja, wenn ein Apfel 5 ₰ kostet, so wird am Stammtisch räsonniert, aber seelenruhig wird im selben Atem eine neue Zigarre angesteckt und ein weiteres Glas Bier bestellt. Oder es wird aus der Apotheke ein teures Abführ- und Verdauungsmittel, werden Kraftpulver und Pillen mit schwerem Gelde bezahlt. Da zuckt kein Medizingläubiger mit der Wimper und keiner bedenkt, daß er für das unnütz an Genußmittel und Medizinen verschwendete Geld mehr von den edelsten Aepfeln kaufen könnte, als er zu verbrauchen vermag. Wer also klug ist, wähle die Aepfelkur. Sie spart ihm Schmerzen und Geld.

Wachholderöl. Dasselbe wird aus den Samenkörnern der Beeren hergestellt und ist in der Apotheke zu haben. Das ätherische Wachholderöl (Oleum, Juniperi), tropfenweise auf Zucker oder in Wein genommen, ist vortrefflich gegen Gelbsucht und Gallensteine, gegen Zipperlein, Verstopfung der Nieren und Blasen, gegen gichtisch-rheumatische Uebel, wenn diese nicht schon sehr alt geworden sind, auch bei Harnverhaltung, Wassersucht usw. Ebenso dient dieses Oel äußerlich zu Einreibungen bei Lähmungen, Gicht, Rheumatismus. Etwas ätherisches Oel auf Watte ins Ohr gesteckt, beseitigt oft schnell rheumatisches Zahnweh, Gesichtsschmerz und Migräne. Mit ätherischem Wachholderöl getränktes, weiches Papier, Fließ- oder Löschpapier, um die Füße geschlagen und darüber die Strümpfe gezogen, erwärmt schnell die kältesten Füße und beseitigt durch das Zuströmen des Blutes zu den Füßen die durch Blutandrang oft veranlaßten Kopfschmerzen, die Migräne (einseitigen Kopfschmerz), Schwindel, Ohnmachten, Uebelsein usw.

Notre Dame de la garde.

Hoch vom Fels, in Sturm und Wind
Wacht die Mutter mit dem Kind:
Notre Dame de la garde!

Schiffer, die ihr frohgemut
Euch vertraut der blauen Flut,
Schiffer, die ihr Einfahrt sucht,
Weges müd', — in sich're Bucht,
Schiffer, die zum Port ihr eilt,
Wenn der Sturm die Woge teilt,
Gläubig beuget euer Knie
Vor der Himmelsmagd Marie:

Ueber'n Hafen, — freundlich-lind,
Wacht die Mutter mit dem Kind:
Notre Dame de la garde!



Die Wallfahrtskirche Notre Dame de la garde, hoch oberhalb des Hafens von Marseille, ausgeschmückt mit hunderten von Dankopfern, hauptsächlich von Seeleuten, und überragt von einer riesigen vergoldeten Madonnastatue.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

Ein ernstes Wiedersehen.

Heute dich vor jeder Feindschaft. Hast du einmal einen Zwist mit deinem Nächsten gehabt — bei der menschlichen Schwäche kann ja das leicht vorkommen — so säume nicht, dich wieder zu versöhnen. Denke an das Wort der Schrift: „Lasse die Sonne nicht untergehen über deinem Zorne". Im Anfange wirst du über das Böse noch leicht Herr, ein alter Haß dagegen ist äußerst schwer aus dem Herzen zu schaffen. Dies zeigt dir auch folgende Geschichte:

Zwischen zwei leiblichen Schwestern hatte von Jugend auf eine gewisse Spannung und Abneigung geherrscht. Das Uebel wuchs, als die jüngere, Maria mit Namen, früher einen Mann bekam; denn das konnte Rosalie, die ältere in ihrem Stolze nicht ertragen; außerdem war Maria im Testamente der sterbenden Mutter reicher bedacht als sie.

Ein Jahr darauf heiratete Rosalia auch, und zwar einen Bauer, der ganz in der Nähe Mariens seinen Hof hatte. Dieser Bauer und Mariens Gatte hatten vor Jahren über ein Stück Wiese miteinander gestritten, doch war später zwischen beiden ein gütlicher Vergleich zustande gekommen. Kaum aber war Rosalia im Haus, so fachte sie den Streit von neuem an. Die Folge war, daß zuletzt Mariens Gatte durch richterlichen Spruch der alleinige Herr der Wiese wurde. Von der Zeit an brach Rosalia allen Umgang mit ihrer Schwester ab, und alle Versuche, sie zu versöhnen, scheiterten an ihrem trotzigen, unzugänglichen Gemüt.

Da erkrankte Maria schwer. Sehnsüchtig wünschte sie auf dem Sterbebette, sich mit der Schwester auszusöhnen; doch Rosalia konnte durch keine Bitten und Vorstellungen bewogen werden, die kranke Schwester zu besuchen. Die Betrübnis darob beschleunigte Mariens Tod. Sterbend rief sie aus: „Sie muß mich sehen! Sie muß mich doch sehen!"

Weil das Haus, in dem sie starb, von der Pfarrkirche weit entfernt war, wurde die Leiche zum Begräbnis gefahren. Man wählte einen schön geschmückten, mit zwei jungen, mutigen Pferden bespannten Trauerwagen. Allein die Pferde wurden scheu, gingen durch, warfen den Knecht ab und eilten wie rasend den Berg hinunter, gerade auf Rosaliens Hof zu. Dort stürzten sie durch das offene Tor in den Hofraum und warfen den Wagen um, sodaß der Sarg mit aller Wucht auf den Boden fiel. Der schlecht verwahrte Deckel springt auf, und die Leiche rollte aus dem Sarge!

Auf den Lärm und das Gepolter hin, welchen der schreckliche Vorfall machte, stürzte Rosalie, welche sich in ihrem unversöhnlichen Hasse sogar vom Leichenbegängnisse ferngehalten hatte, aus dem Hause und sieht nun ihre Schwester Maria kalt und starr im weißen Totenkleide vor sich liegen!

Das war mehr, als sie ertragen konnte. Ihre Augen öffnen sich weit, sie streckt entsetzt die Hände aus und bricht dann ohnmächtig zusammen. Drei Tage darauf war auch sie eine Leiche.

Und im Jenseits? Gab es da wohl auch ein Wiedersehen zwischen Maria und Rosalia, und wie mag das ausgefallen sein? — Sag mir, mein lieber Leser und geehrte Leserin, wolltest du auch so sterben, wie diese Rosalia? Nicht? So sei wachsam und hüte dich, gegen irgend jemand eine Feindschaft im Herzen zu tragen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Die hl. Theresia von Jesu.

Als die hl. Theresia ihr erstes Kloster von der Observanz gründen wollte, gelang es ihr mit vieler Mühe, ein kleines Haus zu kaufen. Dasselbe sollte nun zu einem kleinen Klösterchen eingerichtet werden; aber sie hatte kein Geld mehr, und wußte nicht, wie sie es anfangen und womit sie die Arbeitsleute bezahlen sollte.

„In dieser Not", so erzählt sie selbst, „erschien mir der hl. Joseph, der mein wahrer Vater und Herr ist, und versicherte mich, es würde mir nicht an Geld fehlen, ich sollte nur die Arbeiter dingen! Ich tat so, obschon ich keinen Heller hatte, und der Herr versah mich mit Geld, so daß die, welche davon hörten, sich plötzlich darüber verwunderten." —

Während der Zeit, da das Kloster eingerichtet wurde, besuchte sie am Feste Maria Himmelfahrt die Kirche des hl. Dominikus. „Während ich nun über die vielen Sünden meines ganzen Lebens nachdachte", erzählt sie, „da überfiel mich eine tiefe Verzückung. In diesem Zustande schien es mir, als würde ich mit einem überaus weißen, glänzenden Kleide angetan. Anfangs sah ich nicht, wer mich damit bekleidete, dann aber erkannte ich zur Rechten unsere liebe Frau und zur Linken meinen heiligen Vater Joseph, die mich bekleideten. Dann kam es mir vor, als nähme mich die liebe Frau bei der Hand und sage, es sei ihr sehr angenehm, daß ich dem glorwürdigen heiligen Joseph diene, und ich solle ein festes Vertrauen haben, daß mein Vorhaben wegen der Gründung eines neuen Klosters zustande käme.

Das Kloster wurde in der Tat gegründet, und Theresia stellte es sogleich unter den besonderen Schutz des hl. Joseph. Vor die Pforte desselben, sowie vor die Pforte aller Klöster, die sie stiftete, stellte sie das Bild der heiligen Familie, wie sie auf der Flucht nach Aegypten begriffen ist, und ließ darunter schreiben: „Wir führen hienieden zwar ein armes Leben, werden aber dennoch viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes tun." Tob. 4, 23.

Selbst nach ihrem Tode noch war die hl. Theresia dafür besorgt, daß die Klöster ihres Ordens den Namen des hl. Joseph bekämen. Der Orden der unbeschuhten Karmeliter blieb den Grundsätzen seiner heiligen Stifterin treu und hegte stets eine besondere Verehrung zum hl. Joseph. Mehr als 150 Karmeliterkirchen wurden im Laufe der Zeit unter seiner Anrufung geweiht.

Allerseelen.

Das Requiem und Libera für die guten, armen Seelen war vorüber. Das Volk verließ die Kirche, nur eine hochgewachsene, vornehm gekleidete Frau weilte noch im stillen Gebete in derselben. Endlich erhob auch sie sich und schritt langsam und ernst dem Friedhofe zu. Hier machte sie vor einem kleinen Grabeshügel Halt. Ach das kleine, mit sinnigem Blumenschmucke verzierte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

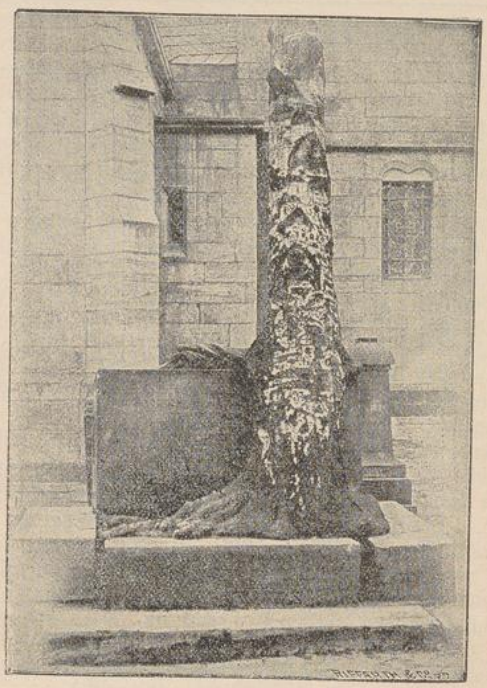
Grab umschloß all ihr Glück, ihren kostbarsten Schatz: den teuren Liebling, den ihr der grausame Tod geraubt.

Ganz gebrochen von Kummer und Schmerz sinkt die arme Mutter nieder auf das grüne Efeugewinde und die weißen Rosen, welche in überreicher Fülle den Grabeshügel bedecken. Ach, was hilft ihr der Schmuck, was die vielen duftenden Rosen? „Mein Liebling", so jammert sie, „du schläfst hier in seligem Frieden, und ich, deine Mutter, bin so einsam und verlassen, so mutterseelen alleine!"

Lange betet und klagt und weint sie so bei dem Grabe, bis sie endlich, ganz erschöpft von Tränen und Schmerz, in tiefen Schlaf versinkt. Sie träumt; träumt so wunderbar und süß. Es ist ihr, als höre sie die Stimme ihres Lieblings, welche ruft: „Ach Mütterchen, weine nicht mehr! Durch deine Tränen wird mir mein Kleidchen gar so schwer! Siehe, meine Genossen, die Seelchen der übrigen Kleinen, die mit mir der Todesengel einst holte, spielen so munter im Paradies, ich dagegen vermag kaum zu gehen in meinem schweren tränendurchnäßten Kleide. D'rum, Mütterlein, bitte, weine nicht mehr!"

So träumt der Frau, und wie sie erwacht, geht sie vom Grabe fort tränenlos. Sie weint nicht mehr, sie will die Freuden ihres Lieblings im Paradiese nicht stören, doch ihr Herz fühlt sich einsamer und verlassener denn je, ihr Angesicht fällt ein, und ihre Wangen bedecket Totenbläße. Die arme Mutter verzehrt sich selbst in tiefem, namenlosem Leid.

So geht mit bleiernem Schritt ein ganzes Jahr dahin. Wieder ist „Allerseelen" gekommen. Die Natur hat sich heuer schon in das Wintergewand gehüllt, es ist bitter kalt, und die gute Mutter, die wieder am Grabe ihres geliebten Kindes kniet, schauert und friert in kaltem Fieberfroste. Sie achtet es nicht, nur e i n Gedanke beseelt all' ihr Sinnen und Trachten: bald, möglichst bald bei ihrem Liebling zu sein. „Was soll ich noch auf Erden?" so jammert sie. „Hole mich ab, mein Kind, hole mich ab! Ich will bei dir im Paradiese sein!" Immer inniger werden ihre Bitten, ihre Augen sind geschlossen, da sinkt sie vornüber auf ihres Kindes Grab zu langem, langem Schlaf. — — Es ist ihr, als höre sie eine fröhliche Kinderstimme rufen: „Mütterlein,



Das geöffnete Grab zu Hannover.
Dieses Grab umschließt die Hülle eines Verstorbenen, der laut Inschrift auf dem Stein gewünscht hat, daß dasselbe nie geöffnet werden solle. Die Natur hat aber diesem Wunsche durch Zufall entgegengehandelt und der Baum, der auf dem Grabe gewachsen ist, hat die Steine auseinandergesprengt und den oberen Stein in die Höhe gehoben.

Mütterlein, komm zu mir! Du sollst nicht länger so traurig sein. Auf Erden ist's so kalt und leer. Auf, liebe Mutter, schwing' dich auf zu mir; wir wollen zusammen Gott loben und preisen im Paradies!"

„Ja, mein Kind, ich komme schon. Sei mir Führer und Helfer bei Gottes Thron!"

* * *

Es nahen Schritte. Auf beschneitem Grabeshügel findet man eine tote Frau. „Ein Herzschlag muß sie getroffen haben," sagen die Leute, „sie trauerte so viel um ihr verstorbenes Kind." So sprachen sie und gingen dann wieder ihren Geschäften nach.

Zwei Tage später ruhte die Mutter neben ihrem Kind. Sie weiß nichts mehr von Kummer und Erdenleid, sondern preist mit ihrem Liebling die Erbarmungen des Herrn in alle Ewigkeit.



Der Samariterhund „Nelson",
der einem Waisenstift durch seine Sammlungen alljährlich zirka 3000 Mark einbringt. Diese Sammeltiere mit ihren auf dem Rücken aufgeschraubten Büchsen, die durch entsprechende Aufschriften zur Wohltätigkeit einladen, findet man vielfach auf der englischen Insel Wight.

Macht des Gebetes zu Gunsten der armen Seelen im Fegfeuer.

Eines Tages kniete der Pater Conrad von Offida im Gebete versunken am Altare, als ihm plötzlich ein verstorbener Bruder erschien. Der Unglückliche beklagte sich bitter über die schrecklichen Leiden, welche er im Fegfeuer zu erdulden hätte, und er beschwor den heiligen Ordensmann für ihn und seine Seele zu beten.

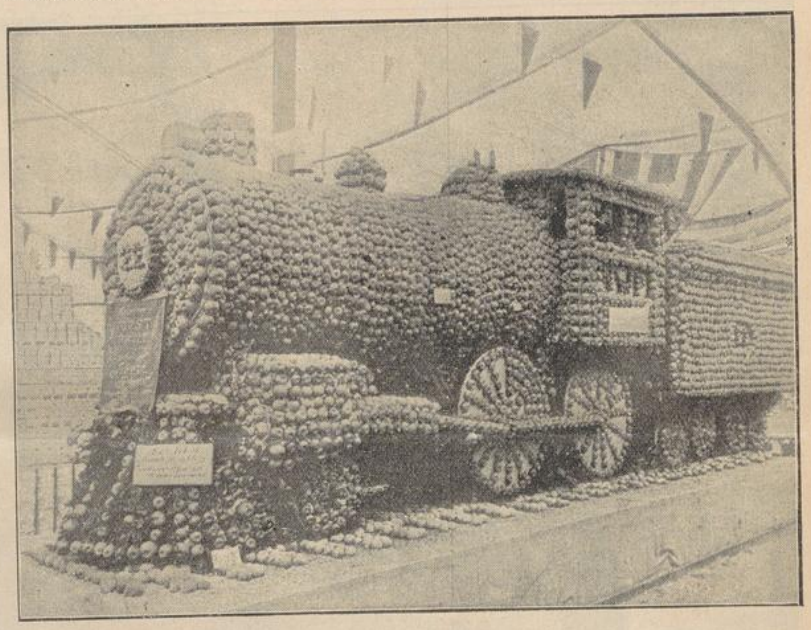
Sofort begann dieser mit aller Andacht das Vater unser zu beten und fügte bei: O Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Als er fertig war, sprach der Verstorbene:

„O Pater, wenn Sie wüßten, welchen Trost dies kurze Gebet meiner Seele erwirkt hat, so würde Ihre Nächstenliebe Sie gewiß veranlassen, dasselbe noch einmal für mich zu beten."

Kaum hatte der Pater zum zweiten Male dem Verlangen des Verstorbenen entsprochen, als er dieselbe Stimme etwas weniger traurig, aber doch noch flehend, vernahm: „O Pater, beten Sie noch einmal das schöne Gebet, das so viel Macht auf das Herz Gottes hat, und mir so viel Erleichterung verschafft in meinen Leiden."

Und der gute Mönch sprach dasselbe Gebet zum dritten, zum vierten, zum fünften Male und wurde nicht müde, es zu wiederholen. Je länger er so fortfuhr, um so mehr schwand vom Gesichte des Verstorbenen die Traurigkeit, um so mehr hellte sich die aschgraue Farbe seines Kleides zum blendenden Weiß auf.

Endlich nachdem er das Gebet wohl zum hundertsten Male wiederholt hatte, sah der Pater, wie die Erscheinung im Freudenglanz himmelwärts schwebte unter Lob- und Dankgesängen.



Eine Lokomotive aus Aepfeln.

In Los Angelos, dem Mittelpunkt des kalifornischen Obsthandels, findet alljährlich eine Ausstellung von Früchten statt, auf der stets einige Preise für gutes Arrangement des Obstes verteilt werden. Auf der in der letzten Woche stattgefundenen Ausstellung trug die in unserem Bilde gezeigte Lokomotive den ersten Preis davon.

Von Köln nach Mariannhill.

Von Br. Claudius Kowalewski, R. M. M.

Dienstag, den 7. März 1911, war wieder ein Postulantenzug im schönen Köln versammelt. Er bestand aus 9 Personen, denen sich Schreiber dieser Zeilen als zehnter zugesellte. Der Nationalität nach waren wir 3 Bayern, 2 Polen, 1 Rheinländer, Schweizer, Württemberger und ein Amerikaner. Das gemeinsame Reiseziel war Mariannhill in Südafrika.

Uns „Mariannhillern" schlossen sich 24 Kandidatinnen des Dominikanerinnen-Ordens an; 22 derselben wollten nach King Williamstown in der Kapkolonie, zwei nach Salisbury in Rhodesia. An ihrer Spitze stand die ehrwürdige Mutter Dominika. Sie nahmen ihre Wohnung in einem Hotel, während wir selbst bei unserer Missionsvertretung, Brandenburgerstraße Nr. 8, die denkbar freundlichste Aufnahme fanden. Der Hochw. P. Notker, unser Missionsprokurator, der zum Zwecke unserer Beförderung auch in Köln anwesend war, sowie Bruder Agathon Wimmer taten alles mögliche, um uns die letzten Stunden, die wir auf deutschem Boden zubringen sollten, recht angenehm zu machen.

Mittwoch, den 8. März, wohnten wir im hohen Dome zwei heiligen Messen bei und gingen dabei vollzählig zum Tische des Herrn. Das Brot der Engel sollte uns stärken für die weite Reise, und die liebe Mutter Gottes, an deren Altar die heilige Messe gelesen wurde, sollte unsere milde Führerin und Schutzpatronin sein. Im Laufe des Tages besahen wir uns die vielen Merkwürdigkeiten Kölns, seine herrlichen Kirchen, Brücken, Gärten usw. und stärkten uns gegen Sonnenuntergang durch ein kräftiges Abendessen, wobei es manch' heitere Anspielung auf die drohende Seekrankheit gab. Der tüchtigste Esser, versicherte uns P. Prokurator, habe am meisten Aussicht, von ihr gänzlich verschont zu bleiben. Mancher glaubte es aufs Wort, und griff daher kräftig zu.

Einige Dutzend Postkarten übermittelten die letzten Grüße an die geliebten Freunde und Angehörigen in der Heimat. Dann nahmen wir Abschied von unsern gütigen Gastgebern, und standen um ½7 Uhr abends mit Sack und Pack voll guten Mutes und das Herz voll der schönsten Hoffnungen auf dem Hauptbahnhofe in Köln. Kurz darauf pustet schon das gewaltige Dampfroß heran; für uns Klosterleute ist ein Extrawagen reserviert; wir steigen ein, und in Windeseile geht es über Cleve und Rotterdam dem Hafen „Hock van Holland" zu.

Wir machen es uns bequem; der eine zieht den Rosenkranz, der andere die „Nachfolge Christi" hervor, ein dritter überläßt sich stiller Betrachtung und eilt in Gedanken schnell hinüber über das weite Meer zu den Schwarzen, an deren Bekehrung er künftig arbeiten soll, andere dagegen lachen und scherzen und machen die glücklichsten Gesichter von der Welt. So vergeht die Zeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gar schnell, und ehe wir uns versehen, sind wir schon in der Hafenstadt Hock van Holland. Es mochte etwa Mitternacht sein, als unser Schnellzug in den dortigen Bahnhof einlief. Hart nebenan ist der Einschiffungsplatz, der Dampfer, der uns aufnehmen soll, steht schon bereit. In der Dunkelheit erkenne ich weder Flagge noch Namen, doch war es jedenfalls ein englisches Schiff, das uns innerhalb der nächsten sechs Stunden über den Kanal nach Harwich brachte. Wir sind müde, gehen rasch zu Bett und erwachen am nächsten Morgen, ohne daß auch nur ein einziger die Seekrankheit bekommen hätte. Welch' ein Jubel! Denn in der Regel ist die erste Fahrt in diesem Punkte die schlimmste.

Von Harwich aus bringt uns ein zweiter Schnellzug lag, der uns nach Südafrika bringen sollte. Bei schönem Wetter mag dies eine herrliche Fahrt sein; heute aber war es, zumal für uns, die wir auf dem Bocke saßen und bald bis auf die Haut naß wurden, weniger gemütlich. Doch den guten Humor ließen wir uns dadurch nicht nehmen. Wir wollten in die afrikanische Mission, und da warteten auf uns jedenfalls noch ganz andere Opfer, als so ein Spritzregen. Am meisten fällt dem Neuling in dieser Weltstadt der ungeheure Verkehr auf. Da schiebt und drängt sich wie auf einem Jahrmarkt eine vieltausendköpfige Menge durch die Straßen, und durch all diesen Wirrwarr fahren eine Menge Wagen und Equipagen, Autos, Lohnkutscher, Omnibusse, oder bloß mit einem Esel oder Hund bespannte Karren hindurch,



Der Walfischfänger auf der Heimkehr.

in 1½ Stunden nach London. Alle meine Mitreisenden, die heute zum erstenmale nach London kamen, versprachen sich Wunderdinge von dieser Riesenstadt, doch ein dichter, naßkalter Nebel benahm uns fast jegliche Aussicht, und die Straßen sahen bei solchem Wetter recht unsäuberlich her. Das ist auf der ganzen Welt so; bei Regenwetter verliert sogar das vielgepriesene Neapel drei Viertel von seinem Reize.

Wir nahmen ein bescheidenes Frühstück und mieteten dann ein paar Omnibusse. Im oberen Stockwerk verluden wir all' unser Gepäck, die Kandidatinnen nahmen im eigentlichen Wagen Platz, wir „Männer" aber saßen neben dem Kutscher auf dem Bock; und nun ging es bald im Trabe, bald im Galopp, bald durch diese Straße, bald durch jene über eine Stunde lang durch London hindurch bis zum Hafen, wo unser Dampfer „Avondale Castle" und es bleibt das reinste Rätsel, daß in diesem Babel nicht täglich und stündlich eine Menge Unglücksfälle vorkommen. Die Einheimischen aber gehen und fahren mit einer Sicherheit dahin, als wäre gar nichts dabei, und verstehe sich dieser Trubel und dieses Geschiebe von selbst. Eine Kunst bleibt es immer, hier fahren zu können.

Wir sind am Hafen und steigen die Landungstreppe hinauf zu unserem Schiff. Hier wundert man sich über unsere frühe Ankunft, alles ist noch mit Einladen beschäftigt, und demnach in den Kajüten zur Bergung der Passagiere nichts hergerichtet. Da blieb uns nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und geduldig zu warten. Erst nach dem Mittagessen führte uns der Oberststeward in die Abteilung hinunter, die inzwischen für uns hergerichtet worden war. Sie bestand aus einem Speisesaal mit vier langen Tischen und

7 Kajüten. Von letzteren erhielten die Kandidatinnen fünf, wir zwei. Die Kajüteneinrichtung ist bekannt: ein kleines Waschtischchen, eine Art Sofa und je nach der Größe zwei oder vier Betten, die übereinander angebracht sind. Stuhl oder Tisch gibt es nicht, wohl aber den einen oder anderen Schrank für Kleider und sonstige Effekten, die man stets zur Hand haben möchte. Das Ganze ist proper, solid und fest. Es dauerte nicht lange, so hatten wir uns alle in dieser schwimmenden Wohnung häuslich niedergelassen und fühlten uns bald heimisch. Wir waren hier unter uns, unbehelligt von der übrigen Schiffsgesellschaft, die in buntem Gemisch aus allen



Zu Fuß von Hamburg nach Newyork.

möglichen Ständen, Völkern und Ländern hier zusammengekommen war.

Auf Deck aber ging es noch den ganzen Tag bis zum späten Abend sehr lebhaft zu, da erschollen Kommandorufe an allen Enden und Ecken, und wurde mit fieberhafter Eile gepackt und geladen, denn die Abfahrtzeit war schon auf eine Frist von wenigen Stunden nahegerückt.

Endlich — es war Freitag, der 10. März, morgens 8 Uhr — war alles fertig. Die Dampfpfeife ertönt, die Anker werden gelichtet, die mächtige eiserne Schraube setzt sich in Bewegung, und unser Koloß wird von zwei kleinen Schleppdampfern aus der Londoner Bucht herausbugsiert, bis er selbst die nötige Bewegungskraft gewinnt und in majestätischer Ruhe über die endlose Wasserfläche dahinfährt. Es geht stets der Küste entlang, Southampton zu, das wir am nächsten Tage, etwa 10 Uhr vormittags, erreichten. Das Panorama, das sich unsern Augen darbot, war vielfach überaus schön. Hier kam eine starke Festung zum Vorschein, dort eine stolze Burg; es wechselten freundliche Villen mit Dörfern und Städten. Einen überaus ernsten Kontrast dazu bildete das erst vor kurzem zuvor gestrandete Segelschiff „Preußen", der größte unter allen Seglern der Gegenwart. Ohnmächtig erweist sich den Elementen gegenüber das Werk von Menschenhand; es ist, als ob da eine höhere Macht eingriffe, der sich alles Menschliche beugen muß.

In Southampton kam noch eine Menge Passagiere ans Land. Hier sowohl wie in London mußte sich jeder eine ärztliche Untersuchung gefallen lassen, ob er an keiner ansteckenden Krankheit leide. Augen und Haare wurden besonders genau untersucht, namentlich bei den Juden. Diese wurden von den übrigen Reisenden abgesondert, und ihren Kindern, einerlei, ob Knaben oder Mädchen, schor man kurzer Hand glatt die Haare ab.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Fuß von Hamburg nach New-York.

(Siehe nebenstehendes Bild.)

So mancher unserer Leser wird die Ueberschrift mit nicht geringem Kopfschütteln gelesen haben und so mancher wird die Sache für einen verspäteten Aprilscherz halten. Dennoch, so komisch es klingt, hat ein Zeitgenosse, der bekannte österreichische Weltreisende Anton Hanslian, die abenteuerliche Tour bereits angetreten. Hanslian, der bekanntlich seine Frau und Kind in sieben Jahren im Kinderwagen um die Welt schob und 49 800 Kilometer zurücklegte, kam jetzt aus England und wird mit seiner 14jährigen Tochter zu Fuß von Hamburg nach Newyork gehen, ohne das Schiff zu benutzen. Er nimmt unterwegs Photographien für illustrierte Zeitungen und Kinematographen auf, wodurch er seinen Lebensunterhalt deckt. Er ist noch so manchem in Erinnerung, da er vor neun Jahren unsere Gegend berührte. Er ist am 21. Juni von Hamburg abmarschiert und geht über Stettin, Danzig, Königsberg und quer durch Rußland, Sibirien, über das Eis der Beringstraße, Alaska und Kanada nach Newyork. Seine Ankunft erfolgt dort Mitte des Jahres 1914.

Die Heilkraft der Traube.

Die wohlschmeckende, saftige Weintraube erfreut sich mit Recht großer Beliebtheit, bietet sie doch außer dem Vorzuge, ein angenehmes Genußmittel zu sein, auch nicht zu unterschätzende Wirkungen zur Hebung der Gesundheit. Da sie einen starken Zuckergehalt besitzt, hat sie als Nahrungsstoff hohen Wert; noch mehr aber helfen die mineralischen Salze zum Aufbau des Körpers; denn durch die Arbeit der Verdauung werden fortwährend Salze verbraucht, die durch die Weintraube leicht wieder zu ersetzen sind und namentlich auf die Nervenspannkraft heilsam einwirken. Aerzte empfehlen deshalb häufig gegen allerhand nervöse Störungen, wie sie meistens von einer unrichtigen Mischung der Säfte herrühren, eine sogenannte Traubenkur. Sie ist sehr einfach und besteht in der Hauptsache in einem mehrere Wochen fortgesetzten reichlichen Genuß von Weintrauben, wogegen sich niemand sträuben wird. Zu vermeiden hat man während dieser Zeit nur fette und mehlige Speisen, welche die Wirkung beeinträchtigen würden. Auch bei Blutarmut und Bleichsucht tut eine ähnliche Kur gute Dienste. Außer den Zucker- und Salzteilen enthält nämlich die Traube noch Kali, Phosphor, Natron und Kalk, alles Stoffe, die in natürlicher Zusammensetzung, wie sie diese Obstart bietet, von großem Vorteil für

alle mit solchen Schwächezuständen verbundenen Störungen sind. Ebenso übt sie gegen Gicht und Hypochondrie, die meistens nur eine Folge jener ist, in größerer Menge genossen, ihre Heilkraft aus. Aber selbst dann, wenn man sich einer dauernden Gesundheit rühmen darf, soll man sich der wohltuenden Wirkung der Weintraube nicht entziehen. Daß sie erfrischt und den Durst besser löscht, als alle alkoholartigen Getränke, hat wohl jeder an der eigenen Person erfahren, wenn ihm an heißen Tagen die süße Frucht Erquickung gebracht hat.

„Halte Maß in allen Dingen!" Alles Maßlose ist ungut, weil unnatürlich und häufig auch unrecht. Eine übermäßige Freude kann leicht in Uebermut ausarten, eine ungezügelte Trauer führt zur Verzweiflung und Bitterkeit.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur **„Kaffrische Heiratsgesetze", „Die Schwiegermutter unter den Zulus", „Gerettet in höchster Not", „Der kleine Zeitungsträger", „Ein unerhörtes Kunstwerk", „Herstellung des Geldes".**

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck.** Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.,** für Oesterreich-Ungarn **60 Heller,** für die Schweiz **65 cts.**

Briefkasten.

Von Lesern der Arnsberger „Sonntagsblumen" durch Hochw. Hrn. Pfr. in **Hellefeld** 95 Mk. für 4 Heidenkinder: Cäzilia, Frz. Josef, Helene, Josef.

K. P. B. Betrag erhalten.

Südlohn. Antoniusbrot als Dank erhalten.

K. N. Brief erhalten.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

St. German, Schötz, Art, Bürgen, Oetringen, Percha, Tauberbischofsheim, München, Oberwiesenacker, Aufhausen, Thurnstein, Schonach, Bad Dürkheim, Landshut, Knetzgau, Mergentheim, Kiedrich, Lette, Cleve, Bonn, Schleiden, Schwege, Rheydt, Grafenhausen, Oedheim, Gerlachsheim, Diepoltskirchen, Götzingen, Würzburg, Engelberg, Thüngersheim, Stuttgart, Hüfingen.

Danksagungen

Ettendorf, Ramingstein. Tausendfältigen Dank dem hl. Joseph, der mir in einem wichtigen Anliegen geholfen! Würzburg: Dank dem hl. Antonius und dem hlst. Herzen Jesu. Sindeldorf: Dank dem hl. Joseph und Antonius. Grafenhausen. München. Dem hl. Frz. Xaver und hl. Vinzenz von Paul für Erhörung in großem Seelenanliegen. Für wesentliche Besserung des an einem Bein gelähmten Enkels; von Lourdes zurückgebracht, kann es jetzt der Maschine entbehren, die Beweglichkeit des Beinchens nimmt gottlob stetig zu.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Engelberg, Gretzenbach, Wildhaus, Schwyz, Schötz, Zürich, Luzern, Rickenbach, Günsberg, Attinghausen, Wegenstetten, Wohlen, Zürich 2mal, Bußwil, Wil, Sarnen, Sempach, Adorf Nebikon, Olten, Theilheim, Mendorf, Kleinenbroich, Velmede, Paderborn, Weseke, Lette, Weisweiler, Cleve, Birkendorf, Elz, Bonn, Oberhausen, Breslau, Westernhausen, Riedenburg, Schönwald, Postau, Acholshausen (besonderes Anliegen), Blaichach, Niederviechbach (Geschäftsveränderung), Niederlauterbach, Schwarzenbach, Diepoltskirchen, Beuthen. Ein verirrter Sohn. Hollmühle, Karlshorst, Erkertshofen, Grüningen: Um gute Sterbestunde. Ordnung schwieriger Verhältnisse. Kranker Priester. Eine Kaufmannsfrau empfiehlt ihr schwach talentiertes Töchterlein der besonderen Fürbitte des hl. Antonius. Mehrere Anliegen, teils leiblicher, teils geistiger Art.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Cäcilia Wettstein, Fislisbach. Theophil Clemens, Binn. Joseph Zöllig, Steinebrunn. Kaspar Meier, Schneisingen. Lorenz Noti, Eisten. Frau N. N., Kleinrinderfeld. Ludwig Haberling, Rauental. Agnes Werner, Brünn. Leopoldine Parsch, Ybbs. Maria Jax, Linz. Kaspar Strickner, Venn. Magdalena Rührlechner und Anton Huber, Amstetten. M. Elvana Himsl, Linz. Josef Weiß, Kirchberg. Mons. Michael Hintereker, Linz. Juliana Eberl, St. Rupprecht a. Raab. Anna Stadler, Mooskirchen. Mater Modesta, Klagenfurt. Maria Klingbichl, Maria Bacher, Elisabeth Schaffer und Helena Brugger, Murau. Josef Entlschweiger, Wörschach. Augusta Haring, Eggenberg-Graz Josefine Maschek, Pittau. Hochw. Msgr. Fr. X. Konradar, Innsbruck. Hochw. Dechant Walter, Wolfsberg. Hochw. Ferdinand Walch, Gauenstein. Herr Steinleitner, Gundendorf. Mathias Stoisser, Lebing. Josef Kiniger, Sextun. Theresia Tropper, Straden. Maria Reßler, Zeltschach. Maria Magd., Friesach. Jakob Innerbicher, St. Joh. Ahrn. Klara Enengel, St. Florian. Josef Gröger, Pfr., Göllersdorf. Antonia Zohrer, Klagenfurt. Paula Pauly, Maria-Osterwitz. Hochwürd Weihbischof Dr. Heinrich Marx, Breslau. Witwe Herr, Gengenbach. Johann Volk, Tauberbischofsheim. Maria Sergl, Landau a. Isar. Viktoria Löhle, Reisensburg. Johann Schrott, Wutschdorf. Josef Pflieger, Plankstetten. Philomena und Franz Alois Motzel, Mönchberg. Kath. Hessner und Marg. Röich, Götzingen. Ehrw. Sr. Damascena, Pforzheim. Josef Forster, Oedwaldhausen. Michael Schäfer und Kunigunda Eger, Poxdorf. Leopoldine Kleiser, Johann Höfler, Andreas und Barb. Laub, Balbina Stegerer und Anna Dorothea Brand, Wasserlosen Oskar Beienz, Stadtprozelten. Anna Weigl, Fahndorf. Karolina Klich und Katharina Bös, Motten. Maria Karlstädter, Untergriesbach. Johann Gerngroß, Heuberg Anna Stengel, Heistenhofen. Josef Meirhöfer, Forst. Johannes, Theresia und Andreas Walter und August Köhnle, Lippach. Anna Feil, Ellwangen. Hubert Förster, Hauset. Hubert Kleefus, Heimersheim. Theresia Löven, Kendenich. Christine Schmitz, Wied nfeld. Ww. Ber. Hesselmann, Nikol. Josef Wittekind, Aachen. Adelheid Wimmer, Brand. Hochw. Theodor Trappe, Gevelinghausen. Johann Jansen, Mayen. Elisabeth Michel, Elz. Johann Angenendt, Winnekendonk. Gertrud Agnes Berniers, geb. Hoffmanns, Sevelen. Maria Bockhorst, Bartmannsholte. Anna Kist. Weingarz. Johann Faller, Langenordnach. Georg Stoll, Polling. Valentin Rantz und Leonie Limacher, Mülhausen. Maria Werner, Würzburg. Franz Paul Punzmann, Maria Susanna Fuchs, Geiselbach. Ludwig Schieß, Hegne. Hochw. Bernh. Gamber, Wesselberg. Pfarrer Josef Graser, Amberg. Pfarrer Bauer, Altdorf. Anna Kaiser, München. Kilian Geier, Lichtenfels. Frau Milz, Grönenbach. Katharina Nebert, Beiertheim. Frau Major Höderlein, Würzburg. Anna Schimmel, Breslau. Alice Therese Hasche, Jeziorki. Anton Graff, Elkhorn, Wis. John P. Boßler, Collegeville, Minn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
№ 12.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Beförderern bezogen.

Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.

Probenummern gratis.

Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.

Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.

Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.



Knaben im Korb.

Köln a. Rh.
Dezember 1911.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht", als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Kindheit.

Ihr wunderprächt'gen Tage
Vergang'ner Kindeszeit,
Wo seid ihr hingezogen
Mit eurer Herrlichkeit?

Von all dem süßen Scheine
Was blieb mir doch zurück?
Ach nur ein leises Sehnen
Nach längst verrauschtem Glück.

So wie im stillen Schweigen
Der kalten Winternacht
Vom Himmelsdom manch' Sternlein
Holdselig niederlacht.

So strahlt ihr fernen Zeiten
Mit eurer lichten Pracht,
Verjüngt das Herz, das alte,
Daß kindlich es noch lacht.

Und Kind werd' ich dann wieder,
Werd' seelenfroh vergnügt
Und freu' mich alles dessen,
Was mich als Kind entzückt.

Und all' die kleinen Freuden
Und all' die süße Lust,
Sie sind ein Frühlingszauber
In alt geword'ner Brust.

Josef März.

Missionsrede auf dem Katholikentage zu Mainz.

Rede des Hochw. Herrn P. Max Kassiepe O. M. J., gehalten auf dem Katholikentage zu Mainz über die kathol. Heidenmission der Gegenwart.

(Schluß.)

Wer an der Ausbreitung des Glaubens tatkräftigen Anteil nimmt, wird sich inmitten der so oft verworrenen Probleme unserer Tage viel leichter jenes zarte und doch so bestimmte Gefühl bewahren für alles, was echt katholisch und echt kirchlich ist, den sensus catholicus, die katholische Nase, wie man scherzhaft übersetzt hat. Nur ein Beispiel aus vielen, das ich selbst erlebt habe. Lange bevor der hl. Vater das Dekret über die tägliche Kommunion und die Kinderkommunion veröffentlichte, sprach ich mit einem eifrigen Missionsförderer, einem einfachen Handwerker, über die große Schwierigkeit, aus entarteten und verweichlichten Völkern, zum Beispiel in Indien, genügend Einheimische zum Priesterberufe heranzubilden. Da sagte er mir: „Wenn dort die Väter und Mütter täglich oder wenigstens öfter kommunizierten und wenn man ihren frühreifen Kindern vom zartesten Alter an die heilige Kommunion reichte, dann würden selbst die Folgen einer jahrtausende alten Vererbung des Lasters aufgehoben." (Lebh. Beif.) Als ich ihn fragte, woher er das wisse, antwortete er: „Wenn man als Katholik viel über die Rettung der Heidenseelen liest oder nachdenkt, dann wird es einem bald klar, daß es in unserer Kirche übernatürliche Kräfte gibt." (Erneuter lebh. Beifall.) Damit hat jener einfache Mann alle jene ängstlichen Katholiken geschlagen, die selbst nach dem Erscheinen der genannten Rundschreiben sich nicht zu orientieren vermochten, weil sie übernatürliche Dinge mit menschlicher Berechnung messen wollten. Alle Missionäre rühmen die wunderbare Wirkung der öfteren Kommunion auf die Neubekehrten. (Bravo.) Beteiligen Sie sich tatkräftig am Missionswerk und Ihr Glaube wird gestärkt, Ihr Blick für das Uebernatürliche wird geschärft, weil Sie die göttliche Gnade am Werke sehen.



Fürst Alois zu Löwenstein,
Kleinheubach a. M. (Bayern).

Sie müssen die Heidenmission mehr wie je unterstützen, weil sich derselben heute unwiederbringlich günstige Gelegenheiten bieten und weil die gegenwärtigen Zeitverhältnisse dringend zur Eile mahnen. Niemals waren die allgemeine Weltlage und die durch Technik und Wissenschaften errungenen Fortschritte dem Werke der Weltbekehrung so günstig, wie heute. Das hat Gott gefügt, damit heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität mehr wie je der letzte Befehl Jesu ausgeführt werde: Gehet hinaus in die ganze Welt und lehret alle Völker! (Lebh. Beifall.)

Die Heiden stehen heute auch dem Evangelium freundlicher gegenüber als je zuvor. Die alten heidnischen Religionen sind ins Wanken geraten: Buddhismus, Konfucianismus, Hinduismus, ja sogar der Islam stehen vor einer Krisis und machen eine vielleicht für die ganze Zukunft entscheidende Wandlung durch, die zur vollständigen inneren Auflösung führen kann. Es gibt wenige gebildete Heiden, für welche die bisherige Lehre noch die Bedeutung einer das Leben durchdringenden Religion hat, geschweige denn, daß sie noch an ihre Götzen glauben. Alle diese Völker befinden sich im Zustande geistigen Erwachens, wo die alten Religionsformen den meisten nicht mehr genügen. Zwar machen Buddhismus, Schintoismus und Islam verzweifelte Anstrengung, sich zu modernisieren und Proselyten zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werben. In manchen Gegenden gelingt es ihnen; besonders in Afrika ringt der Islam erfolgreich an vielen Stellen gegen das Christentum, um die Neger zu sich herüberzuziehen, und es bedarf vereinter Anstrengungen aller beteiligten Religions-Gesellschaften, dieser Gefahr Herr zu werden.



Dr. Michael Faulhaber, Bischof zu Speyer.

Für Indien, China, Korea und Japan bestehen jetzt ganz neue und unbegrenzte, aber vielleicht nie wiederkehrende Möglichkeiten zur Christianisierung, wenn es nur nicht an Missionaren und Mitteln fehlt, um das große Werk durchzuführen. Katholische Missionare und protestantische urteilen hier in gleicher Weise. Die vorjährige protestantische Weltmissions-Konferenz zu Edinburg hat den großen Ernst der gegenwärtigen Stunde für die Heidenmission hervorgehoben und es als eine entsetzlich verhängnisvolle Politik der christlichen Kirchen bezeichnet, wenn diese zuließen, daß jetzt, wo die Millionenvölker Asiens sich der abendländischen Zivilisation zuwenden, das Evangelium ausgeschaltet würde. Wenn die gewaltige Völkerflut während des nächsten Jahrzehntes im fernen und nahen Osten nicht zum Christentum hingelenkt wird, muß sie in den folgenden Jahrzehnten sich uns entgegenwerfen; wenn Japan, China und Indien nicht christlich werden, so werden sie, das ist die Ueberzeugung vieler, in weniger als 100 Jahren das ganze Abendland in Schrecken gesetzt und vielleicht unsere christliche Kultur vernichtet haben. Heute noch liegt's an uns, die Dinge im fernen Osten und in Afrika zum Guten zu wenden. Jetzt oder vielleicht nie muß nach menschlicher Berechnung für weite Missionsgebiete die Losung gelten. Möchten doch alle Katholiken diesen Ernst der gegenwärtigen Stunde erkennen.

Und gibt uns Gott nicht selber zu erkennen, was er von uns will? Ist es nicht auffallend, daß in unserem, doch so sehr auf das Materielle gerichteten Zeitalter ein so gewaltiger Zug zum Missionsleben sich offenbart? Und trotzdem genügen die Kräfte dem Andrange noch nicht. An uns ist es, den Ruf der Gnade zu verstehen und ihm entweder selbst zu folgen, oder ihn bei andern edelmütig zu unterstützen. Wir müssen das Missionswesen um so mehr unterstützen, weil die Missionen vor einem weltgeschichtlichen Wendepunkte stehen, an dem es sich entscheidet, ob jetzt das Christentum siegt, oder ob wir für Jahrhunderte in der Missionierung der Heidenwelt zurückgeschleudert werden.



Kommerzienrat Haffner,
Bruder des † Bischofs Haffner, Mainz.

Wir alle können für die Missionen wirken. Das Missionsproblem der Kirche ist heute nicht in erster Linie ein finanzielles. Vor allem fehlt es überall an Arbeitskräften, an Priestern, an Brüdern und besonders für den Orient an Missionsschwestern. Katholische Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr in ernster Prüfung die Stimme des Herrn erkannt habet, der Euch zum Missionsberufe einladet, o zeiget Euch würdig dieser Berufung, höret nicht weiter auf die Stimme von Fleisch und Blut, denn Euch gilt das Wort: Wer Vater oder Mutter mehr lieb hat als mich, der ist meiner nicht wert! Und Ihr, christliche Eltern, was zaudert Ihr? Gibt es ein größeres Glück für Euch, als wenn Eure Kinder hinausziehen dürfen im Namen Jesu Christi, um hungernden Seelen das Brot des Lebens zu reichen und Licht zu spenden denen, die in Finsternis wandeln? (Beif.)

Damit aber alle von Gott Berufenen ihr Ziel erreichen, bedarf es der Missionshäuser. Die Protestanten sind hier vor dem Gesetze freier als wir. Sie können Missionshäuser bauen, so viel sie wollen und wo sie wollen (hört! hört!), während es den katholischen Missionen außerordentlich schwer, ja zeitweilig und in manchen Bundesstaaten vollständig unmöglich ist, ein Missionshaus zu gründen (hört!). Es gibt bedeutende reinkatholische Landesstriche, wo viele herrliche Priester-, Brüder- und Schwesterberufe verkümmern müssen, weil weit und breit kein Missionshaus ist, das sie ausbilden könnte. Hat die katholische Kirche die strenge Pflicht, Missionare auszusenden, so hat sie auch das unantastbare, göttliche Recht, diese Missionare auszubilden. Wenn wir auch dankbar das Entgegenkommen mancher Regierungen anerkennen, so entspricht es doch dem fortgeschrittenen 20. Jahrhundert wenig, wenn man der katholischen Charitas und der katholischen Missionstätigkeit Fesseln anlegt, welche man für keine andere Religionsgemeinschaft kennt. (Stürm. Beif.) Mögen unsere hochverdienten katholischen Volksverteter in den Parlamenten niemals ermüden, in dem Kampfe um eine freiheitlichere Entwicklung der heimatlichen Pflanzstätte unserer Heidenmission. (Erneuter stürm. Beifall.)

Wer selbst nicht zum Missionswerke berufen ist, der soll und kann nach dem Maße seines Einkommens und seines Vermögens die Ausbildung von Missionaren und die Arbeit der Missionare unterstützen. Für geringe irdische Güter bietet Gott Ihnen Himmlisches. Die 160 Millionen Protestanten opfern jährlich 80 Millionen Mark für die Missionen, das macht pro Kopf 50 Pfennig, während wir trotz unserer größeren Zahl nur 20 Millionen, d. h. pro Kopf 8 Pfennig opfern. (Hört!) Diese beschämend geringe Summe kommt daher, daß viele Katholiken noch gar nicht ihre Missionspflicht er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kannt haben und nicht das geringste für die Heidenmission übrig haben, während für Vergnügungstouren, für Zigarren, für geistige Getränke, für Toilette usw. immer Geld da ist.

Damit die Unterstützungen der Mission reichlicher fließen, helfen Sie mit, daß die Missionsvereine überall eingeführt und weiterverbreitet werden (Hört!), an erster Stelle der Franziskus Xaveriusverein, der Ludwigs-Missionsverein, die kleinen Missionsvereine der einzelnen Genossenschaften, die mächtig aufblühende Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen (Stürm. Beifall), die bereits 140 Tausend Mitglieder zählt. (Erneuter stürm. Beif.) Letzterer Verein hat im Januar dieses Jahres in kurzer Zeit 52 Tausend Mark Extraausgaben für die Hungersnot in China gesammelt. (Beif.) Ich bitte alle Teilnehmer der Katholikenversammlung, die Ausstellung zu besichtigen, welche



58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz: **Der Festzug.**
Phot. A. E. Brucker, Bingerbrück a. Rhein.

die rührige Leitung dieser Missionsvereinigung im alten Justizpalast ausgestellt hat. Außer der sehenswerten ethnographischen Ausstellung sind dort Paramente für 76 bedürftige Missionen im Werte von 60 Tausend Mark ausgestellt, die zum größten Teil von Mitgliedern angefertigt wurden. (Lebhafter Beifall.)

Gott sei dank beginnt es auch bei den katholischen Männern mächtig zu tagen. Die neugegründeten akademischen Missionsvereine haben ein herrliches Beispiel gegeben. Es fehlte uns bisher unter den Gebildeten an Männern, die für die Missionen Verständnis hatten und begeistert waren. Der akademische Missionsverein, den Fürst Löwenstein (Stürm. Beif.) in Breslau angeregt, und den Münster zuerst praktisch ins Werk gesetzt hat, (Ern. stürm. Beifall) wird uns diese Elite erziehen. Darum fordere ist alle katholischen Akademiker dringend auf, ihm beizutreten. (Lebhafter Beifall.)

Noch eine andere bedeutungsvolle Missionsgabe hat uns die Alma mater Monasteriensis geschenkt, ich meine die dort unter sachverständiger Leitung aufblühende katholische Missionswissenschaft und ihre von Universitätsprofessoren und Missionaren herausgegebene Zeitschrift für Missionswissenschaft.

Sowohl die Vorlesungen über Missionswissenschaft, wie auch das missionswissenschaftliche Seminar von Dr. Schmidlin haben Anklang gefunden und die neue Zeitschrift scheint berufen, der Missionsidee in den Kreisen der Gebildeten erhöhte Beachtung und neue Freunde zu verschaffen. Wenn erst an allen Universitäten und allen Priesterseminaren die Missionswissenschaft in den verschiedenen theologischen Disziplinen berücksichtigt wird, werden wir auch bald überall einen missionsfreudigen und missionskundigen Klerus besitzen.

Eines der besten Mittel, um die Verständnislosigkeit der Massen zu besiegen, besteht in der eifrigen Verbreitung der Missionszeitschriften. Neben den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens empfehle ich als schönste und allgemein interessierende Zeitschrift die altberühmten katholischen Missionen (Herder-Freiburg) (Beif.) Daneben haben die einzelnen Missionsgesellschaften ihre besonderen Zeitschriften, die verdienen, mehr bekannt und verbreitet zu werden. Bei den Protestanten, die dreimal so viel verschiedene Missionszeitschriften mit 3½ mal so großer Auflage besitzen, kommt auf 30 Personen ein Abonnent, während bei uns erst auf 100 Katholiken ein Abonnent kommt. (Hört!) Wenn man bedenkt, daß bei uns die eifrigen Missionsfreunde meist mehrere Zeitschriften halten, so kann man die beschämende Tatsache feststellen, daß Tausende von Katholiken nichts über die Mission zu hören bekommen. Hier muß der Hebel angesetzt werden. In jedes katholische Haus gehört eine Missionszeitschrift. (Lebh. Beifall.)

An die Seelsorgegeistlichen möchte ich die Bitte richten, dem christlichen Volke noch mehr als bisher über die Heidenmission zu predigen. Denken Sie an die Worte, die ein fürstlicher Laienprediger von Breslau aus Ihnen zugerufen hat: „Es wird zu wenig über die Mission gepredigt. Im Namen der 30 Millionen Heiden, die jährlich ungetauft sterben, bitte ich Sie, vergessen Sie in Ihrer Sorge um unser Seelenheil nicht die Seelen, die in Heidenländern verloren gehen . . . Nützen Sie Kanzel, Christenlehre, den Kommunionunterricht aus, um uns und unsere Kinder über die Bedürfnisse der Missionen zu belehren, um unseren Eifer, unsere Opferwilligkeit zu wecken!" Auch in den verschiedenen Vereinen könnte oft der Missionen gedacht werden. Vor allem möchte ich die Abhaltung verschiedener Missionsfeste oder Missionstage nach dem Muster

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Fuldaer Missionsfestes dringend empfehlen. (Lebh. Beifall.)

Eine Unterstützung kann uns auch der Aermste zuteil werden lassen, er kann und muß beten. Was nützt es dem Landmann, daß er pflügt und säet, wenn der Himmel den befruchtenden Regen versagt? So ergeht es auch dem Missionar. Alles Unterrichten und Zivilisieren ist vergeblich, wenn nicht die Gnade die Herzen weich macht, und an der göttlichen Gnade fehlt es immer noch. Die Missionsvereine sind nicht nur Sammelvereine für die materielle Unterstützung der Missionen, sondern sie sind zugleich und in erster Linie Gebetsvereine. Beten Sie täglich heiß und innig und das Reich Gottes, das Reich der Himmel, das Reich der Glückseligkeit wird zu uns kommen und zu den armen Heiden. (Stürmischer, immer wieder ausbrechender Beifall.)



Waldanpflanzung durch schwarze Mädchen unter Aufsicht einer Missionsschwester.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode der Königin Zingha verdoppelte man die Wachen um den Palast und gestattete am ersten Tag und in der folgenden Nacht niemand den Eintritt. Nachdem aber die Leiche entsprechend aufgebahrt war, ließ der Staatsrat am kommenden Morgen das Volk vor dem Palaste versammeln, verkündete den Tod der großen Königin und machte zugleich bekannt, daß sie vor ihrem Hinscheiden ihre Schwester Cambi zur Nachfolgerin bestimmt habe.

Diese Kunde erfüllte das gesamte Volk mit tiefer Trauer, von allen Seiten ertönte Jammern und Wehklagen. Die neue Königin wurde zwar in ihrem Ornate und den Abzeichen der königlichen Würde, Pfeil und Bogen, hoch emporgehoben und der Menge gezeigt, allein ihr Erscheinen erregte im ersten Augenblicke der Trauer nur geringe Teilnahme.

Die Hofdamen hatten inzwischen ihre verstorbene Gebieterin mit dem schönsten fürstlichen Schmucke bekleidet und auf eine mit Goldbrokat bedeckte Bahre gelegt. Die prächtige Gewandung wurde durch eine mit Edelsteinen besetzte Spange zusammengehalten; auf ihrem Haupte saß ein kleiner, von einer goldenen Krone eingefaßter und mit bunten Federn besteckter Helm, um den Hals schlangen sich kostbare Korallenschnüre mit großen Perlen dazwischen, Ringe von Gold und kunstvolle Geflechte aus Elefantenhaaren bedeckten ihre Arme und Beine; an den Füßen aber hatte sie zierliche Sandalen aus rotem Sammt. Ringsum aber blühten und dufteten die schönsten Blumen. So wurde sie mehrere Stunden lang in mehr sitzender als liegender Stellung ausgestellt, den Kopf an ein kostbares Kissen gelehnt, das ihr Ehrenpage, unbeweglich wie eine Bildsäule, während der ganzen Zeit hielt. Eine zahllose Volksmenge strömte herbei, die geliebte, allverehrte Königin noch einmal zu sehen, während die Missionäre, unterstützt von einigen Negern, welche des Lateinischen einigermaßen mächtig waren, die Totengebete verrichteten.

Da man sich gerade in der heißesten Jahreszeit befand, und daher zu befürchten war, der Leichnam möchte, obschon er gut eingesalbt war, bald in Verwesung übergehen, und trotz des Weihrauches, der beständig verbrannt wurde, einen üblen Geruch verbreiten, beschloß der Staatsrat, die Beerdigung noch vor Sonnenuntergang vorzunehmen. Bevor wir jedoch zur Schilderung der christlichen Beerdigungsfeier, wie sie hier an einer berühmten Königin vorgenommen wurde, übergehen, wollen wir sehen, wie die Schaggaer ihre Toten nach altheidnischem Ritus zu bestatten pflegten. Der mehrerwähnte P. Cavazzi erzählt darüber folgendes:

„Die Schaggaer kümmern sich nicht viel um ihre Kranken; liegt einer an einem gefährlichen Uebel hoffnungslos darnieder, so pflegen sie ihn aus Mitleid zu erdrosseln. Die Leichen werden einbalsamiert, und die

noch lebenden Frauen mit ihren verstorbenen Männern begraben. Man setzt die Leiche des Mannes, nachdem man sie gewaschen und ihr den besten Schmuck angelegt, in einer unterirdischen Kammer auf einen Stein oder Holzklotz und übergießt sie mit einer wohlriechenden Salbe. Damit es dem Manne in der anderen Welt nicht an Bedienung und Gesellschaft fehle, postiert man rechts und links von ihm eine seiner Frauen und deckt dann die Grube zu. Solange Verwandte vorhanden sind, die an demselben Orte wohnen, gehen sie jeden Monat zum Grabe, gießen Ziegenblut und Palmwein darauf und stimmen Trauerlieder an.

Zum Gedächtnis berühmter Vorfahren aber veranstaltet man von Zeit zu Zeit ein feierliches Opfer, Quiluvia genannt. Zu diesem Behufe umgibt man im Walde einen runden Raum mit mannshohen, oben zugespitzten Pfählen und hängt an der einen Seite, welche zugleich mit kostbaren Stoffen geschmückt wird, lebende Böcke, Hammel und Hühner auf, sowie irdene und hölzerne Gefäße, die mit Früchten und geistigen Getränken gefüllt sind.

Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, so tritt durch das Eingangstor, über dem eine Lanze mit einer großen Fahne aufgepflanzt ist, der Häuptling mit seinem Gefolge und einer Unmasse Volkes, alle in wohlgeordnetem Zuge. Unmittelbar darauf erscheinen die Gangas oder Doktoren mit den zum Opfertode bestimmten Menschen, deren Zahl sich gewöhnlich auf ein paar Hundert beläuft. Die meisten sind Kriegsgefangene, viele aber auch Schaggaer, die freiwillig und jubelnd in den Tod gehen wegen der Ehre, die ihnen bald zu Teil werden soll, nämlich den Geistern der Vorfahren als Gehilfen beigegeben zu werden.

Befindet sich unter den Opfern ein Häuptling oder sonst ein hervorragender Mann, so führt man ihn zuerst in den Kreis und läßt ihn mit vielen Förmlichkeiten und Ehrenbezeugungen niedersitzen. Der Oberfeldherr oder ein anderer Heerführer stellt sich vor ihn, ersucht ihn, drüben in der anderen Welt bei den großen Geistern Fürbitte einzulegen für das Volk der Schaggaer und schlägt ihm mitten in der Rede mit einem Beile den Kopf ab. Auf dieses Zeichen fallen die Gangas auch über die anderen Opfer her und schlagen sie nieder, wobei sie mit solchem Ungestüm zu Werke gehen, daß schon manchem Zuschauer, der sich allzu neugierig vordrängte, ebenfalls der Kopf abgeschlagen wurde.

Nach dem Blutbade schichtet man am Grabe des Verstorbenen, zu dessen Ehre die ganze Feier veranstaltet wurde, die Leichname auf, und steckt durch den auf der höchsten Spitze des Haufens liegenden Leib des geopferten Häuptlings eine Lanze mit einer Fahne. Vom Fleische dieser Opfer zu essen, galt als ein schweres Verbrechen; dennoch aber kam es bei dem Heißhunger dieser Wilden nach Menschenfleisch zuweilen vor, dann aber galt das ganze Opfer als unwirksam und mußte durch ein anderes ersetzt werden."

Solcher Art waren also die Totenfeierlichkeiten der heidnischen Schaggaer; sehen wir nun, wie sie als Christen ihre große Königin zur letzten Ruhe bestatteten. Zunächst hüllten die Missionäre, einem wiederholt geäußerten Wunsche der Königin folgend, die Leiche samt ihrem prächtigen Schmuck in einen schlichten Kapuziner-Habit. Man denke sich, Zingha, die früher so grausame, blutdürstige Tyrannin, wurde zuletzt im Ordensgewande des sanften, milden und demütigen hl. Franziskus begraben! Den Leichenzug eröffneten die Sänger mit dem Kreuze, ihnen folgten die Kapuziner-Missionäre, dann eine Kapelle von hundert Musikanten mit ihren lärmenden Kriegsinstrumenten, indessen rechts und links vom Zuge, dem eine Unmasse Volkes sich anschloß, zwei Abteilungen des Heeres standen, die, während die Leiche durch ihre Reihen getragen wurde, einen Scheinkampf aufführten.

Mit Mühe gelangte man durch all das Gedränge nach der Kirche, wo ihre Ruhestätte schon bereitet und mit reichen Stoffen ausgeschlagen war. Mit der Königin wurden die prächtigsten Geräte, Gewänder und Schmucksachen derselben, sowie ihre Waffen, was zusammen wenigstens den Wert von 50 000 Mark repräsentierte, in die Grube gesenkt; denn nach den Landesgesetzen war es niemand erlaubt, sich eines Gegenstandes zu bedienen, den sie bei Lebzeiten berührt hatte. Die beim Leichenbegängnisse anwesenden Hofdamen waren jedoch auf keine Weise zu bewegen, in die Gruft hinabzusteigen, um all die Sachen hübsch zu ordnen, denn sie glaubten trotz aller Gegenvorstellungen, man würde sie mit ihrer Gebieterin lebendig begraben. Als aber die Gruft geschlossen war, kamen sie herbei und durchwachten an derselben unter Tränen und Jammern die ganze Nacht. Am folgenden Tag wurde der Trauergottesdienst abgehalten, welchem die neue Königin mit ihrem ganzen Hofe beiwohnte.

Sofort nach Beendigung der kirchlichen Feier erschienen sämtliche Heerführer bei den Missionären und baten um die Erlaubnis, ein öffentliches „Tombo" oder Totenfest veranstalten zu dürfen, da es ungerecht sei, eine Fürstin, der ihr Volk soviel zu verdanken habe, dieser Ehre zu berauben. Die erstaunten Mönche gerieten über dieses Ansinnen in nicht geringe Verlegenheit; da sie aber wohl einsehen, ein etwaiges Verbot würde keine Beachtung finden und könnte eventuell die ganze christliche Religion bei diesem kriegerischen Volke in Frage stellen, gestatteten sie das Fest, jedoch unter der Bedingung, daß man dabei weder Menschenblut vergieße, noch Tiere opfere noch unzüchtige Tänze aufführe.

Die Uebereinkunft fand lauten Beifall. Es erschienen sieben bis acht Tausend Männer in voller Kriegsrüstung und eine ungezählte Menge Volkes: Männer, Frauen und Kinder. Die neue Königin selbst trat mit all ihren Beamten und Heerführern auf, und sobald sie jedem seine Stelle angewiesen hatte, erbaute man schnell etwa 900 Hütten, teilte sie wie eine Stadt in Viertel, und legte in jedes derselben eine Wache von hundert Mann, lauter starke, auserlesene Leute.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, lief der oberste Anführer des Heeres durch die Reihen der Krieger und schrie aus Leibeskräften in einem kläglichen Tone: „Le, lelé, lelé!" Es war dies ein Schrei, womit man sonst in Zeiten dringender Not die Krieger unter die Waffen rief. Diese antworteten mit dem gleichen Ruf, zum Zeichen, daß sie parat seien.

Nun stieg der Heerführer auf eine Anhöhe und rief, er habe den Auftrag, allen Bewohnern des Reiches Matamba zu verkünden, Zingha, ihre große, unvergleichliche Königin sei gestorben. Bei diesen Worten erhob sich ringsum ein herzzerreißendes Jammergeschrei; es war, als seien alle ob des großen, unermeßlichen Verlustes der Verzweiflung nahe. Man blies zum Aufbruch, und die Krieger fingen sogleich an, mit der größten Lebhaftigkeit und Kunstfertigkeit die Art und Weise der verstorbenen Gebieterin darzustellen, indem sie täuschend nachahmten, wie sie das Heer zum Kampfe anfeuerte, den Feind angriff, ihn schlug und verfolgte; wie sie ferner einen schein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

baren Rückzug anordnete und den unvorsichtigen Gegner in einen Hinterhalt lockte, oder wie sie eine Stadt belagerte, oder einen Sturm zurückschlug. — Nach der gelungenen Aufführung all dieser Manöver zogen sie mit den Pfeilen auf den gespannten Bogen und dem Ruf: „Pute — Pute — Pute"! an ihren Befehlshabern vorüber, um anzudeuten, sie seien bereit, auch für ihre neue Königin ihr Leben zu lassen, falls sie gegen einen Feind ins Feld zöge.

Darauf kam die Reihe an die Staatsbeamten; auch sie wiederholten genau, was sie unter Zinghas Regierung zu tun gewohnt waren: sie hielten Rat, gaben Befehle und fällten Urteile. Auch die Hofdamen nahmen an der Vorstellung teil und verrichteten ihren gewohnten Dienst, bis man ihnen sagte, sie bräuchten sich nicht weiter zu bemühen, denn ihre geliebte Herrin sei tot. Nun aber weinten und schrieen sie zum Erbarmen, rauften sich die Haare aus und waren untröstlich vor Jammer und Leid über den Tod ihrer Fürstin.

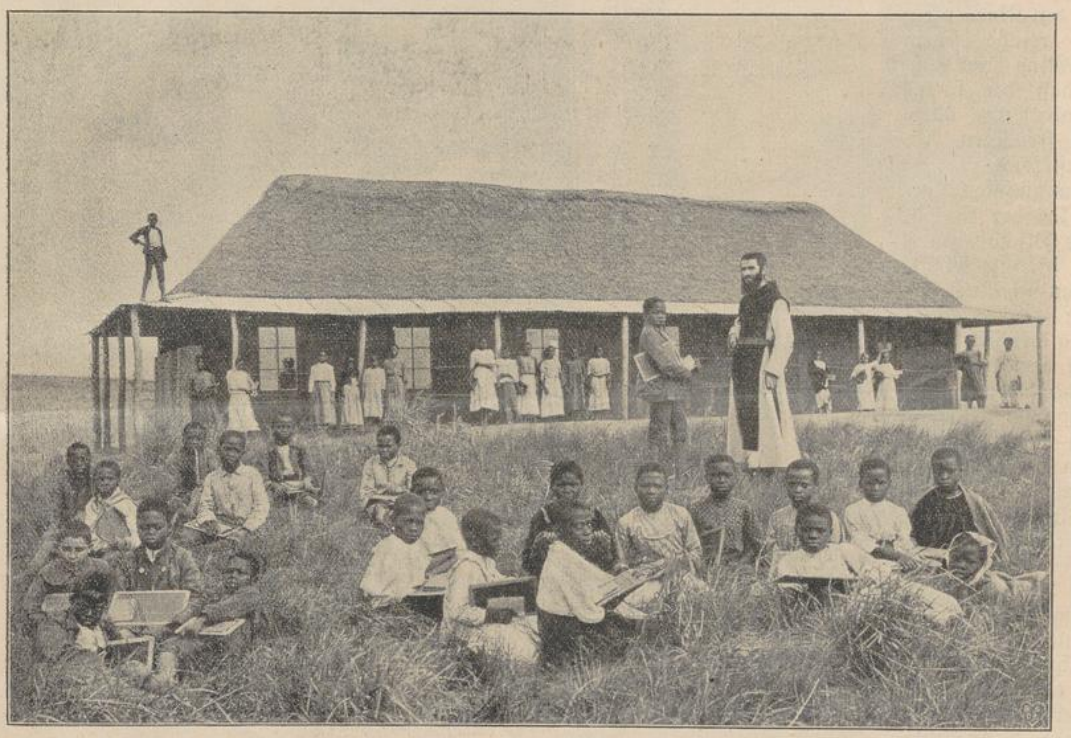
Diese Leichenfeier dauerte sechs volle Tage; es fehlte zur Befriedigung der Teilnehmer nur noch das Menschenfleisch, wonach alle, wie man wohl wahrnehmen konnte, sehr lüstern waren. Die neue Königin ersetzte diesen Mangel durch einen glänzenden Schmaus, wozu sie die reichen Geschenke benützte, die man ihr von allen Seiten anbot.

Die Missionäre bemühten sich zwar, das Volk auch zum Besuche der Kirche zu bewegen; allein solange das Tombo dauerte, waren ihre Bitten und Vorstellungen vergebens. Als aber das Fest vorüber war, strömte groß und klein ebenso eifrig zum christlichen Trauergottesdienste, den P. Cavazzi, der Beichtvater Zinghas, abhielt und den er volle acht Tage hintereinander wiederholte. (Forts. folgt.)

Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs.

Himmelberg. — Infolge unvorhergesehener Umstände mußte der Hochw. Herr zweimal den für die Firmung angesetzten Tag verschieben, sodaß unsere schwarzen Neubekehrten, die seine Ankunft mit Sehnsucht erwarteten, auf eine kleine Geduldprobe gestellt wurden. Schließlich kam er dann noch einen Tag früher, als angesagt worden war. Samstag abend, den 22. Juli, erschien nämlich ein Bote von St. Michael mit der Kunde, Se. Bischöfl. Gnaden würde schon Sonntag nachmittag hier eintreffen.

Sofort wurden die nötigen Vorkehrungen zu einem möglichst würdigen Empfang des geliebten Oberhirten getroffen. Die Schwarzen hielten fleißige Ausschau,



Franz-Xaver-Schule in Mariannhill.

ob er wohl bald käme. Richtig, um 4 Uhr nachmittag traf er ein, doch nicht zu Pferd, wie gemeldet worden war, sondern schön bescheiden auf einem Eselswagen. Hierzulande muß man eben mit dem vorlieb nehmen, was man hat, und kann nicht jeder nach Stand und Würde auftreten. Der Hochwürdigste Herr ist übrigens längst an derartiges gewöhnt und weiß sich in alles zu fügen.

Vor dem Triumphbogen machte die vierspännige Karosse Halt. Der Hochw. Herr Bischof stieg aus, und ich begrüßte ihn im Namen der ganzen Gemeinde und speziell unserer Firmlinge in einer kurzen Anrede in seiner französischen Muttersprache, was ihn sehr erfreute. Hierauf traten zwei weißgekleidete Mädchen vor und boten ihm in englischer Sprache einen herzlichen Willkomm. Zuletzt zog alles in feierlicher Prozession in die festlich geschmückte Kirche ein, wo der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt wurde.

Nach dem Abendessen erschien die fröhliche Schul-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jugend mit einigen buntfarbigen Lampions auf dem Platz und zeigte zunächst vor dem geliebten Oberhirten ihre gymnastischen Künste; dann ging es gemeinsam der Schule zu, wo noch eine Menge fröhlicher Lieder gesungen wurden. Zum Schluß hielt der Hochwürdigste Herr Bischof an die Kinder eine liebevolle Ansprache, legte ihnen Zweck und Aufgabe der Missionsschule klar und ermahnte sie, die ihnen geborene Gelegenheit treu zu benützen. Hierauf ließ er sich noch väterlich mit den Kindern ein und reichte jedem den Ring zum Kuß, so daß der schöne Abend einen überaus freudigen Abschluß fand.

Am nächsten Morgen las der Hochw. Herr Bischof um 8 Uhr die hl. Messe, woran sich die Spendung der hl. Firmung anschloß. Die Zahl der Firmlinge betrug 57. Die Schwarzen waren ganz begeistert für ihren Bischof, an dessen freundlichem und leutseligem Wesen sie erkannten, daß er sie wirklich lieb habe und als seine geistigen Kinder betrachte. Gegen halb 12 Uhr verabschiedete sich der hohe Herr, wobei ihm die Firmlinge noch eine gute Strecke weit das Geleite gaben. Mit dem bischöfl. Segen und einem kräftigen „Salani kahle, lebet wohl," trennte er sich von ihnen, was die Schwarzen mit einem urkräftigen, vielstimmigen „Hamba kahle, baba otandekayo, ziehe wohl, geliebter Vater," beantworteten.

Möge Hirt und Herde, die an diesem Tage mit dem Siegel des hl. Geistes bezeichnet wurde, sich einst wieder treffen im Lande der Seligen, wo es kein Scheiden mehr gibt und keine Trennung. Das walte Gott!

P. Odo Ripp, R. M. M.



Missionsschule in Himmelberg.

Brave Kinder sind Engeln gleich, Ihrer ist wahrlich das Himmelreich!

Von Schw. Engelberta, C. P. S. (Fortsetzung.)

Czenstochau. — Heute möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen ein kleines Mädchen vorführen, das zwar nicht zu den bravsten unserer Schule zählt, aber doch wieder viel Gutes und Liebes an sich hat. Es ist das unsere Cäcilia; ein kluges, munteres Ding von etwa acht Jahren. Ganz ohne Fehler ist die Kleine

nicht, hat aber auch wieder ein weiches, empfängliches Herz und ist schnell bereit, einen gemachten Fehler wieder gutzumachen.

Als ich jüngst beim Unterrichte von der Vorbereitung auf die erste hl. Beicht sprach, kam sie nachher mit einem recht betrübten Gesichtchen zu mir, und ich sah ihr sofort an, daß sie etwas Schweres auf dem Herzen habe. Auf die Frage, was ihr denn fehle, kniete sie demütig nieder, ließ das Köpfchen sinken und bat mich gar inständig um Verzeihung, wegen des vielen Verdrusses, den sie mir schon gemacht habe. „Schwester, verzeihe mir doch," fügte sie bei, „ich habe so viele Sünden; laß mich doch auch bald zur hl. Beichte gehen, denn ich möchte wieder ein reines Herz bekommen!"

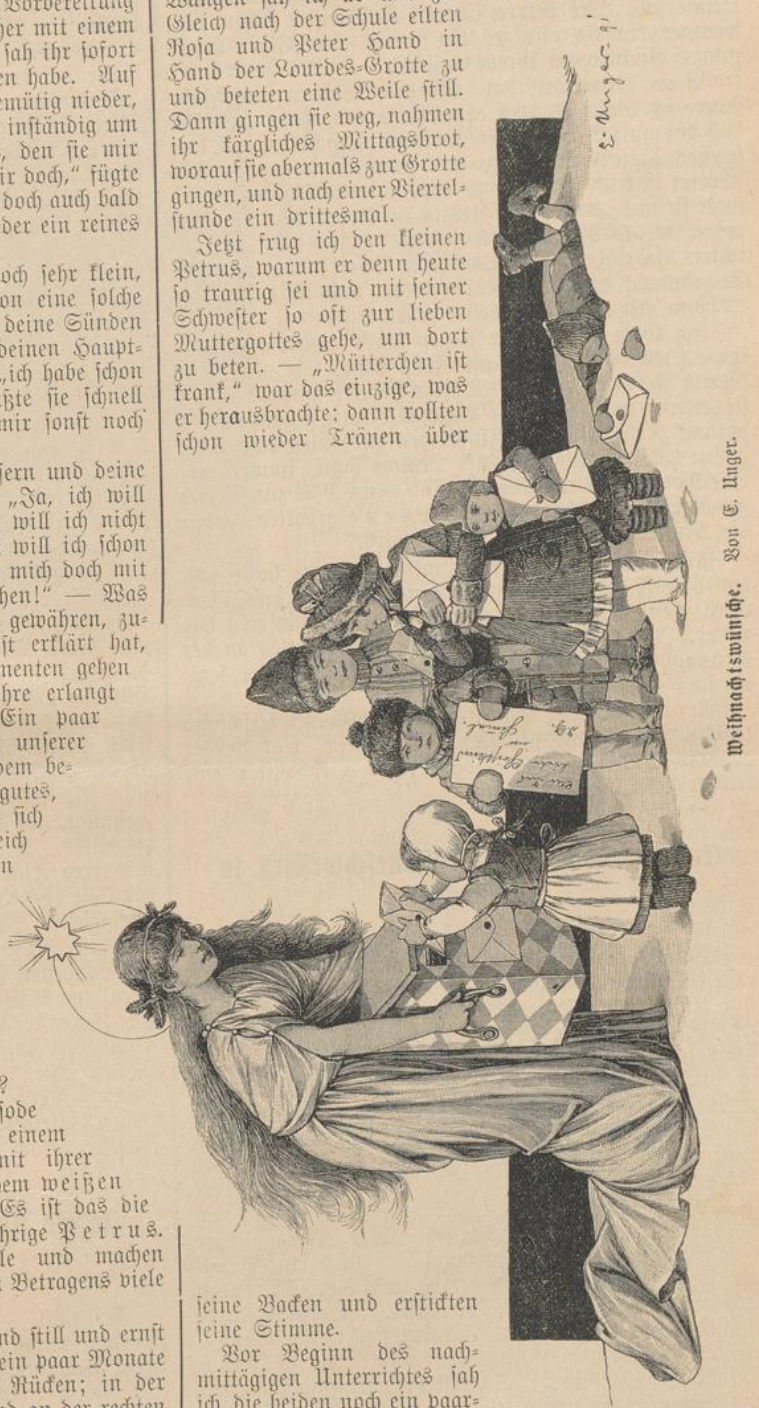
Ich war erstaunt; denn Cäcilia ist noch sehr klein, und ich hatte nicht erwartet, daß sie schon eine solche Erkenntnis ihrer Fehler habe. „Kennst du deine Sünden aber auch?" fragte ich sie, „namentlich deinen Hauptfehler?" „Gewiß," erwiderte sie prompt, „ich habe schon oft gelogen und genascht . . ." Ich mußte sie schnell unterbrechen, denn ich glaube, sie hätte mir sonst noch all ihre Sünden öffentlich hergesagt.

„Willst du dich aber auch wirklich bessern und deine Fehler ernstlich abzulegen suchen?" — „Ja, ich will besser werden! Wenn ich gebeichtet habe, will ich nicht mehr lügen, nein, nie mehr, und naschen will ich schon gar nicht mehr. O, bitte, Schwester, laß mich doch mit den anderen Kindern zur hl. Beichte gehen!" — Was konnte ich da anders tun, als ihre Bitte gewähren, zumal seitdem der hl. Vater in Rom selbst erklärt hat, man solle die Kinder zu den hl. Sakramenten gehen lassen, sobald sie die Unterscheidungsjahre erlangt hätten? Cäcilia war überglücklich! Ein paar Minuten später fand ich sie schon vor unserer Lourdes-Grotte eifrig betend; und seitdem bemüht sie sich augenscheinlich, ein recht gutes, braves Kind zu werden und bereitet sich eifrig auf ihre erste hl. Beichte vor. Gleich am ersten Tage bat sie mich, ihr einen Katechismus zu leihen — die Kleine kann das Kaffrische schon fließend lesen, — und da lernt sie nun abends daheim beim Scheine des Herdfeuers die Fragen und Antworten auswendig. Ich habe nur den einen Wunsch, daß sie ihren guten Vorsätzen auch treu bleibt. Wer von unsern Lesern und Leserinnen betet für die kleine Cäcilia ein Ave Maria?

Zum Schlusse noch eine kleine Episode von ein paar herzlieben Geschwisterchen, einem Knaben und einem Mädchen, die mit ihrer zarten, innigen Kindesliebe selbst manchem weißen Kinde zum Vorbild dienen könnten. Es ist das die achtjährige Rosa und der bald sechsjährige Petrus. Beide besuchen die hiesige Dorfschule und machen mir ob ihres Fleißes und mustergiltigen Betragens viele Freude.

Eines Tages aber kamen sie auffallend still und ernst zur Schule. Rosa trug ihr kleines, erst ein paar Monate altes Schwesterchen, Koletta, auf dem Rücken; in der linken Hand hielt sie ihr Eßkännchen und an der rechten führte sie ihr zweites Brüderchen, den kleinen vierjährigen Paul. Beide, Rosa und Petrus, schauten überaus ernst und sorgenvoll drein. Das fiel mir auf, denn sonst strahlten und leuchteten ihre bronzefarbenen Gesichtchen wie lauter Sonnenschein. Da mußte offenbar etwas Außergewöhnliches vorliegen.

Kurz darauf wurde das dritte Zeichen zum Beginn der Schule gegeben; aber auch während des Unterrichtes heiterten sich die Gesichter nicht auf, und über Peters Wangen sah ich ab und zu eine dicke Tränen rollen.



Weihnachtswünsche. Von E. Unger.

Gleich nach der Schule eilten Rosa und Peter Hand in Hand der Lourdes-Grotte zu und beteten eine Weile still. Dann gingen sie weg, nahmen ihr kärgliches Mittagsbrot, worauf sie abermals zur Grotte gingen, und nach einer Viertelstunde ein drittesmal.

Jetzt frug ich den kleinen Petrus, warum er denn heute so traurig sei und mit seiner Schwester so oft zur lieben Muttergottes gehe, um dort zu beten. — „Mütterchen ist krank," war das einzige, was er herausbrachte; dann rollten schon wieder Tränen über seine Backen und erstickten seine Stimme.

Vor Beginn des nachmittägigen Unterrichtes sah ich die beiden noch ein paarmal zur Grotte gehen. Das Mädchen hatte dabei ihr Rosenkränzlein mit blauen Glasperlen in der Hand und schien die einzelnen Ave, die sie beteten, zu zählen. Selbst nach der Schule gingen die beiden Geschwister nochmals dorthin, obschon jetzt ihr Tun den anderen Kindern auffiel. Erst nach ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

richteter Andacht — die übrigen Kinder waren inzwischen schon alle fort — nahm Rosa ihr kleines Schwesterchen wieder auf den Rücken, ergriff den vierjährigen Paul an der Hand und wanderte mit Petrus dem elterlichen Heime zu. Die beiden älteren Geschwister sahen jetzt weniger traurig aus, es lag etwas wie seliger Hoffnungsschimmer auf ihrem Gesichte.

Beim Gittertor, das ich den Kindern aufschloß, fragte ich Rosa, was es denn heute mit ihnen sei? Da hob das gute Kind sein freundliches Gesichtchen mit den großen, treuen Augen zu mir empor und sagte: „Die Mutter ist krank daheim; und als wir zur Schule gingen, sagte sie uns, wir sollten fleißig zur lieben Muttergottes gehen, welche die Kranken gesund macht. (Sie meinte unsere liebe Frau von Lourdes.) Dort sollten wir für sie jedesmal drei Ave Maria beten, und sie hoffe, daß es dann mit ihr wieder besser gehen würde."

Ich lobte die Kinder wegen ihres Gehorsams und ihrer Liebe zur Mutter und frug dann, wie viele Ave Maria sie denn für die Mutter gebetet hätten? Denn sie seien ja wiederholt zur Lourdes-Grotte gegangen. Da begann Rosa an ihren Fingerchen zu zählen und sagte dann: „Wir haben, wie die Mutter sagte, immer drei Ave Maria gebetet; aber wir sind neun Mal zur Grotte gegangen. Wir haben eine Novene gehalten, damit die Mutter ja recht bald gesund wird."

Auch Peterl weinte nicht mehr, denn er hofte fest, das böse Fieber werde gleich fortgehen, und die „Ma" werde heute noch aufstehen und wieder gesund sein wie zuvor. „Die Ma hat gesagt: Die Muttergottes an der Grotte hilft den Kranken; und was die Mutter sagt, ist immer wahr".

Am nächsten Tag kamen die beiden Kleinen frisch und fröhlich zur Schule gelaufen. Die „Ma" war wieder gesund, und im Herzen der beiden Geschwister war wieder eitel Sonnenschein.

Ankunft der ersten Missionsschwestern in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Monatelang hatten wir hier auf die Ankunft der ersten Schwestern gewartet. Zwei Brüder aus Mariannhill hatten die nötigen Wohngebäude hergestellt, alles war bereit, doch ihr Erscheinen verzögerte und verschob sich von einer Woche zur anderen. Unzähligemal wurde ich von den Schwarzen gefragt: „Wann kommen denn unsere Wamayi (Mütter)?" So werden sie hier von den Eingeborenen genannt. Immer hieß es: „Bald, in wenigen Wochen"; doch aus den Wochen wurden Monate.

Endlich kam die Kunde: „Die Schwestern sind von Heiligblut nach Afrika abgereist". Vier Wochen später hieß es: „Sie sind in Mariannhill"; noch ein Monat und darüber, und es ward gemeldet: „Vier Schwestern sind auf dem Wege nach Triashill". Am 5. Oktober 1910, nachmittags 4 Uhr, trafen sie endlich glücklich und wohlbehalten hier ein. Drei von ihnen: Schwester Polykarpa (Gärtnerin), Schwester Maximina (Köchin) und Schwester Olympia (Näherin), waren Neulinge in der Mission; sie kamen direkt von Heiligblut in Holland. Ihre Vorsteherin dagegen, Schwester Agatha, ist schon weit über zwanzig Jahre in der Mariannhiller Mission tätig.

Bei ihrer Ankunft war alles auffallend still. Es waren gerade Schulferien; die Tagesschüler blieben also daheim, und sogar von unsern 50 Kostschülern waren die meisten nach Hause gegangen. Um so lebhafter ging es dagegen zwei Tage darauf her! Die Kinder hatten gehört, die „Wamayi" seien gekommen, und jedes, jedes wollte sie sehen und begrüßen, und sie wollten ihnen miteinander eine rechte „Ehre antun". Von allen Außenstationen, von „St. Cassion", „St. Bonifaz", „St. Antonius" usw. kamen sie in hellen Haufen herbei. Von „St. Barbara" allein kamen gegen 200 Schulkinder mit einer Menge weißer und roter Fähnchen angerückt. Ein Bursche trug eine Fahne mit rotem Kranz, das war die „St. Barbara-Standarte". Als Gegenstück trug ein robustes Mädchen auf einer langen, schön verzierten Stange einen Schild. Darauf standen die Worte: „Kahiwani Masista, Schwestern seid gegrüßt!" Zuerst gings in die Kapelle, — der erste Gang der schwarzen Neubekehrten gilt immer dem lieben Heiland im Tabernakel —, wo ein religiöses Lied gesungen wurde; dann stellten sie sich in langer Doppelreihe auf und zogen unter Gesang der Schwesternwohnung zu. Hier ward zunächst den Neuangekommenen mit den auf dem Schilde angebrachten Worten ein dreifach donnerndes „Hoch" gebracht, und dann sangen sie über eine halbe Stunde lang, was sie an Liedern nur immer Schönes und Gutes wußten. Endlich marschierte „St. Barbara" ab, um den andern Tagesschulen Platz zu machen. Um 12 Uhr war Mittagessen; es gab ein paar Schüsseln voll Erdnüsse mit etwas Mamba. Nach kurzer Rast stand alles auf, bildete eine lange, lange Linie und nun zog man unter Spiel und Gesang und Tanz jubelnd und jauchzend in ganz Triashill umher. Des Singens, Hüpfens und Lärmens wollte kein Ende sein, denn der Schwarze kennt in solchen Fällen keine Ermüdung. Wir selbst mußten ihnen zuletzt sagen, es sei nun Zeit, wieder an die Rückkehr zu denken. Da stellte sich jede Schule zum feierlichen Abschied nochmals vor der Schwesternwohnung auf und ließ abermals ein urkräftiges Lied erschallen. Die Schwestern hatten natürlich an den munteren Kindern, die von der ersten Stunde an solch' herzliche Zuneigung bewiesen, große Freude und teilten an dieselben Medaillen aus.

Fast ebenso feierlich ging es zwei Monate später zu, als Schwester Paula, die Generaloberin unserer Schwestern, zur Visitation hier eintraf. In ihrer Begleitung war Schwester Dulcissima, die für die hiesige Schule bestimmte Lehrerin. In Triashill aber fühlte man schon in den ersten acht Tagen, daß neue Kräfte im Hause waren. Möge für alle Zukunft die Arbeit unserer treuen, eifrigen und überaus opferwilligen Missionsschwestern vom reichsten Segen Gottes begleitet sein!

Unsere Außenschulen „St. Bonifaz" und „St. Paul".

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Zwei gute Wegstunden von unserer Missionsstation Triashill entfernt, erhebt sich in nördlicher Richtung ein hoher Berg, Chimira mit Namen. Bei diesem Berge liegt ein großer Kraal mit 25 schulpflichtigen Kindern; doch die Entfernung ist zu groß, als daß sie jeden Tag bei gutem und schlechtem Wetter nach Triashill kommen könnten. Noch schwieriger liegen die Verhältnisse für einige andere Kraale, die zwei bis drei Kilometer weiter zurück, hinter dem Chimira-Berg liegen. Und doch wollten auch sie nur allzu gern eine Schule haben. Mehr als einmal kamen sie mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem diesbezüglichen Bittgesuch hieher und versprachen, gern das nötige Material herbeizuschaffen und beim Bauen selbst zu helfen. Ja, eines Tages erklärten sie, es sei schon alles bereit, sie hätten Holz und Deckgras in Menge herbeigeschleppt, und wir möchten nun kommen und die Schule bauen.



Weiber bei Triashill verfertigen Perlenschmuck.

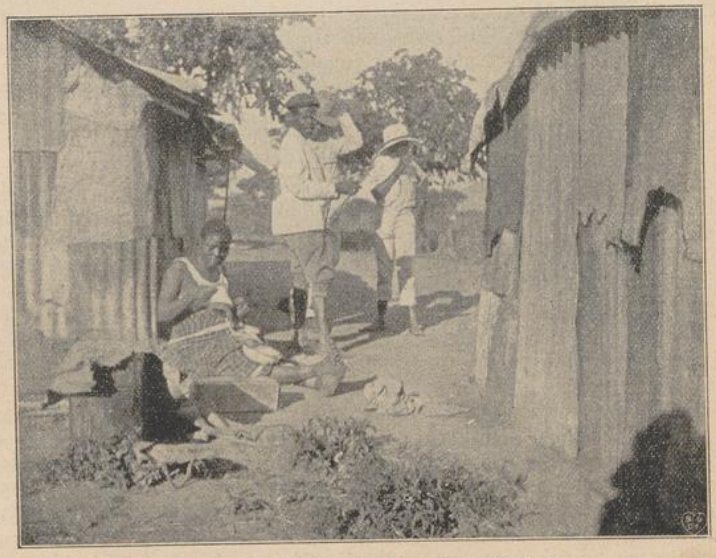
Ich ging hinüber. In vier Tagen stand die neue Schule, als deren Patron wir den hl. Bonifatius, den Apostel Deutschlands, wählten, fix und fertig da. Sie ist 45 Fuß lang, 14 breit und 9 hoch; sechs mittelgroße Fenster sorgen für das nötige Licht. Schon von ferne gesehen, macht sie sich ganz prächtig, denn sie liegt auf einem schönen, weithin sichtbaren Platz und ist rings von schattigem Buschwerk umgeben. Als Lehrer aber fungiert daselbst ein schwarzer Christ, Markus mit Namen. Er ist verheiratet und wohnt gleich nebenan. Die Zahl der Kinder ist rasch auf 80 gestiegen. Zeitweilig geht auch unser P. Superior nach „St. Bonifaz" und erteilt daselbst christlichen Unterricht.

Die zweite Tagesschule „St. Paul" liegt eine halbe Stunde hinter dem dreizackigen Gebirgsstock, von dem Triashill (Dreifaltigkeitsberg) seinen Namen hat Es ist das der Kettenberg, der vorhin genannte Chimira und der Nyamemba, welch' letzterer sich mit seinen kahlen, weißen Felswänden fast 4000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Hinter dem sogenannten Kettenberg, jenseits unseres Missionsgutes, liegt eine große, weitausgedehnte Ebene mit mehreren heidnischen Kraals. Von den größeren Kindern kamen zeitweilig einige herüber in unsere St. Barbara-Schule; für die kleineren aber war der Weg über das Gebirge zu weit.

Ich hatte Mitleid mit den Kindern und berief eines Tages die Männer nach „St. Barbara", um ihnen die Notwendigkeit einer eigenen Schule klarzulegen. Als ich den Vorschlag machte, für den genannten Zweck einen Kraal zu räumen, meinte einer der anwesenden Burschen, es wäre doch besser gleich eine eigene Schule zu bauen. Alles war damit miteinverstanden, und schon wenige Tage darauf lag Holz und Deckgras hiefür parat. Es fehlte noch die Einwilligung der englischen Regierung; sie wurde von unserm Hochw. P. Superior persönlich in Rusapi erwirkt. Nun konnte es losgehen.

Ich schloß also meine Schule in „St. Barbara" auf ein paar Tage zu und begab mich nach dem afrikanischen „St. Paul", auch dort eine Schule zu bauen. Nach drei Tagen war sie fertig. Sie liegt auf einer sehr schönen Ebene, nur wenige Minuten von fünf großen Kraals entfernt, sodaß die Kinder selbst bei ungünstiger Witterung leicht zum Unterricht kommen können. Die Größenverhältnisse sind: 40 Fuß lang, 12 breit und 9 hoch. Das Dach hat eine sehr spitze Form, sodaß auch bei starkem Regen kein Wasser hineinkommt. Im Innern ist es sehr luftig und kühl. Die vier Fenster haben die Schwarzen selbst bezahlt, desgleichen steuerten sie 10 Mark und zwei Schweine zum Schulbau bei. Als besonderer Schmuck der neuen Schule sei erwähnt: ein Kruzifix, ein hübsches Herz-Jesu-Bild und ein paar Stück Kaliko mit Chimanyika-Buchstaben beschrieben. Die Ausstattung aber bildet ein Tisch und eine schwarze Schultafel.

Die von unserm Superior, dem Hochw. P. Adalbero, vorgenommene Einweihung der Schule gestaltete sich zu einem schönen Feste. Alle die vielen Süler von „St. Barbara" gingen mit. Sie trugen weiße und rote Fähnchen und sangen und jubelten auf dem ganzen Weg. Ich marschierte mit den Kindern voraus, während P. Superior mit einigen größeren Burschen langsam nachkam. Gegen 10 Uhr war ich dort. Die Schule wurde rasch mit Blumen und frischem Grün geschmückt, während aus den benachbarten Kraals das Volk massenhaft herbeiströmte. Bei Ankunft des P. Superiors intonierten wir ein kräftiges Lied; er selbst hielt ein kurze Ansprache an das Volk und nahm sodann die Benediktion der Schule vor. Den Schluß bildeten Gesang und einige Gebete. Nach frugalem Mittags-



Armseliger Huttenbau in Umtali bei Rhodesia.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mahl marschierte ich mit meinen Kindern wieder nach „St. Barbara" zurück.

Die Zahl der Schulkinder in unserm „St. Paul" beträgt gegenwärtig fünfzig, doch hoffe ich, daß sie in Bälde noch höher steigen wird; denn schon fangen einzelne an, aus der ¾ Stunden davon entfernten amerikanischen (protestantischen) Schule zu uns herüber zu kommen.

Mein lieber Leser, alle unsere Schulen, sowohl die in Triashill, wie auf sämtlichen Außenstationen sind recht arm; die Kinder aber sind außerordentlich eifrig, willig und gut, und verdienen wahrlich eine kräftige Unterstützung. Der Bedürfnisse und Anliegen gäbe es viel, weil ich jedoch weiß, wie sehr gegenwärtig die Opferwilligkeit unserer Leser in Anspruch genommen wird, getraue ich mir nur eine einzige Bitte vorzutragen, nämlich die um eine kleine Glocke, im Gewichte von 1 bis 2 Zentnern. Wir könnten allerdings deren drei brauchen, doch ich will nicht unbescheiden sein. Schon eine einzige wäre mir hochwillkommen. Wer will uns und unsern braven Kindern diese Freude machen?

Eine Ferienreise.

Von Fr Burkhard, R. M. M.

Mariannhill. — „Ferien!" welche Freude, welchen Jubel ruft dieses eine Wort in einer Studentenseele wach, nicht nur in Europa, sondern auch im dunkeln Erdteil, im heißen Afrika. Viele Tage und Wochen hindurch hatten wir auf der harten Schulbank hinter unseren Büchern gesessen und geschwitzt; dann kamen zum Schlusse noch die gestrengen Examina, doch nun war alles glücklich überstanden. Die heißersehnte Ferienzeit war da, und was unsere Freude verdoppelte und verdreifachte, war die überraschende Kunde, der ehrwürdige Vater Abt habe gnädigst gestattet, daß wir einen Teil derselben auf unserer Missionsstation Lourdes zubringen dürften. Wer beschreibt den Jubel, den diese frohe Botschaft in unseren jungen Herzen auslöste! Wir sollten nach den Stationen gehen und sollten dort das schöne Missionsleben, dessentwegen wir Eltern und Heimat verlassen hatten, in nächster Nähe sehen und kennen lernen!

Wir waren sieben Studenten und ein Priester, der während des Semesters als Lektor fungiert hatte. Die Reisebündelchen waren rasch geschnürt, der Priester las schon um ½2 Uhr in der Frühe die hl. Messe — in Missionsländern gibt's in diesem Punkte weitgehende Dispensen — und nach kurzem Frühstück fuhren wir nach Pinetown, der nächsten Bahnstation von Mariannhill. Es war eine wundervolle, herrliche Nacht. Tausende von Sternlein funkelten und glitzerten am großen Himmelsgewölbe und blickten so traulich auf uns hernieder, als wünschten sie uns allen eine glückliche Reise und recht vergnügte Ferien.

Gegen vier Uhr brauste der Zug heran, wir stiegen ein, und fort ging es durch die stille Nacht in eine uns unbekannte Welt hinein. Nach etwa 3½stündiger Fahrt waren wir in P. Maritzburg, der gartenreichen Hauptstadt Natals. Von hier ging es in hellem Sonnenschein auf einer Zweiglinie nach der Kapkolonie. Wir kamen aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Denn da ging es viele Stunden lang über Berg und Tal dahin, bald an schmucken Dörfern und trauten Farmerwohnungen vorbei, bald durch endloses Weideland mit einzelnen Kaffernhütten und afrikanischem Urwald. Hier kam eine mächtige Bergkuppe mit zahlreichen Ausläufern, dort ein Tal mit raschen, silberhellem Wasserlauf. Auch an einzelnen unserer Stationen, an St. Augustin, Kevelaer und Czenstochau kamen wir vorüber; wir hätten nur allzugerne Halt gemacht und nähere Umschau gehalten, doch das wilde Dampfroß pustete und keuchte unaufhaltsam weiter, hier in vielen Serpentinen eine stolze Anhöhe hinauf, und dort in ein tiefes, schauriges Tal hinab. Es kamen auch mehrere Flüsse und Brücken; zuletzt fuhren wir über den Inguangwane in die Kapkolonie hinein, wo wir gegen fünf Uhr abends bei Malenge ausstiegen. Wir waren da herzlich froh, daß wir die 13stündige Eisenbahnfahrt glücklich hinter uns hatten, denn ein paar wären von dem ewigen Rütteln und Stoßen fast „seekrank" geworden.

In Malenge erwarteten uns fünf gesattelte Pferde und ein für drei Personen bestimmtes Gefährt, um uns nach Lourdes zu bringen. Ich machte mich gleich an die Pferde heran und suchte mir das kleinste aus; denn erstens hoffte ich hier leichter oben zu sein, und zweitens nicht so hoch herunterzufallen, wenn's einmal schief ging. Die Sache ließ sich übrigens besser an, als ich dachte; jeder von uns behauptete seinen Sitz. An Abwechslung fehlte es übrigens nicht. Die Gangart wurde weniger von den Reitern — denn wir waren alle Neulinge — als von den Pferden selbst bestimmt, und so bestätigte sich wiederholt das Wort der Schrift: Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten sein. Streckenweise ritten wir ziemlich scharf, sodaß wir unerwartet früh an unserem Reiseziel anlangten. Um ½7 Uhr abends knieten wir schon in der geräumigen Missionskirche zu Lourdes, um dem lieben Heiland im Tabernakel für den glücklichen Verlauf unserer Reise zu danken.

In Lourdes wurden wir in überaus herzlicher Weise aufgenommen; wir merkten sofort, daß wir uns unter Brüdern befanden. Unsere Ferienzeit dauerte 14 Tage und wurde bestens ausgenützt, uns leiblich und geistig zu erholen. Während der Morgenstunden erfüllten wir unsere religiösen Pflichten, dann ging es hinaus in Gottes freie Natur. Wir machten Ausflüge teils zu Fuß, teils zu Pferd, machten Streifzüge in die afrikanischen Urwälder und besuchten die verschiedenen Außenstationen und Katechesenstellen St. Bernard, Dumisa, St. Xaver usw. Einmal ging es auch nach dem unseren Lesern wohlbekannten Emaus, wo wir ebenfalls viel Schönes und Erbauendes zu sehen bekamen. Nur zu schnell war der 13. Juni, der Tag des Scheidens vom lieben Lourdes, gekommen.

Auf der Rückreise nach Mariannhill machten wir einen kleinen Abstecher nach Czenstochau, woselbst wir nicht weniger vergnügte Stunden erlebten, als in Lourdes. Am 16. Juni endlich kehrten wir wieder nach unserem schönen Mutterhause zurück, um gemeinsam mit unseren lieben Mitbrüdern das hochheilige Fronleichnamsfest zu begehen, das jetzt auf den Sonntag verlegt worden ist.

Durch diese Ferienreise haben wir den ersten tieferen Einblick in das große Mariannhiller Missionswerk gewonnen und jetzt schon freuen wir uns auf die Zeit, da es uns nach Beendigung unserer Studien gegönnt sein wird, den Heiden das Evangelium zu verkünden. Ueberall, wo wir hinkamen, hörten wir Klagen über den Mangel an Missionskräften. Hier wird ein Priester als Gehilfe gewünscht, dort ein Lehrer und Katechet, dort ein Handwerker und Oekonom usw. Befindet sich unter den Lesern dieser Zeilen keiner, der sich für das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordens- und Missionsleben berufen fühlt und bereit wäre, seine ganze Persönlichkeit, all sein Wissen und Können in den Dienst einer so erhabenen und verdienstvollen Sache zu stellen? O wie sehr würde es mich freuen, wenn eines Tages ein Postulant käme und sagte, er habe durch diese meine schlichten Zeilen den Impuls bekommen, sich unserer Mission anzuschließen! —

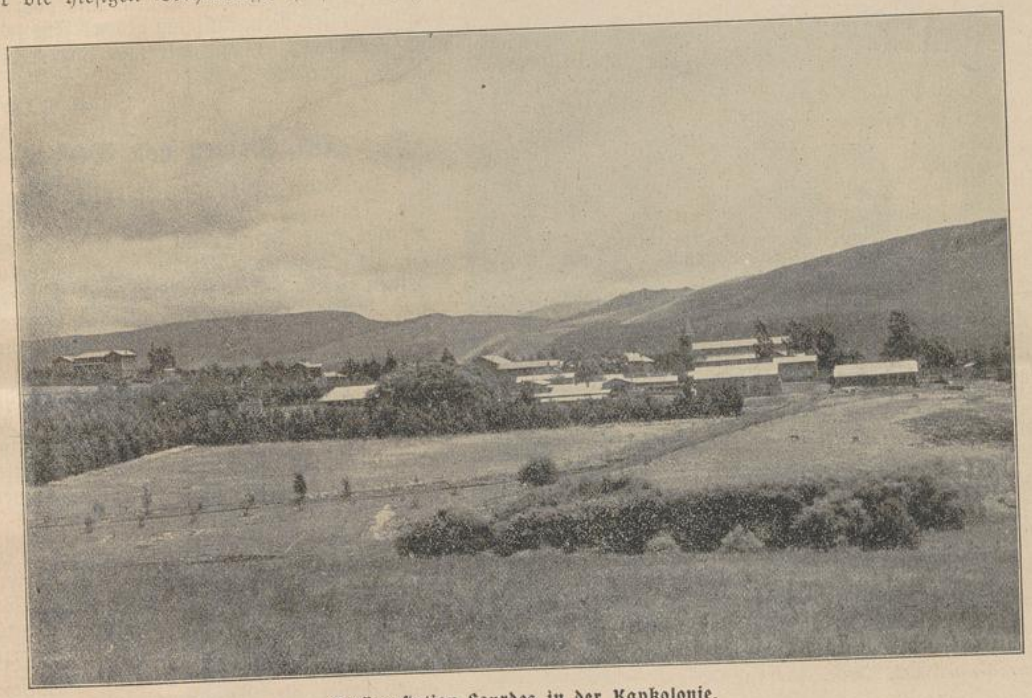
St. Anna.

Das diesjährige hl. Osterfest war auch hier in „St. Anna" ein Tag geistiger Auferstehung für eine kleine Schar Auserwählter, indem am genannten Tage unsere Christengemeinde um 25 Täuflinge, 10 Knaben, 14 Kaffernweiber und ein Mädchen, vermehrt wurde. Dem Uneingeweihten erscheint diese Zahl vielleicht klein, doch für die hiesigen Verhältnisse ist sie noch ziemlich groß. Die Gesamtzahl aller unserer Getauften ist damit auf 112 gestiegen. Auch das Verhältnis zwischen den getauften männlichen und weiblichen Personen hat sich dadurch einigermaßen ausgeglichen, ja die Zahl unserer christlichen Knaben übersteigt schon jene der Mädchen. Anfang war's gerade umgekehrt, und es war in der Kirche ein wenig erfreulicher Anblick, fast nur Frauen und Mädchen zu sehen. Fand sich hie und da ein Männlein dazwischen, so verschwand er förmlich unter all diesen Evastöchtern. Letzteren soll damit an ihrer Ehre nichts gekürzt werden, denn es finden sich brave, ja ganz ausgezeichnete Seelen darunter; doch soll man auch dem Manne, dem Haupte der Familie, sein Recht gönnen. Er nimmt die einflußreichste Stellung ein im öffentlichen Leben, und das gute Beispiel eines einzigen charakterfesten Mannes kann hierzulande nicht hoch genug eingeschätzt werden. D'rum freue ich mich, daß auch für die nächste hl. Taufe wieder eine größere Zahl Knaben in Aussicht steht.

Am 2. Mai 1911 wurde hier die erste christliche Ehe eingesegnet. Der Hochwürdige P. Ildefons war eigens von Clairvaux hieher gekommen, um die Trauung vorzunehmen. Da die hiesigen getauften Basutos alle unter einander verwandt sind, so hatte sich der Bräutigam unter den Protestanten ein Mädchen gesucht. Schwierigkeiten wegen des Uebertrittes zur katholischen Religion gab es nicht, denn es scheint hier ein Gesetz zu sein, daß die Frau der Religion des Mannes folgt. Man wechselt die Religion wie ein Kleid; auch macht sich ein Mosoto keinen Skrupel daraus, selbst mit einer nahen Anverwandten eine Ehe einzugehen, während der Zulukaffer das niemals tut.

Fräulein Braut verwandte geraume Zeit auf ihre Toilette, die auf freiem Felde vorgenommen wurde. Sie schaute zuletzt in ihrer Gewandung gar wunderlich aus, und war von der Fußsohle bis zum Scheitel weiß, schneeweiß; nur das schwarze Näschen schaute verräterisch in die Welt hinein. Nach dem Trauungsakte ging es zum Hochzeitsschmause. Unser Koch, Bruder Malachias, der nebenbei auf der Station als Gärtner, Schreiner, Spengler usw. fungiert, übertraf sich selbst. Er hat ein Festessen hergestellt, daß ich ihn stark im Verdacht habe, er habe dem ersten Buche Mosis etwas abgelauscht, wo es heißt, daß Gott die Welt aus „Nichts" erschaffen habe. Jedenfalls blieb es mir rätselhaft, wo er denn die Urstoffe hergenommen, die er so wundersam und kunstgerecht zu mischen und umzumodeln wußte, da wir doch in unserm armen „St. Anna" keinerlei Ueberfluß an solchen Dingen haben.

Nur eines hatte der gute Bruder vergessen, das „utshwala" oder Kaffernbier. Es war überhaupt auf der Speisekarte kein Getränke zu finden. So kam es, daß die Hochzeitsgäste bald abzogen und sich nach den Strapazen des Hochzeitsschmauses an den Wassern des Umkomezi gütlich taten. Da war gewiß kein Uebermaß zu fürchten.



Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum Schlusse wünschte ich nur, es möchten dieser ersten christlichen Ehe bald weitere folgen, damit hier die Zahl der Katholiken jener der Protestanten mehr und mehr gleichkomme. Unsere große Patronin, die hl. Mutter Anna, möge uns dazu verhelfen!

P. Bonifaz, R. M. M.

Eine neue Tagesschule und Missionskapelle.

Vom Hochw. P. Leonhard Siller, R. M. M.

Maris-Stella. — Am 20. Juli 1911 eröffnete ich in Mehlomnyama, einer erst kürzlich erworbenen Farm, die früher einem protestantischen Missionär gehört hatte,



Bettelkinder. Von Meyer von Bremen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

eine Tagesschule. Sie nimmt bis jetzt einen recht erfreulichen Fortgang. Schon am ersten Tag erschienen 13 Schüler, eine Zahl, die beständig im Wachsen begriffen ist. Leider fehlt es noch gar sehr an der nötigen Einrichtung. Einige alte Teekisten, die uns ein freundlicher Nachbar schenkte, dienen als Schulbänke. Die Schule selbst halten wir in der ehemaligen Küche; als Lehrer aber fungiert ein ziemlich intelligenter, der Schule entwachsener Kaffernbursche. Und doch hat jedermann seine helle Freude an der neuen Niederlassung.

Alle vierzehn Tage — gewöhnlich am Donnerstag — wird daselbst auch die hl. Messe gelesen. Auch hier geht es überaus ärmlich her. — Der Notaltar wurde von einem unserer schwarzen Burschen fabriziert. Alte Vorhänge, die einst in Deutschland einer besseren Familie angehört haben mochten, wurden vom Bruder Eusebius, dem Magazinverwalter in Mariannhill, großmütig dem armen Maris-Stella überlassen und verhüllen nun das elende Gerippe des Altares, das aus ungehobelten Wattelstangen besteht. Die provisorische Altarplatte aber bildet eines der Ablegbretter, deren sich unser Bruder Kajetan zur Herstellung von Zementplatten bediente.

Wenn es dann gegen ein Uhr mittags zum Frühstück geht, sucht man vergebens nach Tisch und Stuhl; doch der breite Stubenboden ersetzt beides. Trotz alledem bewahre ich meinen guten Humor, denn reichlicher Ersatz für alle Opfer ist mir der zahlreiche Kirchenbesuch. Schon zum ersten Gottesdienst erschienen gegen achtzig Personen; darunter waren Katholiken, Protestanten und Heiden. Gebe Gott, daß sich die dortige Mission immer besser und schöner entwickle! —

Wer von unsern geehrten Lesern will ein Scherflein zu dieser so armen, und doch so hoffnungsvollen Neugründung geben? Für jede, auch die kleinste Gabe sagen wir zum Voraus ein herzliches „Vergelts Gott!"

Die Glocken von Weyher.

Im Jahre 1794, also vor 117 Jahren, kamen die Franzosen, trunken von dem vergossenen Königs- und Priesterblut auch in die Pfalz und in die Nähe von Weyher. Die Revolutionshelden hatten weder Glauben noch Gottesfurcht, und verübten daher in den Kirchen Greueltaten, daß die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben. Ganz besonders hatten sie es auf die Glocken abgesehen. Von allen Kirchtürmen wurden die Glocken heruntergenommen, zerschlagen und in Kanonen umgegossen. Stumm und traurig standen dann die Kirchtürme da, und meilenweit hörte man keine Glocke mehr ihren heiligen Gesang anstimmen.

Nun sind aber nach den heiligen Gefäßen, den Altären und geweihten Paramenten die Glocken jeder Kirche hochgeweiht. Ihr Klang ist für die Gläubigen eine Sprache von tiefstem Sinn. Auch der beste Redner kann nicht so eindringlich predigen, als z. B. die Totenglocke oder die Aveglocke, oder die Wandlungsglocke es tut; gar nichts zu sagen davon, wie wunderbar die Glocken erst bei der Auferstehungsmesse am Karsamstag klingen oder am Ostermorgen und in der heiligen Nacht. Begreiflich also, daß der böse Feind alles aufbietet, die Glocken zum Schweigen zu bringen.

Im Pfarrdorfe Weyher in der Pfalz, das wir eingangs erwähnten, klangen sie noch, aber schon waren die Gottesschänder nahe; am nächsten Morgen sollten sie im Dorfe einrücken.

„Uns ist nur an den Glocken gelegen", sagten die Leute; „alles andere ließen wir uns gerne stehlen, nur nicht diese Zungen des Glaubens in unserer Kirche". Und so beratschlagte man denn, ob die Glocken nicht vor den Franzosen zu retten wären? Da zeigte der Bürgermeister, daß er wirklich ein Meister war, der für das Dorf und die Bürger sorgte.

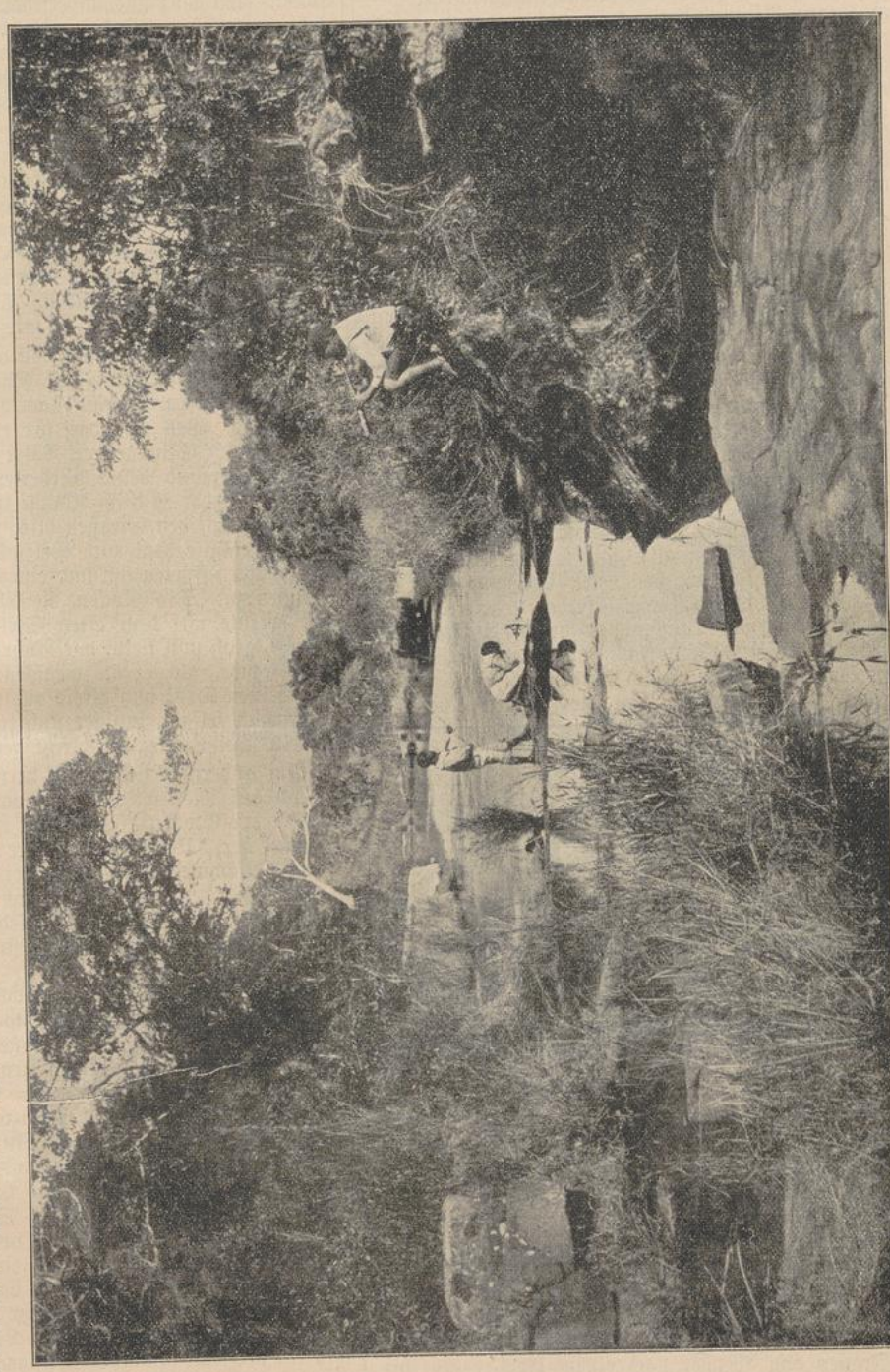
Am Abend ging der Amtsvorstand in einige Häuser, deren Leute er wohl kannte. Dabei bestellte er acht junge Burschen zu sich, kräftige, mutige Leute, treu wie Gold und von Herzen brav und gut katholisch gesinnt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die besten seiner Gemeinde. Als sich alle in seiner Amtsstube versammelt hatten, sprach er zu ihnen: „Ihr jungen Leute, ich habe euch kommen lassen, damit ihr mir helfet, etwas zum Besten unserer Kirche und der ganzen Gemeinde zu tun, wozu man aber starke, beherzte Leute braucht. Es ist sogar möglich, daß unser Unternehmen uns die Freiheit, sogar das Leben kostet. Drum, wer sich fürchtet, trete zurück.

Da trat einer der Burschen, nachdem diese sich lange angesehen hatten, vor und sprach: „Es wird doch erlaubt sein zu fragen, um was es sich denn eigentlich handelt?“ — „Ihr wißt,“ entgegnete der Bürgermeister, „daß ich ein ehrlicher Mann bin, und ich gebe euch mein Wort, daß das, wozu ich euch eingeladen habe, etwas Gutes ist. Was — das werde ich euch erst sagen, nachdem ihr mir alle feierlich geschworen, lieber zu sterben, als etwas zu verraten.“

Da sprachen die Burschen alle: „Wir wollen schwören.“ Doch der Bürgermeister wehrte ab: „Nicht hier, sondern an einem andern, viel heiligeren Orte. Folget mir!“ Und im Dunkel der Nacht — es war schon gegen 10 Uhr — gingen die neun Mann zur Kirche. Sie treten ein und beugen andächtig das Knie vor dem Hochaltar, der sich in dunkeln Massen gegen das kleine flimmernde Lämpchen des ewigen Lichtes abhob. Hier vor dem Hochaltare, angesichts des Königs der Könige, erfuhren nun die Burschen den Plan des Bürgermeisters: in dieser Nacht noch, ehe die Franzosen kommen, die Glocken vom Turme herabzunehmen, sie fortzuführen und zu verbergen, um sie später nach dem Abzug des Feindes wieder zu holen. Und lieber sollte ein jeder sich erschießen lassen, als das Geheimnis, wohin die Glocken verbracht seien, zu verraten. Die Augen der jungen Leute glänzten förmlich im Feuer heiliger Begeisterung. Die Jugend ist nicht so kalt und religionslos, wie man oft meint; man muß nur ihren Glauben zu wecken und ihren Sinn auf etwas Höheres hinzulenken wissen, dann gehen sie für eine gute Sache durchs Feuer. Das zeigte sich auch in dieser Nacht.



Am Umhlatuzan-Flusse bei Mariannhill.

Feierlich hoben alle die Hand zum Schwure in der verschlossenen Kirche: So wahr ihnen Gott helfen und gnädig sein wolle im Leben und im Sterben, so gewiß wolle keiner von ihnen verraten, wohin sie die Kirchenglocken bringen werden, noch wer dabei mitgetan habe. — Dem Herrn Pfarrer hatte man nichts davon gesagt, damit er nicht in Verlegenheit komme und vor dem Feind mit bestem Gewissen erklären könne, er wisse nichts von der Sache.

In stillem Gebete knieten die Burschen zusammen auch noch um den Muttergottesaltar und beteten mit Inbrunst, daß ihnen das Vorhaben gelingen möge. Dann gingen sie wieder heimlich auseinander.

Als es aber gegen 12 Uhr war, und die Mitternachtsstunde das Dorf in dunkle Schatten hüllte, da waren sie wieder alle beisammen mit Ketten, Seilen, Hebebäumen und Winden. Vor dem Kirchturm stand ein großer Schlitten, sonst für schwere Holzlasten bestimmt, jetzt mit Balken belegt, auf welche die Glocken zu stehen kommen sollten. Die Nacht war kalt, der Schnee gefroren, die Bahn gut. Vier Pferde waren vor den Schlitten gespannt und harrten ungeduldig auf die Abfahrt. Droben im Glockenturme aber ging ein geheimnisvolles Arbeiten los. Mit aller Vorsicht und Behutsamkeit machte man eine Glocke nach der anderen los, ließ sie langsam herab und brachte sie auf den Schlitten. Die Pferde zogen unter halblautem Zuruf an, und der Schlitten glitt fast lautlos durchs Dorf hinaus, dem Walde zu, bei dessen Eingang schon ein Vorspann von vier weiteren Pferden wartete. Nun ging's kreuz und quer, auf und ab durch den Wald, bis man endlich an eine Stelle kam, wo an einem Abhange ein freier Platz war. Hier wurde eine tiefe Grube ausgeworfen, und senkte man die Glocken eine dicht neben der anderen in den Boden ein. Dann füllte man die Grube wieder zu und warf den massenhaft umherliegenden Schnee darauf. Ein heftiges Schneegestöber, das bald darauf einsetzte, verdeckte vollends das Glockengrab und jegliche Spur des Schlittens.

Des anderen Tags kamen die Franzosen. Man denke sich ihre Wut, als sie den Glockenturm leer fanden! Sie durchstöberten die Kirche, alle Häuser und Keller, umsonst, die Glocken waren und blieben verschwunden.

Man nahm den Bürgermeister ins Verhör. „Wo sind die Glocken?" herrscht ihn der französische Offizier an. „Ich weiß es nicht," entgegnete er gelassen und sprach dabei die Wahrheit, denn er war absichtlich fern geblieben, als man die Glocken vergrub. Man zog auch den einen und andern der jungen Burschen gefänglich ein, doch jeder bestand die Feuerprobe; keiner verriet das Geheimnis mit einem Wort, und zuletzt mußte man alle wieder freigeben. —

Zehn Jahre waren inzwischen dahingegangen. Das Haar des Bürgermeisters begann zu bleichen; aus den Burschen aber waren Männer geworden und fast alle hatten aus der Kirche sich ein frommes Eheweib mit heim genommen — allerdings ohne daß die Glocken zum Feste geläutet hätten.

Die heilige Adventzeit war nahe, und gleich den Israeliten im alten Bunde seufzten täglich die Männer und Frauen von Wenher nach einem Erlöser für ihre Glocken. Und die Erlösung kam. Die französische Revolution brach in sich zusammen; ein anderer trat das Erbe an, und die Religion durfte wieder frei geübt werden.

Da rief der Bürgermeister seine acht Getreuen zusammen, und man beschloß, die Glocken wieder zu holen. Vier Tage vor Weihnachten gingen sie hinaus in den Wald. Man grub und schaufelte die Erde weg, und nach ein paar Stunden waren die Glocken wieder ans Tageslicht geschafft, allerdings beschmutzt und angerostet, doch ganz und unversehrt. Auf einem Schlitten fuhr man sie am späten Abend heimlich zurück nach Weyher. Im Hause des Bürgermeisters wurden sie gesegt und geputzt, daß sie glänzten wie Silber, und am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes heimlich auf den Turm verbracht.

Die heilige Nacht brach an; es kam die Mitternachtsstunde, in der das Heil der Welt geboren wurde. Wie gewöhnlich machte sich alles auf zur hl. Messe in der Mitternacht. Aus allen Häusern glänzten Lichter; die Leute wandeln still auf den dunkeln Straßen der Kirche zu, und die Kirchenfenster schimmern hell erleuchtet durch die sternenklare Weihenacht.

Da horch! Was ist denn das? Plötzlich erschallt ein mächtiger Klang; er kommt von oben, wie vom Himmel her. Die große Turmglocke schlägt an, und freudig jubelnd fallen kurz darauf auch die anderen mit hellem Tone ein. Was war das für eine Weihnachtsfreude! Wie man die Stimme von Vater und Mutter und vom teuersten Freund beim Wiedersehen begrüßt, so taten die von Weyher es beim Klange ihrer wiedererstandenen Glocken. Auf den Straßen blieb man stehen und nahm trotz der Kälte Hut und Pelzmütze ab. Die Fenster der Häuser öffneten sich und eines rief dem andern voll Freuden zu: „Die Glocken, die Glocken!" In der Kirche aber weinte mit dem alten Seelsorger die ganze Gemeinde, groß und klein, vor Rührung und seliger Weihnachtsfreude, als er in wenigen Worten dem lieben Gott seinen Dank und Preis aussprach für diese Gnade. Führwahr, seliger, inniger und freudiger ist wohl noch nie ein Weihnachtsgottesdienst gefeiert worden.

Am andern Mittag aber vernahm die ganze Umgegend auf Meilen weit eine volle Stunde lang das Läuten der Glocken von Weyher wie eine Predigt vom Himmel her. Ueberall ward ihre Sprache ob des herrlichen Zusammenklanges gedeutet als die Verheißung der Engel in der ersten Christnacht zu Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

Nachtrag. — Wir möchten diese Gelegenheit benützen und wieder um einige Glocken für die Mariannhiller Mission bitten. Für bloße Katechesenstellen ist schon ein Glöcklein von einem Zentner oder etwas darüber eine große Wohltat und verleiht durch seinen reinen, silberhellen Klang der ganzen Gegend ein neues, spezifisch christliches Gepräge. Auf größeren Missionsstationen aber, die sich schon zu förmlichen Pfarreien ausgebildet haben, und wo die Gläubigen vielfach in einem Umkreise von mehreren Stunden wohnen, ist entschieden ein größeres Geläute notwendig. So gegenwärtig in Maria-Ratschitz, das eine neue, von unsern Brüdern erbaute Kirche erhalten hat, und Czenstauchau, wo seit Jahresfrist fleißig an der neuen Kirche gebaut wird. Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will für die Mariannhiller Mission ein Glöcklein stiften, wer zu einem größeren Geläute für die beiden erwähnten Missionsstationen ein Scherflein beisteuern?

Gottes reichsten Segen zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Christbaum im Himmel.

Es war der Weihnachts-Vorabend des Jahres 1886. Die Straßen und Gassen der großen Stadt Breslau wurden immer öder. Groß und klein zog sich nach Hause zurück, um in warmer Stube die Vorfeier des heiligen Christfestes zu begehen. Die tausend und tausend Fenster der Stadt erhellten sich nach und nach, und durch sie schimmerte der Kerzenglanz der Christbäume in die Nacht hinaus. Es war aber eine gar stille Nacht, keine Wagen rasselten über die Steine, und die noch wandelnden Menschen gingen, in schützende Mäntel gehüllt, schweigend ihres Weges. Nur hie und da erscholl ein gedämpfter Freudenjubel aus den Häusern, von Kindern, die ihre Christgeschenke erhielten. Engel durchwanderten unsichtbar die Stadt, um frommen Familien den himmlischen Segen zu bringen. Sonst aber war es ringsum still und öde. Oben am Himmel glitzerten die Sterne wie tausend Engelaugen, die in himmlischer Verklärung niederschauten auf die Menschen.

Da kommt ein armes Kind durch die Straßen. mutterseelenallein. Es geht so still und sinnig dahin, und guckt mit den hellen, aber ernsten Augen in die erleuchteten Fenster. Sein Gesichtchen ist rot von der Kälte, und der Wind spielt mit den Haaren, die von keinem Mützchen bedeckt sind. Es haucht dann und wann in die kleinen Hände und reibt sich die Wangen, denn die Kälte ist grimmig. Das dünne Kleidchen hing gar lose um die mageren Glieder und konnte es nur dürftig gegen die grause Winterkälte schützen.

Das Kind ging immer weiter und wußte nicht recht wohin. Ihm hatte kein Vater einen Weihnachtsbaum geschmückt, und keine Mutter ein Christgeschenk gegeben, denn es war eine arme Waise, die bei fremden Leuten um ein Stückchen Brot von früh bis abends arbeiten mußte. Heute, zum heiligen Abend, sollte das Kind noch recht weit zum Tore hinaus gehen, um etwas zu bestellen. Und weil es denn wußte, daß es eine Waise und heute heiliger Abend sei, an dem so viele Kinder sich freuen und Geschenke erhalten, und weil es so allein ging und so verlassen war, mitten in der großen, lichtstrahlenden Stadt, da war es betrübt, und es wollten gar kleine Perlen aus den Aeugelein rollen. Hier stand das Schloß; wie strahlten die Fenster und verkündeten die Weihnachtsfreude, die in den Prunkgemächern herrschte. Dort ertönte lauter Jubel aus einem herlichen Hause, — und wieder anderswo knieten Eltern und Kinder am hellen Christbaum und beteten den heiligen Rosenkranz. Gar wehmütig blickte das Kind hinein in diese Freude und wollte sich mit den Kindern freuen, aber es mußte weiter gehen, denn der Weg war noch weit.

Der Wind wurde stärker, die Kälte empfindlicher, und das Waisenkind fror entsetzlich; schon starrten die kleinen Hände und Füße. Da kam es zur katholischen Kirche. Wie oft war es mit der seligen Mutter dorthin gegangen, sie haten zusammen so andächtig gebetet. Aber die fremden Leute, bei denen sie jetzt wohnte, ließen es nicht viel in die Kirche gehen, weil „das Beten nichts einbringe". — Sie hatten kein Christentum, es fehlte ihnen der lebendige Glaube, die innige Frömmigkeit des Herzens. — Und wie die Waise vor der Kirchentür stand und an Jesus Christus im allerheiligsten Altarssakramente dachte, und so recht fühlte, daß sie nichts — nichts mehr habe auf dieser Welt, als nur den lieben Gott; da kniete sie auf die kalten steinernen Stufen hin, als wenn sie vor dem Stalle von Bethlehem kniete und das Jesuskind in der Krippe anbetete. „Ach, liebes Jesuskind," seufzte sie, das Köpfchen geneigt und die starren Hände in einander gelegt, „hilf mir doch in meiner Verlassenheit, und nimm mich zu dir, wo meine Mutter ist! Es ist mir so bang, denn ich bin so ganz allein und habe niemand. Du hast ja schon tausend Kinder zu dir genommen; ach, rufe mich auch!" —

Und wie das Kind so da kniete vor der Tür der Kirche in der kalten Weihnachtsnacht, da rief ihm sanft der heilige Schutzengel zu: „Lasset die Kleinen zu mir



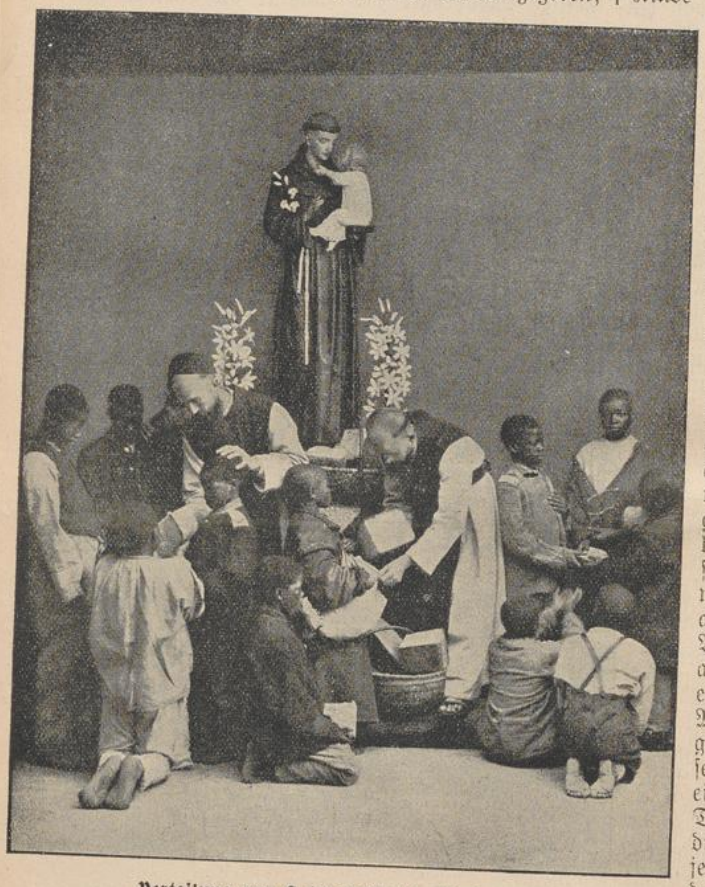
Weihnachten bei uns zu Hause.

kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!" Dabei schlief das Kind allmählich ein. Der Schlummer aber rief den Todesengel herbei, und der umfaßte schon das Kind mit seinen eisigen Armen. Da kam ein armer Mann und sah das Kind. Er rüttelte es und rief es, aber es schlief fest und war starr und kalt. „Daß Gott sich deiner erbarm," rief der Mann, „das Kind ist ja erfroren!" Da trat der Eisenbahnbeamte und der Schutzmann herzu, und rasch wurde eine Droschke herbeigeholt und das Kind in Decken gehüllt. „Zum Kloster der Barmherzigen Brüder," rief der Mann dem Kutscher zu.

Der Wagen rollte hurtig durch die Straßen von Breslau. Der Mann läutete an der Pforte und brachte das eingehüllte Kind als wundersame Weihnachtsbescheerung in das gastliche Haus. Bald lag das Kind in einem weichen und warmen Bett. Es schlief fest und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sanft einen tiefen Schlaf, der nicht weit vom Tode entfernt war. Man rieb die erstarrten Glieder; das kleine Wesen regte sich nicht. Die Aeuglein blieben geschlossen, nur die Wangen färbten sich mit einem zarten Rot und verhießen das Gelingen der Rettung. Nach einiger Zeit öffneten sich die geschlossenen Aeuglein und schauten wie geblendet ringsumher in dem großen und hell erleuchteten Zimmer und blickten erstaunt zu dem Priester und den Brüdern aus. „Ich will zu dir, führe auch mich zum Jesukinde!" Dieser Ruf drang schneidend durch die Herzen der Umstehenden und trieb allen Tränen in die Augen. Mit Mühe wurde ihm etwas Tee eingegeben;



Verteilung von Antoniusbrot in Mariannhill.

bald schlief es wieder ein. Der Puls wurde schwächer und schwächer; gegen Mitternacht öffnete es nochmals die Augen, rief: „Mutterl!" und „Jesukind, zu dir in den Himmel!" und hauchte die reine Seele aus, still und sanft. Die Engel kamen und führten es in den Himmel zur Mutter, zu Maria und zum Jesukinde.

Ein glückliches Unglück.

Es gibt Vorfälle, die so merkwürdig sind, daß es erlaubt sein dürfte, im Verlauf derselben das Eingreifen einer höheren Macht zu erkennen. So erzählt der Schriftsteller L. Kist folgendes Selbsterlebnis. Es war im Herbst des Jahres 1844. In einem großen, teilweise mit Reben bepflanzten Garten zu Freiburg i. B. wurde Weinlese gehalten. Auch Johanna, die 10jährige Tochter, durfte mittun. Auf einer Leiter stehend, sammelte sie die oben an einer Rebenlaube hängenden Trauben in ein Körbchen. Da geht ein Bottichträger an der Leiter vorbei und stößt gegen dieselbe, ob aus Unvorsichtigkeit, oder in der Absicht, die Kleine zu schrecken, ist nicht zu sagen. Die Leiter gerät ins Schwanken, fällt um, schleudert das Kind auf ein Rosenbäumchen, das an einem oben zugespitzten Pfahle befestigt ist. Dieser Pfahl drang Johanna in den Hals, und Kind, Pfahl und Rosenbäumchen sinken neben der Leiter in ein Gartenbeet. Ein Schrei des Entsetzens entfährt allen Anwesenden. Schnell eilen sie dem armen Kinde zu Hilfe, richten es vorsichtig auf, ziehen mit bebenden Händen den Pfahl aus dem Halse und starren nun in eine klaffende Wunde, aus welcher ein Blutstrom über die Kleider des Mädchens rinnt. In aller Eile ruft man den in der Nähe wohnenden Universitätsprofessor und Hofrat Schwörer, einen ausgezeichneten Arzt und Chirurgen, herbei. Dieser bemüht sich, die Blutung zu stillen, reinigt dann die Wunde und untersucht sie auf das sorgfältigste. Dabei heitert sich seine zuerst tiefernste und besorgte Miene immer mehr auf, während sie zugleich das größte Staunen ausdrückt. Schließlich wendet er sich zu den angstvoll um ihn stehenden Angehörigen der Verunglückten und sagt: „Nun, ein glücklicheres Unglück ist mir in meiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Auf der einen Seite der Wunde liegt offen, aber gänzlich unverletzt, ein Hauptnerv, und auf der anderen ebenso frei und gleichfalls völlig unverletzt, die Luftröhre. Kind, unter welch gutem Schutz bist du doch gestanden?" Da hält Johannas Mutter, die protestantisch, aber sehr gut war, dem Arzt schluchzend eine geweihte Muttergottesmedaille hin, die Johanna am Halse getragen und die man ihr, ganz mit Blut überronnen, vor der Ankunft des Arztes abgenommen hatte. Nachdem Schwörer, der ein entschiedener, frommer Katholik war, der Medaille ansichtig geworden war, sagte er ergriffen: „Ja, da konnte es freilich nicht gefehlt sein, denn wo Maria schützt, da sind gleich noch ein paar heilige Engel vorhanden. Höre Kind! Du bist außer Gefahr, nur eine Narbe bleibt dir dein Leben lang, und sie soll dich an diejenige erinnern, der du nach meiner Ansicht das Leben verdankst!"

Am Wasser.

Am Wasser lag ich, seinem Lied zu lauschen,
Und wie die klaren, schäumend freien Wogen
So rastlos schnell an mir vorüberzogen,
Um miteinander Grüße auszutauschen —
Schien mir's ein Bild der Jahre, die entrauschen
So flüchtig wie die Welle hin zum Meere,
Um gegen Jugendlust des Alters Ehre,
Um gegen Scherz Erfahrung einzutauschen.

Doch eine ernste Mahnung für das Leben
Tönt mir entgegen aus dem Wellenschlage,
Und wie von Geisterstimmen rauscht es drinnen:
Dem Wasser gleicht die Zeit, die dir gegeben,
Und flücht'ge Wellen sind die Jugendtage,
Die, ob benützt, ob unbenützt — entrinnen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

St. Joseph als Arzt.

Eine Vergißmeinnichtleserin schreibt uns:

„Auf Erden war der heilige Joseph nur ein einfacher Handwerksmann, weil er aber über weniges getreu war, hat ihn der Herr über vieles gesetzt. Ich möchte es in die ganze Welt hinausrufen, daß alle es hören könnten: „Gehet zu Joseph! Setzet ein unbegrenztes Vertrauen auf die Macht seiner Fürsprache, und es wird euch geholfen werden!"

Bei einem Unfalle erlitt mein Gatte eine heftige Gehirnerschütterung. Man sah äußerlich keine Wunde, dagegen quälte ihn jahrelang ein ununterbrochenes Kopfleiden, das wahrscheinlich von einer innerlichen Verletzung stammte. Keine ärztliche Kunst vermochte etwas gegen das Uebel. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an eine höhere Macht zu wenden. Ich stellte den Kranken unter den besonderen Schutz des heiligen Joseph und hielt vertrauensvoll zwei Novenen zu dem großen Heiligen. Mein Vertrauen blieb nicht unbelohnt; sofort stellte sich bei meinem Manne, der volle sieben Jahre hindurch so Schweres gelitten hatte, dauernde Besserung ein.

Ich hörte einmal einen Prediger die Mutter Gottes eine „betende Allmacht" nennen. Ich glaube, man könnte das gleiche auch vom heiligen Joseph sagen, denn ich kann mir nicht denken, daß ihm der Sohn Gottes irgend eine Bitte abschlagt. D'rum gehet alle zu Joseph!

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

(Schluß)

Der gottselige Balthasar Alvarez.

Dieser eifrige Diener Gottes war ein Zeitgenosse und der Gewissensrat der heiligen Theresia. Von ihm bezeugt die Heilige: „Ich habe von seinen Unterweisungen allein mehr gewonnen, als von allen meinen übrigen Seelenführern; und wenn ich in der christlichen Vollkommenheit einige Fortschritte gemacht habe, so verdanke ich ihm dies mehr, als sonst jemand. Er war es, der mein Herz von den Geschöpfen losriß und der mich anleitete, mich mit Gott allein zu begnügen."

Sein Lebensbeschreiber, der ehrw. Ludwig de Ponte, sagt von ihm: „Er übertraf in der Vollkommenheit sogar die erhabensten Seelen seiner Zeit." Dieser große Diener Gottes nun hatte, wie alle heiligen Seelen, eine ungemein innige Andacht zur allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria; und diese hinwiederum würdigte sich, ihm eine zarte, überaus innige Andacht zum heiligen Joseph einzuflößen.

Auf einer Rückreise von Rom in sein Vaterland Spanien besuchte er das heilige Haus zu Loretto. Er brachte daselbst mit seiner gewöhnlichen inbrünstigen Andacht mehrere Stunden im Gebete zu. Die allerseligste Jungfrau aber erwirkte ihm damals ganz außerordentliche Gnaden, die er erst später offenbarte. Als er nämlich zu Valladolid an einer schweren Krankheit darniederlag, ermunterte ihn ein Pater, der ihn besuchte, sich dem heiligen Joseph, dessen Bild er ihm vorhielt, zu empfehlen. Dieser aber entgegnete: „Sie haben Recht, mein Vater, gerade das hat mir zu Loretto die Mutter Gottes gesagt." — Erstaunt über diese Antwort wandte sich der Pater an den Bruder Krankenwärter, den Bruder Sancio, welcher den Pater Balthasar auf seiner Reise nach Rom begleitet hatte und mit ihm auf sehr vertrautem Fuße lebte, mit der Frage, ob er Näheres über diesen Vorfall wisse. Der Gefragte erwiderte: „Ich erinnere mich nur, daß Pater Balthasar beim Herausgehen aus dem heiligen Hause zu Loretto sagte, die allerseligste Jungfrau habe ihm eine große Andacht zum heiligen Joseph eingeflößt."

Ludwig Ponte fügt bei: „Man sieht, daß wie der Sohn Gottes seine Freunde zur Verehrung seiner heiligsten Mutter anhält und diese Verehrung als einen Liebesbeweis gegen ihn selbst annimmt, so auch die Muttergottes allen ihren Kindern eine große Liebe zum heiligen Joseph einflößt.

Pater Balthasar Alvarez starb im Jahre 1580, erst 47 Jahre alt.

Die kleinen Schwarzen an der Krippe.

Sieh', wir knieen dir zu Füßen,
Hier vor deinem Krippelein,
Dich voll Andacht zu begrüßen,
O du liebes Jesulein!

Und wie jene armen Hirten,
Wie die lieben Engelein,
Möchten Lob und Dank wir bringen
Dir, vielliebes Kindelein.

Du liegst da im armen Stalle
Nur auf Stroh im kalten Wind,
Darum bitten wir dich innig:
„Komm zu uns, o Jesukind!"

Sieh, wir haben dir bereitet
In dem Herzen arm und klein
Aus Gehorsam, Demut, Liebe
Ein ganz neues Krippelein.

Und so bitten wir dich innig,
Liebes, gutes Jesulein,
Komm' aus deiner armen Krippe,
Komm' zu uns in's Herz herein!"

Bringe uns aus deinem Himmel
Deinen Segen, Gotteskind,
Daß wir werden fromm und willig,
Wie die lieben Englein sind.

S. Ilge, Lehrerin a. D.

An unsere geehrten Wohltäter.

Mehrere arme Brüderlein von Mariannhill wagen es heute, an die geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unserer Mission eine schüchterne Bitte zu stellen. Wir tun es in Erinnerung der Klage, die einst das göttliche Herz Jesu Margaretha Alacoque gegenüber verlauten ließ,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß ihm nämlich so wenig Dank werde für all' die Liebe und Hingabe, die er uns im allerheiligsten Sakrament erweise, tun es auch in Erwägung der Verheißung, daß die Namen all derer, die irgendwie zur Verehrung des göttlichen Herzens beitragen, unauslöschlich sollten eingeschrieben bleiben in diesem seinem Herzen. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist folgende:

Vor längerer Zeit gab uns ein Wohltäter eine gewisse Summe mit der Bestimmung, daß dafür am Herz-Jesu-Altar unserer Stiftskirche ein Lämpchen unterhalten werde, solange der Beitrag eben reiche. Manches Jährchen hindurch brannte dieses Lichtlein Tag und Nacht. Treulich hielt es im Namen seines Stifters vor dem Bilde des göttlichen Herzens Jesu Wacht, und auch uns Brüder zog dieses Lichtlein mächtig an, wenn wir des Abends nach des Tages Last und Hitze zur Kirche kamen; den es zeigte uns den Weg zu jenem, der da spricht: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Nun ist aber leider diese Stiftung abgelaufen, und bekümmert fragen wir: „Wie, soll nun künftig dieses Lichtlein nicht mehr leuchten vor dem Herz-Jesu-Bilde? Soll es hier Nacht werden und niemand mehr sein, der Ehrenwache hält in unserer Kirche? Die Ehrenwache können und wollen wir mit Freuden fortsetzen, aber auch das Lichtlein soll weiter brennen und nie mehr erlöschen, und daher appellieren wir an den Großmut und den Opfersinn unserer geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen. Wer will ein Scherflein beitragen zum Unterhalt eines ewigen Lichtleins vor dem Herz-Jesu-Altar in unserer Stiftskirche? Und wenn sich, wie wir hoffen, eine edle Seele findet, die da spricht: „Ich will dieses Sternlein anzünden, daß es glänze in der Missionskirche zu Mariannhill und als Ehrenwache vor dem göttlichen Herzen Jesu leuchte und funkle Tag und Nacht im dunklen Heidenlande!" so entgegnen wir: „Sei getrost, edler Wohltäter und du, hochherzige Wohltäterin, fasse Mut! Denn überreich wird der Herr dir lohnen diesen Liebesdienst, zumal in jener Stunde, da dein Auge bricht. Dann wird dein heiliger Schutzengel Ehrenwache halten an deinem Sterbebett und den bösen Feind verscheuchen, daß er dir nicht schade. Dann wird auch dir ein Sternlein aufgehen, daß es hineinleuchte in die Todesnacht und dich führe zum ewigen Leben! —

Und wenn dann einst dein Auge bricht,
So denk' mit Freuden an das Licht,
Das du dem Herzen Jesu hast geweiht,
Es wird dir leuchten bis in Ewigkeit!"

Mehrere Brüder von Mariannhill.

Eine grause Tat.

Czenstochau. — Dicht an der Grenze unserer Farm hatten sich eine Anzahl Kaffern in einem heidnischen Kraale zu einem Utshwala-Gelage eingefunden. Zwei junge heidnische Männer gerieten dabei in Streit. Der jüngere ergriff eine neben ihm liegende Axt und hieb dieselbe mit der scharfen Seite so tief in den Kopf seines Gegners, daß sie darin stecken blieb und von einem andern herausgezogen werden mußte.

Ich wurde sofort gerufen, um dem Sterbenden die heilige Taufe zu spenden. Bei meiner Ankunft lag der Verunglückte noch im Grase. Es war schon spät am Abend, und bei Mondschein waltete ich an Ort und Stelle meines Amtes. In Strömen floß das Blut und rötete meine eigenen Kleider. Trotzdem lebte der Unglückliche noch wenige Tage und kam sogar zum Bewußtsein zurück. P. Thomas spendete ihm die letzte Oelung, worauf er sanft und gottergeben starb. Eine ernste Leichenrede am Grabe des Verunglückten in Gegenwart einer zahlreich erschienenen Menge verfehlte hoffentlich nicht ihren Zweck. Der Mörder aber wurde noch in derselben Nacht verhaftet.

P. Emmanuel.

Schnee und Winterkälte in Südafrika.

Mariazell. — In der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 1911 fiel hier auf den Drakensbergen ziemlich viel Schnee. Am folgenden Tage setzte ein von der Schneeregion kommender kalter Wind ein und verursachte in der darauffolgenden Nacht eine solche Kälte, daß das Thermometer am kommenden Morgen 10 Grad unter Null aufwies. Im Laufe des Tages stieg es kaum auf 10 Grad Wärme hinauf. Als ich in der Frühe zur Mühle kam, war zu meinem nicht geringen Erstaunen das Wasserrad-Häuschen mit starken Eissäulen umgeben. Das Rad selbst, ein altehrwürdiges Möbel, schnarrte und knarrte ganz beängstigend, als der losgelassene Wasserstrahl es aus seiner Erstarrung erweckte, und seine morschen Glieder wieder in Funktion traten. Die kleinen Bäche und Wasserläufe auf meinem Wege zur Mühle waren so stark zugefroren, daß man darauf bequem hätte Schlittschuh laufen können. Auch die Wasserleitung auf der Station war zugefroren, sodaß selbst Frau Reinlichkeit stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.



Kardinal Fischer von Köln.

Auch an den folgenden Tagen hielt die Kälte noch an, und das Thermometer zeigte immer noch 5 Grad Kälte. Man kann mit Recht behaupten, es herrsche hier in Mariazell ein europäisches, recht gesundes Klima. Die nahen Drakensberge aber mit ihren hohen, schneebedeckten Gipfeln erinnern mich lebhaft an die steyerischen Alpen, wo meine liebe Heimat liegt.

Br. Maximilian, R. M. M.

Ende gut, alles gut.

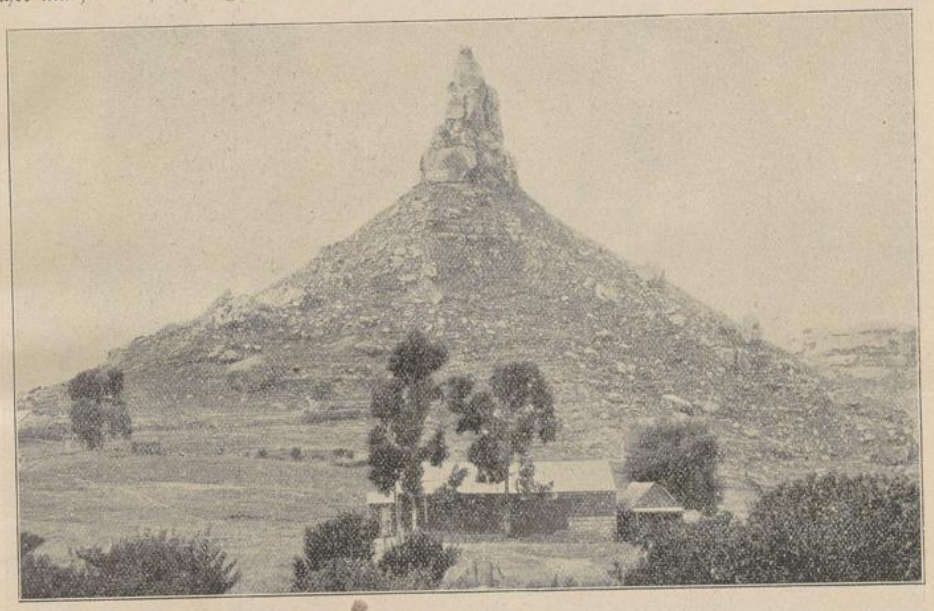
Reichenau. — Ein gewisser Unkayishana besuchte vor Jahren die hiesige Missionsschule. Er nahm es jedoch mit dem Lernen nicht ernst, verließ noch vor seiner Taufe die Station und trat bei einem englischen Farmer in Dienst. Da er ein strammer, geweckter Junge war, brachte er es später im benachbarten Unterberg zum Amte eines Polizisten. Doch es fehlte ihm der sittliche Halt; statt ein strenger Wächter des Gesetzes zu sein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

übertrat er selbst das siebente Gebot, von dem er gewiß in der Missionsschule gehört, stahl einen soliden Revolver nebst reichlicher Munition und flüchtete sich ins benachbarte Basutoland, dort seinen „Schatz" in Sicherheit zu bringen.

An der Grenze begegnet ihm ein Wächter. Er fragt nach dem Paß; Unkashinana hat keinen aufzuweisen, der Basuto-Polizist versteht keinen Spaß und droht dem Widerspenstigen mit blanker Waffe. Da gerät der Dieb in Zorn, zieht seinen Revolver und jagt dem schwarzen Grenzwächter eine Kugel durch den Kopf. Entsetzt flieht er sodann nach Natal zurück, wird aber hier als Dieb und Mörder festgenommen und ins Gefängnis nach Unterberg eingeliefert.

Hier hat er Gelegenheit, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Der Tod ist ihm gewiß, die englischen Gerichte machen in solchen Fällen kurzen Prozeß.



Berg im Basutoland.

Wie aber wird es ihm erst vor Gott, dem ewigen Richter, ergehen? Der Gefangene sinnt und sinnt, er erinnert sich wieder der christlichen Lehren, die er in der Missionsschule zu Reichenau gehört; sein Herz taut auf, er bittet um Unterricht und um die heilige Taufe.

P. Sixtus, der Missionär von Reichenau, nimmt sich des Unglücklichen liebevoll an, besucht ihn wiederholt im Gefängnisse und tauft zuletzt den reumütigen Schächer auf den Namen Dismas. Dieser ist fortan wie umgewandelt und empfängt kurz darauf — denn die Zeit drängt, — seine erste heilige Kommunion, sowie das heilige Sakrament der Firmung, das hierzulande im Falle der Not auch einfache Priester spenden dürfen. So war also durch die Gnade Gottes in kurzer Frist aus dem Diebe und Mörder ein Kind Gottes geworden.

Der neue Dismas sieht ruhig seinem Ende entgegen. Den Tod nimmt er willig an als Buße für seine Sünden, und bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, ist seine Seele, so hoffen wir sicher, bei seinem Erlöser im himmlischen Paradies.

Br. Joseph, R. M. M.

Von Köln nach Mariannhill.

Von Br. Claudius Kowalewski, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Southampton ist einer der größten Hafenplätze Englands. Gleich bei der Einfahrt in die weite Bucht bemerkten wir eine Menge englischer, deutscher, amerikanischer und russischer Schiffe; es war ein ganzer Wald von Masten, ein buntes Gewimmel von Kähnen, Schleppern, Kuttern und sonstigen großen und kleinen Schiffen. Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick; sie ist proper und rein und mit Alleen, Gärten und Parkanlagen geschmückt, wie die englischen Städte überhaupt.

Unser Dampfer hielt jedoch hier nur wenige Stunden. Schon um zwei Uhr nachm. bedeutete ein mächtiger Pfiff der Schiffslokomotive, es sei hohe Zeit, daß alle, die nicht zur Bemannung oder den Passagieren zählten, das Schiff verließen. Denn in der Regel findet sich, wenn ein Dampfer im Hafen hält, allerlei Volk ein. Die einen wollen das Schiff besichtigen, andere einen Freund besuchen oder ein Geschäftchen machen usw. Es wird ihnen das, solange sie sich ruhig und anständig verhalten, gerne gewährt. Ist aber die Zeit der Abfahrt nahe, dann kommt das erwähnte Zeichen, damit nicht etwa so und so viele als unfreiwillige Passagiere mitfahren.

Kurz darauf kamen wieder zwei Schleppdampfer und legten sich an unserm Kolosse fest, der eine vorn, der andere hinten. Langsam, langsam bugsierten sie die „Avondale-Castle" aus dem Hafen hinaus, dann aber setzte die eigene gewaltige Schiffsmaschine ein; schäumend schossen die Wogen an der sich immer schneller drehenden Schraube empor, ein zweiter hohler Pfiff besagt, daß der Dampfer fremder Hilfe nicht mehr bedarf, die Schlepper kehren in den Hafen zurück, unser Schiff aber eilt hinaus auf die hohe See und fährt, eine lange helle Wasserstraße hinter sich lassend, dem fernen Süden zu.

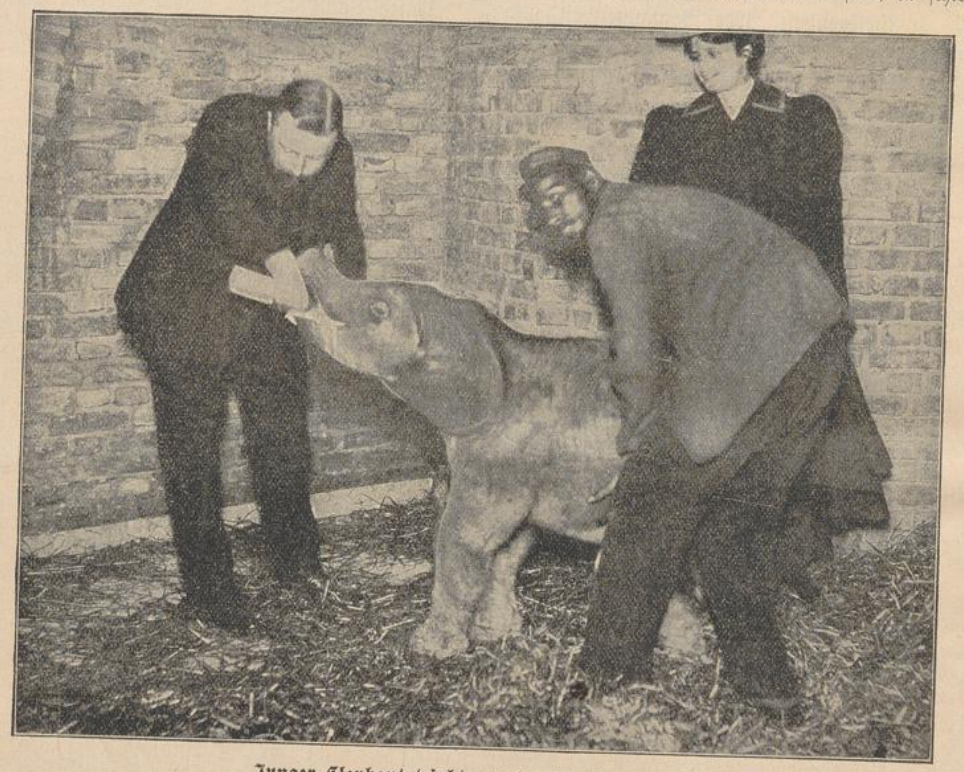
Es war Samstag, den 11. März, als wir nachmit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tags drei Uhr bei denkbar schönstem Wetter und heiterster Gemütsstimmung von Southampton abfuhren und dabei vom europäischen Kontinent Abschied nahmen. Für manchen aus uns war es wohl ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Doch wir nahmen das nicht so ernst; unsere wahre, ewige Heimat ist im Himmel oben.

Weil wir bisher von der Seekrankheit verschont geblieben waren, wähnten viele, von diesem Uebel überhaupt nichts mehr fürchten zu müssen, sie hielten sich schon für seefest. Eitle Täuschung! Am nächsten Tag schien die Sonne schon nicht mehr so schön und je weiter wir aus dem Kanal in den berüchtigten Meerbusen von Biskaya hineinkamen, desto mehr hoben und senkten sich die Wogen. Unser Schiff begann zu tanzen, legte sich bald auf die eine Seite, bald auf die andere und senkte sich jetzt nach vorne und dann nach hinten, während der schäumende Wogenanprall tosend an die eisernen Schiffswände schlug, und der Gischt wie ein Sprühregen das ganze Deck überschüttete. Da war es mit der Stärke und Seetüchtigkeit der meisten Neulinge aus; es wurde ihnen so eigen, so ganz unheimlich zu Mute, und bald suchte der eine, bald der andere ein einsames Plätzchen aus, um dem zürnenden Neptun freiwillig oder gezwungen sein Opfer zu bringen. Auch den armen Kandidatinnen gings nicht besser; namentlich eine von ihnen kam aus diesen Erschütterungen gar nicht mehr heraus.

Die Matrosen und Stewards dagegen lachten. Was wir Sturm nannten, hießen sie einfach „bewegte See". Wie mag's dann erst bei einem wirklichen Sturm oder gar bei einem Orkan zugehen? Wenn unter dem Heulen des Sturmwindes die tosenden Wasserberge turmhoch heranstürmen, und das Schiff wie eine Nußschale umeinanderwerfen, es jetzt auf die schwindelnde Höhe eines schäumenden Wogenkammes emporhebend, jetzt in die schwarze, gähnende Tiefe hinabschleudernd! Doch hören wir, wie der Psalmist den Sturmwind schildert auf hoher See: „Die auf das Meer hinab in Schiffe stiegen, sahen des Herren Werk und seine Wunder in der Wassertiefe. Er sprach; da stand der Sturmwind auf, und hoch die Wogen gingen. Sie stiegen bis zum Himmel hinan und sanken darauf in den Abgrund. Ihre Seele schwand dahin in Weh. Sie kreisten und schwankten einem Trunkenen gleich, und all ihre Weisheit ward verschlungen. Da schrieen sie zum Herrn in ihrer Not, und er führte sie heraus aus der Trübsal. Er wandelte den Sturm in Säuseln, es schwiegen seine Wogen, und die Freude kehrte wieder, da er sie führte nach dem Hafen ihrer Sehnsucht." Ps. 106, 23—30.



Junger Elephant trinkt aus der Medizinflasche.

„Da verschwindet aller Menschenwitz", sagt treffend der königliche Sänger. Wir hatten als „erprobte" Mittel gegen die Seekrankheit allerlei Tropfen und Medikamente mitgenommen, doch mit geringem Erfolg. Glaubte sich der eine oder andere kuriert, so ging im nächsten Viertelstündchen das Uebel schon wieder los. Doch hienieden hat alles seine Zeit; nach ein paar Tagen waren wir aus dem stürmischen Meerbusen von Biskaya heraus, die Wogen legten sich, und die Sonne schien so hell und klar vom azurblauen Himmel, als wäre nichts geschehen. Da war's auch bei uns mit der Seekrankheit aus, scherzend und lachend kam alles auf's heitere Deck, und auch bei Tisch füllten sich rasch die bisherigen großen Lücken, hatte doch mancher von uns zwei bis drei Tage lang nicht das geringste genossen. Um so besser war jetzt der Appetit, und man freute sich, daß man jetzt auch aus „Erfahrung" reden konnte, wenn das Gespräch auf die gefürchtete Seekrankheit kam.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Donnerstag, den 16. März, sahen wir von ferne den Pik von Teneriffa aufsteigen, den höchsten Berg der kanarischen Inseln. Bald kam die ganze prächtige Inselgruppe, auf der schon ein tropisches Klima herrscht, zum Vorschein. Langsam fuhren wir am Leuchtturm vorbei und warfen, etwa einen Kanonenschuß vom Lande entfernt, die Anker. Hier mußte der Dampfer Kohlen und Wasser einnehmen, und gab es daher einen Aufenthalt von fünf bis sechs Stunden.

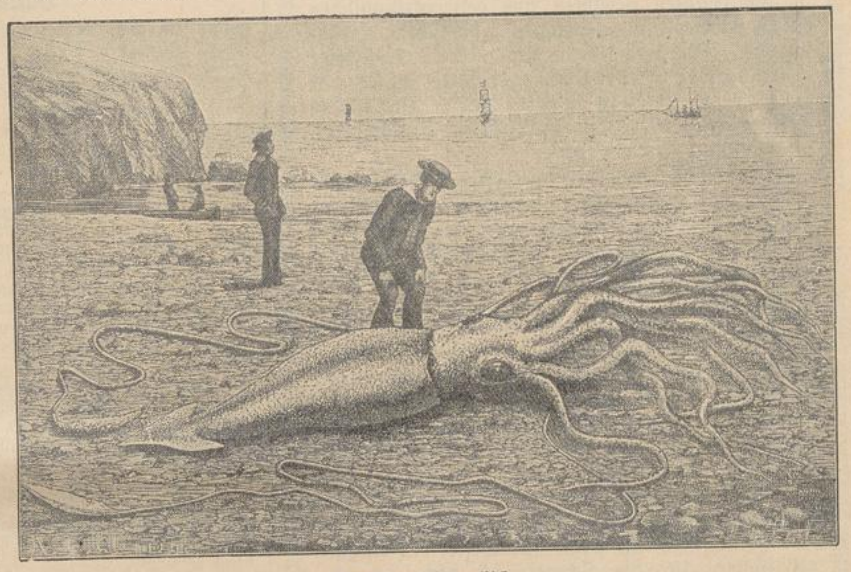
Sofort kamen von der Landseite her eine Menge kleiner Boote herangesegelt und umlagerten das Schiff. Die dunkelfarbigen Insassen boten den Passagieren Bananen, Ananas, Orangen und andere Südfrüchte an, desgleichen Wein, Liköre, Zigarren usw. Ein Schwarm von Händlern und Kaufleuten kam sogar an Bord und breitete hier seine Waren aus. Schnell war das Schiff zur Markthalle geworden; da gab es Stickereien, feine Teppiche und Schmucksachen jeder Art, desgleichen Kleiderstoffe, Mützen, Palmhüte, Schuhe, Rohrsessel, Muscheln, Korallen und tausend andere Dinge. Noch viel bunter als hier geht's übrigens bei solchen Anlässen an der Ostküste Afrikas, speziell in Sansibar, Aden und Port-Said zu, wo die Goanesen und Araber ihren seltenen Warenreichtum mit einer Aufdringlichkeit an den Mann zu bringen suchen, die an's Unglaubliche grenzt.

Großes Interesse erregten einige Knaben, die in ein paar winzigkleinen Booten ohne Ruder und Segel, bloß mit den beiden Händen plätschernd, im Badekostüm herangefahren kamen. Plötzlich kippte das eine Boot um, und der arme Junge verschwand spurlos im Wasser! — Entsetzt schrie mancher der Passagiere laut auf, doch siehe, nach ein paar Augenblicken tauchte der kleine Wicht wieder auf und zeigte lachend seine glänzend weißen Zähne. Er hatte bloß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen und bat jetzt, man solle ein Geldstück ins Meer werfen, er wolle es auffischen. Wirklich warf bald der eine, bald der andere Herr eine Münze, etwa ein Zehnpfennigstück oder einen englischen Sixpence ins Wasser. Im Nu stürzt ihm der Kleine nach, taucht nach ein paar Augenblicken wieder auf und zeigt die Münze triumphierend in seiner Rechten. Dann verbirgt er sie zwischen den Zähnen und fordert das Publikum zu fernerem Geldwerfen auf. Nun macht sich der zweite Knabe bemerkbar; er ruft in gebrochenem Deutsch: „Andere Seite! Unter Schiff!" und verschwindet hierauf im Wasser. Alles eilt hinüber, auf die andere Seite des Schiffes. Man wartet und wartet, endlich taucht ein Arm und jetzt ein lachendes Gesicht auf. Der lose Junge ist wirklich unterm Schiff hindurchgeschwommen. Dazu scheint ihn das mutige Wagnis gar nicht sonderlich angestrengt zu haben, denn er ist sofort bereit, ebenfalls, wie sein Genosse, Münzen aus der See zu fischen. Solche Schwimmer und Taucher gibt's übrigens auch anderwärts, in Neapel ebensogut, wie in Aden und Sansibar.

(Schluß folgt.)

Ein Riesentintenfisch.

Schon seit alten Zeiten geht die Sage von allerlei Meeresungeheuern, welche den Seefahrern Schrecken und Entsetzen bringen. Besonders die großen Seeschlangen und andere Gebilde sind bei den Abergläubischen gefürchtet. Tatsächlich birgt das Meer Tierformen von kolossaler Größe, aber dieselben haben längst ihre Schrecken verloren. Unser Bild stellt ein solches Ungeheuer, einen Riesentintenfisch, dar, der vor einigen Jahren in der Dreifaltigkeitsbai auf Neufundland gefangen wurde.



Ein Riesentintenfisch.

Goldkörner.

Nur mit Geduld wird alles Leid überwunden; nur durch Geduld kommen wir ans ewige Ziel, denn der Weg zum Himmel ist der Weg des Kreuzes. Also nichts übertreiben, nichts überstürzen, auch kein Glück überschätzen, nicht unbesonnen ins Verderben rennen! Gott selbst ist das vollendetste Ebenmaß in allen Dingen, Seine Weisheit kennt kein „Zuviel", Seine Liebe kein „Zuwenig"; lassen wir Ihn, lassen wir Seine Lehre als die Richtschnur gelten für unser inneres Leben. Einfach, mäßig und genügsam — klagen wir über keine Entbehrung, murren wir über keine Entsagung, verlangen wir nichts Unmögliches, nichts Unpassendes. Gott gibt uns, was wir brauchen: davon seien wir überzeugt; dieser Gedanke macht uns zufrieden — was wollen wir mehr?

Aus des Teufels Notizbuch.

Die „Fliegenden Blätter" haben durch einen Zufall des Teufels Notizbuch gefunden und ihren Lesern nur ein Blatt aus ihm bekannt gemacht. Es ist vom 19. September; an diesem Tage hat sich der Teufel aufgeschrieben, was er im Auftrage des Försters Höllbrandl an einem einzigen Tage alles holen soll, nämlich: das Wetter, den Kaffee, den Krämer, den Schuster, das Podagra, den Weg, den Dackl, die Tabakspfeife, den Büchsenmacher, die ganze Jägerei, die Holzarbeiter, den Assessor, den Herrn Forstrat, die Regierung, das Ministerium, das Essen, die Köchin, den Metzger, die Fliegen, den Durst,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Bier, den Wirt, den Bräuer, die Kellnerin, die Karten, den Herrn Lehrer, ihn selbst, die Finsternis, die ganze Wirtschaft. Das ist selbst dem Teufel zu viel, und darum machte er ein ingrimmiges Gesicht, als er sich alles aufschrieb, damit er nichts vergesse.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur **„Kaffrische Heiratsgesetze", „Die Schwiegermutter unter den Zulus", „Gerettet in höchster Not", „Der kleine Zeitungsträger", „Ein unerhörtes Kunstwerk", „Herstellung des Geldes".**

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck.** Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland **50 Pfg.,** für Oesterreich-Ungarn **60 Heller,** für die Schweiz **65 cts.**



Abreiß-Kalender

für die

katholische Familie

1912.

Zu beziehen durch Vermittelung der **Mariannhiller Missions-Vertretung,** deren Adresse auf der ersten Seite genau angegeben ist.

Briefkasten.

U. F. H., Emmerich und **A. B.:** Betrag dankend erhalten. (Muß übersehen worden sein.)

A. Sch., Emmerich: Erhalten.

Abonnent des Vergißmeinnicht: Drei Pakete als Unbekannt aus Falkenberg erhalten.

(Provinz Hannover) Erding.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Heusweiler, Köln-Sülz, Münster, Epe, Cochem, Eicherscheid, Günterode, Krauthausen, Neuß, Aachen, Rheinbrohl, Rheurdt, Commern, Eiek, Firmenich, Westernhausen, Forst, Oberstdorf, Eggenfelden, Hüfingen, Gaubüttelbrunn, Oberwittighausen, Gau Weinheim, Dettelbach, Thüngersheim, Forchheim. Biberach.

Danksagungen

gingen ein aus: B. bei Tachau, Westböhmen. Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung. Dank der immerwährenden Hilfe und dem hl. Aloysius für glückl. Examen. Oberwittighausen: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Rita für Hilfe in schwerem Anliegen. Ilmspan. Durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius von schwerer Krankheit geheilt: Randersacker.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Schaan, Linz a. D., B. bei Tachau, Westböhmen, Ternita, Breslau, Reußen (3mal), Freising, Grafenhausen. Wiederfindung eines verlorenen Gegenstandes. Um Erlangung einer Stelle als Krankenpflegerin. In schwerem Seelenanliegen. Frankenstein. Augsburg. Friede in der Familie. Bruder in gemischter Ehe. Söhne in der Fremde. Krankes Dienstmädchen um glückl. Sterbestunde. Um Beharrlichkeit, gute Stelle, gutes Examen. Für einen unglücklichen Vater. Wiedererlangung der Gesundheit. Würzburg, Stoffen, Felizenzell, Zell a. H., Reichstett, Basel, Burgstall, Langenbruck, Freystadt, Mühldorf, Tuntenhausen, Eglham, Großheubach, Westernhausen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

H. P. Polders, Capellen. Joh. Peter Widdauer, Imgenbroich. Franz und Justina Henning, Schwelm. Gertrud Agnes Beiners, Sevelen. Margaretha Elisabeth Beil, Zella. Heinr. Wulf, Deleke. Christian Mayer, Eilendorf. Maria Bahrenberg, Altendorf. Maria Nierbeck, Aachen. Konrad Lübbemeier, Oberhausen. Theresia Ostmeier, Füchtorf. Peter Kugel, Gressenich. Elise Deon, Beuel. Gertrud Schornstein, Schmidthof. Franziska Hallensee, Barmen. Ehrw. Mutter Erika, Oldenburg. Johann Hippen, Oldenburg. Anna Brülls, Köln. Ludwig Krajewsky, Heiligenhaus. Pfarrer Wilh. Schlottmann, Schwaney. Eva Maria Kau, Köln. Christian Castello, Trier. Johannes Kalthenner, Weitmar. Hubert Kleefus, Heimersheim. Louise Strassen, Düren. Katharina Sichart, Köln. Theresia Deitermann, Ochtrup. Hochw. Geh. Math. Coraips, Aachen. Hubert Post, Griesberg. Christoph Flammersheim, Adenau. Karl Schorner, Lahr. M. Gertrud Wesseler, Gesmold. Maria Dietrich, Ammerzweiler. Joh. Bapt. Bayer, k. Professor, Würzburg. Witwe Gabriel Schweitzer, Niederlauterbach. Franziska Ehrhardt, Katzenstein. Elisab. Falkenhahn, Wiesenfeld. Kaspar und Veronika Erb, Setzelbach. Josef Sauermilch, Geismar. Franz Josef Wiedmann, Waldsee. Marg. Donhauser, Wolfsfeld. Pfarrer Heilig, Obereisenbach. Walburga Gerstner, Oesterburg. Gertrud Steinbruger, Balschweiler. Felix Staab, Heinrichsthal. Alois Halter und Katharina Schindler, Steinburg. Marg. Stinglhammer. Altötting. Maria Karlstadter, Untergriesbach. A. Halbig, Pfarrer, Bühl. Pfarrer Kufner, Biburg. Veronika Kunzmann, Dietenheim. Pfarrer Rösch, Amtzell. Pfarrer Eisele, Sasbach. Karl Frank, Nürnberg. Joh. B. Albrecht, Pfarrer, Appenweier. Pfarrer Joh. Eck, Falkenstein. Kresz. Schmelcher, Mering. Michael Aichner, Ernsting. Lorenz Schäfer, Hochhausen. Wilhelm Bleß, Karolina Hoffart, Bernard Reichert, Seckach. Wwe. Kirn, Reichstett. Michael Strebler, Griesbach. Olive Duffner, Rohrbach. Anna Maria Dreibus, Gabsheim. Johanna Reischer, Katharina Rottaler und Anton Affenbauer, Landau a. Isar. Isidor Straub, B. Plank, München. William Rauhbuch, Winlock, Wash. Elizabeth Mueller, Carroll, Iowa. Peter Schmidt, Allentown, Pa. Bernard Kuennen, Waueoma, Iowa. Mr. Rueth, New-York, N.-Y. Elizabeth Ortloff, Brooklyn, N.-Y.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H, Würzburg.

A. Cohausz Freiheit 7

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

